UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

V8542s

System

der

Sozialpolitik.

Von

Dr. Julius Wolf,
ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Zürich.

Erster Band: **Grundlegung.**

Stuttgart 1892.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Sozialismus

und

kapitalistische Gesellschaftsordnung.

Kritische Würdigung beider

als Grundlegung einer Sozialpolitik

von

Julius Wolf.

50035
6/5/01

Stuttgart 1892.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Der Sozialismus ist längst mit sich im reinen über die Unerschütterlichkeit seines Systems, ebensowohl nach der theoretisch-kritischen, wie nach der praktisch-positiven Seite. Viele hunderttausende von Wählern haben sich in Deutschland zu ihm geschlagen, und die Anfechtungen, die er theoretisch und praktisch erfahren hat, sind ihm wenig nahe gegangen, er hat sie durch äußere Erfolge überwunden. Im Geiste sieht er schon, wie die Morgenröte des kommenden Tages die Nebel der kapitalistischen Ordnung zu lichten beginnt, um sie schließlich wegzuscheuchen und die Mitternachtssonne zum Gesetze der Gesellschaft zu erheben. Nur noch ein wenig Geduld — bald ist alles überstanden!

Als am 1. Oktober 1890 das Sozialistengesetz in Deutschland dahinfiel, und später, als dieser Tag zum erstenmal sich jährte, ließ die deutsche Sozialdemokratie in überströmendem Kraftgefühl durch ihr Organ, den „Vorwärts", dem deutschen Volke verkünden: „Lärmender Siegesjubel ziemt nicht dem Starken. In stolzer, ruhiger Ueberlegenheit schaut die siegreiche Sozialdemokratie auf ihre Feinde herab, die — ein Bild des Jammers — voll Zittern und Zagen dem heutigen Tage entgegengesehen haben und mit Grauen in die Zukunft blicken." Denn „wo ist der ‚geistige Kampf', den sie uns angekündigt haben? Sie zetern nach der Polizei, dem Staatsanwalt, nach der Ultima ratio der Kanonen — dem ‚letzten Grunde' aller derer, die keine Vernunftgründe haben. Das sind ihre geistigen

Waffen. Andere haben sie nicht.“ Zum Schluß noch einmal der stolze Rückblick auf die letzte Errungenschaft: „Die Sozialdemokratie dagegen hat den höchsten Triumph zu verzeichnen, der einer unterdrückten Partei erwachsen kann — sie hat ihre Unterdrücker geistig erobert.“

Die deutsche Sozialdemokratie hat sich ihre Feststimmung seitdem erhalten. Wenn einer ihrer Führer, August Bebel, die Ende 1890 geschriebene Vorrede zur neunten Auflage seines Buches „Die Frau“ mit den Worten schließt: „Beruht der Sozialismus auf Irrtum, so wird er untergehen, beruht er aber auf Wahrheit, d. h. ist er das naturnotwendige Ergebnis unsrer gesellschaftlichen Entwickelung, dann wird keine Macht der Erde seine Verwirklichung zu hindern vermögen,“ so wird auch der naivste Leser den Sozialistenführer nicht dahin mißverstehen, als ob nach seiner Auffassung hier in der That noch eine Frage „offen“ stünde. Das scheinbare „Entweder Oder“, „Irrtum ist Untergang, Wahrheit ist Sieg“, ist nur berechnet, deutlicher zu machen, daß nicht weil die Macht, sondern weil die Wahrheit dem von sich aus machtlosen Sozialismus zur Seite steht, er Sieger bleiben wird im Kampfe.

Der Sozialismus nennt es die Wahrheit. Ob es in der That die Wahrheit ist, die ihn bisher stichfest gemacht hat, soll die nachfolgende Untersuchung lehren. Daß er selbst freilich die glühende Ueberzeugung von dem Rechte seiner Sache in sich trägt, ist zweifellos. Er hat seinen redlichen Idealismus so gut wie die radikalen Parteien vor fünfzig und hundert Jahren. Und wie es von diesen galt, gilt auch von ihm, was Mirabeau von dem damals noch wenig gekannten Robespierre gesagt hat: „Dieser Mann wird etwas ausrichten, denn — er glaubt das, was er sagt.“ Der Sozialismus hat Legionen geschlagen und geworben — er hat seinen Glauben. Und wer „glaubt“, an sich glaubt, dem wird geglaubt. Schließt die Hülle jenes Glaubens auch nur ein Körnchen Wahrheit ein, so wird der Glaube Herr im Land.

So ist der Sozialismus in die aufsteigende Lebenslinie

getreten. Und immer noch stoßen, Tag um Tag, die Ueberläufer in mächtiger Zahl zu ihm, die Frondeure aus Bedürfnis, die von der Natur und den Verhältnissen Zurückgesetzten, und die wahrhaft Gläubigen, die warmblütigen Idealisten, nachdem sie das Band zerschnitten haben, das sie mit der alten Tradition und der Gesellschaft, die dessen Bannerträgerin ist, verknüpfte.

Wir in diesem Buche haben uns zu der zerschossenen Fahne der „alten Tradition" gestellt. Unser Buch enthält die eingehendste Rechtfertigung eines dem Sozialismus entgegengesetzten Standpunkts. Würde es gelesen und würden Gründe Feuer fangen, wo das Herzensbedürfnis sie abprallen zu lassen besteht, es könnte wohl dem Sozialismus den „Glauben" an sich benehmen und die von jenem Sozialisten aufgestellte Alternative „Irrtum — Untergang, Wahrheit — Sieg" zu Gunsten der ersteren Möglichkeit entscheiden.

— Soviel andeutungsweise über die praktischen, wir möchten sagen, sozialpolitischen Ansätze bereits dieses ersten Bandes. „Sozialpolitisch", wenn anders die moderne Sozialpolitik mit die Absicht hat, den Sozialismus als Volksbethörer lahmzulegen. Im übrigen will der Band einen zweiten vorbereiten, nämlich die „Grundlegung" liefern, das Gerüst einrammen für den weiterhin aufzuführenden Bau einer eigentlichen Sozialpolitik.

Was den formalen Charakter der Schrift betrifft, so wird uns die Großzahl unsrer Leser darüber keinen Groll nachtragen, daß wir jedem Streit über Begriffe aus dem Wege gegangen sind. Auch sonst haben wir nicht so sehr ein gelehrtes Buch zu schreiben uns bemüht, wie dem bescheideneren Ehrgeiz gefröhnt, einfach gelesen zu werden. Alle Erkenntnis, sagt einmal Schopenhauer, wurzelt in der anschaulichen Auffassung der Dinge. Er fügt sogar hinzu, „alles Urdenken" geschehe in Bildern. Wo man dem Leser ungewohnte Gedankenreihen zu vermitteln hat, kann daher nicht der stolpernde Kothurn des Begriffs, sondern nur die möglichst schlichte Anschaulichkeit durchgreifend und schlagend wirken. Unter ähnlichem Gesichtspunkte haben wir den Leser an manchen Details unsrer Arbeit vorübergeführt. Wenn wir

z. B. für uns selbst durch den Begriffsurwald des „Kapital" von Marx mit Aufwand aller Kräfte einen Weg zu bahnen hatten, so schien es uns kein Pflichtgebot, es gemeinsam mit dem Leser nochmals zu versuchen, sondern wir haben ihn einfach den ausgehauenen Pfad geleitet. Schon äußere Rücksichten verboten uns, mit jeder unsrer kritischen Erwägungen an ihn heranzutreten, und wir haben darauf verzichtet, unerachtet der Gefahr, daß man uns vorwerfe, wir hätten dies und jenes nicht bedacht, weil — nicht ausgesprochen.

Der Druck des Buches hat begonnen, lange bevor es fertig war. Daraus erklären sich einige kleinere Unebenheiten. In der Vorbemerkung greifen wir Zusammenhänge auf, die an dieser Stelle recht wohl auch hätten vernachlässigt werden dürfen. Auch das sei noch entschuldigend erwähnt, daß uns statistisches Material und Hilfskräfte nicht immer zur Verfügung standen, wo wir ihrer dringend bedurft hätten. Infolgedessen waren wir einmal genötigt, nach beiden Richtungen mit ungenügendem Ersatze zu arbeiten.

Wien, am 1. April 1892.

J. W.

Inhaltsübersicht.

Seite

Erster Abschnitt. **Eine Geschichte der sozialen Moral, gleichzeitig Geschichte der sozialen Grundrechte** 7
I. Bisherige Bearbeitungen 9
II. Aeußere Geschichte (Geschichte der sozialen Ideen) 24
III. Epochen der Humanität 50
IV. Das Entwickelungsprinzip 60

Zweiter Abschnitt. **Das soziale Recht. — Moderne Standpunkte** 85
I. Inhalt der sozialen Grundrechte 87
II. Das Grundproblem der sozialen Ethik 97
III. Der Kampf ums Recht 110
IV. Sozialismus und Katheder-Sozialismus 115

Dritter Abschnitt. **Kritik des Sozialismus** 123
I. System des Marxschen Sozialismus 125
II. Die Thatsachen der sozialen Entwickelung 139
III. Die (sozialistische) Theorie der sozialen Entwickelung . . . 246

Vierter Abschnitt. **Kritik der „kapitalistischen" Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung** 305
I. Fortschritt und Armut 307
II. Die kapitalistische Volkswirtschaft 393

Fünfter Abschnitt. **Gerechtigkeit** 567
I. Die Erfüllung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag . . 569
II. Die Armen und die Reichen 577
III. Die Formel der „Gerechtigkeit" 591

Inhaltsverzeichnis.

Vorbemerkung S. 1.

Die Sozialpolitik im Rahmen der Wirtschaftswissenschaft S. 2. — Sozialpolitik und Menschheitszwecke S. 3. — Modus procedendi S. 4. — Was ist „Recht"? S. 5. — Das Recht im Flusse der Entwickelung S. 6.

Erster Abschnitt.

Eine Geschichte der sozialen Moral, gleichzeitig Geschichte der sozialen Grundrechte.

I. **Bisherige Bearbeitungen** S. 9.

Die Geschichtsphilosophie und unsre Frage S. 10. — Sind wir bessere Menschen geworden? S. 11. — Goethe und Schiller darüber S. 12. — Schiller und Rousseau S. 13. — Buckle S. 14. — Ranke S. 15. — Guizot S. 17. — Herbert Spencer S. 18. — Methode der Geschichtsphilosophie S. 21. — Ihre Erfordernisse und deren Erfüllung S. 22. — Anthropologie oder Geschichte? S. 23.

II. **Aeußere Geschichte (Geschichte der sozialen Ideen)** S. 24.

Altertum: Die Sklaverei S. 24. — Das Recht des Stärkeren S. 25. — Genossenschaftsrecht S. 26. — Aufdämmern des Gleichheitsgedankens S. 27. — Philosophie und Christentum S. 28. — Zur Würdigung des Altertums S. 29. — Mittelalter: Die Kirche S. 30. — Evolution des Gleichheitsgedankens S. 31. — Von der politischen Gleichheit zu der des Eigentums S. 32. — Der erste litterarische „Sozialismus" S. 33. — Neuzeit: Die große Reaktion (Niederwerfung der Bauernschaft) S. 34. — Lokaler Aufschwung S. 35. — Das Christentum und die Idee der Freiheit S. 36. — Litterarische Schilderhebung S. 37. — J. Locke S. 38. — Neueste Zeit: Rousseau S. 39. — Robespierre S. 40. — Die Revolution im Volke S. 41. — Bourgeoisie, Sozialismus S. 42. — Sozialismus in Deutschland

S. 45. — Seine Zusammenhänge: Kosmopolitismus S. 46. — Republikanismus S. 47. — Atheismus S. 48.

III. **Epochen der Humanität** S. 50.

Epochen der gesellschaftlichen Moral S. 50. — Die erste Epoche S. 52. — Der Bauer S. 53. — Die Wandlung S. 57. — Die zweite Epoche S. 58. — Die Reichen und die Armen S. 59.

IV. **Das Entwickelungsprinzip** S. 60.

Fragen des Entwickelungsprinzips S. 60. — Die Entwickelung eine „Thatsache"? S. 61. — Die Formel der Entwickelung S. 62. — Eideshelfer: Goethe, Tolstoi, Kant, Herder, Lotze S. 63. — Rümelin, Oettingen S. 64. — Triebfedern der Entwickelung S. 65. — Moral und Wissenschaft S. 68. — Materialistische Geschichtstheorie S. 69. — Der Unterschied im sittlichen Niveau der Menge und des Einzelnen S. 73. — Der moderne Mensch S. 74. — Zur Geschichte des Mitleids S. 75. — Die „Schätzung" des Mitleids S. 78. — Die Moral der Reichen und der Armen S. 79.

Locke und das „Recht auf den vollen Arbeitsertrag". (Ein Exkurs) S. 80. — Rechtsquelle des Eigentums S. 81. — Grenzen des Eigentumrechts S. 82. — Arbeit die Quelle aller Werte S. 83.

Zweiter Abschnitt.

Das soziale Recht. — Moderne Standpunkte.

I. **Inhalt der sozialen Grundrechte** S. 87.

Inhalt des Rechts auf Freiheit S. 88. — Inhalt des Rechts auf Gleichheit S. 89. — Genesis beider Rechte S. 90. — Recht auf Existenz S. 91. — Recht auf den vollen Arbeitsertrag S. 93. — Die Kontroverse S. 95. — Die Aufgabe S. 96.

II. **Das Grundproblem der sozialen Ethik** S. 97.

„Herren- und Sklavenmoral" S. 97. — Kultur- und Glückszweck S. 98. — Nietzsches Gesellschaftsphilosophie S. 99. — Schopenhauer S. 102. — Treitschke S. 102. — Schmoller S. 105. — Deutsche Klassiker S. 106. — Ergebnis S. 108.

III. **Der Kampf ums Recht** S. 110.

„Ziel" und „Recht" S. 110. — Rechts- und sittliche Forderungen S. 111. — Der Streitpunkt S. 112. — Die Parteien S. 114. — Der „Zug der Zeit" S. 115.

IV. **Sozialismus und Kathedersozialismus** S. 115.

Sozialismus S. 115. — Kathedersozialismus S. 118. — Sozialismus gegen Kathedersozialismus S. 120. — Die sozialistische Beweisführung S. 121.

Dritter Abschnitt.

Kritik des Sozialismus.

I. **System des Marxischen Sozialismus** S. 125.

Marx und der moderne Sozialismus S. 125. — Das „Kapital" des Marx S. 128. — Das Vorgehen bei Ausbeutung des Arbeiters S. 129. — Die Zwangslage des Arbeiters S. 131. — Untergang der kapitalistischen Gesellschaft S. 132. — Das Verständnis des Marx S. 133. — Marx im Munde seiner Anhänger S. 134. — Die letzten sozialistischen Manifeste S. 136. — Die Thesen des Sozialismus S. 137. — Wege zur Prüfung des Sozialismus S. 138. — Die zu begünstigenden davon S. 139.

II. **Die Thatsachen der sozialen Entwickelung** S. 139.

A. Allgemeines: Verfahren des Sozialismus bei Feststellung sozialer Entwickelungsthatsachen S. 139. — „Soziale Statistik" S. 141. — Sozialstatistisches Material des Marx S. 142. — Seine Relevanz S. 143. — Des Marx sozialistischer Beweis S. 144. — Gladstone und Marx S. 145. — Brentano-Engels über Gladstone-Marx S. 146. — Die offiziellen „Paupers" ein soziales Kriterium? S. 147. — Mittel der sozialen Statistik S. 148. — Thatsachen des wirtschaftlichen Fortschritts S. 155. — Britisches Volksvermögen früher und jetzt S. 156. — Zuwachsrate des britischen Volksvermögens S. 158. — Anderweitige Thatsachen des wirtschaftlichen Fortschritts S. 159. — Einkommensverteilung in England früher und jetzt S. 160. — Massenkonsum im „Vereinigten Königreich" früher und jetzt S. 167. — Sparkasseneinlagen S. 171. — Friendly Societies S. 174. — Erbschaften S. 175. — Unterstützte Arme S. 177. — Verbrecher S. 179. — Sterbestatistik S. 181. — Ergebnisse der englischen Sozialstatistik S. 182. — Die englische Sozialstatistik in sozialistischer Beleuchtung S. 183.

B. Zur Geschichte des englischen Arbeiters: Volksvermehrung in England S. 184. — Technischer Fortschritt und Warenpreis S. 186. — Der Arbeiter in der Baumwollenindustrie S. 187. — Der landwirtschaftliche Arbeiter in England S. 193. — Uebersicht der Entwickelung S. 196. — Die Entwickelung, vom Sozialismus dargestellt S. 197. — „Statistischer Unfug" S. 198. — Methode des Sozialismus S. 199. — Eine Stimme der „öffentlichen Meinung" S. 200. — Almosengenössige und Arbeitslose S. 201. — Schippels letztes Wort S. 203.

C. Zur sozialen Entwickelung im Königreich Sachsen: Sächsische Sozialstatistik S. 203. — Sächsisches Volkseinkommen S. 204. — Gesellschaftliche Gliederung in Sachsen früher und jetzt S. 205. —

Fleischverbrauch als sozialer Maßstab S. 207. — Sparkassenstatistik S. 208. — Armenstatistik S. 210.

D. Zur Geschichte der Sterblichkeit S. 211: „Körperliche Entartung der Kulturmenschheit" S. 212. — Sterblichkeit der europäischen Großstaaten (ohne Rußland) S. 213. — Kriegsverlust und Entwickelungsgewinn S. 214. — London und Berlin im 17. und 18. Jahrhundert S. 215. — Karl Marx und Justus v. Liebig S. 217. — Rückgang der Militärmaße S. 218. — Entwickelung der Rasse in Frankreich S. 219. — Benutzbarkeit der Aushebungsstatistik S. 220. — — Sterblichkeit im industriellen Städtestaat gegen den Ackerbaustaat S. 221. — „Englands Gegenwart — die Zukunft des Festlands" S. 223.

E. Die Quellen der Irrlehre von der zunehmenden Differenzierung der Gesellschaft: „Die Reichen werden reicher, die Armen ärmer" S. 224. — Stimmen aus einigen Ländern S. 225. — Die Wissenschaft darüber S. 226. — Das statistische Material S. 227. — Basler, badische, sächsische Steuerstatistik S. 228. — Preußische Steuerstatistik S. 229. — Soetbeer, Mithoff, Gust. Cohn und Bebel S. 230. — Die Verarbeitung des statistischen Materials S. 231. — Der einzuschlagende Weg S. 232. — Zweierlei Methoden S. 233. — Zweierlei Ergebnisse S. 234. — Lehren der sächsischen Steuerstatistik S. 236. — Die oberste Klasse S. 237. — Beteiligung der Klassen am Gesamteinkommen S. 238. — Beteiligung der Klassen am Zuwachs S. 239. — Wechsel im Durchschnittseinkommen der Klassen S. 242.

F. Schlußwort: Evolution nach der sozialistischen Theorie S. 244. — Evolution in Sachsen S. 245. — Aussichten der sozialistischen Theorie S. 246.

III. **Die sozialistische Theorie der sozialen Entwickelung** S. 246.

A. Einleitung: Die Frage nach dem Lebensgesetz der „kapitalistischen Gesellschaft" S. 247. — Lassallesche und Marxsche Erklärung S. 248.

B. Das Lassallesche eherne Lohngesetz S. 248. — Der Kampf um dasselbe S. 250. — „Der Mohr kann gehen" S. 251. — Einwendungen gegen das „Gesetz" S. 252. — Seine Doppelzüngigkeit S. 253. — Marx gegen Lassale S. 254. — Malthus und Lassalle S. 255.

C. Das Marxsche Gesetz der industriellen Reservearmee S. 255. — Marx und Malthus S. 256. — Das eherne Lohngesetz des Marx S. 257. — Die industrielle Reservearmee S. 258. — Europäischer Bevölkerungszuwachs und industrielle Reservearmee S. 259. — Das statistische Material des Marx S. 260. — Eine

Ueberrumpelung S. 262. — Schippel und die „moderne Uebervölkerung" S. 263. — Die „Gunst des Zufalls" S. 264. — Verzicht auf diese Gunst S. 265. — Das „Gesetz" der industriellen Reservearmee eine petitio principii S. 266. — Die vollständigen Ziffern S. 268. — Pauperismus und industrielle Reservearmee S. 269. — Ungereimtheiten des „Gesetzes" der industriellen Reservearmee S. 270. — Zwei Bewegungs-„Gesetze" in der kapitalistischen Gesellschaft? S. 271. — Das „Gesetz" der industriellen Reservearmee als ehernes Lohngesetz S. 272. — „Schlimmer als ehern" S. 273. — Die industrielle Reservearmee, das letzte Wort des Sozialismus S. 282.

Einschaltung: **Zur Geschichte der Arbeitsgelegenheit in Sachsen** S. 274. — Der Notstand der Großstädte S. 275. — Berufsverschiebung in Sachsen von 1849 bis 1882 S. 276. — Der Zug vom Lande in die Stadt S. 277. — Berufsklaviatur des Königreichs Sachsen 1875 gegen 1849 S. 278. — Die Kompensationstheorie S. 281.

D. Die Theorie des Mehrwertes S. 284. — Die Methode des Marx S. 285. — G—W—G S. 286. — Wer ist das Opfer der Ausbeutung? S. 287. — In der primitiven Gesellschaft S. 288. — Die Marxsche Theorie des Wertes S. 289. — Diskussion über die Werttheorie S. 290. — Der wahre Mehrwert S. 291. — Die Maschine als Mehrwerterzeuger S. 292. — Die Funktion des Zwischenhandels S. 293. — Die Unternehmerfunktion in sozialistischer Beleuchtung S. 295. — Die zwei Perioden der Wirtschafts-Weltgeschichte S. 296. — Unternehmer und Arbeiter S. 297. — Das Ziel der Unternehmerthätigkeit S. 300.

E. Einiges Spezielle zur Marxschen Theorie des Arbeitslohnes: Wahrheit und Dichtung S. 301. — Der „salto mortale" des Marx S. 302. — Die bürgerliche Volkswirtschaftslehre — eine „optische Täuschung" S. 303. — Die „Produktivität der Arbeit" S. 304.

Vierter Abschnitt.

Kritik der „kapitalistischen" Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

I. **Fortschritt und Armut** S. 307.

A. Thatsächliches: Das Elend um uns herum S. 307. — Der Umfang unsrer Armut S. 308.

B. „Fortschritt und Armut": Sozialistische Argumente „ad hominem" S. 310. — „Fortschritt und Armut" S. 311. — Fortschritt und steigende Armut? S. 312. — Fortschritt und Elends-

reſt S. 313. — Summariſche Ziffern für den Fortſchritt S. 314. — Die Maſchinen als „Arbeitsſklaven" S. 315. — Was dabei vergeſſen wird S. 316.

C. Zur Berichtigung unſres Vorſtellungsbildes S. 316. — Bedingungen der Benützung der Einkommenſteuerſtatiſtik S. 317. — Erwerber pro Familie S. 318. — Zuverläſſigkeit der Steuereinſchätzung S. 319. — Samter, Böckh, Soetbeer, Ad. Wagner darüber S. 320. — Unſre Schätzung S. 321. — Einkommenshöhe und Lebenskoſten S. 322. — Verteilung der niedrigſten Einkommen in Preußen S. 323. — Fazit S. 324. — Exiſtenzminimum in Deutſchland S. 325. — Wie nährt man ſich am billigſten? S. 326. — Elend in England S. 327.

D. Woher ſoviel des Elends? S. 328. — Stimmen über die Frage S. 328. — Bis zur franzöſiſchen Revolution und in dieſer (Labruyère, Mirabeau) S. 329. — Seit der franzöſiſchen Revolution (Malthus, Dunoyer) S. 330. — Schopenhauer, Marx S. 331.

E. Die Armut der Geſellſchaft insgemein S. 331. — Kopfeinkommen im preußiſchen Staat S. 332. — Erſtaunlichkeit der Ziffer S. 334. — Die Erklärung Laſſalles S. 335.

F. Ueberſchätzung des Fortſchritts: ſeine Richtung, ſein Maß S. 336. — Die Begrenzung des techniſchen Fortſchritts S. 336. — Steigerung der Produktivität in der Landwirtſchaft S. 337 — in der Baumwollinduſtrie S. 338. — Vergleichung beider S. 339. — Zurückerſtreckung des Vergleichs ins Altertum S. 341. — Schlüſſe daraus S. 342. — Die Maſchine in der Landwirtſchaft S. 343. — Landwirtſchaftliche Induſtrien S. 344. — Produktivität der Landwirtſchaft und Arbeiterhaushalt S. 345. — Induſtrielle Produktivität und Weltwirtſchaft S. 346. — Laſſalle über „Fortſchritt und Armut" S. 348. — Stiefkinder des techniſchen Fortſchritts S. 349.

Anhang: **Der Haushalt des Arbeiters und der Mittelklaſſen** S. 349. — Verteilung der Ausgaben im bürgerlichen Arbeiterhaushalt S. 350. — Speiſe und Trank S. 351. — Wohnung, Kleider, Wäſche S. 352. — Konſumwirtſchaft des engliſchen Volkes S. 353. — Nahrungsausgaben in England S. 354. — Deutſche Bourgoisbudgets S. 355.

G. Anſprüche an den Fortſchritt: die Bevölkerungsvermehrung S. 356. — Bevölkerungsvermehrung in europäiſchen Ländern S. 357. — Bevölkerungsvermehrung und Elendsreſt S. 358. — Zur Bevölkerungstheorie: Henry George S. 359. — Friedrich Liſt, Ernſt Engel, Carey, Baſtiat S. 360. — Godwin, Sismondi, Friedrich Engels, Marx S. 361. — Fabian Society, „Vorwärts", Albert Lange, Mehring S. 362. — Rümelin S. 363. — Gegen Henry George und Genoſſen S. 364. — Ratzel, Peſchel S. 366. — Bevölkerungsdichtig-

keit und Arbeitsteilung S. 367. — Bevölkerungsgesetz S. 368. — Bebel, Cunningham, Atkinson S. 372. — Moderne Elendsstaaten S. 373. — J. v. Liebig über den Untergang des römischen Weltreichs S. 374. — Aspekten S. 375.

H. Unterschätzung der fortschrittlichen Errungenschaften S. 375. — Das Gedächtnis S. 376. — Moderner Luxus S. 377. — Steigerung der Lebenshaltung S. 378. — „Die gute, alte Zeit" S. 379. — V. A. Huber, Gustav Freytag, Westergaard S. 380. — Komfort früherer Jahrhunderte S. 381. — Elend ehedem S. 383. — Die Klage über das „Heute" S. 386. — Die Klage um das verlorne Glück S. 387. — Zusammenfassung S. 390.

I. Uebersicht S. 390. — Elendrest und Begabungslosigkeit S. 391. — Steigende Begabungslosigkeit? S. 392.

II. **Die kapitalistische Volkswirtschaft** S. 393.

A. Einleitung: Nochmals die Schuldfrage S. 393.

B. Zur Theorie der Arbeit: Die Arbeitserscheinung S. 394. — Der Arbeitsinhalt S. 395. — Die „geistige" Arbeit S. 396. — Das Beispiel der Dampfmaschine S. 397. — Drei Arbeitskategorien S. 399. — Noch eine vierte S. 400. — Das Genie S. 401. — Begabungsmerkmale S. 403. — Rassenbegabung S. 404. — Nationale Unterschiede S. 407. — Zur näheren Charakteristik der Arbeitskategorien S. 408. — Belege S. 411. — Lehren der Konkursstatistik S. 412.

C. Zur Theorie der Arbeitseinkommen (Erfinderlohn, Unternehmerlohn, Arbeitslohn i. e. S.): Die Arbeitsteilung S. 413. — Die Maschine S. 414. — Die Maschine im Transportgewerbe S. 415. — Die moderne Technik in der Textil- und in der Eisenindustrie S. 416. — „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will" S. 417. — Der Sozialismus über den Erfinder S. 418. — Der Sozialismus über den Unternehmer S. 421. — Die Unternehmerthätigkeit S. 425. — Zur Würdigung des Unternehmereinkommens S. 433. — Arbeitslohn des Unternehmers S. 434. — Fortschrittsprämie S. 435. — Risikoprämie S. 438. — Dreierlei Gefahren S. 439. — Zur Beurteilung der Wirtschaftskrisen S. 440. — Die Untergrenze des Preises S. 441. — „Versicherung gegen Arbeitslosigkeit" S. 442. — Nicht entschädigungsberechtigte Gefahren S. 443. — Höhe des Unternehmergewinns S. 444. — Oesterreichische, britische, holländische, deutsche Aktiengesellschaften S. 445. — Britische Berg- und Eisenwerke S. 446. — Belgische Kohlengruben. Britische Spinnereien S. 447. — Die Konjunktur S. 448. — Bellamy als Volkswirt S. 449. — Sozialistische Dividendenstatistik S. 450. — Bisherige Errungenschaften der Unternehmergewinntheorie S. 451. — Arbeiterausbeutung S. 452.

D. Kapitalzins: Anläufe zur Kapitalzinserklärung S. 453. — Karl Menger und v. Böhm darüber S. 454. Die Abstinenztheorie S. 455. — Ihre Beurteilung durch v. Böhm, Marx, Lassale S. 456. — Roscher und Marx S. 457. — Zurückweisung der Theorie S. 458. — „Wertproduktivität des Kapitals" S. 459. — Der Irrgarten des Problems S. 460. — Ist es lösbar? S. 461. — Die Kapitalsfunktion (unsre Erklärung) S. 462. — Marx darüber S. 463. — Böhm gegen die Produktivitätstheorie S. 464. — Die heutige Wissenschaft gegenüber dem Kapitalzins S. 472. — Schäffle, Wagner, Gust. Cohn, George, Flürscheim S. 473. — Böhms Kapitalzinstheorie S. 474. — Der Zins als sittliches Problem S. 479. — Die Nationalökonomie bisher darüber S. 480. — Für und wider S. 481. — Resultat der „sittlichen" Verrechnung S. 482. — Zinsentwickelung des letzten Vierteljahrhunderts S. 483. Der Zinsfuß der nächsten und weiteren Zukunft S. 484. — Der zukünftige Zinsfuß S. 485. — Die Wehrlosigkeit des Kapitalisten. Der Zins im Sozialistenstaat S. 486.

E. Rente S. 487. — Recht auf den „Leistungsertrag" S. 487. — Was ist „Rente"? S. 488. Die Allgemeinerscheinung der Rente S. 490. — Bodenrente, Objekts-, Subjektsrente S. 491. — Bodenrente und Fruchtpreis S. 492. — Zur Geschichte des Weizenpreises im 19. Jahrhundert S. 493. — Zur Geschichte des Güterpreises S. 494. — Disparitäten der Frucht- und Güterpreisentwickelung S. 495. — Zur Erklärung S. 496. — Marktpreis und Effektivpreis S. 496. — Verkehrsschwierigkeiten in früherer Zeit S. 497. — Rußland, England, Mitteldeutschland, Ungarn S. 498. — Atlantic, Frankreich S. 499. — Preisdifferenzen verschiedener Plätze S. 500. — Die „Wendung zum Bessern" S. 501. — Straßenbau S. 502. — Steigende Dichtigkeit der Bevölkerung S. 503. — Rückstoß der Entwickelung in der Umgebung der Städte S. 504. — Amerikanische Erfahrungen S. 505. — Ein Rechenexempel S. 506. — Die Preisentwickelung animalischer Landwirtschaftsprodukte S. 508. — Fortschritt der landwirtschaftlichen Produktivität S. 509. Produktivitätsentwickelung und Grundrente S. 510. — Kapital im Boden S. 511. — Grundwert und Kapitalzins S. 512. — Weiteres zur Geschichte der Grundrente S. 513. — Der Gang des Weizenpreises vom 15. ins 19. Jahrhundert S. 513. — Gang der englischen Grundrente vom 16. ins 19. Jahrhundert S. 514. — Zur Geschichte des Grundwerts in Westdeutschland vom 8. ins 13. Jahrhundert S. 516. — Zur Geschichte des Grundwerts in Deutschland seit dem 14. Jahrhundert S. 517. — Zur Geschichte des Grundwerts in Irland seit dem 17. Jahrhundert S. 518. — Zur Geschichte des Grundwerts in Nordamerika in jüngster Zeit S. 519. — In wessen Händen ist die Rente? S. 520. — Das Ver-

steckensspiel der Rente S. 521. — Grundrente oder Kapitalzins? S. 522. — Besitzwechsel in Grundstücken S. 524. — Grundrententheorie Carey-Bastiats S. 525. — Hausrente S. 526. — Zur Geschichte der Hausrente S. 526. — Das Wachstum der Städte in England vom 14. ins 19. Jahrhundert S. 527. — Das Wachstum der Londoner Hausrente S. 528. — „Unearned increment" S. 529. — Vorzugsstellung des „Hausrentners" S. 530. — Das Argument des Henry George S. 531.

F. Zur Einkommenslehre im allgemeinen S. 531. — Das Prinzip der Einkommensgliederung S. 532. — Die „Accumulation des Kapitals" nach Marx S. 533. — Vermögensbildung im England der Neuzeit S. 534. — Schaffung der Arbeiterarmee S. 535. — Zur Kritik der Marxschen Darstellung S. 536.

Aus der Geschichte der Groß-, insbesondere der Kolossalvermögen S. 536. — Massenwucher im frühesten Altertum S. 537. — Der wirtschaftliche „Urmensch" S. 538. — Zwischenhandelsaufschlag und Zinsfuß S. 539. — Reichste Hellenen S. 540. — Reichste Römer S. 541. — „Politischer" Reichtumserwerb S. 542. — Das frühe Mittelalter S. 543. — Drei Gipfelpunkte der Entwickelung S. 544. — Jacques Coeur, Anton Fugger, die Medici, Grimaldi, Chigi ꝛc. S. 545. — Die Bildung der agrarischen Großvermögen S. 546. — Die Quellen des „mobilen" Reichtumserwerbs S. 547. — Großhändler, Industrielle, Steuerpächter, Anlehensvermittler S. 548. — Eisenbahnkönige, Großmagasine S. 549. — Privilegien der Stellung S. 550. — Prämien. Die Börse S. 551. — Allgemeine Charakteristik. Vertrauensmißbrauch S. 552. — Gründergewinne. Jay Gould S. 553. — Seine Praktiken S. 554. — September 1869, November 1890 S. 555. — Ringe (Rockefeller) S. 556. — Bergwerksadern S. 557. — Mackay, Demidow, Astor, Herzöge von Westminster und Bedford S. 558. — **Krupp in Essen** S. 559.

Zur Kennzeichnung der Kulminationsperioden S. 561. — Uebersicht der Entwickelung S. 562. — Systematik der Einkommen aus sozialem Gesichtspunkt S. 563. — Ein Rückblick auf die sozialistische und „kapitalistische" Nationalökonomie S. 564. — Das „Kapital" des Marx S. 565.

Fünfter Abschnitt.

Gerechtigkeit.

I. **Die Erfüllung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag** S. 567.

Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag dem Arbeiter vorenthalten? S. 569. — Die dieses behaupten S. 570. — Fehler ihrer Argumen-

tation S. 571. — Schwierigkeiten der Erledigung S. 572. Indizienbeweis S. 573. — Die wahre Natur des vom Arbeiter postulierten Rechts S. 575. — „Schmarotzer" S. 576.

II. **Die Armen und die Reichen** S. 577.

Das Forum der „Gerechtigkeit" S. 577. — Wer ist urteilsberufen? S. 579. — Die Armen. Die Verbitterung in ihren Reihen S. 580. — Das Zerrbild des Kapitalisten S. 581. — Sozialistische Schlagwörter S. 582. — Der Arbeiter in Versuchung S. 583. — Die self made men S. 584. — Der Arbeiter gegen seinesgleichen S. 585. — — Die Reichen. „Philosophie des Unbewußten" S. 586. — Mängel der Vorstellung vom Leid des andern S. 587. — Cynismus S. 588. — Bewährung der Besitzenden S. 589.

III. **Die Formel der „Gerechtigkeit"** S. 591.

Mängel der Vorstellung vom Bedürfniskreis des andern S. 592. — Schopenhauers soziale Ethik S. 593. — Gerechtigkeit und „eigentliche Güte" S. 594. — Zur Berichtigung von Schopenhauers Ethik S. 595. — „Glücksteilnahme" S. 596. — Sittliche Billigkeit" S. 597.

A. Das Feld der primitiven Gerechtigkeit S. 598. — Der geschäftliche Erfolg der Immoral S. 598. — Was zu thun ist S. 599.

B. Berichtigung des Glückes I. S. 600. — Polarität von Arbeitserfolg und Arbeitsmühe S. 600. — J. St. Mill darüber S. 601. — Arbeitspflicht S. 602. — Moderne Kasten S. 603. — Verteilungsmöglichkeiten S. 605. — Rückgang im Preis der dispositiven Arbeit S. 606. — Ein Recht über dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag S. 607.

C. Berichtigung des Glückes II. S. 608. — Das „Glück" S. 609. — Glück oder Unglück — was ist der größere Zufall? S. 610. — Inwieweit das Unglück der einen Glücksbedingung der andern ist S. 611.

D. Caritas S. 611. — Das Anwendungsgebiet der Caritas S. 612. — Das Recht auf Existenz ein Unrecht? S. 614. — Das Recht auf Existenz eine Kulturpflicht S. 615.

Anhang.

Aus der Rede Liebknechts zum Parteiprogramm S. 616. — Aus dem „Programm der sozialdemokratischen Partei Deutschlands" S. 619.

Vorbemerkung.

Wie der Seefahrer und Reisende, wenn er neues Land betritt, zunächst die Frage des Wo, der geographischen Oertlichkeit für sich und denjenigen stellt, dem er davon erzählen will, so muß auch die Hantierung des Mannes der Wissenschaft auf einem Spezialgebiet mit der Bestimmung von dessen „geographischer Länge und Breite" beginnen. Wie gliedert sich unsre Aufgabe den Aufgaben der Wissenschaft und über dieser stehend den Aufgaben, die der Menschheit überhaupt gestellt sind, ein? Auf dem Globus der Menschheitszwecke, in deren Dienst alles, was wir thun, gestellt sein soll, gilt es, sich zurechtzufinden.

Unser Gebiet ist das der sozialen Frage. Und aufbauen wollen wir auf diesem Boden ein System der „Sozialpolitik". Was will das heißen? Daß die soziale Frage ein Problem bedeutet, welches die gegenseitigen Beziehungen der Menschen bedenkt, geht schon aus dem Wortsinn hervor. Sozial ist gesellschaftlich. Aber gegenseitige Beziehungen der Menschen in der Gesellschaft werden auch von allen Rechtsinstituten, von der Verfassung, von Vereinen und ungezwungenen Gesellschaftskreisen wahrgenommen; gegenseitige Beziehungen der Menschen in der Gesellschaft hat auch die Geschichte und haben Teile der Philosophie zum Gegenstand. Der Wortsinn [1]) ist also weit

[1]) Das Wort „sozial" in moderner Bedeutung wird zurückgeleitet auf die Anwendung, die ihm Rousseau im „Contrat social" gegeben hat. 1762 kam das Wort nach Deutschland herüber. Vordem, insbesondere im Latein hat „socialis" einen weit engeren Begriff umfaßt als populus, res publica. Aehnlich hat sich das deutsche Wort Gesellschaft aus der ursprünglichen Gesaalschaft, der Gemeinschaft der Bewohner eines Raumes zum Begriff der ausgedehntesten Gemeinschaft entwickelt mit dem Bedürfnis der Zeit (vgl. einen am 10. Oktober 1890 im Zweigverein des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins" zu Halle gehaltenen Vortrag von Karl Schulz über die sprachgeschichtliche Seite der sozialen Frage).

entfernt, uns auch eine deutliche Begrenzung des Gebiets, auf welchem wir uns tummeln wollen, zu liefern. Wie uns helfen? Das Visier, durch das wir sehen müssen, um die Grenze unsrer Aufgabe zu finden, kann offenbar kein andres als das der Gesamtwissenschaft sein, welcher jene spezielle, uns beschäftigende Aufgabe entnommen ist. Die Sozialpolitik ist ein Teil der Wirtschaftswissenschaft. Die Wirtschaftswissenschaft hat aber die sogenannten materiellen Güter zum Vorwurf, die Güterobjekte, von denen wir leben, oder aus denen wir Genuß ziehen, vermittelst deren wir den Lebensprozeß und viele außerhalb dieses selbst liegende Lebensabsichten verwirklichen, und zwar faßt sie die Objekte direkt um jener Zweckbeziehung willen ins Auge. Da sie dabei auch sich praktisch umthun muß, und schließlich Selbsterkenntniswissenschaft sein will, ist ihr Lehrumfang der denkbar größte. Sie stellt Thatbestände und Kategorieen fest; sie analysiert den Mechanismus der Wirtschaft und die Motoren, die ihn treiben. Ihr Gebiet teilt sich dabei in eines, das die sogenannte Produktion, die Herstellung der Güter, gleichsam als Philosophie der Technik, behandelt, in ein zweites, das den Handwechsel der Güter zum Gegenstand hat, und in ein drittes, das ihr endgültiges Zufließen hierhin und dorthin, und die Masse, in der sie sich in verschiedenen Händen sammeln, in Betracht zieht. Insoweit die Nationalökonomie die Bedingungen und Zusammenhänge und Regelmäßigkeiten, nach denen all dies vor sich geht, klar zu legen sucht, ist sie sogenannte theoretische Nationalökonomie. Dies ist die Lehre von den Kräften und ihren Verwendungen, sozialwirtschaftliche Physik. Bekanntlich kann aber die Wirtschaft dem Einfluß der privaten Kräfte und Prozesse und dem Einflusse von außen her in das Land wirkender bis zu gewissem Grad entzogen werden; bekanntlich auch hat der Staat um der bloßen Ordnung willen einzugreifen, wo der Einzelne nicht das Interesse oder die Macht dazu besitzt; er hat zu organisieren und für Erziehung und Unterweisung zu sorgen, oder wo nicht er, hat diese Aufgabe die sich ohne weitere Vermittelung an den Menschen wendende Wissenschaft. Er und diese treiben daher auch „Politik". Und damit füllt dann die

sogenannte praktische Nationalökonomie ihr Gebiet. Die Sozialpolitik ist hieraus ein Abschnitt. Ihre Aufmerksamkeit gilt der Verteilung, welche die Güter im Volke finden. Sie fragt einmal dem Thatbestande, dem gesellschaftlichen Niederschlag der Wirtschaftsthätigkeit des Volkes nach und bringt sodann diesen Thatbestand unter eine Lupe mit dem Fadenkreuz der Gerechtigkeit. An diesem Fadenkreuz mißt sie. Mit seiner Hilfe stellt sie fest, was in den vorliegenden Gestaltungen recht, was unrecht ist. Wo sie aber Unrecht findet, da ruft sie unser Gewissen auf und zeigt uns die Wege, um was sein soll zu dem was ist zu machen. Sie ruht nicht eher, als bis dies geschehen ist.

Es genügt aber nicht, das Ressort genau zu bezeichnen, in dem der Sozialpolitiker seines Amtes zu walten hat. In dem Ministerium der Wissenschaft gibt es nicht Departements, die unabhängig von einander eins neben dem andern wirken, mit dem Minister an der Spitze, der sie alle übersieht; sondern jeder einzelne Ressortverwalter muß auch für sein Teil Minister sein, d. h. die Aufgabe der Verbindung mit den andern für sich selbst besorgen. Jede wissenschaftliche Behandlung eines Gegenstandes hat, damit sie solche sei, die Verbindung aufzusuchen und festzuhalten, die zwischen dem Gegenstande und den Menschheitszwecken und Absichten besteht.

Man darf auch bei bescheidenen Kräften weder vor dem Wort, noch vor der Aufgabe zurückschrecken. Allerdings begegnet jeder Versuch von vornherein einer großen und unüberwindlichen Schwierigkeit. Ob der Menschheitszweck im Individuum liegt oder außerhalb desselben: in der Familie, in der Nation, in der Weltgesellschaft, bezw. welche Mischung die rechte sei — das ist unentschieden und muß unentschieden bleiben vermöge der besonderen Art des Problems als eines ethischen. Aber man kann die Frage vorerst zur Seite lassen. Für uns hier stellen wir nur das Eine fest: daß wie immer der Menschheitszweck gefaßt wird, er sicherlich nur erreicht werden kann auf dem Wege über eine befriedigende materielle Existenz des Einzelnen. Das Leben ist Voraussetzung des Wirkens und das Wort vom gesunden Sinne im gesunden Körper heute mehr

als je ins Licht gestellt. Und darum kann gerade die Wirtschaftswissenschaft das beruhigende Bewußtsein mit sich tragen, daß, indem sie den Menschen nach der Seite seiner materiellen Bedürfnisse bedenkt, sie an den letzten Zwecken menschlichen und gesellschaftlichen Daseins nicht vorübergeht.

Die Sozialpolitik hat unter allen Spezialdisziplinen unserer Wissenschaft das schärfste Ohr für diese Thatsache. Ja sie eigentlich ist mit der Wahrnehmung und Pflege jener kostbaren Beziehungen betraut. Sie steht mitten auf der Brücke, die von den „Bedingungen" des Menschen zu seiner Aufgabe hinüberführt. Eine Zeit lang war diese Brücke von der Wissenschaft der Nationalökonomie kaum mehr beachtet. Die Wirtschaft früherer Jahrhunderte hatte sie verfallen lassen. Jetzt ist man daran, sie wieder herzustellen und zu sichern für alle Zeit.

Der Plan, nach dem die Wissenschaft der Sozialpolitik dabei vorgehen muß, kann kein anderer sein als der: Sie hat festzustellen, was Rechtens ist, und auf dieser Basis mit Beachtung der der Gesellschaft zur Verfügung stehenden Mittel ein Programm von Forderungen zu entwickeln; mit diesen Forderungen den sozialen Thatbestand von heute zu vergleichen, und diesen Thatbestand als Subtrahend jenem Minuend der Forderungen gegenüber zu stellen; an der Differenz beider aber uns zu lehren, inwieweit und wo der Gesellschaftszustand eine Reform heischt; endlich uns die Wege, die gangbarsten Mittel zu weisen für die Reform, für die Verwirklichung des Rechts. Diese Disposition fließt aus der Natur der Aufgabe, um die es sich hier handelt. Aber doch ist auch zu ihr gleich eine Randbemerkung zu machen. Wir haben die soziale Frage auf den Rechtsstandpunkt gestellt. Reicht dieser aber aus, um ihr den problematischen Charakter zu benehmen, und müssen wir uns nicht von vornherein darauf gefaßt machen, ein Stück über das nackte Recht hinauszukommen? Pflichten fließen nicht aus dem Rechte allein, sondern auch aus der Moral. Neben dem Kodex, neben Gesetzesparagraphen gibt es ein ungeschriebenes Recht, genannt Gewissen. Und auch diesem hat die Sozialpolitik Gehör zu schenken. Eine einzige Einschränkung

ist ihr dabei gesetzt: Sie darf das eine mit dem andern nicht vermischen.

Damit ist unsre Aufgabe so weit als vorerst nötig, abgesteckt. Um es zu wiederholen: wir suchen das Recht, suchen den sozialen Thatbestand und finden dort, wo die Ränder des letztern hinter dem Rechte zurückbleiben, das Unrecht. Wir bezeichnen die möglichen Mittel, des Unrechts in der Gesellschaft Herr zu werden, unterwerfen sie einer nähern Prüfung und beantworten daraufhin die Frage, welche von ihnen die in höherem Maße praktikablen sind.

Die erste Frage ist also: *Was ist Recht?* In dieser allgemeinen Form unvermittelt gestellt, bringt sie, an wen immer sie gerichtet sein mag, den um Antwort Angegangenen notwendig in Verlegenheit. Einem gegebenen Thatbestand gegenüber mag er vielleicht zu entscheiden, zu schätzen vermögen, was Recht, was Unrecht ist. Aber so allgemeinhin das Recht formulieren, das ist sicherlich ein heikles Ding. Indeß, enthält nicht die Kasuistik implicite das Rechtsprinzip? Man vergleiche die Urteile verschiedenen Thatbeständen gegenüber, suche ihr Gemeinsames, und man hat „das Recht". Ist das also der Weg? Schon mit dem ersten Schritt, den man in dieser Weise gegen die Lösung der Frage macht, stößt man an ein Hindernis. Denn welche Urteile soll man überhaupt suchen? Welche Urteile in die Retorte thun, um aus ihnen „das Recht" zu brauen? Oder stimmen die Urteile, welche gefällt werden, etwa überein? Beherrschen nicht im Gegenteil die widersprechendsten Rechtsauffassungen das Gebiet der sozialen Frage? Liegen nicht die Parteien gerade über den Rechtsstandpunkt im Streite? Also, wessen Urteil soll „das rechte", soll „Recht" sein?

Wohl, es gab eine Zeit, wo das Recht als eine objektive Norm außerhalb unser, oder wenn in uns, so unabhängig von unserm Willen zu bestehen schien, wo Alle ein Recht als *das* Recht empfanden. Es war die Zeit des *Naturrechts*. Das Eigentümliche dieser Epoche — sie gehört wesentlich dem vorigen Jahrhundert an — ist nichts andres als die Uebereinstimmung fast aller Urteile über das Recht gewesen. Und deswegen war man damals zu der Anschauung verführt, daß das Recht etwas

Absolutes, eine Naturidee, eine von Gott unwandelbar dem Menschen eingepflanzte Ueberzeugung sei. Mit der Zeit wurde man eines Bessern belehrt. Ein Rechtsstandpunkt hörte auf der Standpunkt Aller zu sein, und man begann darauf hin wieder, das Recht historisch zu betrachten. Indem man aber historisch wurde, fand man bald, daß es Zeiten gegeben, wo man nicht nur die Macht gegen das Recht gewendet, sondern in der That anderes als „Recht" gedacht habe. Man stellte fest, daß die Täuschung mit dem Naturrecht die gleiche sei wie jene, die sich in der Annahme, daß wir die Dinge und nicht bloß unsere Vorstellungen von ihnen sehen, ausdrückt. Auch das Recht ist eine Vorstellung, kein objektiv sicherer, in sich begründeter Thatbestand. Und es steht gegen die Sinnesvorstellungen noch dadurch zurück, daß es sich weit rascher als es von diesen, vom Gesichtssinn, dem Gehörsinn und andern erwiesen ist, wandelt. Eine Rechtssicherheit im Sinne von Rechtsbeständigkeit und Rechtsthatsächlichkeit gibt es nicht. Es gibt eine Rechtsgeschichte, als Geschichte ebensowohl der Rechtsformen, wie des Rechtsprinzips. Das Recht und seine Wissenschaft stehen so gut im Flusse der Entwickelung, wie die experimentellen Wissenschaften, die Technik und wie die Kultur. Und deswegen ist es nichts Leichtes um die Antwort auf jene Frage: „was ist Recht?" Man muß, da man sie in der Front kaum fassen kann, suchen, seitlich an sie heranzukommen. In dieser Weise sind unsre zunächst folgenden Erörterungen gedacht. Wir stellen nämlich, um zu erfahren, was Recht ist, die verwandte und doch andre Frage: Was ist Recht geworden, und also: was ist Recht gewesen?

Das Recht, das wir hier zu betrachten haben, ist das soziale Recht, bezw. da wir einem teilweise ungeschriebenen Recht nachgehen, die (Rechts-)Moral, die in Hinsicht der sozialen Beziehungen gewaltet hat und heute gilt. In diesem Sinne soll zunächst eine ganz knappe Geschichte dieser Rechtsmoral geboten werden in der Weise, daß sie die Entwickelung der Moral zu dem, was dieselbe heute ist, zu zeichnen unternimmt, eine „Genealogie" also der sozialen Moral, um mit einem modernen Schriftsteller, Nietzsche, zu reden.

Erſter Abſchnitt.

Eine Geſchichte der ſozialen Moral, gleichzeitig Geſchichte der ſozialen Grundrechte.

I.

Bisherige Bearbeitungen.

Eine Geschichte der sozialen Moral für den Zweck der Feststellung dessen, was heute soziale Moral ist und sein soll, liefern zu wollen, wenn auch nur im Abriß und mit allen Verwahrungen, die durch die Sprödigkeit und Jungfräulichkeit des Stoffes gegeben sind, ist kein geringes Unterfangen. Man steht nicht ganz ohne Vorgänger da. Aber diese haben entweder durch die Behandlung, die sie dem Thema zu teil werden ließen, oder offen die Schwierigkeit, seiner Herr zu werden, einbekannt. Dieselbe spiegelt sich überdies nur zu deutlich in dem Umstand wieder, daß jene weit entfernt davon sind, in ihren Ergebnissen übereinzustimmen. Ebensowohl die Frage, ob eine Entwickelung vorliegt, wie die andere, in welcher Richtung sie etwa geht, ist heute strittig. Und dies ist um so mehr zu beklagen, als die Bedeutung des Gegenstands weit hinaus reicht über die Frage, um derentwillen wir ihn hier behandeln. Uns interessiert die soziale Moral als solche und um ihretwillen. Wir wollen aus ihrer Feststellung gewisse Folgerungen ziehen mit Bezug auf das, was Rechtens sein soll und es heute ist. Aber das Interesse des Historikers geht weiter. Für ihn ist zweifellos, daß wenn es eine soziale Moral gibt, sie eine der Triebfedern der Geschichte ist, also eine Kraft darstellt, die die Entwickelungen bestimmt, wenn auch nicht sie allein. Und deswegen hat die Frage, welche wir hier aufwerfen, in erster Linie Gegenstand geschichtsphilosophischer Forschung sein müssen. An diese müssen wir

uns wenden, wenn wir Auskunft darüber haben wollen, ob von jemand und von wem der Gegenstand bereits abgehandelt worden ist.

Da ist dann aber zwischen Geschichtsphilosophie und Geschichtsphilosophie zu unterscheiden. Die ältere Philosophie gibt uns nirgends auf die vorwürfige Frage eine Antwort auf historischer Unterlage, und ganz vereinzelt tritt sie überhaupt an sie heran. Das Problem ist eben von der Art, daß es in seiner spezifischen und viel umfassenden Bedeutung erst seitdem die sogenannten sozialen Forderungen erhoben werden, ersichtlich gemacht ist. Von Modernen haben sich vorzüglich Buckle und Ranke, Guizot und Herbert Spencer, Rümelin und Lotze seiner angenommen. Aber auch sie nicht in der Weise, daß sie festgestellt hätten, was früher soziale Moral war und heute soziale Moral ist, sondern bloß in Untersuchung der Frage, ob eine Moralentwickelung vorliegt. Immerhin kommen sie auf diese Weise unsrer Untersuchung bis zu gewissem Grade zu Hilfe, und jedenfalls ist es unsre Pflicht, ihrer an dieser Stelle zu erwähnen.

Es braucht kaum weitläufiger Auseinandersetzungen, um darzuthun, daß es für das Sichabfinden mit der sozialen Frage nicht wertlos ist, festzustellen, ob etwa ein immanenter Trieb zur Besserung unsrer sozialen Moral in uns liegt oder ob wir im Punkte des sozialen Gewissens seit Menschengedenken uns im Beharrungszustande befinden. Unsre Aufgabe ist es, hier zu einem Urteile über die soziale Frage, über das Berechtigte der Forderungen, die sie ausspricht, zu gelangen. Aber die Basis, von der wir das Urteil fällen, ist vielleicht im Schwanken und macht ihre Evolutionen durch. Unser Standpunkt als solcher bedarf also einer Ueberprüfung. Auch für diese Ueberprüfung gibt es kein besseres, ja überhaupt kaum ein andres Mittel, als die geschichtliche Betrachtung. Immerhin möchten wir das Folgende in erster Linie unter den Gesichtspunkt einer Frage stellen, die wir möglichst anschaulich und naiv so formulieren: Sind wir bessere Menschen geworden im Laufe der Zeit? Indem wir diese Frage

verfolgen, das Material für sie suchen und verarbeiten, beantworten sich uns gleichzeitig alle die anderen Fragen, und insbesondere jene, um derentwillen wir zuerst in diese Untersuchung eingetreten sind, die Fragen nämlich nach dem Thatbestand der sozialen Moral von heute, nach den Forderungen und Rechtsansprüchen, die sie in sich birgt. Zum Schlusse wird sich diese Untersuchung dann etwas erweitern, indem wir die Entwickelung speziell der sozialistischen Idee in größerer Vollständigkeit als das übrige zu geben suchen.

Wir haben vorhin einige Namen von Schriftstellern genannt, welche die Frage der Moralentwickelung behandelt haben. Buckle, Ranke, Guizot haben dies gethan (in ihren Geschichten der Zivilisation der erstere und der letzte, Ranke in seiner Weltgeschichte) auf historischem Boden, Herbert Spencer (in seinen Thatsachen der Ethik) auf anthropologisch- oder, wenn man so will, soziologisch-philosophischem, Rümelin (Reden und Aufsätze) und Lotze (Mikrokosmos) mehr philosophisch und mit Zurücksetzung des historischen Stoffs. Von Rümelin und Lotze wollen wir erst später sprechen, dort, wo wir die Resultate unsrer Untersuchung ziehen.

Von Aeußerungen, die *vor* den hier genannten gefallen sind, scheinen uns jene unsrer großen deutschen Dichterphilosophen einer näheren Betrachtung wert. Daß der dramatische Dichter vor allem Menschenkenner sein müsse, wie der Historiker Anempfinder, haben Goethe und Schiller an sich bewährt. Und aus dem reichen Schatze ihrer Menschenkenntnis und ihres geschichtlichen Wissens geben sie ihr Urteil darüber ab, wie die Menschen waren und wie sie sind. Schiller und Goethe sind mit Bezug auf den moralischen Fortschritt Pessimisten gewesen. Aus dem Menschen, wie sie ihn um sich sahen, haben sie wenig Zutrauen zur Menschennatur geschöpft. „Klüger und einsichtiger," urteilt *Goethe*, „werden die Menschen, aber besser, glücklicher und thatkräftiger nicht, oder nur auf Epochen." Im ganzen scheint es ihm also, daß unsre Moral einen Fortschritt nicht bekunde, ja unter dem Eindruck ästhetischen Empfindens

haben für ihn die Menschen früherer Epochen manches gegen die Zeitgenossen voraus. Aehnlich denkt Schiller. Auch ihm scheint die soziale Moral mehr gesichert und weit leichter geübt im Zustande der Naivität der Völker als in dem des Selbstbewußtseins und gereifter Einsichten. Es ist in der Vorrede zur Geschichte des Malteserordens, daß er sich zu unsrer Frage äußert. „Der Vorzug hellerer Begriffe," meint er hier, „besiegter Vorurteile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im stande sind, kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir doch unser besseres Wissen kaum für Gewinn achten können." Schiller läßt den Begriff jener praktischen Tugend im unklaren. Will man aus dem Folgenden schließen, so setzt er sie in die Begeisterungsfähigkeit. Er findet, daß die Menschen nüchterner geworden seien. „Dieselbe Kultur," so läßt er sich vernehmen, „welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Glut der Begeisterung in unsern Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet. Die Heroen des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Blut, Leben und Eigentum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmäßig gehorchten sie ihren höchsten Gesetzen — und können wir, ihre verfeinerten Enkel, uns wohl rühmen, daß wir an unsre Weisheit nur halb so viel setzen als sie an ihre Thorheit wagten?" Den Gipfel der Sittlichkeit in diesem Sinne habe die Menschheit, meint Schiller, zur Zeit der Kreuzzüge erklommen. „Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer trauriger Stillstand in der Kultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht." So weit Schiller, und in der That: die Würde war hier Aufopferungsfähigkeit und

also „soziale" Moral. Die Aeußerung Schillers ist derart sicher für unsre Frage anzuführen. Aber doch nicht zu benutzen. Schiller hat den Begriff der sozialen Moral zweifellos unzureichend gefaßt. Und er hat überdies, wie wir heute wissen, die Geschichte mißverstanden, geschichtliche Thatsachen, welche er in seiner Weise dichterisch betrachtete, gewaltsam in den Rahmen vorgefaßter Meinungen gezwängt. Jene „Heroen des Mittelalters" zogen doch nur in das heilige Land, um sich den Himmel, die ewige Seligkeit zu erkaufen. Gegen diese waren sie bereit, die Freuden eines kurzen Lebens hinzugeben. Das war ihr Gewinn. Man darf also das Gewicht der Gründe, mit denen Schiller seine Auffassung belegt, nicht überschätzen. Aber doch verdient es bemerkt zu werden, daß unsre beiden Dichterfürsten, auf der höchsten Warte der Menschheit stehend, die Lehre von einem gewissen Rückschritt der sozialen Moral verkündeten. Zur Erklärung ihrer Standpunkte wird später noch einiges zu sagen sein. Einen Mangel derselben haben wir aber bereits angedeutet. Goethe und Schiller sind, so sehr sie über das Maß ihrer Zeit hinausragen, doch Kinder derselben. Vor allem in Rücksicht ihres historischen Wissens, sodann aber durch ihre, wenn auch noch so weitläufige Beziehung zum philosophischen Naturenthusiasmus des vorigen Jahrhunderts. Eigentlich wäre ja, wenn das Verhältnis des moralischen zum intellektuellen Fortschritt erörtert werden soll, Rousseau an erster Stelle zu nennen gewesen, der bereits den Menschen, welcher überlegt, qui médite, ein depraviertes Geschöpf nennt, und der seine ersten literarischen Lorbeeren durch Verneinung des moralischen Fortschritts errang. Von den Ideen, die dieser Auffassung zu Grunde lagen, hatte jene Epoche zu viel in sich aufgenommen, als daß selbst Goethe und Schiller völlig unberührt davon hätten bleiben können.

Von dieser Geschichtsauffassung aber gilt, was Ranke einmal von der Geschichtsphilosophie als Geschichtskonstruktion gesagt hat: „Aus aprioriſchen Gedanken hat man auf das geschlossen, was da sein müsse. Ohne zu bedenken, daß jene Gedanken

vielen Zweifeln ausgesetzt sind, ist man daran gegangen, sie in der Historie der Welt wieder zu finden. Aus der unendlichen Menge der Thatsachen hat man alsdann diejenigen ausgewählt, welche jene zu beglaubigen schienen.“ Nach dieser Methode ließ sich freilich alles beweisen. Jene Naturenthusiasten sahen Dinge, die nicht gewesen sind, und Dinge nicht, die waren.

In eine doch schon etwas reellere, konsistentere Atmosphäre tritt man, wenn man die neueren Autoren befragt. Das gilt bereits für Buckle. Denn daß bei Ranke jede Aeußerung über die strittige Frage auf dem Untergrund des größten historischen Detailwissens und der größten Forschertreue ruht, ist selbstverständlich.

Buckle trägt seine Ansicht in folgender Weise vor. Er erklärt: auf die Frage, ob im Leben der Völker ein Fortschritt der gesellschaftlichen Moral zu erkennen sei oder nicht, sei zu erwidern, daß die Moralprinzipien, soweit wir in die Geschichte zurückblicken können, immer die gleichen gewesen seien, aber ihre Auffassung und Anwendung eine andre je nach der Einsicht der Zeit, welche Einsicht aber vorzüglich durch die Höhe, auf der die Wissenschaft stand, und die Verbreitung ihrer Erkenntnisse entschieden wurde. Wenn und insoweit wir also einen Fortschritt in der gesellschaftlichen Sittlichkeit zu verzeichnen haben, sei er der Wissenschaft allein zu danken.

Es mag hier gleich bemerkt werden, daß Buckle des öftern mißverstanden worden ist und auch heute mißverstanden wird: als ob er behauptet hätte, daß die praktische Moral überhaupt nicht fortschreite, während seine Meinung doch nur die ist, daß das Verhältnis der praktisch geübten Moral zu dem sie übenden Menschen kein andres geworden sei, weil eben der (denkende) Mensch ein andrer wurde. Aber, wenn auch aus dem subjektiven Standpunkte allezeit gleichgeblieben, seien doch, objektiv und retrospektiv betrachtet, die Moralleistungen zweifellos gewachsen. Nur sei Mittel dieses Fortschritts in den Leistungen nicht die Gefühlsmoral, sondern der Intellekt gewesen. — Buckle

weist im besondern darauf hin, daß 1. die Verminderung religiöser Verfolgung, 2. die Abnahme kriegerischen Geistes sich deutlich auf den Fortschritt der wissenschaftlichen Einsicht zurückführen lassen, statt auf eine Modifikation unsres Moralprinzips. „Es ist unzweifelhaft," sagt er wörtlich, „daß die größte Mehrheit derer, die religiöse Verfolgungen geleitet haben, Menschen von reinster Absicht und von außerordentlicher und tadelloser Moralität gewesen sind. Solche Menschen," meint er, „sind nicht schlecht, sie sind nur unwissend, unwissend über die Natur der Wahrheit, unwissend über die Folgen ihrer eigenen Handlungen." Er ruft, um dies zu belegen, die römischen Kaiser auf, die die ersten Christen verfolgen ließen. „Unter den thätigen Urhebern dieser Grausamkeiten finden wir die Namen der besten Männer, die je auf dem Thron gewesen, während die schlechtesten und verruchtesten Kaiser diejenigen waren, welche die Christen schonten und sich um ihre Vermehrung nicht kümmerten." — Aehnlich spricht er dann von Spanien. Und dies, meint er, beweise, daß die Einsicht allein den Grad der geübten Moral bestimme.

So weit Buckle. Rankes Autorität kommt ihm indes zu Hilfe. Ranke beleuchtet an einigen Stellen seiner Vorträge vor König Max II. von Bayern die Thatsache der Moralentwickelung, und der König selbst stellt ihm auf sie bezügliche Fragen. Ranke nennt in seinem ersten Vortrage die moralischen Ideen unwandelbar und ewig, meint weiter dann, in moralischer Hinsicht aber läßt sich der Fortschritt nicht verfolgen, und erwidert dem König: „Ich glaube, daß in jeder Generation die wirkliche moralische Größe der in jeder andern gleich ist, und daß es in der moralischen Größe gar keine höhere Potenz gibt, wie wir denn z. B. die moralische Größe der alten Welt gar nicht übertreffen können." Es ist genau der Standpunkt Buckles. Nur etwa darin weicht Ranke von Buckle ab, daß letzterer die in uns lebendigen Moraltendenzen förmlich bis in die Urgeschichte, jedenfalls in die religiösen Bücher der Inder zurückführt, während Ranke die Entwickelung des Moralprinzips erst

mit dem Christentum abgeschlossen wissen will. Aber wenn man Ranke weiter folgt, so wird man alsbald gewahr, daß er seine Meinung wechselt. Er hat dem König 19 Vorträge gehalten. Im ersten und zweiten hat er sich, wie erwähnt, in Buckleschem Sinne geäußert [1]). Im neunzehnten scheint er wieder zurückzuziehen, was er früher zugestanden hat. Früher spricht er von Expansion der sittlichen Ideen. Hier meint er: „Daß in jedem nachfolgenden Jahrhundert eine größere Anzahl von sittlich höher potenzierten Menschen existiere, läßt sich nicht annehmen," und fügt noch hinzu: „Auch glaube ich nicht, daß in diesem Jahrhundert eine größere Anzahl intelligenter Leute sich vorfindet als in dem vorigen." Dies als Antwort auf die Frage des Königs: „Kann man annehmen, daß es jetzt eine größere Menge von ausgezeichnet gesitteten Menschen gebe als früher?"

Was will „Expansion" unter diesen Umständen heißen? Soll damit gesagt sein, daß die untern Schichten zur sittlichen Kultur herangezogen werden, während bei den obern Zehntausend alles beim alten bleibt? Ranke läßt uns im unklaren darüber. Aber es macht den Eindruck, als ob er selbst sich über die strittige Frage im letzten Grunde nicht schlüssig geworden sei. Jedenfalls war Ranke weit eher Pessimist als Buckle. Buckle war sich einer optimistischen Auffassung bewußt, als er seine Theorie formulierte. Wenn er keine Entwickelung vom Menschen aus, sondern bloß von den Verhältnissen her zugab, so wollte er damit dem Menschen nicht nahetreten, sondern nur aus der Natur der Dinge heraus feststellen, daß eine andre Entwickelung überhaupt unmöglich sei. Die mögliche Entwickelung aber kommt nach ihm voll zur Geltung. Letzteres ist nun Rankes Meinung, auch wenn er die Weltgeschichte in guter Laune ansah, sicher

[1]) Eine Entlehnung bei Buckle oder umgekehrt ist selbstverständlich ausgeschlossen, nicht nur durch die Persönlichkeiten, insbesondere jene Rankes, sondern auch durch die Umstände. Buckles Geschichte der Zivilisation in England ist von 1857 an erschienen; Ranke hat seine Vorträge vor König Max 1854 gehalten. Jene Vorträge sind aber erst 1888 im Drucke herausgekommen.

nicht gewesen. Nach ihm ist die soziale Moral jedenfalls im Rückstande, hätte sie immer mehr sein dürfen als sie war und ist. Aus diesem Gefühl heraus mag Ranke später das anfänglich gemachte Zugeständnis als zu weitgehend empfunden haben, und darum zog er es zurück. Er steht nach dem Gesagten in der Reihe der Pessimisten, Buckle an der entgegengesetzten Front.

Ebenso Guizot, von dem wir nunmehr reden wollen. Guizot spricht (in seiner „Histoire de la civilisation") seine Meinung genau so rückhaltslos und souverän aus, wie später Buckle. Er ist womöglich noch weniger als dieser von Bedenken geplagt. Denn er sieht nicht bloß einen objektiven, sondern auch einen subjektiven Fortschritt. Er findet den moralischen Fortschritt durchaus nicht allein abhängig von den Fortschritten der materiellen Kultur und des Wissens, sondern er meint umgekehrt auch von Seite der Moral her eine Einwirkung auf Kultur und Wissen annehmen zu dürfen, so daß indirekt die Moral auch von sich aus sich zu entwickeln vermag. Zwischen Moralsätzen und praktischer Moral unterscheidet er nicht. Er kennt bloß den moralischen Menschen. Für die Richtigkeit seiner These ruft er drei Instanzen auf: die öffentliche Meinung, das Zeugnis der Geschichte und den Begriff der beiden Entwickelungen, d. h. die durch ihren Begriff gegebene, in ihrem Wesen liegende innere Beziehung. Alle antworten ihm in gleicher Weise. Speziell die Geschichte sagt ihm folgendes: „Alle Fortschritte im sozialen Zustande der Völker sind dem inneren Menschen zu gute gekommen. Es ist jeweils eine der beiden Erscheinungen, welche die Situation beherrscht und die Kugel des Fortschritts ins Rollen bringt. Die eine löst die andre ab. Allerdings nicht mit der Regelmäßigkeit eines physikalischen Vorganges. Oft braucht es lange Zeiträume, tausend Transformationen und begegnet tausend Hindernissen, bis die eine Thatsache die andre gebiert. Aber wenn man nur ordentlich zusieht, dann merkt man, wie sie sich gegenseitig immer neu befruchten." Für den die „Humanität" und die „sozialen Verhältnisse" angehenden Thatbestand hat Guizot das

Wort Civilisation gebraucht. Guizots Begriff der Civilisation — er hat ihn 1828 in jenen Vorlesungen, die dann als Geschichte der Civilisation erschienen sind, zuerst entwickelt — ist danach schon der moderne, durch das Zeitalter der sozialen Frage gegebene. Was ist, so fragt er, die Vorstellung, die im Geiste des Menschen aufsteigt, wenn das Wort „Civilisation" ausgesprochen wird? Er antwortet: Man faßt sofort die gesellschaftlichen Beziehungen ins Auge, und denkt dabei einmal an eine wachsende Masse von Kräften und Glücksgütern, sodann an die gleichmäßigere Verteilung dieser Mittel in der Gesellschaft.

Von Guizot geht für den Geschichtschreiber ganz zwanglos die Brücke hinüber zu Herbert Spencer. Auch er ist überzeugter Optimist. Er ist in seinen philosophischen und familiengeschichtlichen Studien dazu gelangt, Vervollkommnungsfähigkeit und Vervollkommnung unsres Geschlechts auf dem Gebiete der sozialen Moral auf das nachdrücklichste zu behaupten. Die Geschichte lehre uns, wie die egoistischen Instinkte immer mehr hinter die sozialen zurücktreten. Und da zugleich der technische Fortschritt dem einzelnen immer größere Mittel zur Verfügung stelle, werde in Hinkunft die Rücksichtnahme auf Andere ohne Selbstbeschränkung möglich sein. Es wird auch gar nicht mehr der Mitleidserregung bei dem Besitzenden bedürfen, damit er sich in den Dienst des Nächsten stelle, sondern eine Anteilnahme viel ruhigerer Art, ein sympathisches Verständnis der Verhältnisse des Anderen wird dafür genügen. Und schließlich werde die Genugthuung, die man aus einem dem Nächsten erwiesenen Dienste schöpft, von jedermann so gesucht sein, daß manchem zu wenig zu thun übrig bleibe. Immerhin, denkt Spencer, wird es keine Gefahr haben, daß ein Konflikt daraus entsteht: denn jedermann wird sich sagen, daß auch Andere die von ihm gesuchte Genugthuung haben wollen und haben sollen.

Auf Grund welcher Thatsachen ist Spencer zu dieser merkwürdigen Prognose gekommen? Spencer findet, wie im Verlaufe der Geschichte die Kooperation, das Mit-und-für-einander-ar-

beiten, immer mehr dem Grundsatze der isolierten Wirtschaft, des Jeder-für-sich, das Feld abgewinnt. Die Menschen bedürfen einander, meint Spencer, in der heutigen Gesellschafts- und Wirtschaftsverfassung weit mehr als in früheren. Und willig stellt sich der eine in den Dienst des zweiten und dritten, indem er von diesen die gleiche Dienstwilligkeit gewärtigen darf. Die fortschreitende Interessenverflechtung zwischen Einzelnen, Berufen, Ständen sei ein Entwickelungsgesetz. Die Zahl der gemeinsamen Interessen werde immer größer, und mit der Zahl der gemeinsamen Interessen wachse der Sinn für das Gemeinsame, der Sinn für den Nächsten.

Man kann nicht sagen, daß Spencer dieser seiner Theorie viele Freunde zu gewinnen vermocht hat. Man hat gegen ihn eingewandt, das gesellschaftliche Bedürfnis könne in hohem Maße ausgebildet sein, ohne die gesellschaftliche Rücksichtnahme. Friedliche und dauernde Kooperation könne stattfinden ohne Nächstenliebe, „bei hoher Spannung egoistischer Gegensätze". Paulsen in seinem System der Ethik meint noch weiter, daß wenn heute Freundschaft, Zuneigung, Teilnahme lebhafter empfunden werden, Gleiches auch von den Gefühlen der Feindschaft und der Mißachtung gelte. Mit der Ausbildung der Individualität in uns hätten wir allen Indifferentismus abgestreift und seien nachdrücklicher in unsrem Gefühlsleben nach beiden Seiten hin geworden.

Die Haltbarkeit speziell dieser letzteren Auffassung ist uns allerdings zweifelhaft, da das Gefühlsleben des Naturmenschen kaum weniger nachdrücklich, wenn auch weniger entfaltet und geklärt und nicht gleich vollständig wie das des Kulturmenschen ist. Der Naturmensch handelt nach seinen animalischen Instinkten, während die Signatur des Kulturmenschen das Bedenken ist, der Zwang, die Mäßigung, die er sich auferlegt, sein Abscheu vor aller Brutalität, sein schon ästhetisch genährter Widerwille gegen alles Krasse. Nicht also den Unterschied der Gefühlsnachdrücklichkeit auf primitiver und höherer Kulturstufe möchten wir gegen Spencer betonen, sondern weit mehr, daß er aus der

Assoziation zur besseren, technisch wirksameren Verfolgung persönlicher und zwar höchst persönlicher Interessen den Schluß auf eine Assoziation der Gefühle zieht. In Wahrheit entspringt aus dem Schoße dessen, was Spencer die Sozialisierung nennt, die Konkurrenz; der Periode gegenseitiger Beziehungslosigkeit, der Autonomie und „Oikonomie", folgt die der Rivalitäten und der Kämpfe. Der Reibungsflächen in der sozialisierten Gesellschaft hat es zweierlei: es begegnen sich jene, die dem gleichen Ziele zustreben, als Konkurrenten, und jene, mit welchen verhandelt wird, als Preisgegner. Das Interesse des Arbeiters stellt sich bis zu gewissem Grade *gegen* das des Unternehmers, indem was der eine im direkten Verkehr verloren gibt, der andre gewinnt, und so auch das Interesse des Produzenten der Rohstoffe *gegen* das der kaufenden Industriellen, das Interesse des verkaufenden Industriellen *gegen* das des kaufenden Zwischenhändlers u. s. f. Folgt auch dieser Gegnerschaft schließlich auf der ganzen Linie die Einigung, so ist es doch eine teilweise erzwungene, aus dem Verhältnis der Machtmittel hervorgegangene, und bloß temporäre. Denn immer neu wiederholt sich jenes Spiel.

Diese von Spencer übersehene Thatsache, daß die Vergesellschaftung *nicht* zu einer ein für *allemal* anerkannten Abfindung, einer gegenseitigen Rücksichtnahme nach bleibendem Maßstabe führt, sondern die Versöhnung sich erst im *Kampfe* durchsetzt, und unter Umständen, dort wo es sich um ein Steuern auf gleiche Ziele handelt, d. h. in der Konkurrenz, überhaupt ausbleibt, ist es, was gegen ihn angeführt werden muß.

Der Fehler Spencers ist aber in letzter Linie offenbar ein solcher der Methode. Er hat eine im Wesen *begriffliche* Untersuchung geführt, statt sich schlecht und recht an die Thatsachen zu halten. Sein punctum saliens ist die „Sozialisierung der Gesellschaft". Von hier aus schließt er. Aber der Begriff war unvollständig abstrahiert, oder wenn man so will, wenn auch an sich vollständig, so unzureichend für die ihm zugedachte Aufgabe. Die Sozialisierung allein beweist eben nichts, sie ist

eine vorzugsweise technische Thatsache. Und daß Spencer sie gleichzeitig als eine ethische nahm, das war sein Irrtum.

Spencer würde uns derart, wenn wir nicht von vornherein die Thatsachen ohne begriffliche Vermittelung hätten sprechen lassen wollen, ein Wink sein, es nicht mit dem Begriffe zu versuchen.

Wir müssen an dieser Stelle, da wir über die Methode Spencers uns äußern, auch zu der von Buckle und Guizot und jener Rankes Stellung nehmen. Ranke ist bekanntlich ein Feind zunftmäßiger Geschichtsphilosophie. Aber doch war er dies nur bedingt. Seine Zurückweisung jener verbindet er mit dem Zugeständnis, daß die Geschichte ohne inneren Zusammenhang nicht sein könne. Und dies ist offenbar so zu deuten, daß er aller aprioriſchen Konstruktion die Wissenschaftlichkeit aberkennt, dabei aber weit entfernt davon ist, auch der empirischen Forschung die Fähigkeit abzusprechen, im Succus der erhobenen Fakten zu Gesetzen vorzuschreiten. Ranke will die Geschichtsphilosophie als eine philosophische Geschichte. Er nimmt für sie nicht den Philosophen, sondern den Historiker in Anspruch, und er fordert auch hier vom Forscher vor allem und allem das innere Verständnis, die Fähigkeit des Anempfindens und die Treue. Was er als aprioriſche Konstruktion zurückweist, ist nicht nur die Konstruktion aus dem Begriffe und die Auffassung der Weltgeschichte als bloßer Evolution einer philosophisch gewonnenen Idee, sondern schon die Selbsttäuschung und Gewaltsamkeit, das subjektive Sich-aufdrängen des Forschers und seine Präoccupation, wie dies aus Worten, die wir früher schon angeführt haben, hervorgeht. Ottokar Lorenz bezeichnet es sicherlich sehr treffend, wenn er meint, daß Ranke ganz in der Art der Naturwissenschaft und Statistik aus dem Material der Geschichte die Gesetze, die Einheit, die Entwickelung abgezogen wissen will.

Dieser Forderung ist die Geschichtsphilosophie vor Ranke nicht gerecht geworden. Sie hat ihre geschichtsphilosophische Darstellung nicht die abdestillierte Thatsachenentwickelung sein

lassen, sondern die Philosophie *neben* und außerhalb der Geschichte abgehandelt. So aber auch Buckle und Guizot, trotzdem sie beide groß angelegte Geschichten der Civilisation geschrieben haben; denn bei Buckle wie Guizot stehen die philosophischen Resultate nicht in Kontakt mit dem Hauptinhalt der Werke, sondern sind nebenher entwickelt und dann nur durch eine, zwei geschichtliche Bemerkungen, Seitenblicke auf das, was geschichtlich geschehen ist, unterstützt.

Von einer geschichtsphilosophischen Sichtung des gesamten Materials ist bei ihnen keine Rede, und wir sind daher, weil wir die Auffassung Rankes hinsichtlich der Bedingungen geschichtsphilosophischer Erörterung teilen, Buckle und Guizot gegenüber zu nicht viel geringerem Mißtrauen aufgefordert wie gegen den „philosophischeren" Herbert Spencer. Was nun aber Ranke selbst betrifft, so hat er auf die philosophische Bewältigung des weltgeschichtlichen Materials Verzicht geleistet. Er mußte es, weil er die philosophische Ader nicht besaß. Es ist ganz seltsam, wie ihn bei jedem Anlaß, wo er zu philosophischer Gesamtbetrachtung eingeladen war, Unsicherheit ergreift und er sein Urteil in ein Halbdunkel stellt, in welchem nichts bestimmt hervortritt. „Aus der Erfahrung wüßten wir," äußert er zu einem Freund und Schüler, „daß in bestimmten Zeiten alles einer gewissen Tendenz folge, die sich sowohl der Einzelnen wie der Gesamtheit bemächtigt habe; dann aber bemerke man wieder in andern Zeiten einzelne, die sich als Träger von Ideen, die in ihren Handlungen zu erkennen oder in ihren Lehren ausgesprochen sind, erwiesen. Die Ideen seien also das Wirksame, was der Historiker aufzusuchen habe. Die Menschen seien von denselben gleichsam besessen. *Etwas weiteres zu wissen, sei aber der Geschichte nicht möglich.*" „Das ist das einzige, was man herausbringen kann, weiter geht es nicht." Mit diesen Worten, sagt O. Lorenz, unser Gewährsmann, schloß er seine Erörterung und wiederholte dann noch mehrmals immer wieder „weiter geht es nicht."

Die moderne Historiographie hat also ihrerseits keine Lei-

stungen an Stelle jener der alten Geschichtsphilosophie gesetzt. Ja mehr, in der Person Rankes hat sie selbst sich unfähig erklärt, in jener Richtung etwas vor sich zu bringen. Das Bedürfnis nach geschichtsphilosophischer Erhellung der Menschheitsgeschichte besteht trotz alledem. Da aber die moderne Geschichtschreibung mit verschränkten Armen dastand und entweder im Vollgefühl ihrer näheren und nächsten, wohl auch kleineren Aufgaben mangelnde Passion einbekannte oder mangelnde Zugänglichkeit des historischen Materials für philosophische Durchdringung aussprach, hat sich der der Philosophie im Innersten seines Wesens bedürftige Mensch allgemach von der Geschichte abgewendet und bei andern Forschungsgebieten um die Antwort auf die große Frage angeklopft. Wundt (in seinem System der Philosophie) erklärt rundweg: „Die Frage, ob sich die intellektuelle und ethische Begabung des einzelnen Menschen im Laufe der Zeit vervollkommnet habe, gehört in das Gebiet der Anthropologie, nicht in das der Geschichte." Sollen wir uns also bei der Anthropologie Rats erholen? Wir denken nicht. Wir vermeinen, daß sie bei keiner der strittigen Fragen uns irgend erheblich vorwärts zu bringen vermag. Nicht nur, daß sie mit Vorliebe die vorkulturellen Epochen behandelt, übersieht derjenige, der aus ihr das Material schöpfen will, auch daß ein andres Handeln nicht nur vom andern Menschen, sondern auch vom gleichen Menschen unter andern äußeren, von der Anthropologie nicht zu beachtenden Verhältnissen ausgehen kann. Wir halten es trotz des schlechten Zeugnisses, das sie selbst sich ausstellt, immer noch mit der Geschichte!

Wenn wir aber auf ihr fußen sollen, ihre bisherige philosophische Bearbeitung uns jedoch unbefriedigt läßt, so sind wir damit aufgefordert, selbst das Werkzeug zur Hand zu nehmen und zu sehen, wie weit wir kommen.

Es handelt sich darum, Bekanntes unter den Gesichtspunkt der Evolution zu stellen.

II.

Aeußere Geschichte (Geschichte der sozialen Ideen).

Wir beginnen mit dem Altertum. Es ist von vornherein klar, daß das Urteil über seinen sozialpolitischen Charakter vorzüglich durch seine Stellungnahme zur Sklaverei bestimmt wird. Die Thatsache, daß es die Sklaverei *besaß*, sagt noch nicht alles. Wie hat es sie empfunden? Nahm es sie als ein unvermeidliches Uebel, fühlte es ihre Ungerechtigkeit und waren die herrschenden Klassen in jenem Widerstreit der Gefühle, den wir heute als Kampf unsrer begehrlichen Natur mit unsrer besseren Ueberzeugung kennen? Bediente man sich der Sklaverei als eines Mittels zur Verannehmlichung des Lebens, ohne darum zu übersehen, daß man an jenem, den man Sklave sein ließ, Unrecht übe? Oder war man etwa grausam mit Wissen und Willen, d. h. wenn auch seines Unrechts bewußt, doch dessen nicht achtend in der Ausübung des Rechts des Stärkeren? Keines von beiden! Nicht cynische Gewissenlosigkeit, nicht Sentimentalität ohne Folgen war der Charakterzug der Zeit. Sondern: sie empfand überhaupt nicht der Sklaverei gegenüber. Sie war nicht schamlos und nicht beschämt. Sie kannte nicht ihre Blöße. Um es mit einem Wort zu sagen: Das Altertum war der Sklaverei gegenüber *naiv*. Schlägt man seinen berufensten Wortführer, Aristoteles, auf, so begegnet man jener berühmten Stelle, wo er ausführt, die Sklaverei sei nicht durch menschliche Willkürsatzungen eingerichtet, sondern naturnotwendig.

„Das Verhältnis des Herrschenden und des Beherrschten ist ein zum Zwecke ihrer gegenseitigen Erhaltung bestehendes. Der eine dient durch seine Intelligenz, der andre durch seine körperliche Thätigkeit der Erhaltung beider. Dieses Verhältnis besteht zwischen Geist und Körper, zwischen Mann und Weib, zwischen Herrn und Sklaven. Der Sklave ist also von Natur ein Sklave. Er hat die Anlage, Sklave zu sein,

er hat die Anlage, Werkzeug zu sein und nicht Dirigent, weil er von der Vernunft nur so viel besitzt, daß er anderer Gedanken versteht, ohne aber selbst welche fassen zu können." Aristoteles nennt also Herrn und Sklaven die zwei sich ergänzenden Stücke einer Einheit, und da die letztere, die Einheit, von der Natur, von den Göttern gewollt sei, so sei auch der Sklave als Sklave ein Stück der göttlichen Weltordnung.

Weit entfernt ist Aristoteles, das Institut der Sklaverei irgend anstößig zu finden. Und nur in diesem Sinne ist sein Standpunkt zu verstehen. Man hat ihm und der Zeit, die er vertrat, um jener Auffassung willen Brutalität nicht des Handelns allein, sondern auch des Urteilens vorgeworfen. Aber das will nichts andres sagen, als daß man die Zeit nicht verstanden hat. Sie fand in der Einrichtung der Sklaverei nicht einmal etwas Auffallendes, geschweige denn etwas Unmenschliches.

Auch der *Sklave* der Antike sieht in der Sklaverei nicht ein Zwangs-, sondern ein Rechtsinstitut; nur möchte allerdings Er nicht Sklave sein! Hätte es eine andre Auffassung gegeben, so hätte sie in den Sklavenaufständen und Sklavenkriegen, welche das Altertum des öfteren gehabt hat, sich vernehmlich machen müssen. Kriege und Aufstände wurden von den Sklaven bei günstig scheinenden Gelegenheiten überall dort unternommen, wo, weil sie in Massen nebeneinander arbeiteten, sich ein Einvernehmen zwischen ihnen hatte bilden können, also in den Minen, auf den Plantagen, im Gegensatz zu den Haus- und Handwerkssklaven. Aber nirgends, wo viele Tausende von Sklaven sich empören, ertönt ein Losungswort, welches uns verraten würde, daß sie sich auf irgendwelchen prinzipiellen Boden stellen. Diese Sklavenmassen treten für kein Recht in unsrem Sinne ein; sie pochen nur auf ihre Macht.

Und so ist zweifellos, daß diese Zeit des Altertums das erste aller Menschenrechte, das Recht des Menschen auf sich selbst, noch nicht gekannt hat, in Wahrheit nicht „*gekannt*" und nicht bloß nicht geübt hat. An seiner Stelle stand das Recht des Stärkeren. Dieses wurde gegenüber dem Sklaven

geübt und von ihm anerkannt, und nach ihm handelte er selbst, wenn er zur Macht gelangte. Das Recht des Stärkeren, oder mit andern Worten, da das Recht des Stärkeren nach unsrer Empfindung Unrecht ist, die Gewalt ist also die Maxime, die im Altertum das Verhältnis von Mensch zu Mensch, wenn sie nicht einer Familie, eines Stammes sind, beherrscht. Ein Rechtsanspruch über das Recht des Stärkeren hinaus bezw. entgegen diesem Recht wird nicht erhoben.

Aber das Altertum hat nicht bloß eine Sklaverei, sondern auch eine Leibeigenschaft gekannt, wie in Thessalien, in Lakedämon. Und in hohem Maße charakteristisch ist es nun, daß wenn die Leibeigenen dahier, die Heloten und Penesten sich erheben, dies mit Hinweis auf ein Recht geschieht. Sie schöpfen ein Recht auf Freiheit aus der Thatsache der Stammeseinheit mit den Herren.

Damit sind die Grenzen für das Recht des Stärkeren und der Ursprung des Sklavenrechts aufgedeckt. Innerhalb der Familie, des Stammes — übrigens war der Stamm und über ihn hinaus der Staat als Großfamilie betrachtet — galt ein durchaus andres Recht als nach außen hin. Auch die Urgeschichte der Sprache hat die ursprüngliche Identität der Begriffe von Freund und Sippenangehöriger, Feind und Fremder, hostis und gast nachgewiesen. Es war ein Kriegs- und Fremdenrecht, direkt oder in übertragenem Sinne, das man an dem Sklaven übte.

Es brauchte einen weiten Weg von dieser exklusiven Auffassung des ursprünglichen Menschenrechts zum Kosmopolitismus. Aber eine Ahnung von dem Unrecht dieses „Rechtes" dämmert auch dem frühen Altertum schon auf.

Die Annahme, daß das vorchristliche Altertum Zweifel an der Berechtigung der Sklaverei nicht gekannt hat, ist in dieser unbedingten Fassung irrig. Erste Anklänge an die Möglichkeit einer weitherzigeren Auffassung tönen uns schon bei den alten Sophisten entgegen. Der Mensch sei frei geschaffen, von Natur aus sei niemand Sklave, wenden sie gegen Aristoteles ein, und machen sie noch vor ihm geltend. Aristoteles selbst teilt uns in seiner „Politik" derartige

Aeußerungen seiner Gegner mit. „Gott," läßt er den Sophisten Alkidamos sagen, „ließ alle Menschen frei; die Natur schuf keine Sklaven." Ebenso lehrte Antisthenes, daß „wohl dem Gesetze nach der Eine ein Sklave, der Andre ein Freier sei, daß aber der Natur nach kein Unterschied zwischen beiden bestehe." Aber freilich, die dies verkünden, bleiben unverstanden. Es sind „Ideologen", die sich in leeren Phantastereien ergehen, und kein Mensch hat Acht auf sie.

Die Jahrhunderte fließen dahin: sie thun der Aristotelischen Lehre keinen Abbruch. Sie beherrscht die Zeit, weil sie ihre Empfindung widerspiegelt. Noch im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt wird sie von Varro und Cicero vorgetragen. Aber dem letzteren steigen doch schon leise Zweifel auf. Er ist nicht frei von Anwandlungen, die er als sentimental empfindet. Der erste Morgenschimmer einer neuen Aera liegt bereits auf ihm.

Eingeleitet wird diese Wandlung des Moralprinzips durch ein der philosophischen Arbeit wenig verwandtes Unternehmen, nämlich die Kriegszüge Alexanders, des Schülers des Aristoteles; befestigt wird sie durch die gleichfalls auf den Schlachtfeldern erkämpfte Thatsache des römischen Weltreiches; endgültig zum Durchbruch gebracht durch das im Sturz der Demokratie wurzelnde Cäsarentum und durch die Weltverächter, die Cyniker und Stoiker der nachchristlichen Periode. Die Kriegszüge Alexanders des Großen und die politischen Gestaltungen, die ihnen folgen, legen nämlich zum erstenmal Bresche in den Stammeshochmut und die politische Engherzigkeit des Hellenentums. Auf der Spitze des Schwertes werden Bildungs- und Verbrüderungskeime in die ganze Welt des Altertums hinausgetragen, Keime, die schließlich Wurzel schlagen und Triebe bilden. Gleiches gilt von den Eroberungskriegen, die Rom achthundert Jahre lang unterhält. Sie stiften Frieden zwischen den unterworfenen Völkern, eben indem sie sie ihrer Selbständigkeit berauben. Mit der Aufrichtung des Kaisertums endlich rückt der Bürger in ein Unterthänigkeitsverhältnis; der Abstand zwischen ihm und dem Fremden schrumpft zusammen.

Jetzt erst, unter dem Drucke dieser vielfältigen Thatsachen wird das Dogma von der natürlichen Ungleichheit der Menschen und der Naturberechtigtheit der Sklaverei ins Wanken gebracht, und freisinnige Philosophenschulen gewinnen Fühlung mit dem, was sich öffentliche Meinung nennt. Es ist ein freigelassener Sklave, Epiktet, der die neue Offenbarung predigt: „Alle Menschen haben die Gottheit zum Vater und sind also Brüder!" Seneca führt aus, daß der Sklave vor allem Mensch, homo sei.

So ist das ursprüngliche Sippenrecht nach langen Kämpfen auf dem Wege über die Civität, das Bürgerrecht, ein Recht des Weltbürgers und endlich Humanität, das Recht des Menschen geworden. Für alle Zeiten geborgen wird der Schatz dieser neuen Weltanschauung durch das Christentum. An die Mühseligen und Beladenen sich wendend, tritt es die Erbschaft der stoischen Philosophie an. Hatte das alte Testament gelehrt: „Du sollst nicht rachgierig und nachtragend sein gegen die Söhne deines Volkes, und liebe deinen Nächsten wie dich selbst," so ist das Gebot dieser Nächstenliebe nun weit über die Volkszugehörigkeit hinaus auf jene erstreckt, die sich von aller Welt her Kinder eines Gottes nennen.

Zu weitgehenden praktischen Folgerungen und Postulaten aber aus diesem Standpunkt haben sich Christentum und stoische Philosophie nicht aufzuringen vermocht.

Man muß auch hier mit der traditionellen Meinung brechen. Das Christentum hat die Sklaverei nicht abgeschafft, auch nicht verboten. In dem Gebote der Nächstenliebe lag nicht mehr als die Forderung an den Herrn: Behandle den Sklaven mit Nachsicht und Milde, da er nun doch Sklave ist. Die soziale Revolution einer vollständigen Aufhebung der Sklaverei hat es aber nie empfohlen. Einer der Kirchenväter, Tertullian, scheut sich nicht, gerade aus der dem Sklaven mit dem Herrn gemeinsamen Gotteskindschaft die Verwerflichkeit aller auf Befreiung des Sklaven zielenden Bestrebungen abzuleiten. Er sieht in der Sklavenbefreiung eine Art von unbefugter

Konkurrenz, von seltsamem Eingriff in die Rechte des himmlischen Herrn, der den Sklaven, nämlich den christlichen, längst die Freiheit beschert hat: wie kommt die Welt doch dazu, einen *Freien befreien* zu wollen! Der Sklave sei also zufrieden Christ zu sein. — Daneben war freilich persönliche Freilassung von Sklaven christliches Liebeswerk, und gerade auch in christlichen Häusern und Gemeinden die Zahl der Freilassungen eine große, ja eine größere als bei den Heiden.

So weit ist das Altertum gelangt. Der Fortschritt, der sich in ihm vollzogen hat, ist nicht zu verkennen, und er ist größer, als er uns heute scheint. Von der Höhe der Errungenschaften herab, die uns die weitere Zeit gebracht hat, und aus der Ferne, sieht der Weg, den das Altertum moralisch durchmessen hat, unbedeutend aus. In Wahrheit ist er lang und mühevoll gewesen. Vorerst ist die Sklaverei selbst eine *Milderung* des alten Kriegs- und Fremdenrechts. In der nomadischen Urzeit ist es ein verdienstliches Werk, den Fremden zu töten und den Göttern zu opfern. Erst die Epoche des Ackerbaus bahnt eine andre Auffassung an. Und offenbar wird schon hier die Wandelung nicht durch eine Verfeinerung des Gewissens eingeleitet, sondern ganz gewöhnliche Zweckmäßigkeitserwägungen haben das große Wort. Dem Wandervolk ist der Sklave eine Last, im Betriebe der Landwirtschaft ist er ein wertvolles Inventarstück. Zuerst vereinzelt auftretend wird er schließlich ein Stand für sich und als solcher in der Art der alten Kasten gerechtfertigt aus der Verschiedenheit der nationalen Begabungen.

Diese Verschiedenheit ist noch heute vorhanden, und zweifellos war sie es noch viel mehr im Urzustand der Völker. Aber im Laufe der Jahrhunderte, in der Rassenmischung und dem Herrschaftswechsel gleichen sich die Unterschiede aus, und jene ursprüngliche Motivierung verliert den Halt, die objektive Unterlage. Man sieht um sich und wird gewahr, daß die Unterschiede zwischen Mensch und Mensch sich nicht mehr nach Völkern ordnen lassen. Kriegsrecht bleibt die Versklavung des

unterworfenen Volkes immerhin. Ja, es ist Gnade für Recht. Die Sklaverei besteht also weiter. Aber nun sagen Philosophie und Christentum es immer neu, daß der Sklave nicht von Natur aus Sklave, sondern ebensowohl befähigt wäre, Herr zu sein. Und als Christen begegnen sich Herr und Sklave in einer ihrer gewaltigsten Empfindungen, der religiösen. Im Zeichen des Kreuzes treten sie einander näher, und das Verhältnis wird ein sittlich weniger verwerfliches. Aufgehoben, als Unrecht erklärt ist es darum noch nicht.

Die ersten Jahrhunderte des Mittelalters unterscheiden sich vom Altertum nicht zum guten. Die Sklaverei nimmt wohl einen Namen an, der ihrem Inhalt, wie er zu Schluß der ersten Geschichtsperiode gegeben war, besser entspricht. Aber das Verhältnis selbst wird wieder in höherem Maße unmoralisch — ein Gewaltverhältnis. Die Kirche ist sich ihrer hohen Aufgaben nicht ganz unbewußt. Sie predigt Billigkeit im Verkehr, Rücksicht auf den Nächsten und Verzicht auf den irdischen Mammon, da er den Armen und — ihr selbst gebührt. Aber aus einer leidenden und dienenden ist sie mit der Zeit eine herrschende geworden. Sie hat ihre Empfindungen nicht mehr mit dem Armen gemein. Die pseudoisidorischen Fälschungen entheben sie ihrer Verpflichtung gegen diesen. Auf ihren Besitzungen, die zu Schluß des 13. Jahrhunderts weit über ein Drittel der abendländischen Welt umspannen, hält sie selbst Millionen von Leibeigenen.

Der Gleichheitsgedanke bleibt also nach wie vor in seinem fötalen Zustand. Wohl wagen sich neue Geburtshelfer an ihn heran. Aber sie kommen nicht von seiten der Wissenden, sondern der Armen im Geiste. Das Bewußtsein der Gotteskindschaft aller ist in der ersten Zeit des Mittelalters, wo das Christentum von den Völkern ganz äußerlich und mechanisch rezipiert wird, noch nicht lebendig geworden. Die Völker klammern sich daher an die viel gröbere, viel körperlichere Thatsache von der *physischen* Verwandtschaft des Menschen mit dem Menschen; wie es die Bauern der Normandie in einem Auf-

ſtand von 997 ſagen, nachdem ſie vorausgeſchickt haben, daß die Herren ihnen nichts als Uebles thun, ſie vergewaltigen, ihnen ihr Vieh abführen unter dem Vorwand von Fronden und Zinſen. „Warum," ſo rufen ſie, „ſollen wir das ertragen?" „Wir ſind Menſchen wie ſie es ſind, unſre Glieder ſind gemacht wie die ihren, wir haben das Herz gerade ſo groß." Nur eine Verſchiedenheit wird zugegeben: „Der Mut allein iſt es, der uns mangelt." „Aber wir ſind zahlreich genug, um vierzig Menſchen jedem ihrer Reiter entgegenzuſtellen." Langſam, ganz allmählich miſcht ſich der Vorſtellungskreis des Neuen Glaubens ein. Mit ähnlichen Argumenten wie jene Normannen, aber doch ſchon mit Berufung auf das Bibelwort redet Berthold von Regensburg, der 1250—70 die deutſchen Länder predigend durchzieht, dem ungerechten Herrn ins Gewiſſen, daß er denjenigen unterdrücke, „den Gott alſo wohl geſchaffen hat als dich, und ihn als wohl nach ihm gebildet hat als dich, und ihm als wohl Lip unde Seele hat gegeben als dir und ihn alſo wohl mit ſime Tod erlöſet hat als dich." Jetzt erſt, und nicht zum wenigſten durch dieſe Wanderprediger, dringt das Gotteswort ins Volk. Dieſe und jene Seite der Bibel wird ihm aufgeſchlagen und gedeutet. Sein Auge haftet mit Vorliebe nicht an dem moraliſierenden, ſondern an dem erzählenden Teil, darum insbeſondere auch am Alten Teſtament. Es wird mit der Geſchichte der Weltſchöpfung bekannt gemacht, und ſeitdem ſpielen Adam und Eva in ſeinen Vorſtellungen die große Rolle. Und nun lernt man auch dieſe mythiſchen Geſtalten benutzen für die Vertretung jener alten Gleichheitsforderungen, die in den germaniſchen Völkern, eben weil ſie ſich mit ihren Herren eins im Stamme wiſſen, weit kräftiger leben als bei den Sklaven des Altertums. Ein engliſcher Bauernaufſtand von 1381 macht ſich das Wort des Wanderpredigers John Bull zu nutze: Als Adam grub und Eva ſpann, wo war denn da der Edelmann?

Zu dieſer Zeit iſt der Bauer unter dem Einfluß äußerer Vorgänge aus der Schlaffheit, die das Elend der Vergewalti-

gung über ihn gebracht hat, zu einer frischeren Empfindung erwacht, und taumelnd in der Morgenluft sucht er wieder seine Rechte. Die Kreuzzüge, der Abzug der Herren ins heilige Land, die fortschreitende Technik in Landwirtschaft und Gewerbe, die engere Kommunikation von Stadt und Land haben gleichzeitig seinen Blick erweitert, seine Ansprüche vermehrt, seine Selbständigkeit gehoben. Er meldet sich, ungestüme Frager springen aus seiner Mitte auf, bald hier, bald dort. Während die Kirche reaktionär wird und Thomas von Aquino geschäftig den alten Inhalt der Aristotelischen Sklavenlehre in neue Gefäße füllt, schlägt man in Frankreich, den Niederlanden, in Deutschland mächtig an das Thor der Zeit und sucht den Ausgang ins Freie. Sofort auch mischt sich der Gedanke, den die Gleichheitsforderung im Hinterhalt hat, in sie ein: die Frage nach dem Recht des Eigentums. Schon bei den Kirchenvätern tönt uns das Proudhon zugeschriebene Wort „Eigentum ist Diebstahl" in ungezählten Wiederholungen entgegen. Immer hatten die Patres ecclesiae weit mehr als die Ungleichheit des Standes die Ungleichheit des Eigentums als Unrecht innerhalb der christlichen Gemeinschaft angesprochen. Erst sollte diese Lehre zum Verzicht auf alles irdische Gut im Sinne der Askese führen, dann bekam sie einen politischen Hintergrund, mußte nämlich den Uebergang des profanen in den kirchlichen Besitz betreiben. Schließlich kehrte sie sich gegen die Meister, als sie besonders im 13. und 14. Jahrhundert Eingang in die weltliche Litteratur erlangte. Unversehens geht durch die Nationalwerke der holländischen, französischen, deutschen Litteratur ein besitzfeindlicher Zug. Schon 1253 hat der große Niederländer Jakob Marlant mit Hinweis auf den Sachsenspiegel das Volk aus dem Schlafe gerüttelt: „Martin, die deutsche Loy vertelt, dat von onrechter Gewelt Eygendom is comen." Etwas später singt Hugo von Trimberg auf seinem Bamberger Kollegiatstift: „Stroh sind die Armen; doch die Reichen — Sind vollen Aehren zu vergleichen; — Sagt selbst, wo käm' das Korn wohl her, Wenn unter ihm der Halm nicht wär'?" Aehnlich schallt

es über den Rhein herüber. Mit Hugos „Renner" fast auf das Jahr zusammenfallend, antizipiert der Roman De la Rose, das vorzüglichste poetische Nationalwerk der Franzosen im Mittelalter und jahrhundertelang ihr Lieblingsbuch, die spätere Eigentumskritik Rousseaus. „Alsbald mit dem Eigentum," so heißt es hier, „waren die Menschen verdorben und verloren. Sie gaben ihr erstes Leben auf und thaten fortgesetzt Böses, denn sie wurden falsch und verräterisch. Sie teilten die Erde und zogen Grenzen. Sobald sie aber die Grenzen setzten, gerieten sie in Hader und raubten sich, was sie konnten. Die Stärksten aber nahmen den größten Teil." Das waren die Ideen, die die Zeit erfüllten.

Zu Schluß des Mittelalters endlich wird das Buch der Bücher, die Bibel, in die Hand des Volks gelegt. Die Warnung Geilers von Kaisersberg: „Es ist gefährlich, Kindern das Messer in die Hand zu geben, um sich selbst Brot zu schneiden — denn sie können sich verwunden" — verhallt ungehört. Und wie Schuppen fällt's nun der Masse von den Augen. Sie findet, eine Fülle von Rechten, von Gleichheitsrechten, sei ihr von Gott zuerkannt. Wohl! Es ist ein Mißverständnis. Denn eine Aufforderung an die Armen, den Reichen ihr Gut abzunehmen, enthält die Bibel nirgends. Paulus hat den entflohenen Sklaven zurückgeschickt mit der Bitte an seinen Herrn, Milde gegen den Pflichtvergessenen zu üben. Und genau so richtet sich auch das Wort Christi: „Gehe hin, verkaufe was du hast — und gib es den Armen" — an den Reichen allein und seinen guten Willen.

Aber das Volk kommt leicht um diese Klippe herum. Wie dies geschieht, zeigt mit vollendeter Deutlichkeit ein Liedchen, das zur Zeit des großen Bauernkrieges in aller Munde war. Es lautet:

Das Evangelium frone — kam zu uns Armen her,
Freit uns mit reichem lone — von jeglicher Beschwer,
Lehrt rich und arm sich lieben — und teilen, was sie hant,
Wir wollen drumb gern es üben — mit Wollust und Verstand.

Wir wollen all verjagen die widrig dieser Lehr,
Selbs rote Schauben tragen — und nummer itz mehr fragen,
Ob das auch Unrecht wär.

Die Brandfackel des großen Bauernkrieges wird angezündet. In ihrem Lichte sehen wir die Aufständischen in zwei Lagern: zum kleinern Teile bereits in dem einer Kommune, d. h. eines desorganisierenden, anarchischen Kommunismus. Die Hussitenkriege, die den Bauernkrieg einleiten, und der Staat der Wiedertäufer zu Münster, der die Erhebung abschließt, gehören hierher. Die deutschen aufständischen Bauern bescheiden sich mit weniger. Was sie fordern, ist: Aufhebung der Leibeigenschaft, und Rückerstattung des ihnen geraubten Gutes und Rechtes.

Man weiß indes, die Flamme des Aufruhrs wird erstickt und die Forderungen nicht nur abgeschlagen, sondern als Strafe die vollkommenste Entrechtung über den Bauer verhängt.

Er ist seitdem ein stiller Mann geworden. Seine Widerstandskraft ist neuerdings auf Jahrhunderte gelähmt und mehr als je zuvor in der Geschichte die Verbindung zwischen ihm und der gesellschaftlichen Kultur unterbrochen. Plötzlich ein Fremder geworden in seinem Land, lebt er ein eigenes Leben, macht sich eigene Traditionen und einen besonderen Sittenkodex zurecht. Zuletzt nimmt ihn der Kulturstand des 10. oder 11. Jahrhunderts wieder auf, nur ohne die Fortschrittsfähigkeit von damals.

In Frankreich ist die Entmannung des Bauers noch früher vollzogen. Dieses Land hat seine Bauernaufstände im 10., 11., 12., 13., 14. Jahrhundert gehabt. Im 15. ist die Ruhe des Kirchhofs dahier schon eingekehrt, und das Toben des Bauernkriegs am rechten Ufer des Rheins weckt jenseits der Vogesen keinen Widerhall. Aehnlich geht es weiter im Osten, in den slavischen Ländern. Hier überall ist mit dem Anbruch und den ersten Jahrhunderten der Neuzeit den freiheitlichen und gleichheitlichen Regungen ein Massengrab bereitet. In zweitausendjährigem Ringen haben es die sozialen Grundrechte nur eben wieder zu ihrer Leugnung und Abweisung gebracht.

Aber doch nicht allerwärts! An einer Stelle des Abendlandes lebt die sonst zu früh geknickte Blüte ihr Leben weiter. Ihre Heger sind hier die Gesellschaftsklassen, welche in Deutschland, in Frankreich den Bauer rein durch ihren Bestand schon von der Kultur isolierten. Die Dienenden haben nichts gegen die Herren vermocht. Anders da sich die Herren gegen den Oberherrn erheben. Immer in der Geschichte sind sie die Bahnbrecher für die Masse gewesen. Das ist ihr historischer Beruf. Wenn sie die Entwickelung aber für jene fruchtbar gemacht haben, werden sie als Drohnen aus dem Bau geworfen.

An den Ufern der Maas und Schelde sammeln sich die „Herren". Aber sie stehen nicht mehr für die „Gleichheit" auf. Denn diese haben sie. Eine neue Fahne wird ihnen vorangetragen mit der Inschrift: Für politische Freiheit, für persönliche Selbstherrlichkeit.

Wo wohl die Quellen dieser um jene Zeit neuen Idee zu suchen sein mögen! Man erinnert sich: Der Begriff des Rechts auf Gleichheit ist im Altertum den Kriegszügen Alexanders und der Unterjochung der Welt durch die Römer entsprossen. Geburtshelfer des neuen Ideals sind die Kaufmannsgewinne Hollands und der steife Nacken seines Patriziats gewesen.

Das Christentum hat auch dieses Recht auf Freiheit, das Recht der Selbstregierung nicht gekannt. Es forderte den Menschen auf, die Freiheit in sich selbst zu suchen. Sei frei von Begehrungen — und du bist frei. Der Standpunkt hatte damals eine zweifache Bedeutung. Er sprach nicht bloß den Appell an den Christen, das Fleisch nicht Herr werden zu lassen über den Geist, neuerlich aus, sondern er war eine Resignation auch der Kirche als Gesamtheit. Er schloß nämlich in sich einen Verzicht der ersten Kirche auf jedes Eingreifen ins politische Gebiet. Nichts, erklärt Tertullian in seinem Apologetikum, ist uns gleichgültiger als der Staat. Und noch Augustin führt dies im 5. Jahrhundert weiter mit den Worten: Was liegt daran, unter wessen Herrschaft der Sterbliche lebt! (Wenn die Regierenden ihn nur nicht zur Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit

zwingen.) — Indes, so wohl dem heiligen Augustin jener Verzicht anstehen mag, um diese Zeit hat ihn die Kirche schon zurückgezogen. Augustins Zeitgenosse, Gregor von Nazianz, fährt den weltlichen Gewalthaber mit Worten an, die hochmutsvoller der spätere Hildebrand, als Papst auch ein Gregor, nicht hätte finden können: „Das Gesetz Christi unterwirft euch unsrer Macht und unsrem Gerichte. Denn auch wir herrschen, und unsre Gewalt ist erhabener als die eurige." Die Tiara erhebt sich also über die Kaiserkrone. Und wie die Kirche, zu Reichtum gelangt, das Recht auf Gleichheit wieder zurückgestellt hat, so wird nun auch die Pflicht des Gehorsams aus einem bloßen Eingeständnis politischer Schwäche, das sie zuerst war, kirchlich positives Machtgebot, und erhält sich als solches durch das ganze Mittelalter. Das germanische Recht mit seiner Ordnung der Gewalten, die Unselbständigkeit des einzelnen auf primitiven Wirtschaftsstufen, und der freiwillige Eintritt in die Hörigkeit um der Befreiung von der Militärpflicht willen kamen dieser späteren kirchlichen Auffassung zu statten. Die Ueberzeugung von der Notwendigkeit autoritativer Gliederung mit einem Gewaltigen an der Spitze senkt sich derart immer tiefer ein. Sie ist der Weltanschauung des Mittelalters nicht weniger eigentümlich als seine Gläubigkeit. Und auch Renaissance und Reformation haben sie trotz allem unverletzt erhalten.

Aber wir haben bereits angedeutet, wie die Tradition zu Falle kam. Als erste rütteln an ihr die „sechshundert Königinnen" in Brügge, von denen die Gemahlin Philipps IV. klagt, daß sie sie zum Genusse ihrer Stellung nicht kommen lassen. Die Tuchfabriken Flanderns und Brabants, die bereits im 13. und 14. Jahrhundert Hunderttausende von Weberknechten zusammenführen, und die Zwischenhandelsgewinne, die Antwerpen seit 1516, wo es europäischer Zentralmarkt und, gemäß jenes Spruches, der Diamant im Ring der Welt geworden, an indischer und europäischer Ware macht — sie heben den Bürger aus der Ehrfurcht vor dem gottbestellten Regenten zu einem unbeschränkten Selbstbewußtsein. In England vollzieht

sich der gleiche Prozeß vermittelst einer geldstolzen Bauernschaft und eines in Schafzucht und Klosterfäkularisation reich gewordenen Adels. Holland vertreibt die Spanier, England führt seinen König aufs Blutgerüst. Und wie die fertige Thatsache des römischen Kosmopolitismus ihren Seneca und vor allem Christus findet, um sie als Grundsatz auszusprechen und mit sittlichem Stoffe zu durchtränken, so wird die niederländische und englische Bewegung von Grotius und Milton zum hellen Bewußtsein ihres bethätigten, aber unartikulierten Prinzips gebracht.

Nun ist der Gedanke nicht wieder zur Ruhe zu bringen. Eine litterarische Bewegung in großem Stile beginnt. Sie ist in ihrer Wirkung nicht mehr beschränkt auf einen kleinsten Kreis Auserwählter, denn seit der Renaissance ist das Bildungsbedürfnis der Gesellschaft allgemein. Der Keim fällt also auf einen fruchtbaren Boden.

Alsbald kommt auch ein Gewaltiger im Geiste, um ihn zu einer ersten Blüte zu treiben. Es ist Locke. Noch hat die Bewegung nicht lange begonnen, vermag er ihr schon Grundsätze und einen Abschluß zu geben, über den sie seitdem in gewissem Sinne nicht hinausgekommen ist.

Die Zeit hat Locke die Elemente für ein System neuer Rechtsbildungen zugetragen. Er nimmt zuvörderst nun den fallen gelassenen Faden der Gleichheitsidee wieder auf und schlingt ihn mit dem der politischen Freiheit zum fürderhin unlösbaren Knoten. Aber nicht zufrieden damit, entwickelt er aus dem Recht der politischen Gleichheit und Freiheit gleichzeitig das soziale Folgerecht: das Recht auf Existenz und das Recht sodann auf die Früchte der eigenen Arbeit, mit dem Hinzufügen, Arbeit sei der einzige Rechtstitel auf Eigentum. Es sei klar, setzt Locke in seinem zweiten Traktat über die Regierung auseinander, daß der Mensch, indem er auf die Welt gestellt ist, ein Recht auf seine Lebenserhaltung besitzt. Die Erde sei Allen gemeinsam gegeben. — Dem Arbeitenden gebühre aber noch ein Mehr. Indem er arbeite, gebe er Teile von

seinem Geist und seinem Körper an die Naturdinge ab, und da er Eigentumsrecht auf sich selbst, ein Recht auf den eigenen Körper und Geist besitze, gebühre ihm auch die Frucht seiner Arbeit.

Derart hat Locke bereits alles gesagt. Genauer: überall den Faden von der Spule losgemacht, und ein leichtes war es, ihn nun weiter abzuwickeln. Seine Persönlichkeit ist der litterarische Ausgangspunkt aller sozialen Bestrebungen der Folgezeit. Denn mit der Proklamation der Rechte auf sich selbst, auf politische Gleichheit, auf leibliche Existenz und auf den vollen Arbeitsertrag ist die Evolution des sozialen Gedankens vollendet. Und im weiteren muß man sich begnügen, die Ideen systematisch zu verarbeiten, ihre Konsequenzen und Ausführungsmöglichkeiten zu ermitteln, sie zu Kampfmitteln zu schärfen und ins Volk zu tragen.

Es steht nicht in Widerspruch mit dem hier Ausgeführten, wenn Locke die Wirkung auf den tieferen Kontinent zunächst versagt bleibt [1]).

Dem gesellschaftlichen Bilde daselbst ist nach wie vor durch die Unterjochung des Bauers der Stempel aufgedrückt. Auch äußere Gründe verhindern den Kontakt. In Frankreich zumal liest um jene Zeit fast niemand Englisch. Neben der Sprache des Landes beherrscht das Italienische das Feld. Erst mit dem 18. Jahrhundert wird dies anders. Dem Festland ist eine Ahnung der reichen Ideenwelt, die auf dem britischen Eiland wuchert, aufgegangen. Sendlinge gehen hinüber, sich den neuen Geist aus der Nähe anzusehen. Es beginnt jene Wanderung der politischen Theoretiker über den Kanal, deren erste große Errungenschaft mit dem Namen Montesquieu, die letzte mit dem unsres deutschen Zeitgenossen Gneist verknüpft ist. Und Frankreich zunächst fällt nun die welthistorische

[1]) Als Sozialökonom ist er überhaupt bisher der große Unbekannte. Man vergleiche dazu den hier angehängten Exkurs über „Locke und das Recht auf den vollen Arbeitsertrag".

Aufgabe der Weiterbildung von Lockes fundamentalen Ideen zu. Wie entledigt es sich derselben?

Locke war gleicherweise in den Forderungen, die er aus seiner politischen, wie in denen, die er aus seiner ökonomischen Kritik abgeleitet hatte, außerordentlich zurückgeblieben. Wo er es an Mut und Verwegenheit hatte fehlen lassen, brachten es nun die französischen Encyklopädisten, und über ihnen Rousseau reichlich ein. Aber doch wurden die beiden in Frage stehenden Thatbestände nicht gleichmäßig bedacht. Locke hatte als Rechtsquelle des Eigentums die Arbeit, als Rechtsquelle der Regierung ihre Bestellung durch das Volk genannt, in beiden Stücken aber die von früheren Generationen eingegangenen Verpflichtungen und geschlossenen Vereinbarungen als für die späteren Geschlechter in weiten Grenzen bindend bezeichnet. Rousseau leugnet diese Verbindlichkeit, mit der Begründung: Eigentum und Regierung, wie wir sie vor uns haben, sind nicht Verträge, sondern Usurpationen, Bethätigungen der Gewalt, die als solche nur wieder durch Gewalt aufgehoben werden müssen.

Rousseau fand für die eine Seite seiner Auseinandersetzungen, für die politische, offene Ohren, wie die Thatsache der französischen Revolution erweist. Sein wirtschaftlicher Radikalismus dagegen saß bei ihm selbst nicht allzutief. Wohl schreibt er eine überaus heftige Philippika gegen das Eigentum; aber es aufheben und einen kommunistischen Staat an seiner Stelle will er trotz alledem nicht, sondern er wünscht nur Korrekturen. Und ebenso Brissot, der Rousseau sonst im kritischen und politischen Teile noch übertrumpft.

Für den Sozialismus ist die Zeit also noch nicht gekommen. Die kommunistischen Utopien werden gelesen wie man Romane liest, und die erste moderne kommunistische Verschwörung, jene Baboeufs in der französischen Revolution, wird unter dem Beifall Aller niedergeschlagen.

Selbst Robespierre tritt mit Worten, die an Deutlichkeit und Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig lassen, gegen den Kommunismus auf. „Unsre Gegner," meint er, „die Feinde der Menschheit

— alle Gegner waren ihm Feinde der Menschheit — wollen uns überreden, daß die Freiheit der Umsturz der gesamten Gesellschaft ist. Hat man nicht gesehen, daß sie seit Beginn dieser Revolution alle Reichen mit der Idee eines Agrargesetzes zu schrecken versucht haben, ein absurder Popanz, der thörichten Menschen von verkehrten Leuten vorgehalten wird? Je mehr die Erfahrung diese Täuschung als solche erwiesen hat, um so mehr lassen sie es sich angelegen sein, sie immer und immer wieder vorzubringen, gleich als wären die Verteidiger der Freiheit Rasende, die nur gefährliche, unbillige und unpraktische Pläne zu fassen vermöchten, gleich als wüßten sie nicht, daß die Gleichheit der Güter durchaus unmöglich ist in der bürgerlichen Gesellschaft, daß sie notwendigerweise die Gütergemeinschaft voraussetzt, die noch weit unmöglicher in unsern Verhältnissen ist. Wir wollen die Gleichheit der Rechte, weil es ohne sie weder Freiheit noch soziales Glück giebt; was das Vermögen anlangt, so wird Niemand es antasten, sobald die Gesellschaft ihre Verpflichtung erfüllt hat, ihren Mitgliedern den Erwerb des notwendigen Bedarfs durch die Arbeit zu sichern. Aristides würde einen Crassus um seine Schätze nicht beneidet haben."

Ihre Kräfte konzentrierte die große Revolution also in den einen Gedanken der Erkämpfung politischer Freiheit. Und in der That lasteten die Vergewaltigungen und Privilegien von Adel, Klerus und Krone weitaus am schwersten auf dem Volke. Alles andre verschwand dagegen. Wie der von zweierlei Schmerzen angefallene Körper nur den stärkeren empfindet, beziehungsweise dem Leidenden zum Bewußtsein bringt, so hatte auch hier das Volk kein Auge für die Reichtümer der „Bourgeoisie", die sich im Laufe eines Jahrhunderts immerhin auch angesammelt hatten, ja man haßte überhaupt noch den Reichtum nicht.

Im übrigen muß man sich freilich gegenwärtig halten, daß die französische Revolution nichts weniger als eine Erhebung des Gesamtvolks gewesen ist. Die neuere Geschichtschreibung

hat es immer zweifelloser gemacht, daß wir in der großen Revolution so wie in denen, die ihr folgten, städtische Veranstaltungen vor uns haben, vorbereitet und geführt durch „l'avocasserie et le parlage“. Der ländliche, der gewerbliche Arbeiter, das „Volk“ ist nicht einmal Handlanger der Revolution gewesen. In diesen Schichten konnte auch die politische Revolution sich erst später vollziehen, und nicht früher als dies geschehen war, konnte dann die ökonomische Revolutionierung folgen. Die letztere war gegen die erste aus vielerlei Gründen zurückgestellt. Einmal weil bis dahin Mittel und Quelle der ökonomischen Vergewaltigung doch nur die politische gewesen und die selbständige wirtschaftliche „Ausbeutung“ kaum gekannt war; sodann weil die Revolutionäre zu großem Teile selbst alsbald Besitzende wurden — die Landkäufe aus der konfiszierten Gütermasse erfolgten unter den Auspizien, wenn nicht direkt durch Mitglieder des Jakobinerklubs; endlich, weil, wie schon Robespierre es ausspricht, aus jenen gesellschaftlichen Grundrechten nicht mehr als das Recht auf Existenz zu folgen schien. Erst später hat sich die theoretische Möglichkeit erwiesen, den Sozialismus aus dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag abzuleiten.

Wir sagten vorhin, die politische Revolution habe sich im eigentlichen Volk erst später vollzogen. Wo und wann dies geschehen ist? Darauf geben die Vorgänge zur Zeit der Restauration und unter Louis Philipp Auskunft. Es hat keine Schwierigkeit sie festzustellen. Das Mittel war kein andres als durch welches die öffentliche Meinung heute gemacht wird: die Druckerpresse.

Vom Februar 1817 bis Oktober 1824, also während 7½ Jahren, werden von Voltaires Werken 32000 Exemplare, zusammen 1600000 Bände, von jenen Rousseaus 24000 Exemplare verkauft, alles in billigen Volksausgaben; hierzu kommen, nachdem die Greuel des Konvents einigermaßen vergessen waren, die zeitgenössischen Dichter und Historiker, Thiers und Béranger voran, als Apologeten der Revolution. Gentz schrieb schon 1821

seinem Freunde Adam Müller: „Wenn ich höre, wie von den Vorlesungen der Pariser Universitätskoryphäen täglich 120000 Exemplare verkauft werden, so erschrecke ich mehr, als wenn die Russen in Konstantinopel eingerückt wären."

Auf diese Weise stieg die Revolution in die Niederungen des Volks herab. Aber da sie an der Hand der vorrevolutionären Schriftsteller und der Revolutionsgeschichte nur als politische vorbereitet werden konnte, gab es zunächst immer noch für den Arbeiter und den Bourgeois einen gemeinsamen Boden. Ein letztes Mal finden sich die beiden Klassen zum Kampf zusammen gegen den in der Restauration nochmals auflebenden alten Staat. In der Julirevolution von 1830 nehmen die Arbeiter der Hauptstadt keinen Anstand, sich unter die Befehle des Bankiers Lafitte zu stellen.

Aber kaum ist der Bürgerkönig auf den Thron erhoben, so verändert sich der Hintergrund. Nachdem die Bürgerschaft in das Lager der Herrschenden übergegangen ist, steht ihr mit dem Gefühl des Unrecht Leidenden der Arbeiter gegenüber. Von hier dann zum Sozialismus ist nur ein Schritt.

Der Sozialismus ist die Auflehnung gegen das System der Bourgeoisie, genannt Manchestertum. Was ist dieses? Für eine Erklärung des Begriffs ist wieder auf Locke zurückzugreifen. Die Manchesterdoktrin hat nämlich ihre Wurzeln im Utilitarismus, dessen hervorragendster Vertreter Locke gewesen ist. Der Utilitarismus lehrt, daß wenn man die Menschen als Egoisten sich bethätigen lasse, und der Mensch sei nichts anderes als Egoist, dies doch zum möglichsten, d. h. überhaupt erreichbaren Glücke Aller führe. Leget dem Triebe wirtschaftlicher Selbstbethätigung nur keine Fesseln an, und jeder wird sich ein annehmbares Los bereiten, und zwar genau jenes, das ihm vermöge seiner Fähigkeiten zukommt.

Nun war der Utilitarismus nie unangefochten. Schon zu Beginn wendet sich das System Shaftesburys gegen ihn. Aber in seinen praktischen Folgerungen wirft es ihn nicht um. Wohl

lehrt Shaftesbury, daß der Egoismus aller nicht zum Glück aller führe; aber er lehrt gleichzeitig, daß die Menschen nicht bloß von egoistischen, sondern auch von altruistischen Trieben beherrschte Lebewesen seien. Um so mehr darf man sie frei gewähren lassen! Hierin stimmen also Utilitarismus und Shaftesbury durchaus überein.

Unter dem Einfluß dieser Richtungen wurde es seit Ende des vorigen Jahrhunderts Postulat, den Menschen in seiner wirtschaftlichen Bethätigung möglichst von allen Schranken zu befreien. Nach einigen Jahrzehnten wurde die Täuschung klar, in der man sich befunden hatte. Die Freiheit aller erwies sich praktisch bloß als Freiheit für den Stärkeren, den Schwachen zu vergewaltigen. Der Starke hat sich in dieser Vergewaltigung wenig Mäßigung auferlegt. Und dadurch wurden auf Seite der Vergewaltigten ihm gegnerische Tendenzen großgezogen. Diese Tendenzen systematisch formuliert und ausgebaut, sind der Sozialismus.

Der Zug vom Lande in die Stadt begann. Der Arbeiter verließ die Hauswirtschaft der Großfamilie, die bisher sein Arbeitskreis gewesen war, und fand sich in den Industriezentren mit seinen Arbeitsgenossen zusammen. Man trat einander näher; es entstand das Bewußtsein einer Gemeinsamkeit der Interessen, und für einzelne hellere Köpfe die Möglichkeit der gleichzeitigen Einwirkung auf eine größere Zahl.

Die hervorragendste Rolle unter den „helleren Köpfen" spielt vorerst Proudhon. Polemisch veranlagt, grübelnden Geistes, die Sprache meisterlich beherrschend, übt er mit großer Wirkung an der Wirtschaftsordnung und den Klassen, die am Ruder stehen, Kritik. Man schrieb damals die vierziger Jahre. Die Bourgeoisie, dem Arbeiter innerlich fremd geworden, wie er ihr, suchte vergebens, ihn an sich zu fesseln durch Zurückschiebung seines Horizonts. Während politische Korruptionsprozesse spielten, König und Hof mit der Börse liebäugelten und auch sonst das „Enrichissez vous" die Herzen und Hände weit offen fand, schickte man sich an, den Arbeiter den Fängen

des sittenverderbenden Atheismus zu entreißen und empfahl ihm Pflege der Religiosität. Guizots Buch über die Demokratie in Frankreich überfließt auf jeder Seite von solchen Anweisungen. Umsonst! Wie von anderen, so auch von Proudhon werden die Absichten dieser billigen Sozialpolitik — denn etwas anderes wird nicht gethan — frühzeitig durchschaut, und spöttisch bemerkt er die Illusionen, die die besitzenden Klassen sich dabei machen. „Bei den Machthabern", höhnt er, „kommt die Religion in Mode, das Volk gibt sie auf." Er belegt auch letzteres: „In Lyon z. B. gibt es eine Menge von Haushaltungen, welche jede Beziehung mit der Kirche abgebrochen haben. Die Kinder tauft man nicht mehr. Die Trauungen werden nicht mehr kirchlich vorgenommen; man geht nicht zur Kommunion; man hat keine kirchlichen Begräbnisse. Die Bauern auf dem Lande lesen Volney; auf allen Punkten beginnt die Insurrektion gegen den kirchlichen Unterricht."

Das junge litterarische Frankreich kommt schon damals den Bestrebungen der Arbeiter zu Hilfe. Es unterhält persönliche Verbindungen mit ihren Führern und schenkt ihnen seine Sympathien. George Sand, die Freundin des Sozialisten Leroux, steht halb im Lager des Sozialismus. Eugen Sue, begabt mit einer naturalistisch-romantischen Ader, durchstreift in der Art der modernen Romanciers vom Schlage Zolas Paris nach allen Richtungen, um das Elend in corpore vivo zu studieren. Im „Ewigen Juden" findet man statistische Skizzen über Kochzettel und Haushaltungsbudgets des Pariser Arbeiters.

Unter solchen Verhältnissen gelangte man an die Schwelle der Revolution von 1848. In Frankreich beginnt dieselbe als sozialistische Revolution. Aber noch haben die Arbeiter nicht die Kraft und nicht die Führer für positive Arbeit. Louis Blanc weist die ihm angebotene Diktatur zurück. Die „staatserhaltenden Elemente" treten wieder in den Vordergrund; sie laufen dem Radikalismus, der die Revolution entfacht hat, abermals den Rang ab. Und Frankreich läuft schließlich in den Hafen der zweiten Ehe mit den Napoleoniden ein.

Der französische Sozialismus, das will sagen ebensosehr die sozialistische Idee beim Franzosen, wie die französischen sozialistischen Systeme haben sich als unfähig erwiesen, der Arbeiterwelt die sozialistische Fahne voranzutragen. Frankreich tritt die Hegemonie in sozialistischen Dingen an Deutschland ab. Vorerst allerdings vermag der Sozialismus auch hier nur wenig zu leisten. Dies liegt aber an äußeren Verhältnissen. Die innere Befähigung Deutscher, Sozialistenführer zu sein, d. h. den Sozialismus zu dem System einer neuen Weltanschauung wirkungsvoll auszugestalten, wird bereits um diese Zeit dargethan. Die Gefolgschaft bleibt aber klein, weil die äußeren Voraussetzungen für den Sozialismus, die industrielle Entwickelung, die Ausschreitungen des Manchestertums und die Volksbildung fehlen. Die Geschichte des deutschen Sozialismus scheidet sich darum ganz deutlich in zwei Perioden. Die eine umfaßt die vierziger Jahre. Das war französischer, aber durch die Filter deutscher Köpfe gegangener und so transformierter französischer Sozialismus. Die zweite Epoche beginnt mit Lassalles Auftreten in den sechziger Jahren. Die fünfziger Jahre bilden ein Intervall der Ruhe. Die Raupe hat sich um diese Zeit verpuppt, um später als glänzender Schmetterling auszufliegen. Der Sozialismus der ersten Periode kannte nur sozialistische Führer ohne Armee. Die letztere wurde ihm in der zweiten Periode geschaffen. In der ersten lagen die Dinge ähnlich wie in Frankreich vor 1830. Der Liberalismus hatte in Deutschland noch nicht seine Probezeit durchgemacht, sich noch nicht zum Manchestertum entfaltet, noch nicht als ohnmächtig für die soziale Seite seiner Aufgaben erwiesen; die Teilung in Bourgeois- und Radikal-Liberalismus lag daher noch im Keime. Nach 1848 freilich ist die Einbürgerung des Radikalismus in Deutschland rascher erfolgt als bei den Franzosen. Haben hier vierzig und fünfzig Jahre hingehen müssen, bis Atheismus und Republikanismus sich der großen Masse der Bevölkerung der französischen Städte bemächtigt hatten, so hat die doppelt extensive und intensive Schulbildung in Deutschland bereits in der halben

Zeit dem Radikalismus die Wege gebahnt. Seit der Mitte der sechziger Jahre schwillt, durch Lassalle angefacht, die sozialistische Bewegung in Deutschland ohne Unterlaß an. Berlin gibt

1867	67	sozialistische	Stimmen	ab
1877	31500	„	„	„
1887	92500	„	„	„
1890	126300	„	„	„

Die Elemente aber, aus denen der Sozialismus erwächst, und um deren Kenntnisnahme wir uns hier mehr bemühen als um eine Darstellung der äußeren Erscheinungen der Arbeiterbewegung, liegen in jener ersten Periode des deutschen Sozialismus, des Sozialismus ohne sozialistische Armee, klarer zu Tage als später und heute. Der deutsche „Jung-Sozialismus" verdient daher noch eine nähere Betrachtung.

Die Quellen des Jung-Sozialismus fließen mit denen des Kosmopolitismus zusammen, der sich als prinzipielle Formulierung, als systematische Ausgestaltung der Franzosen-Verhimmelung in den dreißiger und vierziger Jahren — die Anglomanie war vorangegangen — darstellt. Nach den Freiheitskriegen beginnt das germanische Selbstbewußtsein zu erlahmen. Noch 1815 hatte die deutsche Burschenschaft in ihrer Verfassung erklärt: „Nur eine solche Verbindung, die uns das sichern kann, was nach Gott das Höchste und Heiligste sein muß, nämlich Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlands, ist dem Zweck und dem Wesen der Hochschule angemessen." Mit der Reaktion in Deutschland ändern sich diese Stimmungen. Die Empörung gegen alles, was Autorität heißt, wird wieder Selbstzweck. Keine fünfzehn Jahre sind vergangen, und einer der treuesten Schildträger jener Burschenschaft, die ihr Blut für ein Vaterland verspritzt hatte, Arnold Ruge, ruft seinen Freunden zu: „Patriotismus und Religion sind auch in Frankreich der Ausdruck der alten Ordnung der Dinge. Sie ist die Unordnung der Menschenwelt, in welcher die Dinge über die Menschheit herrschen." An die Spitze eines Aufsatzes über den Patriotismus setzt Ruge das Motto:

Wer ist noch patriotisch? — die Reaktion.
Wer ist es nicht mehr? — die Freiheit.

Er beruft sich dann auf einige Verse Lamartines, deren zwei letzte ich, wie folgt, zu verdeutschen suche:

Eigennutz, Haß nur fürs Vaterland ficht —
Die Brüderlichkeit hat ein Vaterland nicht.

Wenn man die Umgebung, in welcher der Kosmopolit Ruge, beispielsweise in den vierziger Jahren steht, nach Personen mustert, so finden wir ihm zur Seite Marx, den geistigen Vater des modernen Sozialismus, Engels, dessen bedeutenden Freund und eifrigsten Apostel, Bakunin, den Begründer des praktischen Anarchismus.

Neben dem Kosmopolitismus beginnt der Radikalismus als Republikanismus sich Bahn zu brechen. In den zwanziger Jahren gellen die Worte Byrons, der künftige Geschichtschreiber werde von Kronen und Fürsten nur noch sprechen wie von Mammutknochen, durch die deutsche Welt. Das Volk erlabt sich immer von neuem an der demokratisch frondierenden Poesie Schillers, Lessings, Voß' und anderer. Eine unerschöpfliche Fundgrube republikanischer Gesinnung ist das Rotteckſche Geschichtswerk. Es übt eine ähnliche Wirkung aus wie in Frankreich die Revolutionsgeschichte von Thiers, die dieser selbst 1836, als er Minister war, als ein Buch bezeichnete, welches nicht für Schüler bestimmt sei und das solchen daher aus der Hand genommen werden solle.

Zum Kosmopolitismus und Republikanismus trat schließlich die Skepsis in religiösen Dingen hinzu, und nur zu bald sprach sie als Atheismus ihr letztes Wort aus. Bruno Bauer, David Friedrich Strauß, an erster Stelle Ludwig Feuerbach machen sich teils bewußt und absichtlich, teils ohne Absicht zum Dolmetsch dieser Art Fortschritt. Schuldiger als man wohl meinen mag, ist hier auch Hegel gewesen, der preußische Staatsphilosoph, indem er neuerdings, aber in ganz anderem Sinne als bisher, ein anthropozentrisches Weltsystem zeichnete. Trefflich

hat Heine die Steigerung, die das Selbstbewußtsein befähigter junger Menschen von hier aus erfuhr, einmal geschildert: „Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmute wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residiert, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei."

Rasch tritt der Atheismus in die schöne Litteratur über. Gutzkows Wally wurde 1835 konfisziert und verschaffte ihrem Verfasser wegen seines Angriffs auf die christliche Religionsgemeinschaft dreimonatliche Festungshaft. Ruge, der ein Typus seiner Zeit ist, läßt sich wie folgt vernehmen: „Ich gebe zu, daß auch die Verrücktheit existieren kann, wie das Juden- und Christentum genug beweist." Feuerbach hat dann den Atheismus zur kleinen Münze geprägt, die von Hand zu Hand ging. Und der Sozialismus speziell hat in vollen Eimern aus ihm geschöpft. Daß Marx und Feuerbach sich nähergetreten sind, ist bekannt. Feuerbach hat auch die atheistische Richtung Proudhons mit entschieden. Lassalle sodann hat sich noch 1863 in einem Briefe an Feuerbach stolz einen anderen Feuerbach genannt, indem er aussprach, es sei derselbe Kampf, den sie beide führen, Feuerbach auf theologischem, Lassalle auf politischem und ökonomischem Gebiet.

Im Jahre 1849 hielt Feuerbach auf Einladung des Heidelberger Arbeitervereins eine Reihe von Vorträgen in der Neckarstadt. Er sagte hier unter anderem, sein Zweck sei, „die Menschen aus religiösen und politischen Kammerdienern der himmlischen und irdischen Monarchie und Aristokratie zu freien, selbstbewußten Bürgern der Erde zu machen". Die Arbeiter widmeten ihm bei seinem Abschiede eine Adresse, in der sie aussprachen, daß der Same, den er gestreut, nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sei. „So viel fühlen und erkennen wir," heißt es darin, „daß der Trug der Pfaffen und des Glaubens, gegen den Sie ankämpfen, die letzte Grundlage des jetzigen Systems der Unterdrückung und der Nichtswürdigkeit ist, unter welchen wir leiden." Aehnlich schreibt Marx 1844 in einem

Aufsatz der Deutsch-französischen Jahrbücher: „Die Religion ist das Opium des Volkes. Indem sie auf ein künftiges Glück verweist und den Menschen in der Illusion dieses Glückes gefangen hält, macht sie das Elend in der Gegenwart möglich und erträglich. Die Aufhebung der Religion als des illusorischen Glückes des Volkes ist die Forderung seines wirklichen Glücks." Die Kritik der Religion verwandelt sich in die des bürgerlichen Rechts.

Eine sozialistische Richtung, jene Karl Grüns, ist auf Feuerbach direkt gegründet. Für Karl Grün ist der Sozialismus nichts als praktischer Feuerbach. Was Gott im religiösen Leben, ist nach Grün das Kapital im Erwerbeleben. Der Mensch habe die ihm zugehörigen Attribute an einen abstrakten Begriff, Gott, veräußert und sich unter ihn gebeugt. Auch das Kapital sei ein dem Menschen zugehöriges Attribut. Auch das Kapital habe den Menschen unter sein Joch gezwungen. Aber wie Gott zu dem Menschen zurückgekehrt, indem er, der Mensch, Gott als sich und die göttlichen Attribute aus dem menschlichen Wesen entlehnt, als dem Menschen angehörig erkannte, so müsse auch das Kapital als dem Menschen angehörig an den Menschen fallen, d. h. der Mensch als Mensch habe ein Recht auf Kapital. Gott und Geld seien vom Menschen nicht zu trennen, bezw. jede vollzogene Trennung sei eine künstliche, bloß im Dienste der Personen, die in der Ausbeutung Gottes und des Geldes ihren Nutzen sehen, geschehen, und diese Trennung sei möglich geworden durch die naive Befangenheit früherer Generationen, welche sich über sich selbst und ihre Appertinenzen nicht im klaren waren.

Wir sind auf die Geschichte des in der ersten deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung waltenden Geistes näher eingegangen, weil sich hier die Faktoren, aus denen der Sozialismus entstand, weit deutlicher auseinanderlegen als heute. Im darauffolgenden Jahrzehnt ließ man sich an den Errungenschaften der politischen Revolution genügen. Man hatte ein Ruhebedürfnis und schließ-

lich glaubte man vom Liberalismus alles erhoffen zu dürfen, bis endlich Lassalle als ein neuer Tyrtäos die Illusion, der man sich gefangen gab, enthüllte. Er hat die Leistungsunfähigkeit der bürgerlichen Gesellschaft an dem ehernen Lohngesetz gemessen und sie danach zu gering befunden. Als er ging, nahm das allgemeine Wahlrecht sein Vermächtnis auf. Marx sandte aus seiner Londoner Zelle den Apostel Liebknecht herüber. Unter ihm und Bebel wurde der Sozialismus die Bewegung großen Stils, als welche wir ihn heute kennen.

III.

Epochen der Humanität.

Man betrachte, was wir eben durchlebt haben, nochmals aus der Vogelschau. Die Landschaft, die sich vor uns ausbreitet, will dann zu den gewissen Vorstellungen, die uns schulmäßig überliefert sind, nicht stimmen. Wo wir sonst gewohnt sind, die Scheidelinien der Zeitalter einsetzen zu sehen, sind sie hier ausgelöscht und andre an ihre Stelle getreten. Die Epochen der Moral decken sich in keiner Weise mit den weltgeschichtlichen Einteilungen, die seit langem das Gerippe unserer Geschichtsbetrachtung bilden.

Epochen der gesellschaftlichen Moral, d. h. Epochen, in denen das Moralprinzip, welches die gesellschaftlichen Gestaltungen entschied, ein verschiedenes war, haben wir kaum mehr als drei zu unterscheiden: Die *erste* Epoche, umfassend das Altertum, das Mittelalter und die Neuzeit bis zur Durchführung des Rechts auf Freiheit, des freien Verfügungsrechts über uns selbst. Das Charakteristische dieser Epoche liegt darin, daß in ihr im letzten Grunde gesellschaftlich das Recht des Stärkeren in Geltung ist. Die *zweite* sich erstreckend von der Gewährung des

Rechts auf Freiheit, dem meist das Recht auf politische Gleichheit mehr oder minder vollständig sich anschließt, bis zur Erkenntnis von der Unfähigkeit des Rechts auf politische Freiheit, der wirtschaftlichen Vergewaltigung Schranken zu ziehen. Drittens die in unsern Tagen begonnene Epoche der Verwirklichung des Rechts auf Freiheit auch nach der wirtschaftlichen Seite hin, und der Realisierung des Rechts auf Existenz und auf den vollen Arbeitsertrag. Die Wege, auf denen diesen letzten Rechtsforderungen entsprochen werden soll, stehen heute im Mittelpunkte der Diskussion, sie sind der Gegenstand der „sozialen Frage".

In dieser Weise sind die Stadien, in denen sich die humanitäre Entwickelung der Kulturgemeinschaft vollzogen hat, abzugrenzen. Aber noch bedarf diese Einteilung der Ausführung und besonderen Rechtfertigung.

Man rufe sich vorerst das soziale Verhalten des Altertums ins Gedächtnis zurück. Das vorchristliche Altertum kennt nicht den Menschen als Menschen. Dem Menschen als solchem gegenüber, d. h. wenn er nicht Verwandter, nicht Stammesgenosse, übt es die Sklavenmoral, und der Sklave ist nach römischem Rechte eine Sache. An diesem Rechte wird auch in den nächsten Jahrhunderten nach Christus nur sachte gerüttelt, trotzdem der römischen Gesellschaft in ihren oberen Schichten durch die Stoiker ein Gewissenselement, das jene Moral aufhebt, zugetragen und dasselbe durch das von unten herauf sickernde Christentum dem Gewissensbestand der Zeit förmlich einverleibt worden ist.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die Stoa, nur indem sie ihren Pessimismus und ihre Sensibilität an die besitzenden Klassen auslädt, den Gesellschaftsboden aufnahmsfähig für das Samenkorn des Christentums macht. Aber das Zeitalter dieser ersten Zerknirschung und Selbstgeißelung in der Gesellschaft bleibt eine Episode. Es geht vorüber, und das Menschheitsgefühl wird als Sentimentalität in der Naturkraft der ersten pangermanischen Periode erstickt.

Wir treten ins Mittelalter. Das mittelalterliche kanonische Recht hat entsprechend seinen Quellen und Bildnern vieles von den christlichen Auffassungen aufgenommen, aber im praktischen Leben, im Verkehr des Starken mit dem Schwachen, des Menschen *mit dem nicht genossenschaftlich verbundenen Menschen* (die Zunft und die zünftige Stadt waren Genossenschaften) ist die Empfindungslosigkeit des früheren Altertums wiedergekehrt. Genau wie das Altertum hat das Mittelalter *gegen den Schluß hin* eine etwa dreihundertjährige Periode stärkerer Betonung der Humanität. Und zwar scheint sich diesmal nicht aus allgemeiner Weltflucht, sondern aus der Lebensfreude und einem glücklichen Selbstbewußtsein heraus eine neue Zeit anbahnen zu sollen. Aber wieder wird der Setzling aus dem Boden gerissen, und der tausendjährige Zeitraum schließt mit einer Hetzjagd auf die Freiheitsrechte des Bauern ab. Mit Anbruch der Neuzeit ist dieser fast allgemein aus einer milden Hörigkeit neuerlich in sklavenähnliche Leibeigenschaft herabgesunken.

Wenn man nun wissen will, was das bedeutet, und wenn man Bedenken trägt, Mittelalter und die ersten Jahrhunderte der Neuzeit moralisch mit dem Altertum zusammenzuwerfen, so lese man die Schilderungen, die uns von dem bäuerlichen Leben des vorigen und des 17. Jahrhunderts aus den Ländern erhalten sind, die von der vorgeschrittensten Gesellschaft beherrscht wurden. Wie die Lage des Arbeiters vorzugsweise bezeichnend für das soziale Verhalten unserer Zeit, so war es die des Bauers für das der früheren Jahrhunderte.

Im Vorbeigehen gedenken wir der berühmten Darstellung La Bruyères, die er 1689, ein Jahrhundert vor Ausbruch der französischen Revolution in überquellender Empfindung niederschrieb: „Es gibt eine Art menschenscheuer Tiere, Männchen und Weibchen, schwarz, fahl und sonnenverbrannt; sie finden sich auf dem Lande und sind an den Boden gekettet, den sie mit unbesiegbarer Ausdauer aufwühlen und umgraben.

Sie haben etwas wie eine menschliche Stimme, und zeigen, wenn sie auf die Füße zu stehen kommen, ein menschliches Gesicht. In der That, es sind Menschen, die sich des Nachts in Löcher zurückziehen, wo sie von Schwarzbrot, Wasser und Wurzeln leben." Das war der französische Bauer vor zweihundert Jahren. La Bruyère fährt fort von diesen Tiermenschen zu erzählen: „Sie ersparen den übrigen Menschen die Mühe des Säens, Ackerns und Erntens." Und schließlich meint der Gute: „Wohl sollten sie an dem Brot, das sie gesät, nie Mangel leiden." — Steht hier das gesellschaftliche Recht des Stärkeren nicht so gespenstig vor uns auf wie etwa im römischen Sklavenzwinger oder in der Arena?! Taine in seiner „Entstehung des modernen Frankreich" hat noch eine Reihe anderer Bilder aus dem französischen Bauernleben des vorigen Jahrhunderts zusammengestellt. Aber keines erzählt von Schäfern, die auf grünem Rasen spielen und lockern Sinnes sich im Reigen drehen, sondern alles von herzeinschnürendem Elend. Auf eine Frage des Königs nach dem Befinden seiner Völker antwortete der Bischof von Chartres: „Die Menschen essen Gras wie die Schafe und kommen um wie die Fliegen." Massillon, Bischof von Clermont-Ferrand, berichtet 1740 an Fleury: „Unser Landvolk lebt in furchtbarem Elend. Die meisten entbehren das halbe Jahr hindurch des Gersten- und Haferbrots, das ihre einzige Nahrung bildet, denn sie müssen es sich absparen, um die Steuern zu bezahlen." Und noch weiter hat es ungezählte Zeugnisse von dem Elend des Bauers jenseits des Rheins. Ganz im Stile der letztangeführten Kleriker berichtet d'Argenson in seinen Denkwürdigkeiten: „Ringsum im vollen Frieden und bei erträglicher Ernte sterben die Menschen scharenweise wie die Fliegen, da sie in ihrer Armut nichts als Kräuter essen." Bricht einmal ein Bauernaufstand los, so hängt das einberufene Gericht so viele, daß man nichts mehr zu hängen hat.

Young, der englische Reiseschriftsteller, der 1767 und 1768 Frankreich studierte, meint einmal: „Ein Engländer kann sich das Aussehen der Mehrheit der Bäuerinnen Frankreichs nicht

vorstellen. Eine, mit der ich in der Champagne sprach, sah — selbst ganz nahe betrachtet — wie eine Greisin von 60 bis 70 Jahren aus, war aber bloß 28 Jahre alt, so sehr war ihre Gestalt gebeugt und ihr Gesicht gerunzelt."

Young fährt dann fort, dem Engländer fehle das Vorstellungsvermögen für das bäuerliche Elend jenseits des Kanals. Aber das Elend und die Verknechtung war auf Frankreich durchaus nicht beschränkt. Wir stellen jenen Schilderungen eine aus dem von Engländern beherrschten Irland gegenüber. „Ein Gutsherr in Irland," erzählt unser Gewährsmann, „kann kaum einen Befehl erfinden, den seine Grundsassen zu vollziehen sich weigern dürfen. Ungehorsam, oder was ihm nur ähnlich sieht, kann er mit der vollkommensten Sicherheit mit dem Rohr oder mit der Peitsche bestrafen; dem Bauer, der nur die Hand zu seiner Verteidigung zu rühren wagte, würden zur Stelle Arme und Beine gebrochen werden. Vom Erschlagen eines Menschen wird dort in einem Tone gesprochen, über welchen man sich nicht genug verwundern kann. Dem allergleichgültigsten Reisenden muß es auffallen, wenn er ganze Reihen von Karren durch die Bedienten eines Edelmanns in den Graben hinunter peitschen sieht, um seiner Kutsche Platz zu machen. Werfen sie um oder zerbrechen sie, was schadet's? Die Bauern müssen es in Geduld ertragen; denn jammern sie, dann bekommen sie auch noch Prügel dazu. Wenn ein Grundsasse sich erdreisten würde, gegen seinen Gutsherrn eine gerichtliche Klage anzustrengen, so wäre das für letzteren ein unauslöschlicher Schimpf. Ein Bauer, der mit einem Landjunker einen Prozeß anfängt, muß — doch ich halte ein, denn ich stehe im Begriff, eine große Albernheit zu sagen. Die irischen Landleute kennen ihre Zustände zu gut, um eine solche Thorheit zu begehen; sie wissen, daß es für sie nur dann Recht gibt, wenn ein Gutsherr sich ihrer gegen den andern annimmt, wie der Besitzer einer Herde Hammel diese ja auch gegen fremde Gewalt verteidigt — weil er sie selbst zu verzehren gedenkt." Wem wir diese Schilderung verdanken? Niemand anderem als Young, der die

Verhältnisse in Frankreich als für den Engländer unfaßbar bezeichnet.

Bekannt sind auch die Zustände im deutschen Osten. Zwar kann man sich des Lächelns nicht erwehren, wenn man ganz in der Weise, wie Young die Verhältnisse in Frankreich als für den Engländer unfaßbar erklärt, von Godefroy Cavaignac als dem jüngsten Historiker der Ursprünge des modernen Preußen die bäuerlichen Verhältnisse dahier zu Schluß des vorigen Jahrhunderts unvergleichlich schlechter als in Frankreich nennen hört („en France infiniment plus conforme qu'en Prusse aux idées du justice sociale"). Aber daß es in Preußen mindestens nicht besser stand als anderwärts, das allerdings ist sicher.

G. Fr. Knapp in seinem Buche „Die Bauernbefreiung in Preußen" zeichnet das Bild des Bauers dahier mit den Worten: „Und so blieb denn der Bauer immer und ewig auf derselben Stufe; verworren in sich, finster, unzufrieden, grob, knechtisch, nur dem Vogt gehorchend; ein unglückliches Mittelding zwischen Lasttier und Mensch." Auch hier also ein Tiermensch!

Friedrich der Große hat den Vergleich zwischen der bäuerlichen Leibeigenschaft und der Sklaverei öfters gemacht, der unterthänige Bauer ist ihm „de toutes les conditions la plus malheureuse et celle qui révolte le plus l'humanité". Diese Betrachtung scheint sich damals jedermann aufgedrängt zu haben, der mit dem Blick dafür den Dingen näher trat. Völlig im Stile La Bruyères spricht der Minister von Schlaberndorf 1764 von den oberschlesischen Bauern als Geschöpfen, die nur äußerlich das Ansehen eines Menschen haben, sonst aber wie das Vieh sind. Die Bestrafung des Bauers mit dem eisernen Prügel hat sich (trotz des Prügelmandats Friedrich Wilhems I. von 1738) auf dem platten Lande in einigen Gegenden Preußens bis zum förmlichen Verbot im Jahre 1800 erhalten. Nur zu begreiflich unter solchen Umständen, daß als die Nachrichten von dem Ausbruch der französischen Revolution herüberkamen, manche schwielige Hand für einen Bauernkrieg sich erhob. In einem Aufruhrzettel der Bauern von 1793 wird gefordert, daß im ganzen

reichenbergischen Kreise die Herrschaften in einer bestimmten Nacht, groß und klein, was adeligen Atem hat, teils totgeschlagen, teils aufgehängt werden sollten, wie auch die Schulzen und Amtleute, die es mit der Herrschaft hielten — „weil sie die Freiheit nicht rausgeben wollen, Punkt für Punkt, die der alte Friedrich hat rausgegeben". An das Selbstbekenntnis der normannischen Bauern des 10. Jahrhunderts werden wir erinnert, wenn ein amtlicher Bericht die drohende Gefahr nicht zu hoch anschlagen will mit der Begründung, zum großen Glück hätten die Bauern nichts, womit sie nur im mindesten den Franzosen nahe kämen, als die Arme; „von ihrem Herzen haben sie nur wenig, und vom Kopfe gar nichts".

Ueberall ist dem leibeigenen Bauer die Tücke eigen. Meint schon ein Bericht der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau von 1755: „Den Bauern ist die Malice angeboren," so macht auch Garve (in seiner klassisch genannten Abhandlung über den Charakter des Bauern), indem er daran geht, den Sinn des Wortes tückisch festzustellen, das Geständnis, er habe es immer nur in Zusammenstellung mit dem Bauer äußern gehört.

Wohl gab es auch freie Bauern in Deutschland. Aber der Umstand, daß wo sie frei waren, sie solche Behandlung nicht erfuhren, spricht natürlich nicht für den humanen Sinn der Zeit, hier waren sie eben nicht die Schwächeren gegenüber einem Stärkeren. Ihre Freiheit aber war ihnen nicht von Humanitäts wegen verliehen, sondern sie war erbgesessen. —

Wir führen diese Blütenlese von Kulturschilderungen aus dem vorigen und vorvorigen Jahrhundert nicht weiter. Ueberflüssig ist sie kaum gewesen, da es galt, das Bild einer Zeit wiederzugewinnen, deren Lebensverhältnisse uns heute nur wenig bekannt sind, vielleicht weniger als griechisches und römisches Altertum.

Deutlich ergibt sich aber aus ihnen, daß Mittelalter und die ersten Jahrhunderte der Neuzeit eine sie gegen das Altertum auszeichnende Behandlung nicht verdienen. Ja der Umstand, daß Brutalität geübt wurde, trotzdem für den Herrn die

Pflicht der christlichen Liebe längst gepredigt, und das Wort von der Würde des Menschen gefallen war, stigmatisiert sein Vorgehen nur doppelt zu einem Mißbrauch der thatsächlichen Macht, zu einer Uebung des Rechtes des Stärkeren.

So setzt sich denn erst sechzehnhundert und siebzehnhundert Jahre, nachdem es zum ersten Male in die Welt gegangen, das Dogma von der christlichen Liebe in die Wirklichkeit um. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts erwachen die Fürsten zum Bewußtsein ihrer sozialen Pflichten. Wenn noch Ludwigs XIV. Devise lautet: „Mein Ruhm und das Wohl Frankreichs," so spricht sich Ludwig XVI. zu Turgot weit deutlicher aus: „Ich und Sie, wir allein lieben das Volk." Joseph II. nennt sich einen „Schätzer der Menschheit". In Preußen erklärt schon der Große Kurfürst dem Wohl seines Volks leben zu wollen und Friedrich der Große: an dem Ohr, vor dem ein Bauer zu ihm spricht, nie taub zu sein.

Zuletzt ist die Freiheit und die Gleichheit im Rechte überall eingekehrt. Und damit erst beginnt in Wahrheit eine zweite Epoche. Aber nach der wirtschaftlichen Seite hin besteht sie nicht die Probe. Vor den Augen aller wird eine neue Fronfeste aufgerichtet, die Fabrik. Und das Recht, indem es Schwache und Starke mit gleichen Machtmitteln bedenkt, indem es „Geschäftskunde und eine gewisse geschäftliche Geriebenheit als allgemein menschliche Eigenschaften voraussetzt" (Gierke), liefert den Schwachen dem Starken aus. Trotz aller politischen Freiheit und Gleichheit vollzieht sich noch einmal eine Zweiteilung der Gesellschaft und die Deklassierung der Schwächeren. Am Schlusse dieser Epoche, für England im Jahre 1848, schreibt Disraeli, der spätere englische Premier, über das Verhältnis von Arm und Reich: „Sie sind gleichsam zwei Völker, zwischen denen keinerlei Verkehr und kein verwandtes Gefühl besteht, die einander so wenig kennen in ihren Gewohnheiten, Gedanken und Gefühlen, als ob sie die Söhne verschiedener Zonen oder die Bewohner verschiedener Planeten wären."

Zuerst findet die Zeit nichts Anstößiges daran. Die recht-

liche Gleichheit ist ja gewährleistet. Was aber die Armut betrifft, so können wir sie in einer ganzen großen Litteratur als Naturnotwendigkeit, als das unabänderliche Los der Schwachen oder der Zuvielgeborenen vertreten hören. Es ist die erste und unmittelbare, praktische Reaktion gegen die Philosophie der Menschenrechte. Sollte der Mensch politisch freigegeben werden, so war um so nachdrücklicher das Gesetz seiner wirtschaftlichen Abhängigkeit zu betonen. Die ihm linkerhand abgenommene Fessel wurde jener, die den rechten Arm gefangen hielt, zugefügt. La Bruyère, der noch der feudalen Epoche angehört, läßt am Schlusse seiner „Charaktere" der Bemerkung: „Eine gewisse Ungleichheit der Glücksumstände, welche die Ordnung oder die Unterordnung aufrecht hält, ist das Werk Gottes" gleich die weitere folgen: „ein zu großes Mißverhältnis und zwar ein solches, wie es sich unter den Menschen bemerklich macht, ist deren Werk oder das Gesetz des Stärkeren". Zu Schluß des 19. Jahrhunderts ist man anderer Meinung. Hoch sich aufrichtend, bereit, es gegen Jedermann zu verfechten, läßt sich 1786 der schottische Geistliche Townsend, der unmittelbare Vorgänger von Malthus in seinem Buche „Die Armengesetze, beurteilt von einem Menschenfreunde" folgendermaßen aus: „Die Armen wissen wenig von den Beweggründen, welche die höheren Klassen zur Thätigkeit reizen: Stolz, Ehrgefühl und Ehrgeiz. Im allgemeinen ist es der Hunger allein, der sie zur Arbeit stacheln kann. Aber unsre Gesetze (die Armengesetze) haben gesagt (?), sie sollen niemals hungern. Die Gesetze, es muß zugestanden werden, haben gleichzeitig ausgesprochen, daß sie zur Arbeit gezwungen werden sollen. Doch ist gesetzlicher Zwang zur Arbeit mit zu viel Mühe, Gewaltsamkeit und Geräusch verbunden, während der Hunger nicht nur ein friedlicher, schweigsamer, unaufhörlicher Druck ist, sondern als natürlichstes Motiv zur Industrie und Arbeit auch die wirksamste und machtvollste Anstrengung hervorruft. Wenn Hunger entweder gefühlt oder gefürchtet ist, so wird der Wunsch, Brot zu erlangen, von selbst den Einzelnen veranlassen, sich den größten Mühseligkeiten zu

unterziehen, und wird die härtesten Arbeiten versüßen." „Alles," höhnt hiezu Karl Marx, der Townsend gelesen hat und einiges aus ihm mitteilt, „kommt also darauf an, den Hunger unter der Arbeiterklasse permanent zu machen, und dafür sorgt nach Townsend das Bevölkerungsprinzip, das besonders unter den Armen thätig ist." „Es scheint," fährt nämlich Townsend fort, „ein Naturgesetz, daß die Armen" — er denkt an die Eltern — „zu einem gewissen Grade die Zukunft nicht bedenken, so daß stets welche da sind" — er denkt an die Kinder — „zur Erfüllung der servilsten, schmutzigsten und gemeinsten Arbeiten. Der Fonds von menschlichem Glück wird dadurch sehr vermehrt; die feiner Organisierten sind von der Plackerei befreit und können höherem Berufe ungestört nachgehen."

Townsend zieht schließlich, wie später auch Malthus, aus diesem theoretischen Ergebnis folgende Moral — sie betrifft die Armenversorgungsgesetze: „Das Armengesetz hat die Tendenz, die Harmonie und Schönheit, die Symmetrie und Ordnung dieses Systems, welches Gott und die Natur in der Welt errichtet haben, zu zerstören."

Die Verwandtschaft zwischen diesen Ausführungen und der Aristotelischen Sklavenlogik ist unverkennbar. Hier wie dort die Behauptung: Die Natur will, und die Gesellschaft braucht zweierlei Menschen: Bevorrechtete und Gemißbrauchte. Der Mißbrauch ist also ein Vernunft-, wie ein Kulturgesetz. Was Townsend hier ausspricht, ist auch nicht die Lehre eines wunderlichen, belächelten Gesellschaftsphilosophen, sondern er ist damit, und eben das will bemerkt sein, so gut wie ehemals Aristoteles, getreuer Dolmetsch seiner Zeit gewesen.

Klar ist aber, daß, solange so gedacht und geschrieben werden konnte, ein Menschenrecht noch zu erkämpfen war. Und dieser Kampf nun gehört unserer Zeit an. Teilweise, wie in England, wird er geführt von den Arbeitern in ihren Organisationen; in den Ländern des allgemeinen Stimmrechts, in Deutschland, in Frankreich, auch in der Schweiz ist die Wahlurne sein Platz.

IV.

Das Entwickelungsprinzip.

Das Problem des Entwickelungsprinzips schließt zwei sich wohl unterscheidende Fragen in sich: die nach den Thatsachen der Entwickelung und die nach ihren Mitteln; die erste als die Frage nach dem, was in Wahrheit Entscheidendes geschehen ist, die zweite danach, wie dies geschehen; oder die nach den Lebenserscheinungen in ihrer Aufeinanderfolge und jene nach der Kraft, die diesen Wechsel, diese „Entwickelung" zuwege bringt. Es sind klärlich zwei verschiedene Dinge, um die es sich da handelt. Aber das hindert nicht, daß man sie in der Regel durcheinander wirft. Ein halbes Recht hierzu darf man vielleicht daraus ableiten, daß sich mit der zweiten, jener nach den Mitteln, nach der Kraft, nach dem Lebensprinzip auch die nach den Erscheinungen als Kraftäußerungen beantworten dürfte. Aber nicht umgekehrt.

Häufig sind nun geschichtsphilosophische Untersuchungen soweit gelangt, verschiedene geschichtliche Epochen festzustellen. An der Frage nach dem Mittel der Entwickelung sind sie gescheitert. Und es läßt sich, selbst ohne der Sache näher getreten zu sein, von vornherein vermuten, warum!

Die Geschichtsphilosophie ist immer unter der Voraussetzung ans Werk gegangen, daß die Entwickelung durch alle Zeit von einem Element bestimmt gewesen sei; eine und dieselbe Kraft soll die Evolution des frühesten Altertums wie unserer Zeit entschieden haben. Diese Kraft mußte gefunden werden. Das war die Supposition. Aber diese einheitliche, aller Entwickelung Richtung gebende Kraft hat sich nicht finden lassen. Und darauf hat denn die Geschichtsphilosophie ihre Mission zurückgelegt: sie sei unerfüllbar!

Was würde man von einem Naturforscher denken, der sein Arbeitszeug an den Nagel hängt, weil ihm in der Natur nicht eine, sondern zehn und zwanzig Kräfte begegnen, die neben-

und durch- und gegeneinander wirken und die Erscheinungen hervorbringen, an deren bloßer Aufnahme und Beobachtung wir uns nicht genügen lassen wollen, sondern deren Auflösung in die Elemente wir verlangen! Es ist eine durch nichts gerechtfertigte Voraussetzung, daß es in der Geschichte der Menschen und Klassen und Völker anders sei, daß hier eine Kraft alles verrichte. Wenn diese eine Kraft uns ihr Gesicht verhüllt, werden wir die mehreren suchen und uns auch durch die Unfähigkeitserklärung nicht schrecken lassen, die Lotze mit Anderen in der Weise aussprach, daß er die geschichtliche Kraft den transcendentalen Thatsachen beizuzählen sich entschloß, jenen Erscheinungen des Weltlaufs, für welche wir als Menschen nicht den Sinn besitzen. Er fiel damit auf die fatalistische Geschichtsauffassung, die das Altertum kennzeichnet, zurück.

Bevor wir nun diesen Standpunkten gegenüber den unsrigen einläßlicher bezeichnen und begründen, stellen wir uns nochmals die schon zu Beginn dieser Untersuchungen aufgeworfene und von uns bisher unbeantwortet gelassene Frage nach der Thatsache der Entwickelung. Liegt eine solche überhaupt vor oder nicht?

Was wir aus der Geschichte erfahren haben, gibt uns das Recht, mit Ja zu antworten. Wir haben dem Egoismus des Stärkeren, und dessen Egoismus allein ist sozial gefährlich, immer engere Grenzen ziehen, ihn auf das, was wenigstens vermeintlich seiner höheren Leistungsfähigkeit gebührt, beschränken sehen. Ein „Recht des Stärkeren", körperlich oder intellektuell Stärkeren über die Leistungsfähigkeit hinaus erscheint uns heute so sehr als Unrecht, Vergewaltigung und Ungeheuerlichkeit, daß wir uns kaum mehr in den Gedankengang der Jahrtausende zurückzuversetzen vermögen, die es als Recht ansahen, wie es heute noch ein „Recht" ist im tierischen Kampfe ums Dasein. Längst nicht mehr suchen wir unsre Selbstachtung in der Bethätigung unsrer Kraft allein, und am allerwenigsten in der Vergewaltigung andrer, sondern betonen unsre persönliche und die gesellschaftliche Sittlichkeit.

So will es scheinen. Gilt dies aber wirklich für die Gesamtgesellschaft, und nicht bloß für ein Häuflein Auserwählter? Ist die Masse wirklich aus der frommen Scheu früherer Jahrhunderte, dem Bibelglauben, dem Mitgefühl für den Nächsten, zu den höheren Potenzen einer philosophisch geläuterten Welt- und Lebensanschauung aufgerückt? Es wäre lächerlich, auch diese Frage bejahen zu wollen.

Und so scheinen wir hier vor einem Widerspruch zu stehen. Unser Urteil ist schwankend. Gegen Brutalitäten, wie sie in früheren Jahrhunderten gang und gäbe waren, würde sich heute allgemein nur eine Stimme des Entsetzens, der Entrüstung und Verurteilung erheben. In andern Stücken klaffen sittliche Defekte nach wie vor. Die Entwickelung scheint also zwiespältig gewesen zu sein, sich gegabelt und nicht gleichmäßig in alle Bethätigungsgebiete fortgesetzt zu haben. Wie dies formulieren?

Da den Faktoren, deren gegenseitiges Gewichtsverhältnis die Sachlage bestimmt, quantitative Meßbarkeit nicht zukommt, scheint eine einheitliche und genaue Formel überhaupt unmöglich und der Verzicht also doch das letzte Wort zu sein. So „scheint" es. Aber damit wollten wir uns schon vorhin nicht zufrieden geben. In der That birgt die Annahme, daß, weil eine gegenseitige „Verrechnung" unmöglich, ein „Facit" nicht zu gewinnen sei, einen Irrtum in sich. Denn die Phänomene, in denen sich ein sittliches Fortschreiten, und jene, in denen sich ein Stillstand ausprägt, sind verschiedener Natur. Und darum läßt sich der ermittelte Thatbestand trotz seiner Buntheit doch auf eine Formel bringen. Sie lautet:

Es ist eine esoterische und eine exoterische soziale Sittlichkeit zu unterscheiden. Nicht in dem Sinne einer verschiedenen Sittlichkeit für einen engeren und einen weiteren Kreis, obzwar ja auch sie vorhanden, sondern in der gleichfalls durch den Wortsinn zugelassenen Bedeutung einer Verschiedenheit der zur Schau getragenen und äußerlich geübten gegen die innerlich empfundene, dem Drange des Herzens entquellende Sittlichkeit. In der Art etwa, wie Goethe es einmal ausspricht:

„Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten, und jedermann beträgt sich da anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus."

Genauer will jene Unterscheidung von exoterischer und esoterischer Sittlichkeit besagen: Seit dem vorigen Jahrhundert ist der Gegensatz von dem „Gott in uns" und dem „Gott außer uns" wach und dauernd geworden. Immer weniger gleicht der Mensch für die andern dem Menschen für sich selbst. Tolstoi macht einmal die Bemerkung: „Das Gewissen! ... In unserm Dasein ist überhaupt davon nichts zu sehen, außer vielleicht das Gewissen der öffentlichen Meinung und das Strafgesetz." Dieses wäre also ein andres Gewissen als jenes. Und in der That: das Fortschreiten der exoterischen Sittlichkeit ist zweifellos; die esoterische aber ist zurückgeblieben.

Aehnliche Unterscheidungen sind in dieser und jener Weise schon mehrfach getroffen worden. Kant unterscheidet gelegentlich (wenn auch nicht mit diesen Worten) zwischen dogmatischer und aktiver Sittlichkeit, von denen die erstere im Laufe der Zeit kaum gewinne, um so mehr die letztere; in seiner Schrift „Zum ewigen Frieden" greift er dann den Unterschied zwischen innerer und äußerer Moralität sogar scharf auf und setzt auseinander, daß, wenn auch die Beweggründe unsres Handelns nicht bessere werden, dieses doch immer legaler werde; und diese Legalität, wenn sie auch nur die Resultante im Kräfteparallelogramm gegeneinander wirkender Ansprüche ist, nennt er bereitwillig etwas Großes.

Herder zieht in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" bloß die exoterische Sittlichkeit in Betracht. Sie inne werden, aufnehmen, im weitesten Sinne deuten und durchführen, bezeichnet er als Ziel und Thatsache des gesellschaftlichen Fortschritts.

Von Neueren meint Lotze, einem verwandten Gedankengang folgend: „Das allgemeine Gewissen der Menschheit

mag langsam an Einsicht in unsre Verpflichtungen und unsre Bestimmung zunehmen; aber die lebendigen Geschlechter, die diese Bestimmung erfüllen sollen, wachsen jedes von frischem mit allen Unvollkommenheiten und den gewöhnlichen Untugenden der Gattung empor, und selten zeigen sie sich, zur Macht gekommen, der wirklichen Herstellung des Besseren gewachsen." — Auch hier ein Zwiespalt zwischen allgemeinem und persönlichem Gewissen. Mit der näheren Bestimmung, daß wie der Embryo im Mutterleibe sich aus dem niedrigsten Organismus in den höchsten entwickelt, der Mensch mit den Instinkten der primitiven Horde geboren sei, um dann allmählich aufzusteigen, nicht jedoch den Stand des allgemeinen Gewissens zu erreichen.

Nicht anders urteilt Rümelin. Auch nach ihm hat jeder Mensch sittlich von vorne anzufangen. Und von einem Fortschritt will er nur in dem Sinne sprechen, daß Gesetz und Gewohnheit, zu sittlichen Mächten erhoben, unserm gesellschaftlichen Leben den Stempel größerer Humanität eingeprägt haben.

Der Theologe und Statistiker Oettingen widerstreitet dieser Formulierung, aber nicht um die Hebung der exoterischen Sittlichkeit zu leugnen, sondern um eine Hebung gleicherweise im Niveau der esoterischen festzustellen.

Jedenfalls ist also die Thatsache des exoterischen Fortschritts überall zugestanden[1]). Und daran wollen wir uns genügen lassen. Klar ist auch, daß bloß die Vermischung der esoterischen mit der exoterischen Sittlichkeit immer neu jenen Bedenken gegen die Behauptung sittlichen Fortschritts Nahrung gegeben hat und die Frage zu einer Austragung nicht hat kommen lassen. Das zur Thatsache des sozialen Fortschritts. Nun aber weiter! Welche Macht hat hinter den Entwickelungen gestanden?

Wir erkennen sie von vornherein als eine doppelte: als

---

[1]) Man vergleiche etwa noch Lange in seiner „Geschichte des Materialismus", Schäffle im „Bau und Leben des sozialen Körpers" und Lubbock, „Die Entstehung der Civilisation".

eine solche, welche die Entwickelungen anregt, und eine andre, welche sie durchsetzt. Dies und jenes sind offenbar sehr verschiedene Dinge. Das eine der Arm, der sich dem andern, dem Willen zur Verfügung stellt. Doch wäre nicht ausgeschlossen, daß eine einzige Kraft hinter beiden steht, daß der Wille als solcher nach aller Erfahrung auch die Macht sich durchzusetzen in sich schließt. Wie verhält es sich also damit?

Lassen wir die Geschichte nochmals Revue passieren, so sehen wir, wie im *Altertum* aus Eroberungskriegen, philosophisch-religiösen Einsichten und einer übersättigten, sich selbst zum Ekel gewordenen Gesellschaft die Idee des Rechts auf Gleichheit, des gleichen Rechtes aller Menschen emporwächst. Trajan, übrigens früher schon Livius nennen darum ihr Zeitalter ein humanes.

Im *Mittelalter* zuerst ein ungeheurer Rückfall, dann ein kurzatmiger Aufschwung. Diesmal ist die Hebung der exoterischen Sittlichkeit der steigenden bäuerlichen Wohlhabenheit, sowie dem größeren Horizont, den die Kreuzzüge vermitteln, zu danken; durch die Beschäftigung endlich mit den Klassikern wird in den mit Reichtümern gesättigten Städten der Renaissance die Aufmerksamkeit der Zeit auf die „Würde" im Menschen gelenkt. Auch in Holland und England wird der Reichtum des Mittelstandes (neben einer bereits ursprünglich zu einem Bruchteil gewährten bürgerlichen Freiheit) ein Element exoterischer Moralentwickelung.

An den letzteren Punkten spinnen sich dann die Fäden aus dem Mittelalter in die *Neuzeit* hinüber. Die letztere gestattet in vielen Beziehungen den Vergleich mit Spätrom. Wenn speziell die Revolution ihren Weg durch Frankreich nimmt, so ist dies nicht zum geringsten der Selbstgeißelung, der die französische Gesellschaft ganz in der Weise jener der späteren römischen Kaiserzeit sich unterzieht, zu danken.

Wollen wir hier vorerst stillehalten, so sehen wir bereits, daß nicht die Klimate (Montesquieu u. a.), nicht die wachsende Intelligenz allein oder vorzugsweise (Buckle, Rümelin, Lange, Lubbock), nicht der Kampf ums Dasein (Darwin, Schäffle), nicht die wachsende Sozialisierung der Gesellschaft (Spencer), nicht ihre be-

sondere ökonomische Struktur (L. Blanc, Marx u. a.) den sozialen Fortschrittsideen den Weg gewiesen haben, sondern daß wechselnd und sich kombinierend Wohlhabenheit und Einsichten, theoretische Zugeständnisse, sowie Unzufriedenheit mit sich hierfür thätig gewesen sind. Also doch wieder ein Wirrwarr von Faktoren, deren Gesamtheit keinen andern Namen verdient als jenen der sich selbst regierenden Kraft des „Zufalls"? Nein. Kein regelloses Durcheinander, sondern ein Gewebe, wo Kette und Einschlag deutlich zu erkennen sind. Um dies näher auszuführen:

Die Kulturmenschheit wurde vorzüglich durch drei einträchtig nebeneinander wirkende Kräfte vorwärtsgebracht: durch Ansprüche jener, die sich eine halbe Geltung infolge ihnen günstiger Wirtschaftsverhältnisse bereits errungen hatten und eine ganze wollten (vgl. Niederlande, England, Frankreich); durch die Selbstkritik der herrschenden Klassen; und durch die zwischen beiden vermittelnde ethische Einsicht. Diese Faktoren, die das Rad der Menschheitsgeschichte vorwärts drehen, sind auch heute wirksam. Wie der deutsche Bauer die Sense über die Schulter warf und den Morgenstern schwang, um gegen die Herren auszuziehen in einer Zeit, wo er häblicher dastand und freier als je im Mittelalter; wie die Niederländer sich zum großen Krieg gegen Philipp rüsteten in dem Augenblick, wo nach einer längeren glücklichen Entwickelung der Reichtum des Landes auf einen Gipfelpunkt gestiegen war; wie die englische Revolution in Scene gesetzt wurde, nachdem die Engländer bei hohen Wollpreisen und billig erworbenem ertragreichem Land die Freiheit nur mehr als komplementäres Gut andrer Güter zu erringen hatten; wie der großen französischen Revolution eine Zeit wirtschaftlichen Gedeihens, eine halbe Besserung in der Lage der Bauern und Winzer, eine Schuldenüberlastung des adeligen Grundbesitzes zu Gunsten der städtischen Bourgeois vorangegangen war: so hat auch jetzt die soziale, oder sage man direkt die sozialistische Bewegung bei den Arbeitern mit voller Kraft erst eingesetzt, nachdem sie auf eine höhere Lebensstufe sich erhoben haben.

Wie dann, um die Parallele zu vervollständigen, das römisch-

kaiserliche Altertum sich im Spott über sich selbst nicht genug thun konnte und das Umsichgreifen der christlichen Gleichheitslehre die Folge war; wie die Gesellschaft des vorrevolutionären Frankreich — wieder teilweise mit Recht — sich in den Kot herunterzog und es nicht über sich vermochte, etwa Beaumarchais' Figaro von der Bühne zu weisen, jenes Schauspiel, das Napoleon auf St. Helena „la révolution déjà en action" genannt hat, und das Ludwig XVI. selbst als abscheulich erklärte, um es einige Wochen später auf der königlichen Hausbühne mit der Königin als Rosine, dem Grafen von Artois als Figaro aufführen zu lassen: so greift auch heute wieder die Gesellschaft gierig nach den Büchern und Dramen, die sie in der Verderbtheit ihrer sinnlichen Triebe, ihres harten Herzens, ihrer Verachtung allen Rechtes schildern.

Ueber diesen beiden Bewegungen aber, der Bewegung jener, die sich erheben, und jener, die sich erniedrigen, sie beide beherrschend und gleichzeitig von ihnen genährt, steht die litterarische Priesterschaft, die, dem ägyptischen Gotte vergleichbar, die Wage der Gerechtigkeit in der Hand, Recht und Unrecht des einzelnen ermittelt durch Addition und Subtraktion, das Unrecht verurteilt und mit Bußen belegt, das Recht erhebt und belohnt. Tacitus, Rousseau, Tolstoi sind aus der gleichen Atmosphäre erwachsen; in einer überfeinerten Gesellschaft voll äußerer und innerer Konflikte stehend, erlaben sie sich an dem gesunden, naiven Natursinn der Unkultur und meinen in ihr eine höhere Stufe erblicken zu sollen.

Das sind also die Potenzen, die in der Geschichte wirken und das zuwege bringen, was man Fortschritt nennt. Sie stehen scheinbar nicht nur neben-, sondern gegeneinander. Aber ihr Gemeinsames entzieht sich nicht dem forschenden Blick. Wie sie sich drängen und verdrängen, schieben und kreuzen, stützen und aufheben, sind sie nichts andres als die Menschenseele, als der Mensch mit seinen Vorzügen und Fehlern, seinen Schwächen und göttlichen Anlagen, mit seiner Phantasie und seiner Sinnenlust, seiner Unersättlichkeit und dem lebendigen Gewissen;

der Mensch, der wo nicht als einzelner so in der Masse zwischen Ueberhebung und Zerknirschung schwankt; aber — vermittelst des Gottes in ihm — wenn auch taumelnd, so doch vorwärts kommt: per aspera ad astra.

Eine andre als diese *psychologische Erklärung der Weltgeschichte* aus zwei Kräften, die sich gleichzeitig befehden und befruchten, und die dann vermittelst jener, die schärferen Blickes in die Zukunft sehen, den Fortschritt gebären, ist nicht möglich, d. h. nicht thatsächlich.

Immerhin ist eines noch zu beachten. Es ergibt sich eine äußere *zeitliche* Analogie zwischen den Ergebnissen unsrer Untersuchung und dem, was Buckle behauptet. Wir haben das Ende jener ersten Periode, in welcher das Recht des Stärkeren über die Leistungsfähigkeit des Stärkeren hinaus in Geltung stand, je nach den Ländern ins 17., 18., 19. Jahrhundert verlegt, so daß alle Entwickelung der praktischen Moral *unsrer Zeit* zufällt. Was hinter uns liegt, will nichts sagen gegenüber dem, was in unsren Tagen, seit zwei Jahrhunderten geleistet worden ist. Genau so steht es aber mit den wissenschaftlichen Einsichten und ihrer Verbreitung. Der Fortschritt, den die sogenannten induktiven Wissenschaften, die Naturwissenschaften voran — und an diese denkt Buckle mit Vorliebe — seit einem Jahrhundert zurückgelegt haben, ist unvergleichlich größer als jener, der sich von der Zeit der ersten Pyramiden bis zum 17. Jahrhundert vollzogen hat. Und so scheint der Parallelismus zwischen wissenschaftlicher sowie pädagogischer Entwickelung einerseits und praktischer Moralentwickelung andrerseits, mindestens chronologisch doch gegeben, das zweite der Buckleschen Untersuchungsergebnisse also doch richtig zu sein!

Wir lenken die Aufmerksamkeit darauf, nicht um uns Buckle anzuschließen, sondern um die Unterlage zu schaffen für die genau gegenteilige Auffassung, welche also nicht die Moralentwickelung auf die erweiterten Einsichten, sondern die erweiterten Einsichten auf die Moralentwickelung, vor allem auf die große

Errungenschaft der Freiheit zurückführt. Der Weg zur Freiheit wurde mit Hilfe viel substantiellerer Machtmittel, als die wissenschaftlichen Einsichten es sind, gebahnt. Und erst seitdem die Freiheit errungen ist, besitzen die Völker Europas den weiten Blick, die Regsamkeit und Findigkeit und Schaffensfreude, erst seitdem sind die ungeheuren Kraftschätze, die jahrtausendelang ungehoben mit jedem Menschen zu Grabe gingen, zum vollen, frischen und blühenden Leben erwacht.

Bei alledem ist die Freiheit Mittel und Ergebnis, nicht ursprüngliche Kraft, nicht Entwickelungsprinzip gewesen. Entwickelungsprinzip war das, was vor ihr gewesen ist und sie durchgesetzt hat und worüber wir bereits gesprochen haben. Wenn wir hier aber von der Errungenschaft der Freiheit, also einer humanitären Errungenschaft, auch die wissenschaftlichen Einsichten datieren, zu denen wir im Laufe nicht langer Zeit gelangt sind, so legt dies nur eine weitere Wirkungssphäre dieser Errungenschaft bloß, ohne im übrigen an die vorhin versuchte Erklärung der Geschichts- bezw. Humanitätsentwickelung zu rühren.

Haben wir es nötig, uns auch mit der sogenannten *materialistischen Geschichtstheorie* auseinanderzusetzen? Sie hat das eine für sich und gleichzeitig gegen sich, daß sie die modernste ist, nämlich die Geschichtstheorie des Sozialismus. Ihr zufolge ist das ökonomische Moment entscheidend für alle geschichtlichen Gestaltungen. „Die ökonomische Verfassung der Gesellschaft," wird sie von einem gewandten Interpreten (G. Adler) näher ausgeführt, „sei das Fundament derselben, während alles politische, rechtliche, litterarische und religiöse Dasein nur als Ueberbau aufzufassen ist, und zwar als ein in seiner Gestaltung durch das ökonomische Fundament gänzlich vorgezeichneter Ueberbau." *Marx*, der Hauptträger der materialistischen Geschichtsauffassung, greift unter Umständen noch etwas weiter zurück. So erklärt er in seinem „Kapital" (S. 375): „Die Technologie enthüllt das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Produktionsprozeß seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden

geistigen Vorstellungen. Selbst alle Religionsgeschichte, die von dieser materiellen Basis abstrahiert, ist — unkritisch." Das wäre dann also eine technologische Geschichtsauffassung. Er beruft sich (S. 632) auf Linguet, der Montesquieus illusorischen „Esprit des lois" mit dem einen Wort über den Haufen warf: „L'esprit des lois, c'est la propriété." und meint dann gegen den Schluß seines Werkes (S. 777): „Die Gewalt ist der Geburtshelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht. Sie selbst ist eine ökonomische Potenz."

Wir haben der Marxistischen Geschichtstheorie im Laufe der Erörterungen manches zugestanden; so die Wirkung, welche ökonomische Verhältnisse auf den psychologischen Habitus des Menschen, auf das Temperament, auf seine Stimmung, auf seine „thatenreifende Energie" besitzen. Aber schon Albert Lange, der Geschichtsschreiber des Materialismus, der es doch „wissen mußte", und der als Sozialist Autorität für die Sozialisten ist, erklärt uns (Gesch. d. Mat. II, S. 466): „Wir müssen uns einen Augenblick den Gedanken gefallen lassen, daß die Verfolgung persönlicher Interessen das einzige Motiv der menschlichen Handlungen in Zukunft werden könnte, wenn auch Voltaire und Helvetius entschieden Unrecht hatten, als sie erklärten, es sei bereits so, es gebe keine andre Triebfeder für die menschlichen Handlungen als die Eigenliebe." Die materialistische Geschichtsschreibung hat es leicht, bei den geschichtlichen Umwälzungen auf die ökonomischen Interessen, die in Frage standen, und die durch die Umwälzung gefördert wurden, hinzuweisen. Die Verbreitung der Sklaverei mag, so meinten wir selbst, und daran wird heute kaum gezweifelt, mit dem Uebergang aus der Weidewirtschaft in die Ackerwirtschaft zusammenhängen, objektiv wirtschaftliche Verhältnisse hier also allerdings für die Verbreitung einer in sozialer Beziehung überaus bemerkenswerten Institution in erster Linie thätig gewesen sein. Doch war es keinerlei ökonomische Gewalt, sondern bloß die ökonomische Zweckmäßigkeit, die hier wirksam wurde, und daß ökonomische Zweckmäßigkeit ein ökonomisches Institut bestimme, ist nie angezweifelt gewesen.

Eine Bekräftigung der materialistischen Geschichtsauffassung ist die Einführung der Sklaverei als eines ökonomischen Instituts derart noch nicht. Wenn weiter dann etwa der Gedanke der Humanität, als der Gleichberechtigung des Fremden mit dem Stammesgenossen auf die Bedürfnisse des Handels zurückgeführt wird, so beruht dies unsers Erachtens insofern auf einem Mißverständnis, als die Humanität dieser Art bis zum Metökenrechte, nicht aber bis zur Anerkennung bürgerlicher Gleichberechtigung geführt hat.

Unter denen, welche als die Allereifrigsten die Christen verfolgten, sind die Idolfabrikanten gewesen, die durch jede Beschränkung des Götzendienstes eines Geschäfts verlustig gingen. Auch hier also ein ökonomisches Interesse in Frage! Es wäre trotzdem sehr gewagt, die Christenverfolgungen auf den Gewinnentgang jener Fabrikanten zurückführen zu wollen. — Auch den Kreuzzügen könnte man ökonomische Motive unterschieben. Sie haben durch das Dickicht wilder Völker den Weg für die Ueberführung der Schätze Indiens nach Europa ausgehauen — sind sie darum dem Erwerbssinn Venedigs entsprungen? Es ist nur zu deutlich: All diese Bewegungen sind nicht ökonomisch motiviert, sondern nur ökonomisch ausgenutzt worden.

Wenn dann der Freiheitskampf in den Niederlanden und in England seine ökonomischen Voraussetzungen hatte, so ist doch auch er wieder nicht im Dienste der wohlhabenden Bürgerschaft und in deren wirtschaftlichem Interesse geführt worden, sondern unabhängig von dem letzteren, im Gefolge des Selbstbewußtseins, das die Wohlhabenheit mit erschuf.

Nicht zu leugnen ist dagegen, und wir selbst haben früher Belege dafür gebracht, daß mit dem Eintritt in die Epoche der politischen Freiheit der Einfluß des ökonomischen Faktors auf die geschichtlichen Entwickelungen gewonnen hat, eben infolge des Zurücktretens der politischen Forderungen. Schon Fichte meint (in der ersten Rede an die deutsche Nation): „Unsre Zeit steht in dem dritten Hauptabschnitte der gesamten Welt-

zeit, welcher Abschnitt den bloßen sinnlichen Eigennutz zum Antriebe aller seiner lebendigen Regungen und Bewegungen hat."

Marx und Louis Blanc stützen sich auf das corpus delicti der französischen Gesellschaft seit der Restauration und insbesondere unter Louis Philipp, jedoch auch weiterhin. Und wieder mag da zugestanden sein, daß in Frankreich während des zweiten Drittels unsres Jahrhunderts der ökonomische Faktor es zur höchsten Machtentfaltung gebracht hat mit verhältnismäßiger Zurückdrängung aller andern Triebe. Aber die französische Geschichte von 1830—48 und darüber hinaus ist nicht die Weltgeschichte.

Die materialistische Geschichtstheorie ist genau so einseitig und nach der „einen" Seite genau so richtig, wie nach einer andern etwa die Darwinistische. Sie übersieht den Dualismus, die „Janusköpfigkeit" der Menschenseele. Die Klage Fausts, der Racines Held mit dem „Je trouve deux hommes en moi" beispringt, ist mehr als das Bekenntnis eines Leidenden. Trägt doch die Weltgeschichte, wie wir sie ansehen, das Gepräge dieses Doppelsinns. Für die materialistische Geschichtstheorie aber ist der Mensch kein animal compositum, sondern ein einzelliger Organismus: weiter nichts als Sinnlichkeit und Begehrlichkeit. Sie übersieht die Thatsache der Scham, welche mit dem Wachsen der exoterischen Sittlichkeit bei gleichbleibender esoterischer immer größer wird und einen Motor von ungeheurer Kraft darstellt; übersieht das Wirken der Eitelkeit, deren Befriedigung wieder jeweils abhängt vom Stande der exoterischen Sittlichkeit, welche den Maßstab abgibt für die Würdigung der Handlungen seitens der Außenwelt; übersieht den Trieb nach Selbstschätzung, der ja doch auch zu jeder Zeit in einer Anzahl Menschen schlummert, die dann, weil opferbereit und um ihres Charakters willen geschätzt, regelmäßig in den Bewegungen voranstehen.

Insbesondere die erstangeführten Momente, Scham und Eitelkeit, zu denen bei feiner Empfindenden auch noch der prickelnde Reiz und die Begabung der Selbstkritik hinzukommt, sind menschheitliche Begabungen, die hier im höchsten Grade bemerkt

zu werden verdienen. Sie schlagen die Brücke von der exoterischen zur esoterischen Sittlichkeit. Hebt sich auch nicht die letztere, so treten doch jene Anregungen zur Uebung der exoterischen für sie ein und werden wirksame Faktoren der Menschheitsgeschichte.

Rümelin, durch die Wahrnehmung, „daß der sittliche Maßstab der Menge ein reinerer und strengerer ist, als der sittliche Durchschnittswert der einzelnen erwarten ließe", gleichfalls zur Untersuchung des „Woher" aufgefordert, führt den Unterschied „auf eine eigentümliche Art von Täuschung und Ueberlistung unsrer Natur zurück". „Weil es unsrer Eitelkeit und Selbstliebe lästig wäre, den andern uns selbst gleich oder gar höher zu stellen, so legen wir für die Wertschätzung andrer einen strengeren Maßstab an als für uns selbst, und aus der Massenwirkung dieser Tadelsucht und Selbsttäuschung ergibt sich für das Ganze die heilsame Thatsache, daß die öffentliche Meinung immer sittlich höher steht als die Gesellschaft selbst."

Wir urteilen also, meint Rümelin, von andern strenger und fordern von ihnen mehr als von uns selbst. Diese Verschiedenheit der Würdigung unsrer Person gegen die andrer geschehe mehr oder minder unbewußt. Mangelnde Selbsterkenntnis sei es derart, welche einen Unterschied dessen, was wir esoterische und exoterische Sittlichkeit genannt haben, mit sich führe. — Daß dieses Moment unter Umständen wirksam ist, kann in der That wohl kaum geleugnet werden. Aber es scheint uns das unwesentlichere gegenüber jenen schon früher angeführten Faktoren der Scham und der Eitelkeit. Wir wollen uns offenbar auch besser geben als wir sind. Die Niedrigkeit der Gesinnung des Durchschnittsmenschen mag öffentliches Geheimnis sein. „To be honest, as this world goes, is to be one man pick'd out of ten thousands", nach Hamlet. Aber als dieser eine auf zehntausend will sich jeder brüsten.

Uebrigens möchten wir durchaus nicht an der Entwickelung auch der esoterischen Moral verzweifeln. Wir haben den Eindruck, daß auch sie weiterrückt, wenn auch nur mit der Geschwindigkeit eines Stundenzeigers, dem der Sekundenzeiger der

exoterischen Moral, der in der gleichen Zeit einen vieltausendfachen Weg durchmißt, immer mehr vorauskommt. Gregorovius in seiner Lucrezia Borgia meint einmal: „Wenn wir einen Menschen, wie ihn unsre Civilisation erzogen hat, mitten in jene Renaissance versetzten, so würde die tägliche Barbarei, welche an den damals Lebenden eindruckslos vorüberging, sein Nervensystem zu Grunde richten und vielleicht seinen Geist verwirren." Ist hier bloß an die Schwachnervigkeit oder an die Charakterüberlegenheit unsrer Zeit gegen die der Renaissance gedacht? Wir glauben, es ist beides anzunehmen. Die erste wird unter Umständen vorerst der Beschönigung statt der Ausmerzung des Uebels Vorschub leisten; aber die Ausmerzung wird doch ihr letztes Ergebnis sein. Von dieser Ausmerzung aber und den auf sie gerichteten Bestrebungen wird ein günstiger Einfluß auch auf den Charakter ausgehen.

Wenn man etwas mehr Geschichte kennte, dann würde man vielleicht wissen, daß das Mitleid — nicht als Tugendbegriff, sondern als Tugendempfindung einer großen Zahl — eine kaum über zweihundertjährige Geschichte hat. Wir wagen zu behaupten, daß weder die Antike noch selbst die ersten christlichen Jahrhunderte — vom späteren Mittelalter und der ersten Neuzeit ganz zu schweigen, es in der Tiefe und Ausdehnung, mit der es uns schon heute als Selbstverständlichkeit beherrscht, besessen haben. Wenn Lessing an den Eingang seines „Laokoon" die Voraussetzung stellt, „unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessierende Gegenstand äußert", so ist dies eine durchaus unhistorische Fiktion. Viel richtiger urteilt Böckh, daß Barmherzigkeit nicht eben eine der hervorragenden griechischen Begabungen gewesen sei. Das moderne Mitleiden steht in ganz anderm Verhältnis zum bemerkten Leiden des Heimgesuchten als bei den Griechen. Der Grieche verachtet den Mitleid Heischenden und darum ist ihm auch das Mitleid nicht nur kein Tugendbegriff, sondern er denkt geradezu gering davon. „Von Natur kräftigere Personen lassen," sagt Aristoteles (Nikomachische Ethik), „weinerliche Menschen nicht

an sich heran. Dagegen erfreuen sich Weiber und weibische Männer an dem Mitgeseufze andrer und lieben sie als Freunde und mitleidige Menschen." Seufzen ist verächtlich und Mitleid nichts andres als Mitgeseufze. Nur die zum Seufzen veranlagten werden das Mitleid pflegen. — Keinenfalls hatte man danach in Hellas auch Aussicht auf Mitleid über den Kreis der Blutsverwandtschaft und späterhin der an die Blutsverwandtschaft anklingenden Freundschaft hinaus, einen Fall ausgenommen, den persönlicher Größe, wo das Leiden sich in schreienden Gegensatz zu dem Verdienst edler Abstammung oder edler Thaten setzt. Im Philoktet des Sophokles beklagt der Chor den Helden, daß er jeglichen Trostes bar sein Leiden tragen müsse, „obwohl den Besten gleich an Ruhmesglanz" und „Sproß eines alten Geschlechtes" [1]).

Gilt solches für die feinsinnigen Griechen, so bedarf es für die Römer, diese minderen „Catonen" [2]), kaum des be-

[1]) Der Gegenstand dieser Tragödie, ein Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman, deutlicher zwischen der als seltener Großmut gepriesenen einfachsten menschlichen Teilnahme eines Einzelnen (Neoptolemos) und der infamsten Niedertracht des andern Akteurs (Odysseus), mit dem die völlige Gefühlsstumpfheit der Masse (Schiffsvolk) im Bunde steht, macht sie überhaupt zu einer Fundgrube von Material für die Charakteristik der hellenischen Empfindungswelt.

[2]) Wer kennt nicht die Schilderung, die Plutarch ganz naiv uns von diesem Musterrömer, dem ja das Volk erst seinen Namen Catus, ein „rechter Mann", gegeben hat, entwirft. In der That ließ sich Cato zu seinem Abendessen vom Markte nur für 30 Aß Speisen holen, und dies „des Staats wegen, damit sein Körper die zum Kriegsdienst nötigen Kräfte hätte". Auch hat er Manilius, der demnächst Konsul zu werden hoffte, aus dem Senate gestoßen, „weil er seine Frau bei Tage vor den Augen seiner Tochter geküßt hatte". Aber doch „scheint" unserm Autor der Umstand, „daß er seine Sklaven wie Lasttiere brauchte, bis zum Alter abtrieb und dann verkaufte, um sie nicht unnützerweise füttern zu müssen", Hartherzigkeit zu verraten. Dieser „Schein" verdichtet sich ganz bedenklich, wenn Plutarch uns weiter relationiert: „In der Meinung, daß Sklaven der Wollust wegen die größten Leichtfertigkeiten verüben, gestattete er ihnen für ein bestimmtes Geld, seinen Mägden beizuwohnen, untersagte ihnen aber (wo wäre sonst die Monopolgebühr geblieben!) allen Umgang mit andern Weibern." — Weiter

sonderen Zeugnisses für ihre Herzenshärte. Hat doch selbst der sentimentale Cicero die Stirn auszusprechen, die Grausamkeit der Arena sei das Werkzeug einer weitsichtigen Politik, sie sei ein Stück Volkserziehung, nämlich erforderlich, damit der römische Kriegsgeist nicht erschlaffe. Was will dem gegenüber der gelegentliche rhetorische Appell des gleichen Mannes (Pro Ligario ad Caesarem) sagen: „Die Menschen kommen durch nichts den Göttern näher, als wenn sie Menschen glücklich machen!"

Aber auch weiterhin entspringt die Liebesthätigkeit der ersten christlichen Jahrhunderte — in deutlicher Abweichung vom Geist der Schrift — nicht dem Mitleid, sondern: „der Dienst des Nächsten ist Gottesdienst". „Was ihr einem dieser Geringsten gethan habt, habt ihr mir gethan." Ein durch dieses Medium erzeugtes Mitleid ist weit entfernt, sich mit dem, das heute ganz unmittelbar auf uns eindringt, zu decken. Neander meint: „Die erste christliche Gemeinde machte gleichsam eine Familie aus, und die Macht des zuerst erwachenden christlichen Gemeingefühls, das Bewußtsein der gemeinsamen Gnade der Erlösung überwog so sehr alle andern persönlichen und gemeinsamen Gefühle, daß sich alle andern Verhältnisse dem einen großen Verhältnisse von selbst unterordneten."

Die ursprüngliche menschliche Empfindung beim Leiden des andern scheint überhaupt nicht das Mitleid, sondern wenn nicht die grausamste „Schadenfreude" [1]), so Gleichgültigkeit zu sein.

dann: „Anfänglich, als er noch arm war und im Kriege diente, zankte er niemals über seine Kost und erklärte es vielmehr für schändlich, des Bauches wegen mit den Bedienten zu keifen. Als er in der Folge zu größerem Vermögen kam, ließ er, wenn er seinen Freunden und Kollegen ein Gastmahl gab, gleich nach Tische die Sklaven, die bei der Aufwartung oder Zubereitung etwas versehen hatten, mit Geißeln bestrafen." — „Immer suchte er sein Gesinde in Zwist und Uneinigkeit gegeneinander zu erhalten, weil die Eintracht desselben ihm Furcht und Verdacht erregte."

[1]) Ein Rudiment davon wäre die Uebergangsstufe der Bosheit, mit Bezug auf die Gobineau, übereinstimmend mit einer bekannten Aeußerung Schopenhauers, bemerkt: „L'homme est l'animal méchant par excellence."

Wenn uns berichtet wird, daß alle Afrikaner von dem in ſeiner Art hochgebildeten Araber bis hinab zum Buſchmann und Niam niam die Leiden ihrer Mitmenſchen mit der ruhigſten Ergebung tragen, und wenn der Menſch ein Feind iſt, im Anblick ſeiner Qualen Vergnügen und Wolluſt empfinden, ſo ſtellt das den uns heute viel gerühmten Altruismus der Naturvölker doch in ein bedenkliches Licht. Nach Th. Waitz zeigen die Rothäute „eine Großartigkeit der Geſinnung, die dem ſtolzeſten Römer Ehre gemacht haben würde". Die Ausſetzung ihrer Greiſe und Kranken war nichtsdeſtoweniger bei ihnen ſo gut Uebung wie bei allen andern Naturvölkern, und es hat, als die Spanier ins Land kamen, der härteſten Strafen bedurft, um den Fami lien etwas mehr „altruiſtiſchen" Sinn einzuflößen [1]. Man leſe

[1] Die bei allen Naturvölkern ſyſtematiſch geübte Ausſetzung der Kin der, ſowie die oben erwähnte Ausſetzung der Kranken und Greiſe iſt mit Rouſſeaus Discours sur l'origine de l'inegalite zu vergleichen, wo der Nachweis der Urſprünglichkeit des Mitleids in folgender Weiſe geführt wird: „Il est donc bien certain, que la pitie est un sentiment naturel, qui, moderant dans chaque individu l'amour de soi-même, concourt à la conservation mutuelle de toute espèce. C'est elle, qui dans l'etat de nature, tient lieu de lois, de mœurs et de vertus, avec cet avan tage, que nul ne sera tenté de desobeir à sa douce voix; c'est elle, qui detournera tout sauvage robuste d'enlever à un faible enfant, ou à un vieillard infirme sa subsistance acquise avec peine, si lui même espère pouvoir trouver la sienne ailleurs." Dies der Rouſſeauiſche Pracht menſch. Aber auch unſrem Herder kann der Hottentotte, der „ſein leben diges Kind vergräbt", und der Eskimo, der „jenem alten Vater das Leben verkürzt", die Urſprünglichkeit des Gefühls der Humanität nicht widerlegen. Aehnlich zuletzt Garofalo, La criminologie 1890, Tarde, La philosophie pénale 1890 u. a. Vgl. dagegen die Unzahl Zeugniſſe für unſre Auf faſſung bei Ratzel, Volkerkunde 1887.

Bekannt iſt übrigens auch — und man mag verſucht ſein, uns dies entgegenzuhalten — die Bemerkung Darwins in ſeiner „Abſtammung des Menſchen" über die Affen, die ſich gegenſeitig die Dornen ausziehen. Wir antworten darauf mit der Erklärung, daß man heute wie den „Altruis mus" beim Tiere, ſo auch den der primitiven Horden und der Antike u. E. mißverſteht. Dieſer Altruismus iſt nichts als Hordenſinn, ein politiſcher Sinn und weit entfernt von Menſchlichkeit. Auch den Inſtinkt der Mutter für

übrigens Lubbock über diesen Gegenstand nach. Er konstatiert ausdrücklich das Fehlen von Reue und Gewissensbissen als einen spezifischen Mangel niederer Rassen.

Die Schätzung des Mitleids hat wie die der Freiheit zuletzt von England und Frankreich den Weg zu uns genommen[1]). Für Rousseau, Lessing („Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch") und vor allen Schopenhauer ist es die Kardinaltugend, die „Quelle der Moralität". Ersterer führt gegen Mandeville aus, er habe wohl gefühlt, „daß mit all ihrer Moral die Menschen nie etwas andres als Ungeheuer gewesen wären, wäre nicht das Mitleid ihrer Vernunft zur Seite gestanden". Nicht gesehen habe er, „daß aus dieser einen Begabung alle die gesellschaftlichen Tugenden fließen, die er den Menschen sonst absprechen will".

Wir müssen uns auch hier an einer ganz fragmentarischen Erörterung genügen lassen, trotzdem der Stoff für weitere Ausführungen nicht fehlte.

Noch Eine Frage begegnet uns nun auf unserm Rundgang durch das Gebiet der sozialen Sittlichkeit. Es ist die, wie es um das Verhältnis der Moral bei den verschiedenen Klassen der Bevölkerung stehen mag: ob das „Volk" oder die oberen Zehntausend von besserem Charakter seien. Da statistische Erhebungen in dieser Richtung nicht vorliegen, auch sich kaum anstellen lassen, können wir nur persönliche Wahrnehmungen wiedergeben. Nach diesen wäre keinesfalls der Masse ein höherer Grad der (esoterischen) Moral zuzugestehen als den von ihr so genannten Ausbeutern. Die Betrachtungsweise, welche die Masse

---

ihre Zungen darf man hier nicht hineinmischen. Die Reflexwirkung des „Mitleids" ist ein Produkt unsrer Zeit, und wie es scheint vernunftmäßig in uns entwickelt.

[1]) Die Folter wurde in Deutschland von 1740 (Preußen) bis 1828 (Gotha), in Oesterreich 1776, in Frankreich 1789, allerdings nicht bloß aus Menschlichkeitsrücksichten, sondern auch als prozessualisch unwirksam, abgeschafft. In England ist sie nie gesetzlich, aber doch unter Heinrich VIII., Jakob I. und Karl I. auch in nicht politischen Prozessen angewandt gewesen. Den Bürgerkrieg (1649) überlebte sie nicht. Erste Theoretiker des Mitleids sind die englischen Moralphilosophen Cumberland, Shaftesbury, Butler gewesen.

heute den upper ten thousand widmet, ist in der That jene, welche Rümelin zur Erklärung des Unterschieds von exoterischer und esoterischer Moral im allgemeinen heranzieht [1]).

Der Maßstab, den sie an andre legt, ist — unwissentlich — ein strengerer als jener, nach dem sie sich selbst beurteilt. Ihr kommt dabei zu Hilfe, daß sie jene oberen Zehntausend trotz Zeitungslektüre wenig und weit mehr nach den schlechten als nach den guten Exemplaren kennt. Auch der Weltschmerz, das Hadern mit dem unerbittlichen Menschenlose, was sich bei den Gebildeten und Begüterten im grundsätzlichen Pessimismus und trüber, aber passiver Stimmung auslöst, wird in der Hand des Sozialisten glühende Kohle auf das Haupt der Bourgeoisie. Sie trägt die Schuld an allem. Und doch! Wie oft mag nicht für jene Eiferer das Wort von Philipp Faulconbridge in Shakespeares König Johann gelten:

Und warum schelt' ich auf den Eigennutz?
Doch nur, weil er bis jetzt nicht um mich warb.
Nicht daß die Hand zu schwach war, zuzugreifen,
Wenn seine schönen Engel sie begrüßten;
Nein, sondern weil die Hand, noch unversucht,
Dem armen Bettler gleich, den Reichen schilt.
Gut, weil ich noch ein Bettler, will ich schelten,
Und sagen, Reichtum sei die einz'ge Sünde.
Und bin ich reich, spricht meine Tugend frei:
Kein Laster geb' es außer Bettelei.

Man mißverstehe uns nicht: Was wir meinen, ist klar und nett — daß die einen nicht besser und nicht schlechter seien als die andern!

---

[1]) Vgl. unten weiteres über die „Arbeiterfreundlichkeit" der ersten, aus dem Arbeiterstand hervorgegangenen Fabrikanten. Die Unteroffiziere gelten nicht als humaner in der Behandlung der Soldaten, als die Offiziere ꝛc.

Locke und das „Recht auf den vollen Arbeitsertrag".

(Ein Exkurs.)

Daß sich bei Locke bereits Ansätze zu jenen späteren Theorien von Ad. Smith und Ricardo finden, welche die Arbeit als Ursprung allen Wertes erklären und die dann vom Sozialismus einseitig weitergebildet worden sind, ist nicht ganz unbekannt. Aber doch ist Locke daraufhin unsers Wissens nicht gewürdigt. Wohl wird die Theorie von der Arbeit als Eigentumsquelle auf ihn zurückgeführt; aber da es vor Karl Knies und leider auch nach ihm bis Adolf Wagner „nicht üblich" war, in der Nationalökonomie irgend eingehendere Untersuchungen über das Eigentum anzustellen, ja solche, wir sprechen mit Wagner (Allgemeine Volkswirtschaftslehre, 2. Aufl., S. 503, die gleichartige Aeußerung bei Knies vgl. in dessen Polit. Oekonomie 2. Aufl., S. 180), in den älteren Lehrbüchern und Systemen meist gänzlich fehlen, so wurde die Nationalökonomie auch nicht auf die Bedeutung, die der Theorie Lockes über die Eigentumstheorie hinaus für die spätere sozialistische Werttheorie zukommt, aufmerksam. Roscher, der in seiner grandiosen Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland neunmal auf Locke zu sprechen kommt, erwähnt doch seine Arbeitswerttheorie mit keinem Worte. Eine ausreichendere, wenn auch in dem uns bedeutsamen Punkte immer unzulängliche Würdigung dieses „frühesten großen Systematikers der Volkswirtschaft" hat er leider an entlegenem Orte (Abhandlungen d. kön. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1857) niedergelegt. Auch in andern modernen Schriften, so in der vortrefflichen Geschichte der Volkswirtschaftslehre, die der Landsmann Lockes, Ingram, uns vor kurzem geliefert hat (in deutscher Uebersetzung 1890 erschienen), wird einer Arbeitswerttheorie Lockes keine wie immer geartete Erwähnung gethan. Und Zuckerkandl in seiner Geschichte der Preistheorie („Zur Theorie des Preises" 1889) meint (S. 233), nur mit Unrecht habe man hier oder dort die Arbeitstheorie auch bei Locke (neben und nach Petty) finden wollen. Endlich weist auch Anton Menger, der es sich in seinem „Recht auf den vollen Arbeitsertrag" (1886 und 1891) direkt zur Aufgabe macht, den litterarischen Ursprung jenes Rechtes festzustellen, Locke keinerlei bedeutende Rolle in der Geschichte desselben zu.

Wir sind unter solchen Verhältnissen verpflichtet, unsren abweichenden Standpunkt des besonderen zu rechtfertigen. Diese

Aufgabe ist uns relativ leicht gemacht; denn Locke faßt seine bezüglichen Theorien alle in einem Kapitel seines zweiten Traktats „Of government" zusammen. In anderen von uns vorgenommenen Schriften Lockes vermochten wir weitere Ausführungen über den Gegenstand nicht zu entdecken.

„Ob wir," beginnt Locke jenen Teil seiner Auseinandersetzungen, die sich mit der Frage des *Eigentums* befassen, „nun unsere Vernunft befragen, welche uns sagt, daß ein Mensch, einmal geboren, *ein Recht auf Existenz* besitzt und folgerichtig ein Recht auf Speise und Trank und alles andere, was seine Erhaltung fordert; ob wir uns an die heilige Schrift halten, welche von der Schenkung berichtet, die Gott mit den Gütern dieser Welt Adam und Noah und seinen Kindern gemacht hat: klar ist unter allen Umständen, daß Gott, wie König David im Psalm es sagt, die Erde den Kindern der Menschen gegeben hat, d. h. der Menschheit als *gemeinsamen Besitz*." Wie ist nun aber das, was ursprünglich gemeinsamer Besitz war, Besitz einzelner geworden, und solches geworden *ohne* die Zustimmung der Genossen? Die Antwort darauf ist folgende (§ 27): „Obwohl die Erde und alles Getier gemeinsam allen Menschen verliehen ist, so hat doch der Mensch *ein Eigentum an sich selbst*, an seiner eigenen Person. Und niemand sonst als er hat dieses Recht an ihn. *Die Arbeit seines Körpers, das Werk dieser Hände*, sie sind ihm eigen. Und hieraus ergibt sich, daß, wenn er einem Naturprodukte *Arbeit zusetzt*, wenn er von seinem Wesen an dasselbe abgibt, er es damit auch zum Gegenstande seines Eigentums macht. Denn da die Arbeit unzweifelhaft Eigentum des Arbeiters allein, kann niemand sonst als er ein Recht an das, was er einmal ‚zugesetzt hat', geltend machen, so lange zumindest, als den andern noch genug übrig bleibt." Der hier ausgesprochene Gedanke, daß Arbeit und diese allein Eigentum schafft, wird dann noch mehrfach variiert: Die Arbeit hat das Ding aus den Händen der Natur genommen, wo es gemeinsam war, und hat es einem Einzelnen überantwortet (§ 29) u. s. f.

„Hauptsächlicher Gegenstand des Eigentums (§ 32) sind heute nicht die Früchte der Erde und nicht das Vieh auf ihr, sondern die Erde selbst. Und klar dürfte sein, daß Eigentum an dem Boden genau so erworben wird wie Eigentum an anderen Dingen. Insoweit als jemand den Boden pflegt, bepflanzt, verbessert, kultiviert und sein Produkt zum Gegenstand seines unmittelbaren Gebrauches macht, gehört er ihm. Daß jeder-

mann einen gleichen Rechtstitel an den Boden habe und der einzelne also als Eigentum nichts an sich nehmen könne ohne die Zustimmung aller seiner Genossen in der Gemeinschaft, d. h. der gesamten Menschheit, das ist kein stichhaltiger Einwand."

„Denn Gott gab (§ 34) die Welt Allen gemeinsam. Aber da er sie hingab zum Besten aller, konnte es nicht seine Meinung sein, sie solle immerdar Gemeineigentum und unkultiviert bleiben. Er gab sie zum Gebrauch der Betriebsamen und Verständigen. Und würde derjenige, der sich das Eigentum erarbeitet hat, es doch nicht zu Eigentum machen können, so würde nur ein andrer von seiner Mühe Nutzen ziehen.

„Die Bedürfnisse des Einzelnen zwangen (§ 35) zur Arbeit. Indem Gott diesen Zwang auferlegte, gab er das Recht auf Eigentum. Die Bedingungen des menschlichen Lebens, welche in Arbeit und in Material, an dem jene sich bethätigen kann, bestehen, haben notwendig das Privateigentum im Gefolge."

„Nun mag man," bemerkt Locke früher schon (§ 31), „das einwenden, daß, wenn die Aneignung von Früchten ꝛc. sich als solche schon zu einem Rechte stempelt, der einzelne davon an sich nehmen könne, soviel er will." „Hierauf antworte ich: Dem ist nicht so. Das gleiche Gesetz der Natur, welches uns auf die angegebene Weise Eigentumsrechte gibt, zieht gleichzeitig diesem Eigentum Schranken. Gott hat uns alles reichlich gegeben (1. Tim. 6, 17), dies ist die Stimme der durch die Offenbarung bestätigten Vernunft. Aber wozu hat er es uns gegeben? Um uns seiner zu erfreuen. Soweit als einer selbst Gebrauch davon machen kann, so weit reicht sein durch die Arbeit erlangbares Eigentum. Was darüber hinausgeht, geht über den zugemessenen Anteil hinaus und gehört den Anderen."

„Das Maß des natürlichen Eigentums (§ 36) ergibt sich aus dem Umfang der angewendeten Arbeit und den Lebensbedürfnissen. Keines Menschen Arbeit kann sich alles zu Eigentum unterwerfen. Aber daß die Arbeit Eigentum schafft, geht u. a. daraus hervor, daß in Spanien Ländereien, die Jemand instand setzt, ihrem Bebauer ohne weiteres zu Eigentum überlassen werden. Ein in dieser Weise zugemessenes Recht kann Niemandem in seinen Ansprüchen nahetreten. Denn es ist Land genug in der Welt, um der doppelten Bevölkerung zu genügen, und es wäre immer genug gewesen, hätte nicht die Erfindung des Geldes und die stillschweigende Uebereinkunft, ihm Wert beizulegen, größeren Besitz und ein Recht an solchem herbeigeführt." Locke führt diese Auffassung von der antisozialen

Wirkung des Geldes weiter unten noch näher aus: „Solange es kein Geld gab (§ 45), wäre es verrückt und unehrenhaft gewesen, mehr aufzuhäufen, als man selbst gebrauchen konnte. Aber das Geld (§ 46), die Möglichkeit, Ueberschüsse in Geld anzulegen, hat Eigentum über das Bedürfnis des einzelnen hinaus geschaffen. Und verschiedene Grade von Arbeitstüchtigkeit und Betriebsamkeit (§ 48) in Verbindung mit dem Gelde geben nun dem Menschen die Mittel in die Hand, Eigentum in verschiedenen Größen anzusammeln."

Das bisher nach Locke angeführte ist ihm angeschrieben und gewürdigt. Nicht das gleiche gilt mit Bezug auf seine Ausführungen von der Arbeit als dem Maß des Werts.

„Arbeit," so läßt er sich weiterhin vernehmen, „ist es in der That (§ 40), was die Wertunterschiede der Güter begründet. Und sicher ist die Schätzung bescheiden zu nennen, welche ausspricht, daß von den Produkten der Erde, die dem Menschen nützlich sind, $\frac{9}{10}$ auf Rechnung der Arbeit kommen. Ja der Natur- neben dem Arbeitsbestandteil in den Dingen wird in den meisten Fällen nicht mehr als $\frac{1}{100}$ sein.

„Um dies einigermaßen klar zu machen, fasse man (§ 42) die Güter des gewöhnlichen Lebensbedarfs in den verschiedenen Prozessen ins Auge, die sie passieren müssen, bevor sie in unsern Gebrauch gelangen, und sehe zu, wie viel von ihrem Werte sie durch die menschliche Arbeitsthätigkeit erlangen. Brot, Wein, Kleider sind in großen Massen Gegenstand unsers täglichen Gebrauchs. Aber Eicheln, Wasser und Blätter oder Felle würden unser Brot, unser Trank und unsere Kleidung sein, würde nicht Arbeit uns zu Hilfe kommen. Insoweit Brot wertvoller ist als Eicheln, Wein als Wasser, Tuch oder Seidenstoff als Blätter, Felle und Moos, haben wir alles der Arbeit und dem Gewerbsfleiß zu verdanken. Man schätze, wie weit die einen die andern an Wert überragen, und man wird sich klar werden, wie Arbeit den größten Teil des Wertes der Güter schafft, deren wir uns in dieser Welt erfreuen.

„Es ist nicht (§ 43) die Mühe des Pflanzens allein, und die Anstrengung des Erntenden und des Dreschers, und des Bäckers Schweiß, die in das Brot eingehen, das wir essen; auch die Arbeit jener, die die Ochsen gekoppelt haben, und jener, die das Eisen und die Steine gruben und bearbeiteten, das Holz fällten und zerschnitten, das am Pflug, in der Mühle und im Backofen und allem möglichen andern Gerät uns entgegentritt und die alle nötig sind, um aus dem Saatkorn das Brot zu machen, müssen auf Rechnung der Arbeit gestellt wer-

den und in Empfang genommen werden als *ihre* That. Natur und Erde haben den Stoff, der in ihnen steckt, als einen nahezu *wertlosen* geschaffen."

So weit Locke. Jeder, der das sozialistische Lehrgebäude kennt, wird mit Ueberraschung wahrnehmen, wie Lockes mehr gelegentliche als systematische Ausführungen den Succus desselben bereits enthalten: die Theorie des Eigentums, die des Geldes und die von der Arbeit als dem Inhalt und Maßstab aller Werte.

Wir gewärtigen darauf den Einwurf, Locke sei jedem nationalökonomischen Raisonnement noch ferngeblieben. Darauf ist aber zu erwidern, daß auch Petty, der von Marx als Vater der Arbeitstheorie bezeichnet und in diesem Range von Zuckerkandl bestätigt worden ist, nach dem Zeugnis des letzteren „die Lehre vom Preis, wie das bei dem damaligen Stand der nationalökonomischen Forschung selbstverständlich war, nicht *ex professo* behandelt, sondern über diesen Gegenstand nur einzelne aphoristische Bemerkungen macht". Im übrigen aber scheinen uns die Lockeschen Ausführungen weit markierter als der von Zuckerkandl bereits merkwürdig genannte Ausspruch Pettys: „Es erscheint richtig, daß alles, was wir Reichtum, Kapital und Vorrat der Nation nennen, das Ergebnis früherer vergangener Arbeit ist."

Wir wollen hier übrigens nicht in eine litterarhistorische Kontroverse treten und insbesondere auch nicht Locke gegen Petty ausspielen, was in gewissem Sinne schon deswegen unmöglich wäre, weil Petty *vor* Locke geschrieben hat, sondern bloß feststellen, wer den Stein ins Rollen brachte. Da ist uns dann aber zweifellos, daß ganz abgesehen von der Werttheorie die bloße Theorie von der Arbeit als *einziger Eigentumsquelle*, als deren erster litterarischer Vertreter Locke längst anerkannt ist, die aber außerhalb des Gebiets der nationalökonomischen Theorie stehen und der Rechtswissenschaft zugehören soll, und die demgemäß auch von der Nationalökonomie vor Knies und Wagner überschlagen wurde — daß diese Theorie allein für die klassische und sozialistische Wertlehre weit mehr gethan hat, als die scharfsinnigsten, aber ohne solche praktische Spitze geführten d. h. nicht mit Folgerungen hinsichtlich des Eigentumsrechts versehenen Auseinandersetzungen über Preisbestimmungsgründe; wird ja auch heute noch die sozialistische Theorie von dem Einzelnen verstanden und gewürdigt als Eigentumstheorie und nicht als bloße Spekulation über den Preis und seine Elemente.

Zweiter Abschnitt.

Das soziale Recht.

Moderne Standpunkte.

I.

Inhalt der sozialen Grundrechte.

Die nächstfolgenden Ausführungen sollen, nachdem wir in einem ersten Abschnitt festgestellt haben, wie im Laufe der Menschheitsentwickelung ein soziales Grundrecht nach dem andern aufgetaucht ist und wie in diesen Humanitätsrechten die Geschichte der sozialen Moral als exoterischer Moral sich widerspiegelt, der Frage nach dem eigentlichen Inhalt dieser Rechte und insbesondere der beiden ökonomischen von ihnen gewidmet sein. Die Unterteilung der sozialen Grundrechte in bürgerliche und in ökonomische, wobei das Recht auf Gleichheit und auf Freiheit in die erste, das Recht auf Existenz und den vollen Arbeitsertrag in die zweite Kategorie fällt, braucht weiter keine Worte. Dagegen liegt der Inhalt der Rechte durchaus nicht so klar zu Tage.

Suchen wir zunächst — ein letztes Mal, bevor wir uns auf unser Spezialgebiet, das der ökonomischen Fragen, zurückziehen — die Rechte auf Freiheit und auf Gleichheit auf, so haben wir vor allem uns einer Vermischung beider zu erwehren. Dieselbe begegnet sehr häufig. Insbesondere wird das Recht auf Freiheit leicht als das Recht auf Gleichheit begriffen, wie letzteres Recht das geschichtlich in der That auffälligere ist. Indes handelt es sich um völlig verschiedene Thatbestände. Das Recht auf Freiheit ist zu verstehen als das Recht des Menschen an sich selbst, denn das ist Freiheit, als das Recht sich das Leben zu bereiten nach eigner Wahl, als das

Recht der Ehe, der Wanderung, des Berufs nach eigenem Ermessen, eingeengt bloß durch die Ansprüche der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, und durch die dem Ganzen obliegende Pflicht, das Interesse der größeren Zahl (und der wertvolleren Menschen?) unter gleichen Umständen über das Interesse der Minorität (und der minder wertvollen Menschen?) zu stellen. Diese einengenden Rücksichtnahmen sind Rücksichtnahmen jedes gegen jeden, im Interesse gleichermaßen des einen wie des andern gedacht.

Wesentlich verschieden von diesem Inhalt ist das Recht auf Gleichheit. Es ist nicht das Recht der freien Lebensäußerung, sondern das Recht, das ausspricht, daß niemand als Bürger etwas voraus haben soll vor dem andern. Nach einer Richtung ist das Recht auf Gleichheit Voraussetzung des Freiheitsrechts. Begünstigung von Klassen nämlich verwehrt dem einen, was dem andern billig, und verneint auf diese Weise für jenen Einen das Freiheitsrecht. Dagegen ist Voraussetzung der Gleichheit die Freiheit nicht. Gleichheit ist auch im autokratischen Staate möglich. Die Gleichheit als solche spricht danach nichts aus[1]), sondern es handelt sich darum, die Gleichstellung mit wem im Namen des Gleichheitsrechts proklamiert wird. In unsern Staaten gab es in der vorkonstitutionellen Zeit die Stände als Mitregierer und daneben nicht an der Regierung Beteiligte. Im Namen des Gleichheitsrechts wurde darum die Mitregierung gefordert und das Recht auf Gleichheit wurde das Recht mitzuraten und mitzuthaten. Dieses Gleichheitsrecht ist aber natürlich ein wesentlich andres als jenes, dessen Gewährung selbst im Absolutismus möglich sein soll. Es ist danach eine Scheidung nicht zu vermeiden. Wollte man den Gleichheitsbegriff mit dem an erster Stelle erwähnten Gedankeninhalt ausstatten, so wäre das Recht auf Gleichheit das politische Recht, das Recht auf Freiheit das

[1]) Vgl. auch Treitschke, Die Freiheit (Hist. und pol. Aufsätze): „Die Gleichheit aber ist ein inhaltsloser Begriff, sie kann ebensowohl bedeuten: gleiche Knechtschaft aller — als: gleiche Freiheit aller".

Recht der Individualität. In diesem Sinne könnte ein moderner aufgeklärter Absolutismus das Recht auf Freiheit gewähren, das Recht auf Gleichheit würde er vorenthalten. Der sozialistische Staat wäre gemäß seines Prinzips und seiner Ziele zu dem entgegengesetzten Programm geführt, zur mindestens teilweisen Verweigerung des Rechtes auf sich selbst, dagegen zur vollen Gewährung des Rechtes auf Gleichheit [1]). Heute ist den (selbständigen) Frauen das Recht auf Freiheit allerorts wenigstens formell gewährt; das Recht auf Gleichheit, als das Recht Einfluß zu nehmen als ein Teil des Ganzen, und entsprechend dem Maße dieser Teilhaberschaft auf das Schicksal auch der andern (insoweit dieses „Schicksal" überhaupt der allgemeinen Beschlußfassung unterliegt), fast überall verweigert.

Immerhin prägt sich, das wird nun wohl zugestanden werden, in den Namen Freiheit und Gleichheit der Begriff dieser Rechte durchaus nicht ohne weiteres aus, und sie sind daher trotz des sonoren Klangs als unzweckmäßig gewählt zu bezeichnen. Sie bestehen „kraft historischen Rechts" und haben ihre revolutionäre Aufgabe („Freiheit und Gleichheit" hört man „schallen") jedenfalls besser erfüllt als wissenschaftlich präcise Bezeichnungen es hätten thun können. Nachdem sie aber jene ihre Rolle ausgespielt haben, und andere minder verschlissene Schlagwörter an ihre Stelle getreten sind, nimmt die distinguierende Wissenschaft ihr Amt auf und stellt fest, daß unter Freiheit und Gleichheit Selbstbestimmung und Mitbestimmung verstanden werden. Beide zusammen sind in der That das volle Recht, insofern jede Beschränkung im Selbstbestimmungsrechte wett gemacht wird durch Zuweisung eines Rechts auf Mitbestimmung über andere. Jeder Abbruch in der eigenen Rechtssphäre schafft an sich ein öffentliches Recht, zu dessen Verwaltung der im Selbstbestimmungsrecht Verkürzte aufgerufen

[1]) Treitschke, a. a. O., etwas zu weit gehend: „Der höchste denkbare Grad der Gleichheit, der Kommunismus, ist, weil er die Unterdrückung aller natürlichen Neigungen voraussetzt, der höchste denkbare Grad der Knechtschaft."

ist. Die Beschränkungen sind aber notwendig, soll die „Gesellschaft" nicht ungesellschaftlich, nicht zusammenhanglos, anarchisch werden.

Was sodann den historischen Ursprung dieser Rechte betrifft, so hört man das Bewußtsein und die Forderung der Freiheit und Gleichheit häufig als einen spezifisch germanischen Instinkt bezeichnen. Wenn Hegel in seiner Philosophie der Geschichte meint: „Im Orient wußte man nur, daß einer frei ist. Die griechisch-römische Welt weiß, daß einige frei sind. Die germanische Welt erst erkennt die Freiheit aller", so denkt er an Freiheit und Gleichheit zugleich. Adolf Held in den Zwei Büchern zur sozialen Geschichte Englands äußert die Ansicht: „Die Idee der freien Persönlichkeit ist den germanischen und romanischen Völkern angeboren." Bluntschli (Arische Völker und arische Rechte) vindiziert sie noch weitergreifend den Ariern, aber doch diesen allein.

Dem gegenüber mag festgestellt werden, daß das Freiheitsbedürfnis überall mit dem Erwerb der wirtschaftlichen Selbständigkeit beginnt. Nicht allein die weltgeschichtlichen Begebenheiten, von denen wir gesprochen haben, die Erhebung der Niederlande, in England u. s. f., erhärten dies, sondern auch viele persönliche Züge, die uns aus der Jugendzeit der Kulturvölker überliefert sind. Wir würden eine Konstruktion des antiken Schuldrechts wohl begreifen, welche ausspräche, daß deswegen, weil in der Verschuldung des einzelnen gegenüber einem andern das Eingeständnis wirtschaftlicher Leistungsunfähigkeit lag, der Schuldner selbst damit, wenn auch stillschweigend das Vorhandensein des Substrats für die Versklavung und das Recht dieser letzteren proklamierte. Wenigstens wird von griechischen Autoren die Thatsache erwähnt, daß in alter Zeit die den Aufgaben der Individualwirtschaft noch nicht Gewachsenen auch ohne äußere Nötigung sich willig in den Dienst einzelner Kräftiger begeben, sich ihnen verkauft haben. Unter diesem Gesichtspunkte mag auch die grundsätzliche Einrichtung der Hörigkeit nach der Auflösung der gemeinsamen Stammeswirtschaft

als eine ganz naturgemäße Entwickelungsstufe erscheinen. Das Freiheitsbedürfnis ist weder etwas ursprünglich Menschliches, noch etwas ursprünglich Germanisches, Romanisches oder Arisches. Was ursprünglich ist, das ist der Stamm, die Großfamilie, die Genossenschaft, die Horde. In diesen ist der Mensch von allem Anfang an ein „Gesellschaftstier"; jeder stützt und wird gestützt, niemand, die Führer ausgenommen, ist zur Initiative aufgerufen, und eine hohe Kulturstufe erst regt im einzelnen das Bedürfnis des Für-sich-seins, der Autonomie an: diese hohe Kulturstufe dann als solche, ohne nationale Schranken.

Schopenhauer meint einmal, der Grad der Fähigkeit zum Ertragen der Einsamkeit sei ein guter Maßstab des intellektuellen Wertes. Diese ja nicht auf unseren Fall gemünzte Beobachtung läßt nichtsdestoweniger eine Anwendung auf ihn zu. Nur ist dann noch hinzuzufügen, daß nicht jedes Volk, sicher nicht jede Rasse, geschweige denn jeder Mensch jene Stufe des individuellen Sichgenügens zu erklimmen vermag. Selbst in unseren Kulturstaaten trifft jene Voraussetzung des Freiheitsrechtes für Viele nicht zu. Wir sagen „für Viele". Um nicht zu sagen: „für die Mehrheit". Denn das politische Parteigetriebe unserer Zeit und die Organisation wirtschaftlicher Unternehmungen ebenso von heute wie jene, die der sozialistische Idealstaat sich geben will, fordern zu nachdrücklichen Zweifeln an der inneren Freiheit der Masse, zu der die äußere nur als komplementäres Gut gedacht und ohne die sie eine bedenkliche Halbheit ist, auf.

Wir haben Freiheits- und Gleichheitsrecht als historische Errungenschaften dargestellt.

In noch geringerem Grade ursprünglich als sie, ist von den ökonomischen Grundrechten das Recht auf Existenz. Schon in der Skizze zur Geschichte des Mitleids, die wir vorhin entwarfen, wurde auf die bei Naturvölkern fast allgemeine Uebung der Aussetzung von Kindern, Kranken, Greisen hingewiesen. Näher werden wir uns in der Theorie der Bevölkerung darüber zu verbreiten haben. Sicherlich liegt aber in jener grausamen Behandlung, die das Kind, der Greis, der Kranke,

weil arbeitsunfähig, auf primitiven Entwicklungsstufen erfuhr, die absolute Negation des Rechts auf Existenz. Dieses Recht ist ja eben den Arbeitsunfähigen zugedacht. Der Arbeitsfähige, der sich die Mittel seiner Existenz beschaffen kann, bedarf des Rechtes nicht.

Die naturrechtliche Konstruktion des Rechts auf Existenz ist also unhistorisch. Locke leitet es, wie man sich erinnert, aus der Anschauung von dem gleichen Rechte aller an die Erde, die wir bewohnen, bezw. an die Stoffe und Tiere, die sie besitzt, ab, und Montesquieu gibt ihm bereits einen weiten Inhalt. Er führt aus (Esprit des lois XXIII, 29), daß mit dem auf der Straße einem nackten Menschen verabreichten Almosen noch nichts gethan sei, sondern der Staat „doit à tous les citoyens une subsistance assurée, la nourriture, un vêtement convenable, et un genre de vie qui ne soit point contraire à la santé". Weiter gehen schließlich auch die jüngsten Vorkämpfer dieses Rechtes nicht. Anton Menger (in seinem „Recht auf den vollen Arbeitsertrag in geschichtlicher Darstellung", 2. Aufl. 1891) legt das „Recht auf Existenz" dahin aus: „Das Recht auf Existenz geht, soweit es die Unmündigen betrifft, auf Erhaltung und Erziehung. Bei Personen, welche durch Alter, Krankheit oder andere Gebrechen arbeitsunfähig sind, geht das Existenzrecht auf zeitweilige oder dauernde Versorgung". Arbeitsfähigen Personen will Menger das Recht auf Existenz als Recht auf Arbeit gewährt wissen. Ziemlich in gleicher Weise sieht das preußische Landrecht das Recht auf Existenz an, während die französische Verfassung von 1793 etwas enger von den „citoyens malheureux" als Forderungsberechtigten spricht. Thatsächlich ist übrigens auch die preußische Rechtsübung, bevor die neue Aera sozialer Gesetzgebung anbrach, nicht über die Bedachtnahme auf die citoyens malheureux hinausgekommen. Und jedenfalls ist das Recht auf Existenz, wenn auch an sich allgemein zugestanden, heute mindestens noch so weit strittig wie der Begriff der Existenz.

Das Recht auf Existenz seinem heutigen praktischen Inhalt

nach faßt allgemein in sich das Recht der Armenversorgung und das Freiheitsrecht auf Arbeit, d. h. dieses letztere Recht nicht als ein Forderungsrecht des einzelnen an irgend jemand, etwa die Gesellschaft gedacht, als ein Recht, Arbeit zu verlangen, sondern als ein Recht, bloß im Falle des Angebots zuzugreifen, die Gelegenheit zu benutzen. Das Recht auf Arbeit ist also ein Recht auf Existenz vermittelst Arbeit. Das Recht auf Existenz kommt daher über das Armenrecht nicht hinaus. Wo dem Recht auf Arbeit die Arbeitsgelegenheit oder die persönliche Fähigkeit, es auszuüben, nicht ergänzend zur Seite steht, tritt das Recht auf Armenversorgung ein, als ein Recht auf Lebensfristung durch die Mittel anderer. Als Armenrecht ist das Recht auf Existenz nach christlicher und im Gegensatz zu heidnischer Auffassung nicht bloß dem bereits verstandesthätigen Menschen, sondern auch dem Kinde im Mutterleibe und dem eben geborenen, noch verstandeslosen Kinde gewährleistet. In diesem Umfang wird das Recht auf Existenz heute aber ungenügend befunden. Es gehe, wird uns ganz im Sinne Montesquieus gesagt, „in Wahrheit" über die Pflicht der Nahrungsreichung hinaus und verlange Wahrnehmung aller Mittel, um den auf die ultima ratio dieses Rechts Angewiesenen in seinem Kräftezustand zu erhalten. Es sei zweifellos ein anderes, jemanden vom Hungertode retten oder seine Leistungs- und Entwickelungsfähigkeit gemäß der ihm von der Natur gesetzten Lebensbedingungen sicher stellen. Das Recht auf Existenz, wie es heute gewährt werde, ein Recht auf Siechtum statt akuten Hungertods.

Ebenso unsicher seinem Inhalte, wenn auch sicher dem Grundsatze nach ist das Recht auf den vollen Arbeitsertrag. Der Mensch hat ein Recht auf sich, und aus diesem hat Locke das Recht auf den vollen Wert seiner Arbeit abgeleitet. Aber doch ist diese Ableitung anderer Art als jene, die bei dem Rechte auf Existenz in Anwendung kommt. Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag ist einmal nur ein Teil des Thatbestandes des Rechtes auf sich; das Recht auf (materielle) Existenz aber derivativ aus dem Recht an die Erde gewonnen;

letzteres also im eigentlichen Sinne abgeleitet, ersteres nur abgestückt.

Die Evidenz des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag ist danach auch größer. Als das evidentere Recht ist es — mit nur untergeordneten Beschränkungen — schon vor dem Recht auf Existenz und als ein bloßer Rechtsbruchteil auch vor dem vollen Recht an sich den Menschen von den Machthabern gewährt gewesen, stillschweigend gewährt (oder, um sozialistisch zu sprechen, vermeintlich gewährt gewesen). Das Christentum erklärt: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert". Aber auch die Odyssee (XIV. 58) und späterhin die griechischen Tragiker (Euripides, Rhesos, 161) haben ähnliche und vom Pathos der Rechtsüberzeugung getragene Aeußerungen. Daß es sich weiterhin um ein selbst im Stadium halber Gütergemeinschaft bereits lebendiges und rassenmäßig nicht begrenztes Bewußtsein handelt, zeigt folgender Bericht Karl Kautskys nach Dodge, „Ueber die heutigen Indianer des fernen Westens": „Als noch Bogen und Pfeile allein gebraucht wurden, kannte jeder Krieger seine Pfeile und hatte keine Schwierigkeit, die von ihm getöteten Büffel positiv zu erkennen. Diese waren ganz sein individuelles Eigentum. Fanden sich aber Pfeile von verschiedenen Männern in demselben toten Büffel, so wurden die Eigentumsansprüche je nach deren Lage entschieden. Wenn jeder Pfeil eine tötliche Wunde verursachte, so wurde der Büffel geteilt." Jedem ist also das Recht auf den Ertrag seiner „Arbeit" zuerkannt. Es erweist sich uns in der That als ein Urrecht. Es ist in einer Weise in der Menschennatur verankert, daß wir uns seiner nicht entäußern könnten, selbst wenn wir wollten, bezw. daß wir uns seiner nur entäußern könnten gegen das uns angeborene bessere Wissen und Wollen, also nur in Widerspruch uns setzend zu uns selbst. Daß, wo der Arbeitende an sich Besitz eines andern war, ihm das Recht auf den Ertrag seiner Arbeit nicht zukam, sondern der Ertrag an den Herrn ging, stellt natürlich keine Leugnung, sondern nur eine Bestätigung der Auffassung jenes Rechtes als eines Fundamentalrechtes dar. Der Sklave war

genau in der gleichen Weise dem Herrn zugehörig wie eines seiner, des Herrn, menschlichen Organe. Des Sklaven Arbeit war des Herrn Arbeit, und das Sklavenrecht hat daher das Recht des einzelnen auf den vollen Arbeitsertrag nicht umgestoßen. Immerhin ergibt sich aus dem eben Gesagten, daß das Recht auf den vollen Arbeitsertrag als das Recht *jedes arbeitenden Menschen* bloß im Stande allgemeiner bürgerlicher Freiheit Geltung hat. Unter der Voraussetzung letzterer ist das Recht auf den vollen Arbeitsertrag unseres Wissens niemals angefochten worden, so wenig wie das Recht des Menschen auf sinnliches Vergnügen und sinnlichen Schmerz. Genau wie dieses gilt auch jenes als Ausfluß von des Menschen Persönlichkeit. Es besitzt den Rang der unumstößlichen Evidenz, der nicht beweisbedürftigen Einsicht.

Aber wieder ist der *Inhalt* des Rechtes zweifelhaft. Eine große Partei der bürgerlichen Gesellschaft behauptet gerade für die moderne Uebung des Rechtes auf den vollen Arbeitsertrag — darauf wird aus noch zu erörternden Gründen mehr Gewicht als auf das Recht auf Existenz gelegt — daß sie dem Forderungsberechtigten das volle Recht *nicht* gewähre.

So zeigen sich denn, wenn auch die beiden ökonomischen Grundrechte von der Gesellschaft nun schon seit Jahrzehnten und Jahrhunderten, das eine sogar seit Menschengedenken, anerkannt sind, dieselben doch heute noch nicht ausgetragen. Ihr *materieller Inhalt* ist der Gegenstand der sozialen *Frage* und des sozialen Zwists. Der Umfang, in dem sie gewährt sind, gilt in den Augen einer Partei, der sozialistischen, als im höchsten Grade unzureichend, und deshalb strebt sie die Reform und wenn diese nicht erreichbar, den Umsturz an. Eine andere Partei, die der „Bourgeois", wie die Sozialisten sie nennen, denkt darüber anders.

Durch diese Zwiespältigkeit der Meinungen ist uns unsre Aufgabe neu abgesteckt. Was als modernes Recht sich geltend macht und wie dies geworden ist, haben wir zuletzt erfahren.

Um aber gegenüber dem objektiven Thatbestand der in diesem modernen Recht sich kreuzenden Standpunkte zu einer selbständigen und gleichzeitig insofern höhern Rechtsauffassung zu gelangen, als sie die gegnerischen Argumente zu gegenseitiger Verrechnung kommen läßt, muß an die geschichtliche Untersuchung eine wenn auch kurze gesellschaftsphilosophische angeschlossen werden.

Wieder gehen wir von der alten Frage aus: Wer hat recht und was ist Rechtens? Nur substituiert sich ihr hier bei einiger Vertiefung sofort die andere, welche lautet: Wo liegt das Kriterium? Und dieser jene: „Was ist mit dem Recht bezweckt?" Soweit gelangt, sind wir endlich auf das Grundproblem der sozialen Ethik: „Was ist der Zweck des gesellschaftlichen Zusammenlebens sowie der Lebenszweck des einzelnen?" zurückgeworfen. Aus der Daseinsbestimmung der Gesellschaft und des Einzelnen allein kann sich ergeben, was wir anzustreben, was auf dem Wege der sozialen Gerechtigkeit zu verwirklichen haben.

II.

Das Grundproblem der sozialen Ethik.

Friedrich Theodor Vischer meint einmal: „Das Moralische verstehe sich immer von selbst." Er hat Recht damit, insofern er sagen will, es gebe für das Moralische keinen Maßstab außer uns, sondern bloß in uns. Aber eben darum ist diese „Selbstverständlichkeit" gleichzeitig die höchste Fragwürdigkeit. In der That liegen auch in unserer Zeit über das Grundproblem der sozialen Ethik zwei große Auffassungen im Streite. In den Parlamentssälen wie auf dem Blachfelde der Wissenschaft sprengen immer neu die Vertreter einer aristokratisch-

exklusiven Gesellschaftsmoral und die einer demokratisch-egalitairen gegeneinander ein, bald mit lautem Feldgeschrei und gewaltthätigem Ungestüm, daß die Schilde aneinander schlagen, bald aus der Entfernung nur sich musternd und des Augenblicks gewärtig, wo Wind und Wetter dem Gegner abhold sind. Heute genießt des Wetters Gunst, das ist dem Sehenden offenbar — die demokratische Richtung, was dann so ausgedrückt wird: die fortschreitende Demokratisierung liege im „Zuge der Zeit". Da aber der Zug der Zeit von denen gemacht wird, die die Zeit darstellen, indem sie in ihr leben, so wollen diejenigen, die dem Zug widerstreben, die Hoffnung nicht lassen, es werde ihnen, wenn auch nicht gelingen, dem Zuge die entgegengesetzte Richtung zu geben, so doch, ihn in etwas abzulenken oder ihn zu verlangsamen.

Nietzsche hat die beiden „Moralen", die sich hier bekämpfen, „Herrenmoral" und „Sklavenmoral" getauft, ihnen damit aber Namen gegeben, von denen nur der erste die Sache deckt — „Herrenmoral" als die auf das Herrsein gerichtete Moral der „Herren" —, während der zweite bloß die Instanz bezeichnet, aber nicht das Programm. Im Programm stimmen ja jene, die Nietzsche auch heute als Herren und Sklaven unterscheidet, überein; beide streben ganz gleichmäßig die Herrenschaft, die Herrschaft an; auch die Vertreter der Sklavenmoral, da sie die den zu Herren Veranlagten zu dankenden Errungenschaften als „herrenlos", als gesellschaftliches Gut erklären.

Die beiden Standpunkte sind aber nicht, wie man auf den ersten Blick wohl meinen möchte, bloß Ausfluß des persönlichen Geltungsbedürfnisses der gerade Herrschenden und Dienenden, nicht bloß egoistische Interessenvertretungen; sondern ihnen kommt in der That innere Bedeutung zu. Wenn man näher an sie herangeht und die Begründungen prüft, die dem einen und dem andern gegeben werden, so wird man gewahr, daß sie über den Zweck und das Recht des Einzellebens wie des gesellschaftlichen Zusammenlebens uneins sind. Der Kulturzweck und das souveräne Recht der von der Natur glücklicher Begabten

auf Geltendmachung ihrer Superiorität — im gewissen Sinn ein Recht des Stärkeren also wird hier gegen den Glückszweck [1]) in Benthamscher Formulierung, wonach das größte Glück der größten Zahl zu erstreben sei, ausgespielt. Daß man in guten Treuen verschieden darüber denken kann, ist ja klar.

Die Frage, um die es sich hier handelt, hat auf den ersten Blick etwas gemein mit der heute abgethanen nach dem Recht und dem Beruf ständischer Gliederung. Aber nur auf den ersten Blick. Während der ständische Staat eine Vorschubleistung an einzelne mit Hintansetzung der übrigen in sich schloß und die Anerkennung einer Kastenangehörigkeit als solcher, mit Nichtachtung des Rechts der Persönlichkeit, zu seiner Sache machte, will die Herrenmoral bloß das freie Walten der jedem verliehenen Kräfte, den Triumph der Individualität. Nur wer den „Beruf" besitzt, also eine in ganz anderem Sinne von „Gott" gesetzte Obrigkeit, soll Herr sein und sich ungezwungen ausgeben dürfen nach Maßgabe seiner Fähigkeit. Was hier ausgeschlossen werden will, ist die Vergewaltigung durch erzwungene Ebenbürtigkeit der Unebenbürtigen. Zwischen Demokratie und Aristokratie gibt es eben noch ein Drittes, denn eine in stetem Fluß befindliche, sich stets aus dem Volk erneuernde Aristokratie ist eine solche nicht mehr, oder doch in ganz anderem als dem geläufigen und in höherem, ja immer noch im demokratischen Sinne. Die Voraussetzungen des modernen Rechtsstaats, Gleichheit vor dem Gesetz und Freiheit, sind von dem Vertreter der Herrenmoral Niemandem vorenthalten. Der Gegensatz zwischen solcher Gesellschaftsauffassung und der „reaktionär" genannten spricht sich am deutlichsten aber darin aus, daß jene die Quelle ihres Rechts nirgend anders

[1]) Das Wort wolle nicht mißverstanden werden. Für eine Erörterung des Glücksproblems ist hier nicht der Ort. Im folgenden wird einfach angenommen, ein Mehr von Gütern im Besitz des einzelnen sei geeignet, als ein Mehr von Lust sein Glück zu erhöhen, und unter einer gewissen Grenze des Güterbesitzes beginne Unglück.

als in der höheren Eignung der Günstlinge der Natur für den Dienst des Fortschritts sieht. Ihr ist der Fortschritt Selbstzweck.

Auf dieser modernen Basis finden wir die Frage nach dem Recht der beiden Moralen beiläufig auch schon zwischen Goethe und Schiller gestreift. Goethe, indem er gegen Schiller ausführt: „Er predigt das Evangelium der Freiheit; ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen," erklärt sich als Parteigänger aristokratischer Gesellschaftsauffassung. Wenn Schiller dagegen dem Weltverbesserer warnend in den Arm fällt: „Von der Menschheit, du kannst von ihr nie groß genug denken," ja sich in machtvoll überquellender Empfindung dieser Menschheit schließlich an den Hals wirft mit dem „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt," so opfert er als Priester der Menschenliebe auf den Altar des Glücksprinzips.

Durch gewaltsame Herausarbeitung seiner Schärfen zur Karikatur und unter Umständen lächerlichen Paradoxie verzerrt, kehrt der Goethe'sche Standpunkt bei dem modernen Philosophen Nietzsche wieder. Nietzsche faßt seine soziale Anschauung wohl am lesbarsten an jener Stelle seines Buches „Jenseits von Gut und Böse, Vorspiel einer Philosophie der Zukunft", zusammen, wo er sagt: „Jede Erhöhung des Typus ‚Mensch' war bisher das Werk einer aristokratischen Gesellschaft — und so wird es immer wieder sein: als einer Gesellschaft, welche an eine lange Leiter der Rangordnung und Wertverschiedenheit von Mensch und Mensch glaubt und Sklaverei in irgend einem Sinne nötig hat." Und weiter: „Ohne das Pathos der Distanz, wie es aus dem eingefleischten Unterschied der Stände, aus dem beständigen Ausblick und Herabblick der herrschenden Kaste auf Unterthänige und Werkzeuge und aus ihrer ebenso beständigen Uebung im Gehorchen und Befehlen, Nieder- und Fernhalten erwächst, könnte auch jenes andre geheimnisvollere Pathos gar nicht erwachsen, jenes Verlangen nach immer neuer Distanzerweiterung innerhalb der Seele selbst, die Herausbildung immer höherer Zustände, kurz eben die Erhöhung des Typus ‚Mensch', die fortgesetzte ‚Selbstüberwin-

dung des Menschen', um eine moralische Formel in einem übermoralischen Sinne zu nehmen."

Nietzsche führt sodann aus, daß der Altruismus in seiner praktischen Wirkung einer Niedrighaltung der Gattung gleichkomme. Er erklärt ihn daher als verabscheuenswert. „Erster Satz: Man muß es nöthig haben, stark zu sein, sonst wird man's nie." „Das, was ich Pathos der Distanz nenne, ist jeder starken Zeit zu eigen. Das niedergehende Leben, die Abnahme aller organischen, d. h. trennenden, Klüfte aufreißenden, unter- und überordnenden Kraft formulirt sich aber in der Soziologie von heute zum Ideal! . . . . Unsre Sozialisten sind décadents, aber auch Herr Herbert Spencer ist ein décadent, — er sieht im Sieg des Altruismus etwas Wünschenswertes! . . . . Die liberalen Institutionen hören alsbald auf, liberal zu sein, sobald sie erreicht sind. Sie unterminieren den Willen zur Macht, sie sind die zur Moral erhobene Nivellierung von Berg und Thal, sie machen klein, feige und genüßlich." „Auf die Gefahr hin, unschuldige Ohren mißvergnügt zu machen, stelle ich hin: der Egoismus gehört zum Wesen der vornehmen Seele, ich meine jenen unverrückbaren Glauben, daß einem Wesen, wie „wir sind", andere Wesen von Natur unterthan sein müssen und sich ihm zu opfern haben. Die vornehme Seele nimmt diesen Thatbestand ihres Egoismus ohne jedes Fragezeichen hin, auch ohne ein Gefühl von Härte, Zwang, Willkür darin, vielmehr wie etwas, das im Urgesetz der Dinge begründet sein mag: — suchte sie nach einem Namen dafür, so würde sie sagen, „es ist die Gerechtigkeit selbst." In früheren Schriften beruft sich Nietzsche auf La Rochefoucauld und Platon, nach denen das Mitleid die Seele entkräfte. Und auch später dann: „Wir modernen Menschen, sehr zart, sehr verletzlich und hundert Rücksichten gebend und nehmend, bilden uns in der That ein, diese zärtliche Menschlichkeit, die wir darstellen, diese erreichte Einmütigkeit in der Schonung, in der Hilfsbereitschaft, im gegenseitigen Vertrauen sei ein positiver Fortschritt". Aber es ist „Feigheit", vielleicht „Erbärmlichkeit",

„Altweibermoral". „Das, was man l'impressionisme moral nennen könnte, ist ein Ausdruck mehr der physiologischen Uebereizbarkeit, die allem, was décadent ist, eignet." „Die starken Zeiten, die vornehmen Kulturen sehen im Mitleiden, in der ‚Nächstenliebe', im Mangel an Selbstgefühl etwas Verächtliches." Nietzsches letztes Wort ist: „Werdet hart!" Indem er die Zeiten und Bewegungen an diesem Maßstabe prüft, an ihm überhaupt alle Werte „umgewertet" wissen will, erklärt er das Christentum als unsern Verführer und Verführer. Es stelle die Gegenbewegung gegen die Moral der Züchtung, der Rasse, des Privilegiums dar. Freilich — fügt er hinzu — sei es die anti-arische Religion par excellence. „‚Ein hartes Herz legte Wotan mir in die Brust,' heißt es in einer alten Saga." Der Held ist stolz darauf, und zufrieden mit sich läßt er jenen Worten die Warnung folgen: „Wer jung schon kein hartes Herz hat, dem wird es niemals hart."

Die Nietzscheesche Philosophie gipfelt nach dem Gesagten in dem Satze: Zweck der Gesellschaft sei „Erhöhung des Typus Mensch." Ein an sich zweifellos vernünftiger Gedanke! Nur durch die Auffassung, die Nietzsche 1. vom höhern, vom „ganzeren" Menschen, wie er gelegentlich sagt, 2. von den Mitteln, diesen Typus zu züchten — Untergang oder Knechtung aller Minderbegabten — hat, sowie 3. durch die Negierung aller andern gesellschaftlichen und menschlichen Pflichten setzt er sich ebenso sehr mit unsrem Empfinden und unserm Pflichtbewußtsein, wie mit unsrer Einsicht in das Mögliche und die Behelfe, es durchzusetzen, in Widerspruch. Nietzsche will Charakterköpfe, geschlossene kraftvolle Individualitäten; Cesare Borgia ist ihm ein heldenhaftes, seither wohl unerreichtes Ideal. Diesen „ganzen" Menschen das Feld zu bereiten, sei, meint er, Gesellschaftszweck. Man lege einen solchen Menschen in die eine Wagschale, und die breite wogende Masse, die „Heerde" in die andre, so wird diese letztere abstürzen bis an die Grenze der Möglichkeit — denn, was sie faßt, sind nichts als Nullen.

Nietzsche ist bekanntlich von Schopenhauer beein-

flußt [1]), wenn er auch über dessen Mitleidsmoral die Achsel zuckt. Schopenhauer hat Nietzsche in der Geringschätzung der Masse wenig nachgegeben. Er entwirft uns einmal mit drei Strichen eine Skizze seines Gesellschaftsideals als Utopie (Zur Rechtslehre und Politik, in den Parerga II, S. 273): „Will man utopische Pläne, so sage ich: die einzige Lösung des Problems wäre die Despotie der Weisen und Edelen einer ächten Aristokratie, eines ächten Adels, erzielt auf dem Wege der Generation, durch Vermählung der edelmütigsten Männer mit den klügsten und geistreichsten Weibern. — Dieser Vorschlag ist mein Utopien und meine Republik des Platon." Aber eben sein „Utopien", sein Wolkenkukuksheim. Und doch, auch mitten in dieser unsrer Gesellschaft und die realen Machtverhältnisse erwägend, stampft er den Boden und schleudert der endlosen Demokratisierungssucht ein trotziges quod non entgegen (I. S. 212, „Ueber die Universitätsphilosophie"): „Es ist nun aber doch nicht anders: aristokratisch ist die Natur, aristokratischer als irgend ein Feudal- und Kastenwesen. Demgemäß läuft ihre Pyramide von einer sehr breiten Basis in einen gar spitzen Gipfel aus. Und wenn es dem Pöbel und Gesindel, welches nichts über sich gedulden will, auch gelänge, alle andern Aristokratien umzustoßen, so müßte es diese doch bestehen lassen, — und soll keinen Dank dafür haben: denn die ist so ganz eigentlich von Gottes Gnaden!"

Man ist seit Schopenhauer bescheidener geworden. Treitschke, dessen Streit mit Schmoller über den Gesellschaftszweck und jenen der Rechtsordnung an dieser Stelle besonders bemerkt zu werden verdient, tritt, obzwar er ein Mann der „Herrenmoral" ist, lange nicht mehr so herausfordernd wie Schopenhauer auf. Er beruft sich nicht auf ein Gottesgnadentum der Aristokratie des Geistes — man vergleiche hier das Wort Friedrichs des Großen über Voltaire: Les âmes privilégiées rangent à l'égal des souverains — sondern bloß auf jenes Recht, das aus

[1]) Vgl. auch Georg Adler in „Nord und Süd", 56. Band.

ihren Aufgaben, der Wahrnehmung ihrer selbstgesetzten Pflichten, ihrer Rolle im Staate, ihrer Kulturbedeutung fließt. Die Schrift Treitschke's, auf die wir Bezug nehmen, ist zu einer Zeit entstanden, als der sogenannte Kathedersozialismus das Berechtigte aus den Forderungen des Sozialismus auszulesen und zur eignen Sache zu machen begann. Treitschke schrieb damals „Der Sozialismus und seine Gönner" und vertrat hier neben dem „quieta non movere" das Recht der starken Geister gegen die Hypersentimentalität der Zeit. Nur freilich, und dadurch unterscheidet er sich von Nietzsche, nicht aus dem individualistischen, sondern aus dem gesellschaftlichen Standpunkte, nicht um jener Männer selbst, sondern um des nationalen Staates willen. Bei Nietzsche ist der einzige ausfindig zu machende altruistische Gesichtspunkt der Hinweis auf den Anreiz, den die bevorzugte Stellung der hervorragenden Menschen auf jene, die die Anlage in sich tragen, solche zu werden, üben muß. Treitschke sieht hievon ab, aber er findet, daß den Talenten direkt als Kulturbildnern und -Vermittlern eine materiell ausgezeichnete Position gebühre. Er verweist darauf, daß die Großthaten des hellenischen Altertums auf politischem und ästhetischem Gebiete ohne Sklaverei nie möglich gewesen wären. Und er zählt darum die Einführung der Sklaverei „zu jenen großen ersten Schritten der jugendlichen Menschheit, welche immer wieder die Verwunderung der Rückschauenden erregen und auch den Skeptiker an die göttliche Vernunft der Geschichte erinnern".

Er läßt sich hieran nicht genügen. Die Sklaverei sei nicht bloß eine herbe Notwendigkeit, sondern eine moralische Errungenschaft gewesen. „Eine That, die auf jene fernen Jahrtausende mindestens ebenso erweckend und sittigend eingewirkt hat, wie das Christentum auf eine spätere Epoche".

Was im Altertum die Sklaverei, sei heute das Elend der Masse. Gerade in ihrem Elend erfülle sie eine Aufgabe, und zwar eine solche nicht etwa bloß für jene, die sie auf ihren dürren Schultern emporhebt, sondern auch gegen sich: die

Kulturerrungenschaften kommen in letzter Linie auch ihr zu gute. Sie allein seien Mittel und Thatsache des Fortschritts. Will die Masse fortschrittsfähig bleiben, so müsse sie die Führer von der Sorge für ihr leibliches Ich entlasten und es ihnen derart möglich machen, ihre höchste Leistungsfähigkeit einzusetzen. „Leicht sei es ja," führt Treitschke näher aus, „aus dem hochgehenden Gewoge moderner Großstädte einzelne grelle Kontraste herauszugreifen, die jedes menschliche Gefühl empören": „Dort auf den Tribünen des Rennplatzes drängt sich lachend die geputzte Menge, drunten wird ein edles Rennpferd durch eine Flasche Wein gestärkt, und einige Schritte davon bettelt eine arme Frau um Brot für ihre hungernden Kinder. — Wer sagte sich nicht bei solchem Anblick, wie wenig Grund wir noch haben, durchgebildeter Gesittung uns zu rühmen? Es sind Eindrücke, ebenso verletzend für den sittlichen Sinn, wie etwa der Anblick einer sozialistischen Zeitung, die im Leitartikel über das haarsträubende Elend der Arbeiter donnert und im Inseratenteile dieselben Arbeiter zu einem Dutzend fröhlicher Gelage einladet. Wer aber die erste Wallung des Gefühls überwindet, erkennt sofort: die moderne Gesellschaft darf nur deshalb hoffen, den Zustand der niederen Klassen zu heben, das Elend der Armen zu bekämpfen, weil sie auch Stände umschließt, denen die verfeinerten Genüsse des Luxus erreichbar sind. Oft und bis zum Ueberdruß hat man nachgewiesen, daß ohne die Anhäufung großer Reichtümer weder die Großindustrie noch die Blüte der Kunst gedeihen kann. Männer wie Wilhelm Humboldt, Friedrich Gentz, Heinrich Heine lassen sich nicht denken ohne die Genüsse des Wohllebens. Solche Naturen haben ein Recht, sich den Boden zu erobern, der ihrer Begabung zusagt. Die Persönlichkeit eines gereiften großen Volkes kommt nicht zur allseitigen Durchbildung ohne starke soziale Gegensätze."

Mit den letzten Aeußerungen bezieht sich Treitschke auch auf das selbständige Recht der Persönlichkeit. Indes bleibt doch der große Abstand unverkennbar, der seine Auffassung und jene Nietzsches auseinanderhält. Während Treitschke die

Erhöhung der Einen um der Andern willen fordert, denen von oben her, von seiten jener, die Kultur schaffen, nachdem ihnen reichliches Leben ermöglicht ist, Kultur zurückfließen soll, fordert Nietzsche ihre Erhöhung um ihrer selbst willen und sagt ihnen, daß sie diese Erhöhung überhaupt nur dann verdienen, wenn sie sie nicht um des Ganzen willen, sondern aus ihrem Egoismus heraus verlangen. Die mächtige Veranlagung habe als solche ein Recht und gegen sich die Pflicht zur Unterwerfung andrer. Und die einzige soziale Aufgabe, die sie erfülle, nämlich die, Andre zu höchster Kraftanstrengung anzuspornen, um auch in den Kreis der Auserlesenen zu gelangen, gehe selbstthätig von ihrer Position aus, ohne sie zu einer positiven Leistung für die andern zu verhalten.

Die Schrift Treitschkes ist gemäß der Stellung, die er im wissenschaftlichen und politischen Leben Deutschlands einnimmt, nicht unangefochten geblieben. Zum Wortführer einer andern Auffassung hat sich Schmoller gemacht. Schmoller in seinen „Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft" verwirft die Kulturdüngertheorie. Mag im Altertum die Sklaverei das naturgemäße Piedestal einer Gesellschaft, deren Sinn auf Höheres gerichtet war, gewesen sein, so sei es trotzdem falsch und widerspreche der Erfahrung, daß das Genie nur im Boden üppigen Wohllebens die Kraft finde, um sich zu entfalten. Nicht die fortschreitende Gesellschaftsdifferenzierung auf Basis einer Verschiedenheit der materiellen Lebenslage sei der Erzielung einer möglichst großen Zahl überragender Menschen und solcher, die von glücklichem Einfluß auf die Massen sind, günstig, sondern solche Menschen gehen mit Vorliebe und naturgemäß aus bescheidenen Lebenslagen hervor. „Im ganzen erwächst das höchste Gemüts-, wie das höchste Geistesleben in jenen goldenen Mittelverhältnissen." „Die größten deutschen Dichter haben sich vor hundert Jahren in Weimar, die genialsten deutschen Maler und Architekten unsrer Zeit haben sich in dem armen Bayern, in München versammelt, als dort sicher noch kein Privatmann eine Million besaß." Was Treitschke für die Notwendigkeit einer

Gesellschaftsdifferenzierung anführt, und das Maß, in dem er eine solche wünscht, sei also Uebertreibung. Der Kulturzweck und der Glückszweck schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern der Kulturzweck sei ungeachtet einer entsprechenden Ausstattung auch der Masse zu erreichen, ja infolge solcher Ausstattung komme man ihm noch viel näher als sonst.

Dabei sei allerdings die Produktivität der modernen Volkswirtschaft nicht zu vergessen. Immer mehr kämen wir in die Lage, der Masse ein menschenwürdiges, später selbst behagliches Dasein zu verschaffen, ohne darum die Besitzer höheren Wohlstandes um das ihnen Gebührende verkürzen zu müssen. Kolossalreichtümer allerdings seien unter keinen Umständen gesellschaftliches Bedürfnis, und eine korrigierende Sozialpolitik, die von den Reichen und Reichsten nimmt, um den Armen zu geben, daher weit entfernt, kulturwidrig zu sein. Nicht nur werde nicht, wie Treitschke meint, indem man die Letzteren bedenke, ein Pfund verzettelt, das in den Händen der Reichen höhere Zinsen trage, sondern das strikte Gegenteil sei der Fall.

Will man, bevor man das Urteil in dem Streite spricht, einen kleinen Hof von Beisitzern aus dem Kreise jener einberufen, die, weil sie in der That „Uebermenschen" gewesen sind, es wissen müssen, was es hierfür nötig hat, so findet Rückerts „Die Wissenschaft braucht ein heiteres Gemüte" Beifall wohl bei allen. Aber der Schritt von dieser Forderung zu jener Voltaires im Stile Treitschkes „Le superflu, chose très nécessaire" wird von unsern großen Dichtern nicht gemacht. Die strenge Bemerkung Goethes in seinem Faust „Genießen macht gemein", hat ein Seitenstück in Grillparzers beweglicher Klage über das „Kapua der Geister", und rührend schön hat auch Jean Paul das Zuviel abgelehnt: „Reichtum lastet mehr das Talent als Armut — unter Goldbergen und Thronen liegt vielleicht mancher geistige Riese begraben ..... Der arme historische Professor hier möchte um vieles Geld nicht in der Jugend viel Geld gehabt haben. Das Schicksal macht es mit Dichtern wie wir mit Vögeln, und verhängt dem Sänger so lange den

Bauer finster, bis er endlich die vorgespielten Töne behalten kann, die er singen soll." Deutlich genug spricht sich auch Schiller in einem Brief an Lotte, die Erkorene seines Herzens, aus: „Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Produkten meines Geistes abhängig sein." Das gleiche Urteil treffen wir endlich außerhalb des klassischen Kreises bei Menschen von scharfem Verstande und starker Empfindung an. Schopenhauer, den man viel weiter hinaus auf dem Treitschkeschen Standpunkt vermuten würde, zeigt sich genau so bescheiden in der Forderung (unbescheiden vielleicht in der Formulierung). In den „Parerga" läßt er sich wie folgt vernehmen: „Die Richter, Regierer, Heerführer, Beamte, Priester, Aerzte, Gelehrte, Philosophen u. s. w., als welche sämtlich die Aufgabe haben, dies in der Mehrzahl höchst unfähige und verkehrte Geschlecht durch das Labyrinth des Lebens zu führen, über welches daher jeder von ihnen, je nach seiner Stellung und Befähigung, einen Ueberblick in engerem oder weiterem Gesichtskreise sich erworben hat, müssen sowohl von körperlicher Arbeit, als von gemeinem Mangel oder Unbequemlichkeit befreit bleiben, ja auch, nach Maßgabe ihrer viel größeren Leistungen, mehr besitzen und genießen als der gemeine Mann." Auch hier geht der Anspruch also nicht weiter als nach Befreiung von „körperlicher Arbeit", von „gemeinem Mangel", von „Unbequemlichkeit". In den Gesichtspunkt der historischen Perspektive stellt endlich Kuno Fischer die Frage, indem er (in den Akademischen Reden) sich vernehmen läßt: „Reformatorische Geister ziehen nicht unter Pauken und Trompeten in die Welt ein; sie sollen etwas von dem Kreuz tragen, ihre Geburt muß etwas von der Krippe haben."

Treitschke wie Nietzsche sind Vertreter der Antike. Auf beide findet die feine Bemerkung Spencers in „Man versus State" Anwendung, wonach die Gedankenwelt der obern Zehntausend heute noch im Wesen durch die Gesellschaftsanschauungen des klassischen Altertums bestimmt sei.

Und doch hat auch dieses in unsrer Sache kaum anders

als jene modernen Geistesheroen gedacht. Der harmlosen Floskel Martials „Sint Maecenates, non deerunt, Flacce, Marones" („Hat's Mäcenaten nur, so wird es, o Flaccus, an Menschen wie [Virgilius] Maro nicht fehlen!") steht die ernsthafte Erklärung Senecas entgegen: „Nihil tam mortiferum ingeniis quam luxuria est" („Nichts so totbringend für Geist und Talent, wie der Luxus!").

Nein, es leidet keinen Zweifel: Auf dem Boden mittleren Wohlstands kann nicht nur die sittliche Volkskraft reifen, sondern auch den Ausnahmserscheinungen, den großen Künstlern und Denkern wird er der günstigste sein. Existenzbedingung jener, die den Fortschritt „leisten", ist nicht Opferung der andern. Die Voraussetzung, daß nur um solchen Preis die Kultur erkauft werden könne, entspringt einer Uebertreibung und vielfachen Verkennung der Verhältnisse. Treitschke meint, „Männer wie Wilhelm Humboldt, Friedrich Gentz, Heinrich Heine lassen sich nicht denken ohne die Genüsse des Wohllebens". Eine merkwürdige Auslese, die er da trifft. Ohne Friedrich Gentz hätte das klassische Deutschtum kaum eine Einbuße erlitten, und Wilhelm von Humboldt — bei aller Achtung vor seinem Geschmack und seiner Erudition, seinen gesellschaftlichen und politischen Talenten und dem wahren Adel seiner Persönlichkeit — zu den Geistesheroen unsrer Nation oder ihren großen Künstlern zählt auch er nicht. Heine endlich hat, wenn auch weit entfernt von Bedürfnislosigkeit, in Wohlleben und Ueppigkeit wahrlich nicht geschwelgt. Wäre dem aber selbst so, und hätte uns Treitschke, was er nicht gekonnt, anstatt jenes Dreigestirns das weit heller strahlende der klassischen Epoche vorgeführt — um dieser seltenen Blüten willen, die, wie die Victoria regia in unsern Klimaten, nur ein gesegnetes Zeitalter mit ihrer Pracht und ihrem Duft erfreuen, braucht es keine dauernde Entfaltung der mächtigsten gesellschaftlichen Unterschiede, nicht jene Preisgebung der Masse zu Gunsten einiger Hunderte oder Tausende, welche sodann — und damit erhebt sich ein weiterer Einwand — doch wieder nicht unsre Dichter und großen Maler,

und häufig auch nicht Mäcenaten, sondern bei aller Bravheit ohne höhere Interessen, und nicht so selten lästige Verschwender, gemeine Protzen, Lüstlinge oder Aushälter eines unbedeutenden und gefälligen Litteratentums sind. Wir kommen darum auf die schon oben ausgesprochenen Worte zurück: Voraussetzung der kulturell, d. h. wissenschaftlich, künstlerisch, technisch leistungsfähigsten Gesellschaft ist insofern nicht die Preisgabe der Einen, als auch ohne solche Preisgabe für jenes Dutzend gottbegnadeter Geister ein sorgenfreies Dasein geschaffen werden kann. Der Weg, der zum Glücksziel führt, d. h. zur Bedachtnahme auf alle oder möglichst viele, muß das Kulturziel also nicht verfehlen.

Treitschke hat aber ein Weiteres noch übersehen: die sozialen Miasmen, die aus jener gesellschaftlichen Kluft aufsteigen, die er offenhalten will. Die Unterbindung des Zusammenhangs zwischen den zwei Volksteilen wirkt als solche, wenn zu stark betont und als Notwendigkeit hingestellt, entkräftend, desorganisierend, staatsfeindlich.

Eindringlicher als irgend ein andrer hat uns Lange in seiner Geschichte des Materialismus die sittlichen Gefahren zunehmender Besitzungleichheit geschildert. Er legt uns dar, wie sie zur Degeneration der Besitzenden, also der zur Vermittelung des Kulturfortschritts Berufenen nicht minder wie zur Entartung der Masse führt. Man stelle sich einen Augenblick auf den Standpunkt des Aristokraten: „Die Sklavenarbeit der Proletarier schafft vielen Köpfen Muße und Mittel zu Forschungen, Erfindungen und Schöpfungen. Es scheint Pflicht, diese höheren Güter der Menschheit zu wahren, und gern tröstet man sich mit dem Gedanken, daß sie einst ein Gemeingut aller sein werden.“ Aber! „Inzwischen macht das schnelle Wachsen der Reichtümer Viele dieser Genüsse teilhaftig, deren Gemüt innerlich roh ist. Andre verwildern in sittlicher Beziehung, indem sie keine Aufmerksamkeit, keine Teilnahme mehr übrig behalten für etwas, das außerhalb des Kreises ihrer Vergnügungen liegt. Mit dem Abreißen der sittlichen Bande erlischt die Scham, welche früher

von allzu üppigen Genüssen zurückhielt. Die geistige Kraft erstickt im Wohlleben." Schalk Lange läßt diesem nur zu deutlich an die moderne Gesellschaft gerichteten Appell dann allerdings die desorientierende Bemerkung folgen: „In einem solchen Zustande war die alte Welt, als das Christenthum und die Völkerwanderung ihrer Herrlichkeit ein Ende machten. Sie war zum Untergang reif geworden." Jedenfalls hat aber diese antike Welt nicht anders als ihr Interpret gedacht. Greifen wir zwei Jahrtausende zurück, so begegnen wir in den „Schutzflehenden" des Euripides folgenden bekannten Versen als dem Succus athenischer Geschichtserfahrung und Staatsklugheit:

„Drei Bürgerklassen gibt es: was die Reichen anbetrifft,
Sie nützen niemand, trachten nur für sich nach mehr.
Die Armen, die des Lebensunterhalts ermangeln,
Sind ungestüm, und richten, schnöderem Neide zugewandt,
Auf die Begüterten der Scheelsucht Pfeile,
Getaucht in Zungengift anlockender Verleiter.
Der Mittelstand nur ist der wahre Bürgerstand,
Für Zucht und Ordnung wachend, die das Volk gebot."

III.

Der Kampf ums Recht.

Ueber das Ziel gesellschaftlicher Entwickelung sind wir nun zu einiger Klarheit vorgedrungen. Wir haben den Schleier vom Grundproblem der sozialen Ethik, soweit es unser Zweck gebot, zu lüften gesucht, ohne freilich mehr thun zu können, als nach dem Urteile andrer einen persönlichen Standpunkt vorzutragen. Ein absolutes Maß, eine „Lösung" in ethischen Dingen gibt es eben nicht. Und noch eine Steigerung mag die Willkür darin finden, daß, wenn selbst der Streit über das Ziel, damit immer noch nicht jener über das Recht beigelegt

wäre. Eine gewisse Verteilung der Einkommen kann uns dem Ziel der Entwickelung näher bringen als eine andre. Stellt diese Verteilung darum das Recht schon dar? Hat A, weil er mit einem Einkommen von gewissem Betrage den ihm von Gesellschaftswegen gestellten Aufgaben am besten entsprechen würde, weil dieses Einkommen also aus dem sozialen Standpunkt erwünschter für ihn ist, darum ein Recht auf dieses Einkommen? Heute muß er sich sein „Recht" auf dem Markte in Konkurrenz mit andern gegenüber einer vielleicht mißleiteten oder unverständigen Menge von Käufern gegenüber zu erkämpfen suchen. Der auf Einem Gebiete Leistungsfähige erringt auf dem Markte einen höheren Preis, auch wenn es dieses höhern Preises nicht bedürfte, um ihn in jenem Maße leistungsfähig sein zu lassen; die Leistung des Nächsten, der auf einem andern Gebiete hervorragt, wird vielleicht überhaupt nicht gewertet. Um Extreme herauszugreifen, denke man an den Börsianer-Millionär gegenüber einem in seiner Dachkammer verhungernden Jünger einer „wenig praktischen" Wissenschaft. Ist die Leistung des letzteren nicht vielleicht von Gesellschafts wegen bessern Rechts als die Leistung jenes? Das Gesetz schützt trotzdem den Millionär, das Recht ist mit ihm, und ebenso reicht das Recht des verhungernden Musensohns nicht weiter als die Wand seiner Mansarde.

Das ist das Recht von heute. Aber eben dieses „Recht" findet man ungerecht. Kaum will damit indes schon gesagt sein, daß etwa das, was wir als Kulturziel normierten, Recht sein solle.

Schmoller geht in eine Erörterung des „Rechts" nicht weiter ein. Er statuiert das, was im Namen der Gemeinschaft wünschbar ist, als sittlich, das andre als unsittlich, oder minder sittlich und will hoffen, ohne dem Rechtsstandpunkte näher zu treten, daß 1. der Staat auf dem Wege der Sozialpolitik, 2. die natürliche Entwickelung der Volkswirtschaft auf dem Wege steter Hebung der Produktivität, die Wohlstandsordnung immer mehr der besten, der aus dem Standpunkt jener Sittlichkeit

wünschbarsten annähern werde. Das ist der Standpunkt, den auch jeder andre wohlmeinende Nichtsozialist heute einnimmt, und die Unterschiede bestehen bloß in der Schärfe, mit der man ihn betont, und den Konsequenzen der praktischen Sozialpolitik, die danach aus ihm entwickelt werden.

Was aber den Sozialismus betrifft, so liegt es nahe, ihn als Wortführer des absoluten Rechts im oben bezeichneten Sinne zu denken. Das wäre falsch! Der Sozialismus will kein andres Rechtsprinzip als jenes, das schon in unsrer Gesellschaft wirkt; aber er will es absolut gewährleistet wissen. Er fordert nichts andres als das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, will für das Arbeitsprodukt aber keine andern Wertungen als heute. Wenigstens läßt er sich bisher darüber nicht im besondern aus. Was er verficht, ist eben bloß das Recht des Arbeiters. Er nimmt an, daß das grundsätzlich auch heute schon anerkannte Recht auf den vollen Arbeitsertrag dem Arbeiter praktisch vorenthalten werde, führt weiter aus, daß es ihm in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung vorenthalten bleiben müsse und fordert darauf hin an Stelle dieser unsrer Wirtschaftsordnung den sozialistischen Staat. Um des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag willen! Das Recht auf Existenz und das diesem untergeordnete Recht auf Arbeitszuweisung erörtert er nicht weiter. Er nimmt nämlich an, daß die Gewährung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag auch die Verwirklichung jener zwei andern Rechte in sich schließt.

Wenn der Sozialismus nun aber bloß das Recht auf den vollen Arbeitsertrag durchsetzen will, dieses Recht aber anderseits einen zweifellosen und auch von den Gegnern des Sozialismus zugestandenen Anspruch darstellt, wo liegt dann der Gegensatz, der den Inhalt der sozialen Frage bildet? Daß dieser Gegensatz vorhanden, ist zweifellos. Aber das Recht auf den vollen Arbeitsertrag wird auch von seiten der nicht sozialistischen Gesellschaft zugestanden. Es ist danach klar, daß, wie auch schon früher ausgesprochen, dem gleichen Recht von der einen und der andern Seite ein verschiedener Inhalt zugemessen

wird. Die Auslegungen, die dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag gegeben werden, weichen voneinander ab. Da jedoch allerseits von vornherein zugegeben ist, daß die Gegenleistung der Leistung entsprechen solle, kann die Meinungsverschiedenheit nur diese letztere betreffen. Die „Leistung" ist nach der Ansicht der Sozialisten eine andre und anderswertige als nach der Ansicht ihrer Gegner. Weiter ist aber klar, daß, da diese Leistung wirtschaftlicher Natur ist, die Frage nach der angemessenen Gegenleistung, diese Kernfrage des sozialen (als sozialistischen) Problems, nur auf dem Wege wirtschaftswissenschaftlicher Untersuchung ausgetragen werden kann.

Es verdient dies hier betont zu werden, weil ein hervorragender Autor (Anton Menger in seiner oben citierten Schrift; im Anschluß an ihn u. a. Hilty im Polit. Jahrb. d. Schweiz. Eidgen. V.) kürzlich und ohne Widerspruch zu erfahren, betonte, es handle sich bei der Bearbeitung der Grundideen des Sozialismus vorzüglich um juristische Fragen, und das Volkswirtschaftliche daran sei nur Verbrämung. Menger will nach den „endlosen volkswirtschaftlichen und philanthropischen Erörterungen" jenes Recht nun einmal juristisch bearbeitet wissen. Er hofft auf diese Weise endlich den sicheren Boden zu gewinnen und die Frage so weit zur Austragung zu bringen, als sie einer solchen gemäß ihrer Natur überhaupt fähig ist.

Wir vermögen nach dem vorhin Gesagten diese Ansicht, hier sei „Rhodus", nicht zu teilen. Wenn wir aber die Frage aufnehmen, die uns die Kardinalfrage scheint, die Frage der Leistung nämlich als die letzte Instanz, an die wir uns wenden können, so sitzen heute über sie drei Höfe konkurrierend zu Gericht:

Erstens: Die Partei des Sozialismus. Sie behauptet die Vergewaltigung des Arbeiters durch den Unternehmer und spricht für ersteren die bisher dem Unternehmer ausgezahlten Zinse und Gewinne an, da er, der Arbeiter, in Wahrheit alles erarbeitet habe und die Arbeit des Unternehmers, wenn überhaupt, so doch nicht mehr zähle wie die eines Arbeiters, vielleicht (?)

eines besonders tüchtigen Arbeiters, aber doch nur eines solchen. Der Sozialismus vertieft noch diese Kritik und führt weiter an, daß jene Verkürzung des Arbeiterrechts in der gegebenen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung wurzle und insbesondere mit der Einrichtung des Privateigentums an Produktionsmitteln verbunden sei. Abhilfe sei daher nur möglich, indem man diese Art Privateigentum sistiere und an seine Stelle ein Kollektiveigentum setze, verwaltet von der Gemeinschaft, von einer Arbeitergemeinschaft, oder mit andrem Worte vom sozialistischen Staat.

Dieser radikalen Partei steht zweitens eine konservativ zu nennende (Manchestertum und Feudalität) gegenüber. Diese ist der Ansicht, daß die Entlohnung des Arbeiters von heute seiner Leistung ungefähr entspreche, mindestens im Durchschnitt der Jahre entspreche, daß also die Privateigentumsordnung von heute dem Rechte nicht entgegen sei und Reformen nur karitativ, als Akte der Nächstenliebe über das nackte Recht hinaus gedacht werden können.

Die Auffassung dieser beiden Parteien, der Radikalen und der Konservativen, ist klar und bündig. Nicht das Gleiche läßt sich von der dritten, der vermittelnden Richtung sagen. Diese meint, die gegenwärtige Wirtschaftsordnung führe die Möglichkeit einer Vergewaltigung des Arbeiters durch den Unternehmer mit sich, und diese Vergewaltigung sei heute bis zu gewissem Grade eine Thatsache. Inwieweit? darauf wird uns eine höchst unsichere Antwort oder gar keine gegeben. Dagegen wird ausgeführt, jener Vergewaltigung und Vergewaltigungsmöglichkeit müsse ein Ende gemacht oder wenigstens müßten die Folgen der Vergewaltigung abgewendet werden, ersteres mehr im Wege privater Organisation der Arbeiter, letzteres mit Bevorzugung staatlichen Eingreifens in die „natürliche" Gestaltung der Dinge.

Die ersten beiden Parteien sind die der Interessierten, die dritte ist die der Uninteressierten. Während in jenen Arbeiter und Unternehmer oder die Dürftigen und die sogenannten „Besitzenden" sich die Zähne weisen, gruppieren sich um das Programm der dritten Partei Beamtentum und Regierungen. Die

„Konservativen" schließen sich, aber mit Widerstreben und gegen ihre innere Ueberzeugung, zuletzt aus Opportunitätsrücksichten oder direkt einem Machtgebot folgend, den „Unparteiischen" an, bilden innerhalb dieser dann aber den rechten, stets temporisierenden Flügel. Der „Zug der Zeit" geht jedoch nach „links". Immer größere Massen schlagen sich zu dem Heer des Sozialismus oder doch jener, die den Vordersatz des Sozialismus „Ausbeutung durch das Kapital" zugeben, ohne gleich die sozialistische Konsequenz zu ziehen. Uebrigens ist nicht alles in Parteien eingegliedert: weder das Volk, noch die Intelligenz. Millionen sind — wer möchte es ihnen verdenken! — im unklaren darüber, was sie von den Dingen halten sollen.

IV.

Sozialismus und Kathedersozialismus.

Es sind selbstverständlich nicht abgerissene Behauptungen, die die drei Parteien, welche jede in ihrer Weise sich um den von ihrer zweien als krank erklärten Gesellschaftskörper bemühen, für ihren Standpunkt aufbieten, sondern mehr oder minder vollständige *Systeme* der Volkswirtschaft. Insbesondere kommt dieser Rang den Lehren der Sozialisten und der Individualisten zu, weniger jenen der vermittelnden Gruppe, dem sogenannten Staatssozialismus, trotzdem gerade diese Richtung heute die der deutschen Universitäten ist, was auch der andere Name, den sie trägt, der des „Kathedersozialismus" bezeichnet.

Zu einem System wird das Recht des Arbeiters gemäß der zentralen Bedeutung, die der Arbeit in der Volkswirtschaft zukommt, und gemäß dem innigen Zusammenhang, in dem jede Kürzung oder Erhöhung des Einkommens der einen Klasse auf das der andern übergreift. Das Recht des Arbeiters kann nur

festgestellt werden bei gleichzeitiger Abgrenzung der Rechte aller andern Einkommensbezieher; des weiteren geht aber, da das Recht auf Einkommen (vorerst noch) aus wirtschaftlichen Funktionen fließen soll, die Einkommenslehre auf die Funktionenlehre, auf die Lehre von der Produktion der Werte und den Produktionselementen zurück. Man wird derart, um das Recht des Arbeiters feststellen zu können, zu einem kritischen Gang durch das Gesamtgebiet der Volkswirtschaft genötigt.

Immerhin laufen die Fäden des sozialistischen Systems auf einen Mittelpunkt zu. Und in diesem werden wir es zu fassen haben. Von hier aus ist das gesamte System entweder aus den Angeln zu heben oder als wohl balanciert in seinem Gefüge zu belassen. Wir kommen auf die kurze Inhaltsangabe zurück, die wir vom Recht des Arbeiters in sozialistischer Formulierung bereits oben geliefert haben, und wollen sie nunmehr etwas erweitern.

Der sozialistische Arbeiter findet, daß er den vollen Gegenwert seiner wirtschaftlichen Leistung in der heutigen Gesellschaft nicht empfängt. Er faßt dabei die Sache nicht persönlich. Er fordert nicht einmal vom modernen Staate die Befriedigung seines Rechtsanspruchs. Der moderne Staat mit seiner kapitalistischen Konstitution sei gar nicht in der Lage, sie ihm zu gewähren. Wollte er's, so müßte er, der Staat, zuvor sich selbst verneinen. Die Widersprüche und Ungeheuerlichkeiten unserer Entwickelung sind nicht auf Mißgriffe, oder das Uebelwollen einzelner oder ganzer Gesellschaftsschichten zurückzuführen, sondern sie liegen im Begriffe des Organismus, dem wir bisher angehören. Der Organismus selbst muß sich daher häuten, soll dem Arbeiter sein Recht werden.

Der Sozialismus setzt also ein Instrument der Vergewaltigung des Arbeiters als unserer Wirtschaftsordnung zugehörig und untrennbar mit ihr verbunden voraus. Welcher Art ist dieses Instrument? Vorerst werden wir auf die Maschine verwiesen. Seitdem die Maschine den Charakter der Produktion bestimmt und die Konkurrenz der Handarbeit gegen sie so gut wie unmöglich geworden ist, kann auch der Arbeiter nur durch

Bethätigung an ihr sein Brot verdienen. Nun befindet sich die Maschine aber im Besitze des Industriellen, des Kapitalisten; der Arbeiter sei infolgedessen, wolle er überhaupt verdienen, gezwungen, sich in ein Dienstverhältnis zum Kapitalisten zu begeben und dieser in der Lage, jenem zu diktieren. Er, der Kapitalist, nütze seine Stellung leicht begreiflicher Weise nun dahin aus, den Anteil, der dem Arbeiter am Arbeitsprodukte gebührt, möglichst zu verkürzen, den Arbeiter mit möglichst wenigem abzufinden.

Der Industrielle ist nach der sozialistischen Theorie also Herr über den Arbeiter, weil er allein die Produktionsmittel, etwa die Maschinenspindel, besitzt, an welcher der Arbeiter thätig werden muß, um sich das Leben zu erhalten. Ohne die Aufnahme in die Fabrik ist der Arbeiter verloren. Denn der Fabrikspinnerei etwa an der Handspindel Konkurrenz machen zu wollen, ist ein völlig lächerliches Unterfangen. Um also überhaupt zu existieren, muß sich der Arbeiter auf Gnade und Ungnade dem Unternehmer ausliefern. Die Maschine, bezw. das Kapital, für welches man Maschinen zu kaufen vermag, legen dem Arbeiter die Daumschrauben an und pressen das kostbare Blut aus ihm, das sich in Gestalt von Arbeitsleistungen auf dem Markte in Werte umsetzt.

Denn alles Produkt ist Arbeitsprodukt. Alles, was eine Fabrik erzeugt, ist aus den Händen des Arbeiters hervorgegangen. Auch die Maschinen, welche seine Arbeit unterstützen, auch ein Teil *ihres* Wertes wurde Arbeitern entwendet; und wenn er daher, weil Maschinen ihm zu Hilfe kommen, mehr erzeugt, so gebührt das Plus des Ertrags doch nur wieder ihm, dem Arbeiter, nicht dem Besitzer des Arbeitsinstruments. In Wahrheit wird dem Arbeiter nicht mehr, als er eben zum Leben braucht, ausgefolgt, so viel, als ihm gegeben werden *muß*, damit der Kapitalist überhaupt noch lebendige, arbeitsfähige Arbeiter finde.

„Der römische Sklave," meint einmal Marx („Kapital" I. S. 588), „war durch *Ketten*, der Lohnarbeiter ist durch *unsicht-*

bare Fäden an seinen Eigentümer gebunden." Nur „der Schein seiner Unabhängigkeit wird durch den beständigen Wechsel der Lohnherren und die fictio juris des Kontrakts aufrechterhalten". Man entgegne also nicht, daß der Arbeiter von Rechts wegen kommen und gehen, den Arbeitsvertrag schließen und lösen könne nach seinem Belieben. Er kann es nicht. Er muß einen Herrn haben. Welchen Herrn, das ist allerdings nicht bestimmt. Aber da alle Herren gleich sind, ist dem Arbeiter durch das Recht der Wahl, ein Recht, das übrigens auch nur in engen Schranken realisierbar ist, keinerlei materielle Gewalt in die Hände gegeben. Er muß sich verkaufen oder verhungern. Der Vertrag, der an sich nur ein Mietvertrag sein sollte, wird also ein Menschenkauf, eine Versklavung, die nur die äußeren Attribute eines von beiderseits Freien geschlossenen Vertrags führt. Die Form ist gewahrt. Der Inhalt aber steht zu ihr in absolutem Widerspruch. Und dies kann nicht anders sein. Es vollzieht sich hier nichts als ein Lebensakt der Privateigentumsordnung. Denn „überall, wo ein Teil der Gesellschaft das Monopol der Produktionsmittel besitzt, muß der Arbeiter, frei oder unfrei, der zu seiner Selbsterhaltung nötigen Arbeitszeit überschüssige Arbeitszeit zusetzen, um die Lebensmittel für die Eigner der Produktionsmittel zu produzieren" — „sei dieser Eigentümer nun etruskischer Theokrat, civis romanus, normännischer Baron, amerikanischer Sklavenhalter, walachischer Bojar, moderner Landlord oder Kapitalist". Die Erlaubnis, für seine eigene Existenz zu arbeiten, kann vom Arbeiter nur durch Mehrarbeit erkauft werden. —

In dieser Weise also hat sich der Sozialismus sein kritisches System zurechtgelegt.

Der Katheder-Sozialismus aber steht ihm auf den ersten Blick theoretisch nicht allzu ferne. Das Hauptargument des Sozialismus, die naturgemäße Abhängigkeit des (mittellosen) Arbeiters vom Besitzer des Arbeitsinstruments hat er sich ziemlich zu eigen gemacht. Nur braucht er allerdings, insbesondere nach dem Vorgang Brentanos, ein Bild für die Sache. Wir wollen

hier nicht erörtern, ob ein ganz zutreffendes Bild. Er führt aus, daß jeder, der die Nutzung von etwas kauft, dadurch notwendig die Herrschaft über das Nutzung Gebende erlangt. So erwerbe auch der Käufer der Arbeit durch seinen Kauf gleichzeitig die Herrschaft über die Arbeitskraft, d. h. über den ganzen Menschen, über dessen ganzes physisches, intellektuelles, moralisches und soziales Sein. Hierzu kommt, daß der Arbeiter in der Regel mittellos ist. Er hat nichts, um sein Leben zu fristen, als den Verkauf seiner Arbeit. Er sei daher ständig in der Lage des Falliten, der um jeden Preis losschlagen muß und dessen Ausverkauf zu Spottpreisen sprüchwörtlich geworden ist. Der Arbeiter muß sich jeglichen Lohn und jegliche Arbeitsbedingungen und, wegen des engen Zusammenhangs seiner Ware mit ihm selbst, somit jegliche Herrschaft über sich gefallen lassen.

Daß dieses Argument ziemlich das vom Sozialismus gebrauchte ist, zeigt schon die erste Uebersicht der beiden Aeußerungen. Eine nähere Analyse stellt fest, daß hier wie dort die ursprüngliche Abhängigkeit des Arbeiters vom Unternehmer behauptet wird. Nur wird vom Sozialismus mehr der Umstand betont, daß der Arbeiter ohne Kapital und Kapitalisten marktfähige Werte nicht erzeugen kann und deswegen auf den Unternehmer angewiesen ist, während die Hermann-Brentanosche Theorie eine Abhängigkeit gemäß der Natur des Vertrags, um den es sich hier handelt, konstruiert und sie durch den Hinweis auf die Mittellosigkeit des Arbeiters in Hinsicht der Subsistenzmittel unterstützt.

Dem Unterschied dieser Begründungen kommt aber, wie sofort nachzuweisen sein wird, doch keine Bedeutung zu. Aus der kathedersozialistischen Erwägung folgt, daß man, um dem Arbeiter das gebührende Einkommen zu sichern, ihm nur zu größerer Selbständigkeit dem Unternehmer gegenüber zu verhelfen braucht. Man müsse nur, wird hier gesagt, dem Arbeiter die Mittel liefern, eventuell eine Zeitlang auf die Arbeit verzichten zu können, und er könne dann dem Unternehmer gegenüber den Lohn er-

zwingen, der dem Werte der Arbeit entspricht. Höre der Arbeiter auf, dringlich zu sein, so werde um so dringlicher der Unternehmer. Es handle sich also nur darum, beiden die Ebenbürtigkeit in diesem Punkte zu verleihen. — Der Sozialismus ist minder bescheiden. Er, der die Schwäche des Arbeiters nicht auf seinen Mangel an Subsistenzmitteln, auf seine völlige Armut, sondern auf seinen Mangel an Produktionsmitteln, an eigentlichem Kapital zurückführt, hält dem Kathedersozialismus das folgende vor: Wenn der Arbeiter sein Angebot unter Umständen zurückziehen kann, vermag er allerdings seine Stellung zu festigen, den Arbeitsvertrag zu einem — wenn man so sagen darf — unpersönlichen Vertrag zu machen. Aber es ist nicht gesagt, daß er sich dann den vollen ihm gebührenden Lohn zu erkämpfen vermag. Die Gefahr, ungenügend entlohnt zu werden, geht für den Arbeiter in Wahrheit aus der Thatsache, daß er nicht eventuell Unternehmer werden kann, hervor. Die Verfügung über eine Lebensreserve mag ihm in seiner Stellung als Arbeiter nützen; den vollen Lohn sichert ihm solcher Besitz aber nicht. Daß er der Vermittelung des Unternehmers überhaupt bedarf, um seine Arbeit wertvoll, oder besser einen Wert werden zu lassen, das macht seine Abhängigkeit aus und gibt ihn in die Hand des Kapitalisten.

In dieser Weise tritt also der Gegensatz zwischen Kathedersozialismus und Sozialismus in den ursprünglichen theoretischen Betrachtungen hervor, soviel Gemeinsames auch ihr Ausgangspunkt zuerst zu haben scheint, und wenn man so will, auch wirklich hat. Aus dem Gesagten wird auch sofort klar, warum der Sozialismus mit keiner Reform im Rahmen der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung sich zufrieden geben darf, während der Kathedersozialismus eine solche und nicht mehr fordert. Nach der Theorie des letzteren ist die Ebenbürtigkeit von Arbeiter und Kapitalisten auch in der gegenwärtigen Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung realisierbar. Nach dem Sozialismus ist sie erst dann realisiert, wenn der

Begriff des Unternehmers neben dem des Arbeiters verschwunden ist. Dem Sozialismus zufolge kann der Arbeiter als Arbeiter nichts anderes als Lohnsklave sein, und wenn er noch so frei zu sein vermeine, und ebenso der Kapitalist nicht aus seiner kapitalistischen Haut heraus; er ist Ausbeuter nicht aus persönlichem Geschmack, sondern von Beruf. Wollte er aufhören, Ausbeuter zu sein, so müßte er aufhören, Kapitalist zu sein. „In der That" — das sind wieder Marxens eigene Worte (S. 563) — „gehört der Arbeiter dem Kapital, bevor er sich dem Kapitalisten verkauft." Die Arbeit kann in der kapitalistischen Gesellschaft nicht anders verkauft werden als minderwertig; das Kapital kann nur vom Raub bestehen.

Der Nachweis der Richtigkeit dieser Auffassung wird nun durch den Sozialismus und speziell durch Marx in seinem Hauptwerk „Das Kapital" von zwei Richtungen her angetreten: von der Seite des Arbeiters her und von der des Kapitalisten. Mit Bezug auf den ersteren wird behauptet, er allein schaffe allen Wert; mit Bezug auf den zweiten, das Geld in seiner Hand könne einem andern Dienste als dem der Plusmacherei überhaupt nicht dienen. Für den speziellen Fall der Industrie wird das dann näher ausgeführt, in der Weise, wie Karl Kautsky, der beste Interpret des Marx, es ausdrückt (S. 113): „Der Lohnarbeiter der kapitalistischen Produktionsweise ist alleiniger Arbeiter im Produktionsprozeß, Quelle von Mehrwert, und der Kapitalist sein Auspumper." Die Arbeitsmittel, kann man ergänzend anfügen, versehen den Dienst des mechanischen Behelfs, sie sind die Pumpe, die der Kapitalist gebraucht.

Es ist übrigens klar, daß es nur des Nachweises einer der beiden Behauptungen bedurft hätte, um auch die andere bewiesen zu haben. Wenn der Arbeiter alle Werte erzeugt, ist der Kapitalist selbstverständlich Parasit; wenn andrerseits der Kapitalist als solcher ohne Funktionen, die ihm ein Recht an Zins und Unternehmergewinn geben, so ist der Arbeiter zweifellos jener, dem aller Wert zu danken ist. Wenn Marx nun den Beweis von beiden Seiten her führt, so ist die begreifliche

Absicht, alles klar zu stellen, dabei im Spiele. Der weitaus größere Teil seiner Ausführungen gilt übrigens dem zweiten Nachweis, daß der Unternehmer nichts als Parasit sein könne, während die Kritik des Systems sich bisher vorzugsweise der ersten Behauptung, der sogenannten Marxischen Werttheorie zugewendet hat.

Dritter Abschnitt.

Kritik des Sozialismus.

I.

System des Marxischen Sozialismus.

Das theoretische System des modernen Sozialismus ist also das von Karl Marx in seinem Buch „Das Kapital“ [1]) niedergelegte. Hier wird von Marx der Nachweis angetreten, daß der Kapitalist Ausbeuter ist, dem Arbeiter das gesamte Produkt der Volkswirtschaft gebührt, wenn es aber nicht an ihn gelangt, dies an der Einrichtung des Kapitals als Privatkapitals statt als Gesellschaftskapitals liegt. Der Arbeiter erhält nicht mehr als das zur körperlichen Lebensfristung unbedingt Nötige, und nicht einmal alle Arbeiter erhalten dies, nämlich jene nicht, die keine Arbeit finden und im Elend verkommen. In der Not jenes Arbeiters, dem wir alle Werte verdanken, spricht sich die durchaus naturgemäße Funktion unserer Wirtschaftsordnung aus. Es handelt sich um Vorgänge, die mit der Unabweisbarkeit eines physikalischen Naturgesetzes an die Thatsache des Privateigentums an Produktionsmitteln geknüpft sind. Solange dieses bleibt, kann es nicht anders werden. Aber es wird nicht bleiben. Das Kapital entwickelt nämlich in jenen seinen ihm von Natur zugehörigen Funktionen gleichzeitig die Kräfte, deren Beruf es ist, wenn sie zur Reife gelangt sind, die bisherige Form zu sprengen und eine neue, vollkommenere an ihre Stelle zu setzen.

---

[1]) Wir zitieren den ersten Band nach der dritten Auflage. Wo ein Band überhaupt nicht angeführt ist, ist der erste gemeint.

Das Gesetz dieser Evolution dem System der Privateigentumsordnung abgelauscht zu haben, beansprucht Marx als das Verdienst seines Werkes. Er hat damit auf seine Zeit mächtige Wirkung geübt. Denn es ist zweifellos: ohne das Marxische Kapital hätten wir nicht den modernen Sozialismus. Man gewärtigt vielleicht Einschränkungen zu dieser Feststellung. Es scheint gewagt, eine Volksbewegung auf ein einziges litterarisches Denkmal zurückführen zu wollen. Sollte das selbständige Empfindungsleben der Millionen, sollten die Anschauungen, die sie ihrem gesunden Naturverstand entnehmen, sollte ihr durchaus ursprüngliches Gefühl für Recht und Unrecht nicht den Ausschlag geben, wie es in allen Volksbewegungen bisher der Fall gewesen ist? Und hat es nicht schon einen Sozialismus *vor* Marx gegeben? Wir tragen keine Bedenken, gegenüber diesen Fragen die von uns vorhin ausgesprochene Anschauung festzuhalten. Es ist ja zweifellos richtig: auch ohne Marx gäbe es eine Kluft und einen Gegensatz zwischen Begüterten und Nichtbegüterten; als Antwort auf Hochmut, Gefühlsstumpfheit, Pharisäertum oder den bloßen passiven Besitz und das Wohlleben der Einen Feindseligkeit, Gehässigkeit und Neid der Anderen. Aber Neid und Haß sind keine dauerhaften Mörtel, und sie machen in der That auch nicht die Kraft des modernen Sozialismus aus, sondern dieser ruht auf dem tieferen und reineren Grunde einer Rechtsüberzeugung und eines Glaubens. „Jene stille Zuversicht des Unsichtbaren nach dem Maßstabe des Sichtbaren: ein Ergreifen der Zukunft", welches nach Herder den Inhalt echter Religiosität bildet, zeichnet auch den Sozialismus aus. Und darum wird der in zwiespältigen Empfindungen und Gewissenszweifeln herumgeworfene, nach einem festen Halt, einer Anlehnung lechzende Arbeiter sein Opfer. Der Sozialismus bietet ihm Trank in der Wüste und facht ein neues Leben in ihm an. Er gibt ihm Antwort auf quälende Fragen, und jener fühlt sich wieder, findet sein Behagen und wird zuletzt bei aller Verstandesschwäche eine geschlossene Persönlichkeit. Dies gilt vom Marxischen Sozialismus. Der „dumpfe Schritt

der Arbeiterbataillone", der an Lassalles ahnendes Ohr schlug, wäre im Getümmel des politischen Lebens längst verhallt, hätte Marx nicht, als die Stunde kam, sein ungleich schwereres Geschütz aufgefahren. Und hätten wir auch ohne ihn eine deutsche Arbeiterpartei, so wäre sie doch kleinbürgerlich, wie heute noch in England, sie würde in und vermittelst unserer Gesellschaftsordnung größere Geltung, reichlichere Ausstattung zu erlangen suchen, sie würde fordern und herausfordern, aber an die letzten Grundlagen der bisherigen Menschheitsverfassung, wenige Aberwitzige abgerechnet, nicht rühren.

Das Buch von Marx ist also in der That die Arbeiteroffenbarung, als die wir es ansprechen. Es hat das Heer der deutschen Sozialisten auf die Beine gebracht. Mit diesem Buche in der Hand hat Liebknecht Bebel geworben, und diesen beiden sind auf dem gleichen Wege die andern gefolgt. Nie hat die Internationale wahrer gesprochen, als wie sie das „Kapital" als „Bibel" der Arbeiterklasse bezeichnete. Für den Sozialisten ist es die absolute Vernunft, die auf dem Grunde dieses Marxschen Testamentes ruht. Daß es nicht jedem gegeben sein kann, es zu lesen und zu deuten, daß die „gratia specialis" dazu gehört, thut der Wirkung nicht Abbruch, sondern begünstigt sie. Ein gewisser mystischer Schleier liegt über dem mächtigen Bande. Die Masse denkt nicht daran, ihn ernsthaft zu lüften. Aus der Schätzung indes, die der ungelehrte Arbeiter seinen Führern entgegenbringt, in Verbindung mit jener, die diese ihrem Meister, von dem sie sich in unendlich weitem Abstand fühlen, zollen, steigt das Bild dieses letzteren in unerreichbare Höhe empor.

Vor kurzem hat ein Verwandter von Marx, sein Schwiegersohn Paul Lafargue, nunmehr auch Deputierter im französischen Parlamente, in der „Neuen Zeit" [1]) die Stellung, die das Marxische Werk einnimmt, mit ein paar Worten zu zeichnen gesucht. Sie verdienen hier mitgeteilt zu werden, da sie gleichzeitig über die

[1]) Die Neue Zeit, IX. Jahrg. I. Bd. 1890/91, Nr. 2 S. 40.

Verbreitung des Buches unterrichten: „Nach dem Aufstand des 18. März 1871, in welchem man die Hand der Internationale sehen wollte, ward der Name Marx weltberühmt; Marx ward nun als der unwiderlegbare Theoretiker des wissenschaftlichen Sozialismus und als Organisator der ersten internationalen Arbeiterbewegung anerkannt. Das ‚Kapital' wurde zum Lehrbuch der Sozialisten aller Länder; alle sozialistischen und Arbeiterzeitungen popularisierten seine gelehrten Theorien. Das ‚Kapital' wurde in die Hauptsprachen Europas, ins Russische, Französische, Englische übersetzt; es erschienen Auszüge daraus in deutscher, italienischer, französischer, spanischer und holländischer Sprache. Und so oft in Europa oder Amerika Gegner den Versuch machten, seine Theorien zu widerlegen, so fanden die Oekonomen sofort eine sozialistische Antwort, die ihnen den Mund stopfte. Das ‚Kapital' ist heutzutage in Wahrheit geworden, was der Kongreß der ‚Internationale' es genannt, die Bibel der Arbeiterklasse."

Wir wollen im folgenden Bibelkritik üben und beginnen damit, daß wir der vorhin gelieferten flüchtigen Skizze einen eigentlichen Abriß des Marxschen Systems folgen lassen.

Karl Marx beginnt seine Darstellung mit dem Nachweis, daß aller Wert sich auf Arbeit zurückführe, und auch in seinem Umfang durch die an das Wertgut gewendete Arbeit bestimmt sei. Die Güter tauschen sich im Verhältnis ihrer Arbeitsinhalte. Und genauer dann: „Es ist das Quantum gesellschaftlich notwendiger Arbeit oder die zur Herstellung eines Gebrauchswertes nötige Arbeitszeit, welche seine Wertgröße bestimmt." Wer verrichtet nun die Arbeit? Darauf gibt Marx nur indirekt Antwort. Er fragt nämlich: Was thut der Kapitalist? Die Antwort darauf ergibt sich aus der Funktion des Kapitals. Kapital ist in die Produktion eingeworfener Wert, dessen Aufgabe darin besteht, Mehrwert zu erzeugen. Mittel der Kapitalsfunktion ist Geld. Der Kapitalist schießt Geld G ein in die Produktion, d. h. setzt sich vermittelst G in den Besitz von Ware W, gibt

dann aber die Ware nicht zum ursprünglichen Geldwert G ab, sondern — fordert dafür und erhält G + g, oder wie Marx es weiterhin nennt, G_1. So ging's ursprünglich im Zwischenhandel. Einfacher, nämlich durch die Formel $G - G_1$ drückt sich die Funktion des Wucherkapitals aus. Aber das sind die exzeptionellen Bildungen, und sie gehören früheren Zeitperioden an. Heute ist regelmäßig die Arbeitskraft das Mittel, um aus $G : G_1$ zu machen. Aus Geld wird Kapital und als solches zeitigt es Mehrwert, wenn es auf dem Markte der Ware Arbeitskraft begegnet und sie in seinen Dienst nimmt. Der Preis der Ware Arbeitskraft wird wie bei allen Waren bestimmt durch den zu ihrer Produktion nötigen Arbeitsaufwand, die hierfür erforderliche Arbeitszeit. Wenn, um die Ware Arbeitskraft zu produzieren, d. h. den Arbeiter arbeitsfähig im Leben zu erhalten und die „Nachzucht" zu garantieren, sechs Stunden täglicher Arbeit erforderlich sind, so ist dies auch der Lohn, den ihm der Unternehmer zahlt. Aber jene sechs Stunden bezeichnen nicht den Wert, den dieser mit sechs Stunden entlohnte Arbeiter dem Unternehmer erarbeitet. Der Unternehmer wird den Arbeitstag immer möglichst auszudehnen trachten — wird den Arbeiter statt sechs etwa zwölf Stunden in der Fabrik behalten. Klar ist dann aber, daß, was der Arbeiter in jenen zweiten sechs Stunden erzeugt, den Profit des Kapitalisten bezeichnet. So ist der Arbeiter Mittel der Mehrwertbildung für den Kapitalisten — auf dem Wege über den verlängerten Arbeitstag. Hier liegt die theoretische Erklärung für jene Kämpfe zwischen Unternehmer und Arbeiter, wo der erstere den Arbeitstag mit allen Kräften zu verlängern trachtet, und der letztere, soweit er kann, sich dagegen sträubt. Indessen ist die absolute Verlängerung des Arbeitstages nicht die einzige Möglichkeit für den Unternehmer, die Masse des Mehrwerts, den er einzieht, zu vermehren. Ein anderer Weg liegt ganz offenbar bei der „Verbilligung" des Arbeiters. Wenn dem Arbeiter statt eines Wertes von sechs Stunden bloß ein

solcher von drei ausgeliefert werden muß, wird auch bei gleichbleibendem und selbst verkürztem Arbeitstag die Masse des Mehrwerts für den Unternehmer zu steigen vermögen. Ist diese Möglichkeit aber, da ja jene sechs Stunden Arbeitslohn bereits das Maß des für die Erhaltung der Arbeitskraft unbedingt Erforderlichen darstellen sollen, überhaupt gegeben? Doch, sie ist es. Der Produktionsaufwand der Arbeitskraft wird offenbar geringer, wenn man gelernt hat, Verbrauchsgegenstände des Arbeiters, für die man früher sechs Stunden brauchte, nun in drei Stunden darzustellen. Wenn der Arbeiter für die Arbeit von drei Stunden seinen Unterhalt kaufen kann, bekommt er auch im Lohne nicht mehr als den Wert dreier Stunden ausgefolgt. Die Verkürzung der für den gleichen Arbeitseffekt nötigen Arbeitszeit ist aber Sache der Entwickelung in der Technik und Organisation der Produktion. Die Arbeitsteilung, die Verwendung der Maschine sind Mittel für Herabsetzung der behufs Erzeugung der Ware Arbeitskraft nötigen Arbeitszeit. Und so winkt hier dem Unternehmer noch eine zweite Möglichkeit, zu Mehrwert zu gelangen. Marx nennt den auf diesem letzteren Wege, durch Verbilligung der Ware Arbeitskraft erzielten Mehrwert relativen, während er dem ersten die Bezeichnung des absoluten gibt. Da aller Mehrwert dem Arbeiter allein, bezw. dem für den Arbeiter, für seine Löhnung nötigen Aufwand entspringt und derart die neben diesem Aufwand nötige Investition in Hinsicht ihrer Zweckbestimmung anderen Charakters ist, teilt man sachentsprechend das in die Produktion eingeworfene Kapital in zwei Teile: in mittelbar und in unmittelbar produktives Kapital. Unmittelbar produktiv ist jenes, aus dem der Arbeitslohn der Arbeiter bestritten wird, mittelbar produktiv alles übrige, welches nötig ist, damit man dem Arbeiter die richtige Verwendung geben könne. Marx verwendet übrigens andre Bezeichnungen. Er unterscheidet „konstantes“ und „variables“ Kapital. Variabel ist das von uns unmittelbar produktiv genannte, also jenes, dem der Unternehmer den Mehrwert dankt, jenes, welches seinem Werte nach

„variiert", konstant das übrige, welches einfach zu dem Betrage, zu dem es eingeschossen ist, im Produktionswert wiederkehrt, aber doch benötigt ist, soll das variable Kapital seine Kapitalsfunktion, die Produktion von Mehrwert, entfalten können. Man fragt nun, wie es komme, daß der Arbeiter zwölf Stunden Arbeit dem Unternehmer für den Wert von sechs oder drei Stunden verkauft und auf diesem Wege jenem einen Mehrwert ausliefert, statt etwa den Ueberschuß des Wertes der eigenen Produktion über den Wert der Produktionskosten der Arbeitskraft für sich zu behalten! Die Antwort darauf liegt in der Zwangslage, in der sich der Arbeiter gegenüber dem Unternehmer befindet und befinden muß. Für ihn wiederholt sich nur das Gesetz des Marktes, welches immerdar einen Ueberschuß der Produktion über die Nachfrage, d. h. die Konkurrenz der Verkäufer und in unmittelbarem Zusammenhange die Bewertung der Waren gemäß der an sie gewendeten Arbeitszeit und nicht darüber mit sich führt. Auch der sich anbietenden Arbeiter gibt es immer mehr, als man bedarf. Daß dem aber so ist, hängt mit der Form, in der sich die technische Entwickelung, die Entwickelung der „Produktivität der Arbeit", vollzieht, zusammen. Man lernt immer mehr, die Arbeit vom Arbeiter an die Maschine abzuwälzen, die noch billiger als der Arbeiter ist, und auf diesem Wege werden immer von neuem Arbeiter überflüssig. Sie geben darum das Werben um die Arbeit aber nicht auf, und um Arbeit bemüht sind daher immer *mehr* Arbeiter, als man benötigt. Da jeder Arbeiter vor der Gefahr des Verhungerns steht, wenn nicht er, sondern ein anderer in Arbeit genommen wird, ist er auch immer erbötig, zum Hungerlohn, zu jenem, der eben noch vor dem Verhungern schützt, Arbeit anzunehmen. Das ist das von Marx in eigener Weise abgeleitete, aber im Resultat von den früheren Formulierungen nicht abweichende eherne Lohngesetz.

Durch das Vordringen der Maschine ist immer mehr und mehr Volks, das bis dahin mit seiner Handarbeit entweder selbständig oder im Dienste der Unternehmer sich sein Brot

erwarb, vor die Wahrscheinlichkeit eines, wenn auch langsam eintretenden Hungertodes gestellt. Im Prinzip der modernen technischen Entwickelung liegt aber nicht nur die immer weitergehende Ersetzung der menschlichen durch die mechanische Arbeit, sondern auch die Verdrängung der jeweils kleineren Unternehmungen durch die größeren. Aus der Mitte der Unternehmer selbst werden also immer neu Elemente hinausgeworfen und der Proletarierarmee zugeführt. Die Zahl der Unternehmer wird immer kleiner und kleiner, und im Verhältnis zu dieser Zahl schwillt jene der im Elend schmachtenden und verschmachtenden Menschen immer mehr an. Schließlich ist die ganze Produktion in den Händen weniger Kapitalmagnaten vereinigt. Jetzt ist die Frucht zur Reife gelangt. Und mehr: sie ist überreif und platzt. Das Volk ermannt sich. Es stürzt die Tyrannen und nimmt die Zügel der Wirtschaft in die eigene Hand. Der Zwang der sich stets durchsetzenden Zweckmäßigkeit kommt ihm dabei zu Hilfe. Denn in der Form monopolistischer Zentralisation ist die Produktionsweise der alten Gesellschaft irrationell geworden. Statt stets mehr hat sie schließlich stets weniger nicht nur ihren gesellschaftlichen, sondern auch ihren ökonomischen Aufgaben zu entsprechen vermocht.

Dies der wesentliche Inhalt des Marxischen Werkes. Wir haben uns hier an die Ausführungen bloß des ersten Bandes gehalten. Jene des zweiten, der die im ersten entwickelten Grundgedanken weiter ausführt, kommen an dieser Stelle für uns nicht in Betracht. Die verschiedenen Teile seines Systems sind jedoch von Marx sehr verschieden ausgerüstet. Im allgemeinen kann man bemerken, daß, je weiter er gelangt, er desto mehr von der Breite und Weitläufigkeit, mit der er seinen Gegenstand ursprünglich behandelt, abläßt. Zuletzt genügen ihm bloße Andeutungen, flüchtig hingeworfene Bemerkungen. Historisch und statistisch belegt wird von ihm die Theorie des absoluten und des relativen Mehrwerts; die erste durch die Geschichte des Arbeitstags, die zweite durch die Geschichte der

Manufaktur und der mit Maschinen arbeitenden Industrie. Ueberdies liefert er Schilderungen des Arbeiterelends unter verschiedenen Verhältnissen und zuletzt unter dem Titel „Die sogen. ursprüngliche Accumulation" Beiträge zur Geschichte der Vermögen in England und überhaupt zur Sozialgeschichte der britischen Inseln.

Mit dem eben mitgeteilten bloßen Auszug aus dem Marxischen Werke dürfen wir uns aber, gerade wenn getreue Wiedergabe unsere Absicht ist, nicht genügen lassen. Sondern es handelt sich weiterhin um Feststellung dessen, was von den Ausführungen des Marx vorzüglich Feuer gefangen hat, mit welchen von Marx gebrauchten Argumenten der Sozialismus seit ihm mit Vorliebe arbeitet, und weiter zurück um Bezeichnung der Punkte, auf welche Marx selbst das größere Gewicht legt. C'est le ton qui fait la musique. Das ist auch bei rein sachlicher Wiedergabe eines Werkes zu beachten. Mit der Mitteilung dessen, was darin steht, ist noch nicht alles gethan. Und die scheinbar genaueste Anlehnung kann unter Umständen gegen die Treue am stärksten fehlen.

Man hat sich Marx bisher, soweit wir es beobachten können, im Kreise seiner theoretischen *Gegner* nicht assimiliert. Und das ist, wie wir noch zeigen werden, nicht ohne mißliche Folgen geblieben. Wie steht es bei seinen *Freunden*?

Daß die Gefahr irriger Betonung, von der wir zuerst sprachen, um so größer wird, je mehr der persönlichen Auffassung, dem persönlichen Verständnis des Lesers zu thun übrig bleibt, d. h. je erheblichere Anforderungen der Schriftsteller an die Qualifikation des Lesers stellt, ist selbstverständlich. Im Punkte der „Schwierigkeit" ist aber Marx kaum von irgend einem gleich viel gelesenen modernen deutschen Autor übertroffen. Da bringt es dann nur zu leicht der Umstand, daß die eine These klarer als die andre gefaßt und auseinandergesetzt ist, mit sich, daß der Leser, weil sie ihm einleuchtender, auch auf sie den Ton legt, und auf diesem Wege dann die Verteilung des Nachdrucks eine den Absichten des Autors zuwider-

laufende wird. Des weiteren hat die vorangeführte „Schwierigkeit" auch die Heranziehung von Interpreten zur Folge, und auf dem Wege über diese kann unter Umständen der Autor in ein völlig falsches und immer falscheres Licht geraten.

Die Zahl der Klippen, an denen das Verständnis von Marx auch im Kreise seiner Anhänger hätte scheitern können, ist also nicht gering. Wir haben jedoch nicht den Eindruck, als ob diese Fährlichkeiten im allgemeinen von großer Bedeutung geworden wären. Ihrer Ueberwindung kam zu Hilfe, daß Marx bis vor wenig Jahren selbst lebte und eine Schule hinterließ. So sind denn die kritischen Anschauungen der Marxischen Schule völlig die ihres Meisters.

Wenn wir also fragen: worum hat es sich Marx gehandelt, wie las er sein Werk? so beantwortet sich damit auch die andre, unter minder günstigen Umständen für sich zu behandelnde Frage: was lesen seine Anhänger, was liest der deutsche und der internationale Sozialismus aus ihm heraus?

In der Antwort, die wir hierauf geben, verschiebt sich einigermaßen das Bild, das wir vorhin entworfen haben, und zwar in der gleichen Weise wie bei allen Schriften, die gleichzeitig Parteischriften sind: das minder Charakteristische tritt noch mehr in den Hintergrund, das Charakteristische wird gleichsam im Wege einer Unterpolsterung gehoben. Alles ist nun kraß und bedingungslos, gleichsam im Licht der Mittagssonne, ohne mildernde Schlagschatten auf die Leinwand geworfen; und das Schema lautet nun: der Nachweis der moralischen und ökonomischen Hinfälligkeit unserer Wirtschaftsordnung ist erbracht. In ihr haben die gewissenlosen und von vornherein bevorrechteten Stände die Oberhand. Den Besitzenden stehen die Nichtbesitzenden gegenüber. Die ersteren sind ipso facto Ausbeuter, die letzteren Ausgebeutete. Die ersteren empfangen, was den letzteren gebührt. Von einer wirtschaftlichen Leistung der ersteren ist keine Rede. Zur Arbeit verhalten und damit Erzeuger aller Werte sind die Nichtbesitzenden allein. Dies war so, und es ist nicht abzusehen, daß es in dieser Gesellschaft anders würde.

Denn aller Fortschritt geht an den Arbeitern vorbei und kommt ihren Herren allein zu gute; ja mehr: er *erhöht* das Elend, dem jene verfallen sind, und *vermehrt* die Zahl derer, die darunter leiden. Dazu treten periodische, aber immer rascher wiederkehrende Elendssteigerungen in Gestalt der Krisen. Durch die letzteren wird die Gesellschaftsordnung sich bewußt, daß auch *ökonomisch*, nicht bloß gesellschaftlich, etwas faul ist in ihrem Staate. Die Krisen sind heute an Stelle der Kriege getreten. Sie ziehen Menschenverluste und ungeheure Wertzerstörungen nach sich. Immer grauenvoller werden die Zustände, immer mehr spitzt sich die soziale Lage zu. Die Zahl der Ausbeuter schrumpft zusammen, die Empörung gegen sie und gegen das System, das sie geboren hat, schwillt an, konsolidiert und organisiert sich, wird eine Macht — das Ende ist nahe.

Dies also ist die Vorstellung, die der moderne Sozialist von der Gesellschaft, inmitten deren er lebt, in sich aufgenommen hat, und die ihn auffordert, ja verpflichtet, jedenfalls aber begeistert, Revolutionär, Umsturzmann und Totengräber dieser Ordnung zu sein. Unsere Aufgabe ist es nun, das Bild auf seine Uebereinstimmung mit dem Objekt zu prüfen, und danach festzustellen, ob der Sozialismus mit der Wahrheit geht oder im Irrtum ist.

Für die Zwecke dieser Prüfung wird es von gutem sein, dem Sozialismus auch einmal nicht durch das Medium des Schreibers dieser Zeilen, sondern ohne Mittelmann das Wort zu geben. Indem wir ihn auf die Tribüne rufen, zeichnen wir gleichzeitig zwei Dokumente auf, welche in einem „System der Sozialpolitik" ohnedem nicht fehlen dürften. Dem Parteitag der sozialdemokratischen Partei Deutschlands in Erfurt vom Oktober 1891, welcher unter anderem ein neues Parteiprogramm festzustellen hatte, lagen für ein solches eine Reihe von Entwürfen aus der Mitte der Genossen vor. In Betracht kamen der Entwurf des Parteivorstands und jener der Redaktion der Stuttgarter „Neuen Zeit", des sogenannten wissenschaftlichen Organs der deutschen Sozialdemokratie. Aus beiden wurde das

definitive Programm zusammengeschweißt. Im folgenden haben wir die Kritik, welche beide Entwürfe an unserer Gesellschaftsordnung üben, mitgeteilt. Sie sagen hierüber:

I. Entwurf des Parteivorstands.

„Die Trennung der Arbeiter von den Arbeitsmitteln — Grund und Boden, Bergwerke, Gruben, Maschinen und Werkzeuge, Verkehrsmittel — und deren Uebergang in den Alleinbesitz eines Teiles der Gesellschaftsglieder hat zur Spaltung der Gesellschaft in zwei Klassen, die arbeitende und die besitzende, geführt.

„In den Händen ihrer Aneigner sind die gesellschaftlichen Arbeitsmittel zu Mitteln der Ausbeutung geworden. Die hierdurch bedingte ökonomische Unterwerfung der Arbeiter unter die Besitzer der Arbeitsmittel, d. h. der Lebensquellen, ist die Grundlage der Knechtschaft in jeder Gestalt: des gesellschaftlichen Elends, der geistigen Verkümmerung, der politischen Abhängigkeit.

„Unter der Herrschaft dieser Ausbeutung nimmt die Anhäufung des durch die Ausgebeuteten erzeugten Reichtums in den Händen der Ausbeuter – der Kapitalisten und Großgrundbesitzer – mit wachsender Geschwindigkeit zu. Immer ungleicher wird die Verteilung des Arbeitsprodukts zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, immer größer die Zahl und immer unsicherer die Lebenslage der Proletarier, immer massenhafter die Armee der überschüssigen Arbeiter, immer schroffer der Klassengegensatz, immer erbitterter der Klassenkampf, welcher die moderne Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager trennt und das gemeinsame Merkmal aller Industrieländer ist.

„Die im Wesen der kapitalistischen Produktion begründete Planlosigkeit erzeugt jene immer länger andauernden Krisen und Arbeitsstockungen, welche die Lage der Arbeiter noch verschlimmern, durch den Ruin der städtischen und ländlichen Mittelstände – der Kleinbürger und Kleinbauern — den Abgrund zwischen Besitzenden und Besitzlosen erweitern, die allgemeine Unsicherheit zum Normalzustand der Gesellschaft erheben und den Beweis liefern, daß die Klasse der Aneigner der gesellschaftlichen Arbeitsmittel den Beruf und die Fähigkeit zur wirtschaftlichen und politischen Führung verloren hat.

„Diesem Zustand, der von Tag zu Tag unerträglicher wird, ein Ende zu machen und die Befreiung der Arbeiterklasse zu erringen, ist das Ziel und die Aufgabe der Sozialdemokratie."

II. Entwurf der Redaktion der „Neuen Zeit".

„Die ökonomische Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnotwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebs, dessen Grundlage das

Privateigentum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln bildet. Sie trennt den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln und verwandelt ihn in einen besitzlosen Proletarier, indes die Produktionsmittel — Grund und Boden, Rohstoffe, Werkzeuge — in steigendem Maße das Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern werden.

„Hand in Hand mit dieser Monopolisierung der Produktionsmittel geht die Zusammenfassung der zersplitterten Kleinbetriebe in Riesenbetriebe, geht die Entwickelung des Werkzeugs zur Maschine, geht ein riesenhaftes Wachstum des Ertrages der menschlichen Arbeit. Aber alle Vorteile dieser Umwandlung werden von den Kapitalisten und Großgrundbesitzern monopolisiert. Für das Proletariat und die versinkenden Mittelstände — Kleinbürger, Bauern — bedeutet sie wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung.

„Das Privateigentum an Produktionsmitteln ist ehedem das Mittel gewesen, dem freien Arbeiter den Besitz seines Produkts zu sichern. Heute ist dieses selbe Eigentumsrecht zum Mittel geworden, Bauern, Handwerker und Kleinhändler zu expropriieren und die Nichtarbeiter — Kapitalisten, Großgrundbesitzer — in den Besitz des Produkts der Arbeiter zu setzen. Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — *Grund und Boden, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel* — in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion, kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger, harmonischer Vervollkommnung werde."

Hier ist also klar gesagt, die Sozialdemokratie mache der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung

die fortschreitende *Verelendung* der großen Masse, *fortschreitend* in der verhältnismäßigen *Zahl* der dem Elend Verfallenen, und

in der *Tiefe des Elends*, das sie leiden, sowie mit dem ersteren zusammenhängend das *Verschwinden der Mittelstände*

zum Vorwurf; als Ursachen dieser Entwickelung wird angeführt:

daß die *Arbeitsmittel* in den Händen ihrer Aneigner *Mittel der Ausbeutung* sind, sein müssen, und

daß über den Kapitalisten stehend die Planlosigkeit der heutigen Produktion immer neu ruinöse Krisen erzeugt.

Zweifellos hat der Sozialismus darin Recht, daß wenn die hier verzeichneten Erscheinungen wirklich nachzuweisen sind, aller Grund gegeben ist, an der gesellschaftlichen Leistungsfähigkeit unserer Wirtschaftsordnung zu zweifeln und zu erwägen, ob nicht eine andre besser den Dienst versehen möchte. Durch die öffentliche Meinung werden ihm, wie schon früher erwähnt, seine Voraussetzungen in der Regel zugegeben. Für jene, die das thun, aber nicht Sozialisten sind, ist dann wohl auszusprechen, daß sie nicht den Mut der Konsequenz besitzen.

Eine Prüfung des Sozialismus auf seine Berechtigung läßt nun aber drei verschiedene Wege zu. Vorerst eine Prüfung seiner theoretischen Analyse unserer Wirtschaft, die ja darauf abzielt, aus dem Begriff, dem unleugbaren Inhalt unsrer Einrichtungen nachzuweisen, daß wir dem gesellschaftlichen, moralischen und schließlich selbst ökonomischen Bankerott verfallen seien. Hier besteht die Frage, ob der Sozialismus den Begriff unsrer Einrichtungen richtig wiedergegeben und beurteilt hat, und ob sie wirklich gemäß ihrer inneren Natur die Notwendigkeit jener Evolution in sich schließen.

Oder es könnte in der Weise vorgegangen werden, daß wir uns fragen, nicht ob es gemäß des Begriffs unsrer Einrichtungen so kommen müsse, wie der Sozialismus meint, sondern ob es, da jene Einrichtungen längst im Werke stehen und die Entwickelung danach bereits im Vollzuge begriffen ist, in der That so kommt, wie der Sozialismus behauptet. Für Beantwortung dieser Frage wäre eine nicht theoretische, sondern vorzüglich statistische, genauer historisch-statistische Untersuchung zu pflegen.

Endlich hätten wir noch die Möglichkeit, für die Prüfung des Sozialismus festzustellen, ob die neue Wirtschaftsordnung, durch die er die unsere ersetzen will, die bessere ist.

Wir haben unsere Gründe, nicht einen einzelnen von diesen drei Wegen, sondern sie alle drei zu gehen. Schon

deswegen, weil der eine immer die Probe ist auf die vermittelst des andern gefundene Lösung; sie müssen, wenn wir nicht abgeirrt sind, alle zum gleichen Ziele führen. Im weitern, weil wir, wenn diese Arbeit mehr als ein litterarischer Versuch sein soll, keine Wenn und Aber als Forderungen an uns in den Händen des Lesers lassen dürfen, vor allem aber auch, weil die Erschöpfung des Problems von Anfang unsere Absicht war.

Wir haben, um auch das noch zu erwähnen, uns dafür entschieden, die theoretische Untersuchung an die zweite Stelle zu rücken und die historisch-statistische Darstellung ihr vorangehen zu lassen. Und zwar deswegen, einmal, weil diese Feststellung uns Material für die theoretische Untersuchung liefert und vor Mißgriffen dahier schützt, was umgekehrt weit weniger der Fall gewesen wäre, und sodann auch aus dem Grunde, weil wir auf diese Weise den nichtfachmännischen Leser in höherem Grade für die theoretische Untersuchung glauben interessieren zu können. Was aber die Prüfung des sozialistischen Staats betrifft, so wollen wir sie (im zweiten Bande) der Darstellung individualwirtschaftlicher Sozialpolitik folgen lassen.

II.

Die Thatsachen der sozialen Entwickelung.

A. Allgemeines.

Marx bringt nur wenig statistisches Material zur allseitigen Würdigung der gesellschaftlichen Verhältnisse und ihrer Entwickelung bei. Wohl steigt er in die Höhlen des Elends hinab und entwirft Schilderungen des Lebens, das hier geführt wird, wohl bringt er gelegentlich Aeußerungen von Ministern, Beamten

und Gelehrten, wenn sie Zeiten oder Verhältnisse angehen, die einen sozialen Rückschritt mit sich brachten. Aber daß das von ihm verarbeitete Material geeignet sei, zu einer richtigen Anschauung des Gesellschaftsbaues, seines Stiles und der Größenverhältnisse seiner einzelnen Partien zu verhelfen, läßt sich nicht behaupten. Gelegentlich sagt Marx dies wohl selbst wie S. 672: „Die Grenze dieses Buchs gebietet uns, hier vor allem den schlechtest bezahlten Teil des industriellen Proletariats und der Ackerbauarbeiter zu berücksichtigen."

Aber er salviert sein Gewissen und fordert zu weit allgemeinerer Benutzung dieser Daten, zur Annahme, daß sie schließlich doch den Verhältnissen im ganzen entsprechen, auf, indem er jenen Worten „schlechtest bezahlten Teil des Proletariats" hinzufügt: „d. h. die Majorität der Arbeiterklasse".

So wie er es gethan hat, ist dann auch von andern Sozialisten verfahren worden. Ganz besonders hat sich Schippel in seinem Buche „Das moderne Elend und die Uebervölkerung", 2. Auflage, die Zusammenstellung weiterer statistischer Belege für die Marxsche Theorie und für das Bild, das er von der Gesellschaft entwirft, angelegen sein lassen.

Unsere Aufgabe kann es nun selbstredend nicht sein, diesem Material andres, welches etwa Zeiten und Gebieten exceptionellen Fortschritts entnommen ist, entgegenzustellen, und auf solche Art die Unzuverlässigkeit des von den Sozialisten beigebrachten zu erweisen. Damit würden wir nur in den gleichen Fehler wie die Theorie des Sozialismus, wenn auch nach der entgegengesetzten Seite hin verfallen. Adam Smith erklärt einmal die zu weit gehende Reaktion, die sich im Physiokratismus gegen den Merkantilismus ausprägt, damit, daß wenn der Stab zu sehr nach links verbogen sei, man ihn stark nach rechts hinüber biegen müsse, um ihn wieder gerade zu machen. Wollte man bei der geraden Linie sofort innehalten, so würde man dieses Resultat nie erreichen. Das mag nun mit spanischen Röhrchen so sein; in der Wissenschaft erweist sich ein andres Verfahren als rationeller, abgesehen davon, daß es Gewissenssache ist. Dieses besteht

darin, die Dinge nicht anders zu zeichnen, als sie eben sind. Nicht die Schattenseiten zu verschweigen, aber auch nicht sie vor andern zu bevorzugen. Auf diese Weise allein entwindet man dem Gegner seine Waffe.

Es handelt sich hier um Darstellung der Entwickelungstendenzen in unsrer Gesellschaft. Wohin steuern wir? Das ist die Frage. An der Hand welches Materials wollen wir sie aber beantworten, und vor allem allseitig beantworten?

Auf dem Gebiete der Gesellschaftsstatistik, die uns da zu Hilfe kommen sollte, ist bisher vergleichsweise wenig gethan. Eine Zusammenfassung oder auch nur gelegentliche methodische Bearbeitung des immerhin vorhandenen Stoffes ist bisher nicht erfolgt. Wir besitzen eine Bevölkerungsstatistik, eine Moralstatistik, eine Wirtschaftsstatistik; sie alle liefern uns Material für unser Thema. Aber eine systematische Statistik speziell jener gesellschaftlichen Verhältnisse, welche über die Frage der sozialen Entwickelung oder auch nur über den sozialen Thatbestand entscheiden, fehlt. Einzig etwa Fr. J. Neumann hat sich einmal in einer akademischen Antrittsvorlesung („Unsre Kenntnis von den sozialen Zuständen um uns“, 1872, auch in Hildebrands Jahrbüchern) des Gegenstands angenommen (weiterhin auch im Schönbergschen Handbuch). Im übrigen hat es bei mehr gelegentlichen Notizen sein Bewenden gehabt.

Daß die Sache aber von vornherein so einfach liege, daß es einer grundsätzlichen Erörterung über Methode und Mittel der Darstellung gar nicht bedürfe, oder daß das Material so jedermann zugänglich sei, daß der einzelne nur zuzugreifen brauche, läßt sich sicher nicht behaupten.

Wir haben oben erwähnt, daß Marx, wenn es gilt, sich und seinem Leser Klarheit über den sozialen Thatbestand der Zeit zu verschaffen, mit Vorliebe Detailschilderungen, Berichte aus Enqueten, vereinzelte Aeußerungen von Behörden und Privaten hierfür wählt. Wir haben auch schon erklärt, diese Art der Erhebung als nur lokal und temporär verwendbar vorerst

beiseite lassen zu wollen. Schließlich geht aber auch derjenige, der nicht nach ausgesuchten, sondern allgemeinen Daten frägt, bei Marx nicht ganz leer aus. Ansätze zu einer Statistik, die Gesamtengland umfaßt, finden sich von S. 667 des ersten Bandes an, in einem Abschnitt, der den vielversprechenden Titel führt: „Illustration des allgemeinen Gesetzes der kapitalistischen Accumulation". Interessant ist es nun festzustellen, was Marx hier bringt. Er beginnt mit der Erklärung, daß in England von 1853 bis 1864 die unter die Einkommensteuer fallenden Profite weit stärker gestiegen sind als die Masse der Bevölkerung. Um zu erweisen, daß in der gleichen Zeit eine Konzentration und Zentralisation des Kapitals stattgefunden habe, teilt er mit, daß in 10 Grafschaften Englands (Großbritannien hat ohne Irland deren 86) 5016 Pachtgrundstücke von unter 100 Acres zu größeren geschlagen worden seien, weiter daß von 1815 bis 1825 kein Mobiliarvermögen über 1 Mill. Pfd. Sterl. unter die Erbschaftssteuer fiel, 1825 bis 1855 dagegen 8, 1856 bis Juni 1859, d. h. in $4^1/_2$ Jahren 4. Es scheint ihm jedoch nicht verborgen geblieben zu sein, daß es in hohem Grade gewagt sei, durch diese Daten betreffend die Pachtgrundstücke von 10 aus 86 Grafschaften und die zwischen 1815 und 1859 vererbten allergrößten Mobiliarvermögen die Behauptung, daß von 1853 bis 1864 eine Verminderung der Produktionsstätten (agrikolen und industriellen und Handelsunternehmungen) stattgefunden habe, als erwiesen anzusehen, und er bringt darum noch eine kurze Analyse der Einkommensteuer für die Rubrik D (Profite mit Ausschluß der Pächtereinkommen u. s. w.) in den Jahren 1864 und 1865. Die Zahl der Besteuerten sei 1864 308416 auf eine Gesamtbevölkerung von 23891000, 1865 332431 auf 24127000 gewesen. Diese Daten werden dann noch etwas spezifiziert. Aus ihnen, bemerkt Marx, wird man die Zentralisation am besten ersehen. Das ist alles. Weiteren Aufwand an allgemeinen Daten zur Illustration des „allgemeinen" Gesetzes der kapitalistischen Accumulation hat Marx nicht gemacht. Das über eine Anzahl Pachtgrund-

stücke, Erbschaften und Einkommensteuerpflichtige Gesagte muß genügen!

Sehen wir nun vorerst über diese stupende Unvollständigkeit der Belege, die durch eine noch so große Zahl ausgewählter Spezialschilderungen nicht ersetzt werden kann, hinweg; und fragen wir nach dem qualitativen Wert des überhaupt Mitgeteilten, so ist unsrem Staunen über die Nachlässigkeit, mit der hier vorgegangen ist, nur neue Nahrung gegeben. Man besehe sich vorerst die Daten, welche Marx die wertvollsten scheinen, jene der Einkommensteuerstatistik von 1865 gegen 1864.

Wir entnehmen diesen Daten nur das Eine, daß 1864 in Großbritannien 1290 auf 100000, 1865 dagegen 1378 auf 100000 Menschen in Klasse D der Einkommensteuer ihr Einkommen versteuerten, die Zahl der Erwerber also nicht zurückgegangen, sondern während bloß eines Jahres nicht unerheblich gestiegen ist, die „Zentralisation" also nicht zugenommen, sondern abgenommen hat. Es ist dabei im Auge zu behalten, daß damals Einkommen bis zu 60 Pfd. Sterl. = 1500 Fr. überhaupt keine Steuer bezahlten, und die Steigerung in der Zahl jener Erwerber binnen eines Jahres die mäßigen, mittleren, großen Einkommen allein angeht. Mittelst einer häufig angewandten — weiter unten von uns zurückgewiesenen — Methode ließe sich vielleicht berechnen (Marx hat es nicht gethan), daß die prozentuelle Steigerung in der Zahl der größten Einkommensbezieher größer als die prozentuelle Steigerung bei den Beziehern kleiner und mittlerer Einkommen gewesen sei. Aber auch das würde nicht Zentralisation, sondern eine Erweiterung des Kreises dahier bezeichnen, abgesehen davon, daß absolut und im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung die Steigerung in der Zahl der Erwerber kleinerer und mittlerer Einkommen eben doch weit größer gewesen ist als die der Reichen. Die dürftigen Einkommen — man muß auch an die größere Kaufkraft des Goldes in den sechziger Jahren denken — sind ja in jenen Tabellen überhaupt nicht vertreten.

Marx hat hier also genau das Gegenteil von dem be-

wiesen, wofür er die Ziffern herangezogen hat. Das hat nicht gehindert, daß dieselben bis auf den heutigen Tag unbesehen als ein vollgültiger Beweis für seine These hingenommen werden. Sie sind unsers Wissens nie beanstandet worden. Und doch ist dieser „Umschlag" des Beweises „gegen" in einen Beweis „für" noch gar nicht die gewichtigste Aussetzung, die Marx an dieser Stelle zu machen ist, sondern vor allem wird aus dem Vormitgeteilten deutlich, daß die Ziffern, die er bringt, schon aus äußeren Gründen unter keinen Umständen, mögen sie was immer sagen, dem Beweise dienen können, den er führen will. Wir wollen uns nicht darauf berufen, daß es etwas — gelinde gesagt — naiv ist, aus den Vorgängen eines Jahres, sage *eines* Jahres Belege für eine Theorie, welche die gesellschaftliche Entwickelung mindestens von Jahrzehnten zeichnen soll, entnehmen zu wollen. Dieses Jahr kann ein Ausnahmsjahr, ein Zufallsjahr, mit einem dem normalen ganz entgegengesetzten Verlaufe sein, und *jedes* Jahr hat seinen individuellen Charakter, der den sozialen unter Umständen ganz unterdrückt; — aber darüber selbst hinweggesehen und angenommen, das Jahr 1864 bis 1865 sei das Musterjahr des 19. Jahrhunderts, so bleibt immer noch gewagt *die* Annahme, der Nachweis, daß speziell in der Periode von 1853 bis 1864 die „Konzentration und Zentralisation des Kapitals" fortgeschritten sei, sei an der Hand der Ziffern des Jahres 1864 bis 1865 zu leisten. Und jenen Nachweis, daß in der Periode 1853 bis 1861 die Kapitalskonzentration fortgeschritten sei, kündigt Marx ausdrücklich an. Nachdem er das Anwachsen des Volkseinkommens von 1853 bis 1864 belegt hat, fährt er nämlich fort: „Die Accumulation des Kapitals war *zugleich* von seiner Konzentration und Zentralisation begleitet." Nun schiebt er ein die Ziffern für Pachtgrundstücke und Erbschaften. Und schließlich heißt es: „Die Zentralisation wird man jedoch am besten ersehen aus einer kurzen Analyse der Einkommensteuer in 1864 und 1865." — Mit wie grimmigem, überlegenem, selbstgefälligem Hohn Marx wohl jenen „Vulgärökonomen" überschüttet haben würde, den er bei

einem solchen Hirschauer Stückchen betroffen hätte![1]) Oder nur den andern, welcher darin, daß in 10 Grafschaften von 86, die die Insel zählt, größere Pachtstücke zusammengelegt worden sind, einen namhaften Beweis dafür hätte erblicken wollen, daß in der Volkswirtschaft des Reiches die gewerbliche Zentralisation, der Untergang der Kleinunternehmungen zu Gunsten weniger großen sich vollziehe! Wir wollen die Polemik mit Marx über seine Art Statistik zu treiben hier nicht weiter führen. Noch ließe sich ja dies und jenes dazu bemerken; aber es ist wohl schon genug gesagt, um es zu rechtfertigen, wenn wir meinen, bei Marx das Muster der statistischen Methode, nach der wir vorzugehen haben, nicht suchen zu sollen. Marx läßt denn auch bald nach diesem kleinen statistischen Versuch Anderen das Wort, vornehmlich Gladstone, der einmal zugestanden haben soll, das Wachsen des Wohlstandes der Arbeiterklasse stehe in keinem Verhältnis zu dem Wachstum, den der Wohlstand der *besitzenden* Klassen erfahren hat.

Es ist in jüngster Zeit (zwischen Brentano und Engels) ein — vielleicht zu lauter — Streit darüber entbrannt, ob Marx hier die Worte Gladstones richtig wiedergegeben habe. Es scheint, daß dies der Fall gewesen ist, trotzdem das offizielle, richtiger offiziöse stenographische Protokoll (Hansard) uns eines anderen belehren möchte, — Gladstone hat eben beim Abdruck seiner Rede, wie dies öfter geschieht, in diesem Stücke eine Aenderung angebracht. Aber wie immer er damals in offener Parlamentssitzung sich ausgesprochen haben mag — es ist bei

[1]) „E. B." (Ed. Bernstein in London, einer der litterarischen Führer des Sozialismus, dem jetzt auch die kritische Herausgabe von Lassalles Reden und Schriften vom Vorstand der sozialdemokratischen Partei Deutschlands anvertraut ist) bemerkt in der „Neuen Zeit" X. Jahrg. I. Bd. S. 151 gegen eine weiter unten noch zu erwähnende Schrift Herkners: „Um die Tendenz der Einkommensbewegung zu geben, genügt es wirklich nicht, Steuerzahlen, die nur sechs, bezw. gar nur vier Jahre auseinander liegen, zu vergleichen, und obendrein ohne jede Rücksicht auf die Geschäftslage in jedem der verglichenen Jahre!"

dieser Aeußerung nicht geblieben. Und ruft Marx den sprechenden Gladstone als Kronzeugen auf, so kann nicht nur Brentano den schreibenden von damals ihm gegenüberstellen, sondern es liegen auch spätere Aeußerungen von Gladstone vor, die beispielsweise für das halbe Jahrhundert von 1830—80 anderes und zwar das Gegenteil jener früher einmal gefallenen Aeußerung besagen. So reproduziert der Direktor der englischen Statistik, Giffen, in seinem Schriftchen „Der Fortschritt der arbeitenden Klassen während des letzten halben Jahrhunderts" einen Brief Gladstones, in welchem dieser sich mit Giffens Auffassung von dem wachsenden Wohlstand der arbeitenden Bevölkerung eins erklärt.

Wir erwähnen diesen Streit, weil er in letzter Zeit einige Aufmerksamkeit erregt hat, und sodann weil der Umstand, daß Marx formell Recht behalten hat, wohl Manchen über die materielle Stichhaltigkeit seiner Bezugnahme auf Gladstone in Täuschung versetzt hat. Im übrigen sehen wir nicht ein, warum gerade Gladstones Urteil so hoch gestellt werden soll in diesen Dingen, deren Feststellung — es handelt sich ja um Feststellungen — nicht so sehr dem Staatsmann, wie dem Forscher obliegt. Den Aussprüchen Bismarcks über wirtschaftliche Thatbestände haben die Sozialisten gleich großes Vertrauen nicht gezollt.

Schließlich untergräbt aber Marx selbst an jener Stelle die Autorität des von ihm aufgerufenen Zeugen, indem er gegen ihn den Nachweis zu führen unternimmt, die Artikel der allgemeinen Konsumtion hätten sich in der Periode von 1851/53 auf 1860/65 nicht, wie Gladstone behauptet, verbilligt, sondern im Gegenteil verteuert, ja progressiv „verteuert". Und auch weiter noch polemisiert er gegen den englischen Premier. Er will also einzig jenen lichten Moment festgehalten wissen, wo Gladstone „sich vergessend" das aussprach, was er von den Dingen „wirklich" dachte, während er schon in der nächsten Stunde und in der Folgezeit — es sind seitdem 30 Jahre hingegangen — sich größerer Achtsamkeit befliß und infolgedessen scheinbar anderer Meinung wurde als damals.

Aber wie ist uns? Ist unserem Marx nicht genau der gleiche „lapsus linguae" begegnet? Er führt, wie gesagt, Gladstone dafür an, daß die von 1853 bis 1861 auf Grund der Einkommensteuerstatistik festzustellende „berauschende Vermehrung von Reichtum und Macht ganz und gar auf die besitzenden Klassen beschränkt" sei. Er polemisiert dann gegen die Einschränkung, die Gladstone sich sofort macht, indem er von Lebensverbilligung auch für die arbeitenden Klassen spricht. Schlägt man aber Marx 380 Seiten zurück auf, so findet man, daß ihm hier auf Seite 290 (der dritten Auflage, vierte Zeile von oben) folgende Bemerkung entschlüpft: „Ihre wundervolle Entwickelung (der großen englischen Industrien) von 1853 bis 1860, Hand in Hand mit der physischen und moralischen Wiedergeburt der Fabrikarbeiter, schlug das blödeste Auge." Wie es wohl gekommen ist, daß sich über das „Auge" von Marx, als er im letzten Teile seines Werkes das „allgemeine Gesetz der kapitalistischen Accumulation" zu „illustrieren" und überhaupt das letzte Wort zu sprechen unternahm, jener Schleier gelegt hat, der das, was sonst doch dem blödesten Auge sichtbar sein sollte, ihm nun wieder unsichtbar machte!! —

Nachdem Marx sich mit Gladstone auseinandergesetzt hat, geht er noch auf die Statistik des offiziellen Pauperismus ein und fragt, ob die Zahl der Armen vielleicht als Gradmesser der sozialen Wohlfahrt benutzt werden könne. Er antwortet hierauf mit nein. Wird auch die Zahl der Paupers, der staatlich unterstützten Armen, kleiner, so will dies nichts für den sozialen Fortschritt beweisen, weil die Arbeiter in dem Maße, als „mit der Accumulation des Kapitals der Klassenkampf und daher ihr Selbstgefühl sich entwickelt", sich der stets entwürdigenden Behandlung, die der Pauper zu leiden hat, entziehen.

Mit dieser Bemerkung verläßt Marx das Gebiet der Landesstatistik. Er ist offenbar froh, davon loszukommen, und weit behaglicher fühlt er sich in den folgenden, wie auch vorangegangenen Schilderungen kleinerer Kreise, in der Wiedergabe

ausgewählter Aussprüche dieses oder jenes Autors, Arztes oder Fabrikinspektors. Nur noch dem Irland von heute gönnt er eine das ganze Land betreffende Darstellung. Wir haben nun nicht die Absicht, an diesem Teile des Marxischen Buches Kritik zu üben, ja wir sind bereit, allem, was hier gesagt wird, volles Vertrauen zu schenken; aber es stehen eben nicht auserlesene Kreise und nicht ein Land, über welches nach dem Kriegsrecht früherer Jahrhunderte das namenloseste Unglück verhängt worden ist, in Frage, sondern zu untersuchen war und ist die naturgemäße soziale Entwickelung in einer technisch und wirtschaftlich hochstehenden, d. h. die Privateigentumsordnung mit allen ihren Errungenschaften nach der schlechten und guten Seite richtig widerspiegelnden Gesellschaft.

Indem wir nun unsrerseits die Aufgabe aufnehmen, die Thatsachen der sozialen Entwickelung zu zeichnen, sind wir gern bereit, den Sozialisten auf den von ihnen mit Vorliebe gepflegten Boden Englands zu folgen. Daneben wollen wir später, um an dem Kontinente und an den Ländern, in denen der „moderne" Sozialismus seinen Sitz hat, nicht vorüberzugehen, noch dem im Herzen Deutschlands und des Weltteils gelegenen industriereichen Sachsen einen Besuch abstatten.

Es handelt sich also darum, festzustellen, ob in der That, wie das Manifest der sozialistischen Partei behauptet und wie Marx es schon früher und eindringlicher ausgesprochen hat, gegenwärtig und seit langem, „bei beständig abnehmender Zahl der Kapitalmagnaten, die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung" immer größeren Umfang annimmt. An der Hand welcher Erscheinungen beurteilt sich die Sachlage? Offenbar durch den Nachweis der Gütermengen, welche den verschiedenen Klassen der Gesellschaft, den Arbeitern einerseits, den Unternehmern anderseits und den zwischen ihnen stehenden Ständen früher zur Verfügung standen gegen jetzt. Denn diese Gütermengen bestimmen die Lebenslage der Personen. Diese Gütermengen sind aber bezeichnet durch das Einkommen, das der Einzelne genießt. Könnten

wir also etwa die Entwickelung, welche die Einkommensverteilung, die Gliederung der Einkommen in den für uns vorzugsweise in Betracht kommenden Ländern durchgemacht hat, verfolgen, so wären wir auch schon in der Lage festzustellen, welcherlei soziale Entwickelungstendenzen wirksam waren. Besitzt man nun eine Einkommenstatistik? Nicht überall, und unter Umständen nur für eine begrenzte Anzahl Berufe. Immerhin bieten uns gerade Großbritannien und deutsche Länder, unter diesen aber ganz besonders Sachsen, brauchbares Material. Es sind dies Länder mit Einkommensteuer. Um der Steuer willen wird die Feststellung der Einkommen vorgenommen. Aber eben weil die Erhebung für diesen Zweck erfolgt, ist damit auch schon ein notwendiger Mangel dieser Statistik ausgesprochen. Ihre Zuverlässigkeit ist zweifelhaft. Denn überall werden geringere Beträge eingesteuert als Einkommen vorhanden sind. Wäre diese Unzuverlässigkeit freilich auf allen Einkommenstufen mehr oder minder die gleiche, so wäre das Bild der Einkommens*verteilung* für uns nicht verschoben, die Form der Gesellschaftspyramide wäre richtig wiedergegeben, wenn auch ihre absoluten Maße nicht.

Leider besitzen wir keine unbedingten Garantieen in der angedeuteten Richtung. Aber schließlich handelt es sich uns ja auch vorerst gar nicht so sehr um richtige Aufnahme *unserer* Gesellschaftspyramide, wie um Vergleichung der Gesellschaftspyramide in früheren Jahren gegen jetzt. Hier wollen wir ja bloß die Entwickelungstendenzen finden, und für diesen beschränkten Zweck ist die Einkommenstatistik unbedingt brauchbar. Wir wissen es ziemlich genau, ob Grundsätze und Verfahren der Einschätzung im Laufe der Zeit, für welche wir die Entwickelung feststellen, verändert worden sind. Ist solches aber nicht der Fall, so kehren — nach dem Gesetz der großen Zahl — die früheren Fehler heute ziemlich wieder, und die Vergleichung ist dann in der Lage, uns ein wenn nicht fehlerfreies, so doch gerade brauchbares Bild zu liefern. Thatsache ist, daß auch Marx (S. 668) keinen Anstand nimmt, sich der Zahlen der

englischen Einkommensteuerstatistik für die Vergleichung zu bedienen; er sagt ausdrücklich, sie seien „hinreichend" dafür.

Aber wir sind auf die Einkommensteuerstatistik gar nicht allein angewiesen. Wir sind überdies in der Lage, die Entwickelung der Einkommensgliederung, wie die Einkommensteuer sie nachweist, an der Hand anderer statistisch erhobener Vorgänge zu kontrollieren. Die Einkommen nehmen nämlich den Weg aus der Kasse des Empfängers heraus, als Mittel der Güterbeschaffung. Könnte man nun feststellen, wie groß der Güterbedarf in einem gewissen früheren gegen einen gewissen späteren Zeitpunkt war, so wäre auch damit etwas erreicht. Indes: würden wir damit über die Einkommensgliederung, an der allein uns ja liegt, etwas erfahren? Die Frage ist ja die, nicht welche Gütermassen in den Konsum eingegangen sind, sondern wer diese Güter verbraucht hat, ob die Reichen oder die Minderreichen und Armen! Die Konsumstatistik scheint uns also für den hier ins Auge gefaßten Zweck schließlich doch nichts sagen zu können. Aber gemach! Wir wissen ganz genau, daß es durchaus nicht dasselbe ist für die Gestaltung des Güterverbrauchs, ob 100 Einkommen von 800 Mark sich auf 1200 Mark gehoben haben, bei 100 kleinen Einkommen also eine Steigerung um die Hälfte, um 400 stattgefunden hat, oder ob ein Reicher, der bis dahin 80 000 Mark Einkommen bezog, nun um 40 000 Mark mehr hat. Es ist zweifellos, daß dieser Reiche bei solcher Accumulation seines Vermögens bezw. Einkommens weder seinen Brotkonsum, noch seinen Fleischkonsum, noch den Konsum irgend eines andern Gegenstands des sogenannten Massenverbrauchs steigern würde.

Der Konsum gerade der Nahrungs- und gewisser Genußmittel erreicht für den Einzelnen bei einer gewissen Einkommenshöhe eine Grenze oder vermehrt sich weiterhin mindestens nicht im Verhältnis des Mehreinkommens, so daß man aus jeder erheblichen Vermehrung des Konsums dahier auf Vermehrung der Angehörigen oder eine Erhöhung der Einkommen der sogenannten unteren Gesellschaftsschichten schließen kann. Wir werden uns

auch darüber unten noch des näheren auszulassen haben. Jedenfalls aber, das ist nun wohl auch schon klar, sind die Ziffern der Verbrauchsentwickelung gewisser Gegenstände in hohem Grade zum Kontrollmittel für die Ziffer der Einkommenstatistik geeignet, ja sie sind geeignet, endgültig und zweifellos festzustellen, ob eine Einkommensvermehrung oder Einkommensverminderung gerade in der Masse des Volkes stattgefunden hat. Was die Frage der Zuverlässigkeit dieser Daten betrifft, so ist sie eine sehr verschiedene je nach der Gelegenheit, bei der sie erhoben werden. Die Einfuhrstatistik ist, insofern es sich um zollpflichtige Gegenstände handelt, in verschiedenen Ländern verschieden genau, je nach der Menge, die eventuell geschmuggelt wird, was dann zusammenhängt mit der Höhe der Zölle, der Konfiguration der Grenze, der Schulung und Korrektheit der mit der Grenzbewachung und Zollbehandlung betrauten Personen. In England beispielsweise, in Deutschland, in Frankreich darf man erwiesenermaßen der Einfuhrstatistik heute alles Vertrauen schenken. Für die Ermittelung des Verbrauchs wären aber bei vielen Artikeln, die auch im Inlande erzeugt werden, die Ziffern der Inlandsproduktion mit heranzuziehen. Diese sind dann nur vereinzelt vorhanden und von den vereinzelten sind nicht alle von großer Vertrauenswürdigkeit. Doch kommen hier dem Statistiker unter Umständen die indirekten Steuern zu Hilfe.

Aber wir sind auch nicht genötigt, uns an dieser Kontrolle der Einkommensteuer durch die Konsumstatistik genügen zu lassen. Wir können, um ganz sicher zu sein, unsre Nachsuchungen noch weiter erstrecken, in Erwägung des Umstands, daß nicht der volle Betrag der Einkommen verbraucht, sondern ein Teil, wo es irgend angeht, zurückgelegt wird. Der Arbeiter macht seine Ersparungen, der Kapitalist macht solche. Glücklicherweise erfolgt aber die Hinterlage der Gelder des Einen und des Andern an verschiedenen Orten. Wir wissen ganz genau, daß der Arbeiter und der untere Mittelstand sich hierfür der Sparkasse bedient, während der Kapitalist die Sparkasse fast gar nicht in Anspruch nimmt. Schlüsse auf die Entwickelung des Arbeiter- und des

minder begüterten Mittelstandes läßt daher die Sparkassenstatistik jedenfalls zu. Hier wird aufgespeichert, was dem einzelnen über das Existenzminimum, das er persönlich sich zurecht gelegt hat, und das, wenn er Einleger ist, immer an sich schon über das physiologische Existenzminimum hinausgehen wird, in seiner Wirtschaft übrig bleibt.

Was die Frage der Zuverlässigkeit betrifft, so genügt da die Sparkassenstatistik allen Anforderungen. Gründe zur Verheimlichung bei ihnen gemachter Einlagen liegen ja für die Sparkassen nicht vor. —

Nur ganz vereinzelt ist man dann in der Lage, dieser Sparkassenstatistik ergänzend eine Statistik zur Seite treten zu lassen, welche über die Zurücklegungen bei den Mehrbegüterten Auskunft gibt. Dies ist dann die Statistik der zur Vererbung gelangenden Vermögensbeträge. Leider werden nur ausnahmsweise seitens der Erbschaftssteuer erhebenden Staaten Mitteilungen über die zur Vererbung kommenden Beträge gemacht, noch weit seltener wird eine Gliederung nach der Höhe der Beträge vorgenommen, ohne welche Gliederung die Ziffern von geringem Nutzen für uns sind. Daß die Erbschaftssteuer vieler Staaten unvollständig ist, insbesondere Descendenten und Ascendenten frei läßt, wäre kein Hindernis der Brauchbarkeit eventueller statistischer Aufnahmen. Dagegen ist die Zuverlässigkeit dieser Aufnahmen hier wieder fraglich ganz ebenso wie bei der Einkommensteuer. Aber wie wir bei dieser selbst Marx einer Verwendung bloß historisch-vergleichender Ziffern haben zustimmen sehen, so können uns auch hier, wenn wir nur die Erhebung eines Jahres der eines andern gegenüberstellen wollen, Bedenken gegen die unbedingte Zuverlässigkeit der Ziffern wenig verschlagen.

Man sieht aus dem Vorgesagten, daß wir nicht in Verlegenheit zu kommen brauchen, wenn uns die Frage gestellt wird, ob in gewisser Zeit in gewissem Lande ein sozialer Fort- oder Rückschritt zu verzeichnen sei. Schon an der Hand des eben ausgewiesenen Materials läßt sich diese Frage mit un-

bedingter, wir wiederholen: unbedingter Zuverlässigkeit beantworten, und wir sind also weit entfernt davon, auf Vermutungen angewiesen zu sein. Aber mit den bereits genannten Urteilshandhaben ist das Material, das uns zur Verfügung steht, immer noch nicht erschöpft.

Die Einkommenstatistik, die Spartassen- und Erbschaftsstatistik, von denen wir neben der Konsumstatistik hier gesprochen haben, gilt nur den erwerbenden oder erworben habenden Mitgliedern unsrer Gesellschaft. Ein Teil unsrer Gesellschaft fällt aber nicht in diese Kategorie. Wir denken an das Residuum unsrer Gesellschaft, an ihren erwerbsunfähigen oder arbeitsscheuen und nicht im Wege von Familienverpflichtungen durch Verwandte erhaltenen Teil: an die Armen, die vagabundierenden Bettler und die Eigentumsverbrecher. Es ist zweifellos, daß auch dieser Niederschlag, der bald dicker bald minder dick den Gesellschaftsboden bedeckt, uns Aufschluß geben kann darüber, ob wir mit unsern Einrichtungen unter einem glücklichen Stern stehen oder nicht. —

Auf diese Weise wäre es immerhin ein Bild in weitem Rahmen, mit verwickelter Gruppierung, das wir auszuführen hätten, um, was wir in sozialer Hinsicht der kapitalistischen Wirtschaft seit Einführung der Maschine danken, in helles Licht zu rücken. Gibt es aber nicht vielleicht eine Erscheinung, in welcher alle diese verschiedenen Entwickelungsmomente zusammenfließen, und deren Feststellung uns die Aufgabe dann wesentlich erleichtern könnte! Vielleicht doch. Es ist zweifellos, daß durch besseres Leben — wenn es nur immer rationeller wäre! — der physische Mensch gewinnen, dieser Gewinn sich aber ausprägen muß in größerer Widerstandskraft gegen Krankheiten und in später eintretendem Altersverfall. Eine Statistik der Krankheiten ist nun wohl unaufnehmbar; der Begriff der Krankheit ist zweifelhaft, die Anzeige der Krankheiten beim Arzte im höchsten Grade unvollkommen [1]). Aber wenn der Begriff und die Erhebung

[1]) Das macht auch die Aufnahmen von Krankenkassen, Krankenversicherungsanstalten nur sehr bedingt brauchbar.

der Krankheit zu unsicher sind, so ist doch die Thatsache des Todes jeweils eine zweifellose. Die Statistik der Sterbefälle vermag uns daher zu unserm Gegenstande etwas zu sagen. Eine physische Verschlechterung der Rasse drückt sich in größerer, eine Verbesserung in geringerer Sterblichkeit aus. Allerdings hat, wenn nicht die Vergrößerung, so die Verminderung der Sterblichkeit an dem Naturgesetz ihre Schranke. Zu vollwichtigem Ausdruck wird daher speziell eine Besserung der gesellschaftlichen Verhältnisse in der Todesfallstatistik nicht gelangen. Die Verschiedenheit der Lebensalter ist weit entfernt im Verhältnis zur Verschiedenheit der Einkommen, der gesellschaftlichen Ausstattung der Einzelnen zu stehen. Aber wenn derart auch eine Besserung der ökonomischen Verhältnisse nur zu einem unscheinbaren Bruchteil in der Sterbefallstatistik sich ausdrückt, so ist doch auch dieses Mittel, uns über die Thatsache gesellschaftlichen Verfalls oder gesellschaftlichen Fortschritts zu vergewissern, nicht nur nicht von der Hand zu weisen, sondern gerade weil das Instrument den Fortschritt nur widerstrebend und in außerordentlicher Verkleinerung anzeigt, kommt seiner Aussage große Bedeutung zu.

Marx stellt mit Vorliebe, wenn er Ziffern bereit hat, die den gesellschaftlichen Verfall bezeugen sollen, diesen andre voran, die im Gegensatz zu jenem den wirtschaftlichen Fortschritt zeigen. Die letzteren sind den ersteren ein Hintergrund, von dem die erbärmliche Lage, zu der die Massen verurteilt sind, nur um so greller absticht. Wir wollen Marx in diesem Verfahren wieder folgen. In jenem Abschnitt, wo er das theoretisch gefundene Gesetz der kapitalistischen Accumulation zu illustrieren sucht, und dessen erstes Stück den Untertitel führt: „England von 1846 bis 1866“, bezieht er sich für den Nachweis der Zunahme, die der Volksreichtum im ganzen erfahren hat, 1. auf das Steigen der steuerpflichtigen Profite, 2. auf die Mengen der Kohlenförderung, 3. die Länge der Eisenbahnen zu Beginn und zu Schluß jenes Zeitraums, endlich 4. auf das Anwachsen des englischen Exports.

Wir wollen etwas systematischer vorgehen, und vor allem

einige Schätzungen mitteilen, welche der Gesamterscheinung, um die es sich hier handelt, gelten und nicht bloß partiellen Thatbeständen, auf deren Entwickelung stets noch neben den allgemeinen ganz besondere Momente von Einfluß sind. Die Gesamterscheinung, in der der wirtschaftliche (abgesehen vom gesellschaftlichen) Thatbestand eines Landes sich aber ausdrückt, ist das Volksvermögen. Und Berechnungen, bezw. Schätzungen, auf Rechnung gegründete Schätzungen des Volksvermögens, liegen gerade für England in größerer Zahl vor[1]). Hier folgen diejenigen, welche der Beachtung am meisten wert geachtet wurden.

Das englische, bezw. britische, bezw. auch irische Nationalvermögen wurde berechnet:

Vor der Maschinenära:

für England

für 1600	im „British Merchant"	. . . .	auf	100	Mill. Pfd. Sterl.
„ 1680	von Petty	. . . . .	„	250	„ „ „
„ 1690	„ Gregory King-Davenant	. . .	„	320	„ „ „
„ 1720	vom „British Merchant"	. . . .	„	370	„ „ „

Seit Beginn der Maschinenära:

„ 1750	von Verschiedenen	. . . . .	auf	500	Mill. Pfd. Sterl.
„ 1800	„ Becke	. . . . .	„	1500	„ „ „

für Großbritannien:

„ 1800	„ Becke	. . . . .	auf	1750	„ „ „

für Großbritannien und Irland:

„ 1812	„ Colquhoun	. . . . .	auf	2700	„ „ „
„ 1822	„ Lowe nach d. Schema Colquhoun		„	2500	„ „ „
„ 1833	„ Pablo de Pabrer nach d. Schema Colquhoun	. . . . .	„	3600	„ „ „
„ 1845	„ Giffen	. . . . .	„	4000	„ „ „
„ 1865	„ Giffen	. . . . .	„	6000	„ „ „
„ 1875	„ Giffen	. . . . .	„	8500	„ „ „
„ 1885	„ Giffen	. . . . .	„	10000	„ „ „

[1]) Vgl. Rob. Giffen, The growth of capital, London 1889, und Bericht über die Thätigkeit des (v. Inamaschen) Statist. Seminars a. d. Universität Wien, in der „Statist. Monatsschrift" XIII. Jahrgang.

Das Maß der Vertrauenswürdigkeit dieser Daten ist ein verschiedenes. Auch die Ziffern der letzten Jahrzehnte, die wir dem Direktor des englischen statistischen Bureaus, Giffen, verdanken, dürfen auf Genauigkeit nicht Anspruch machen[1]). Für die Darstellung einer Entwickelung scheint dies allerdings nicht in Frage zu kommen, da der etwaige Rechnungsfehler bei gleicher Methode sich wiederholt. Indes in unserem Falle steht die Sache denn doch anders. Was sonst ein Vorzug ist, der Gebrauch eines gleichbleibenden Schemas, ist hier ein Nachteil. Es muß bemerkt werden, daß die Vermögensschätzungen Giffens und seiner nächsten Vorgänger von der englischen Einkommensteuerstatistik ausgehen. Klar ist aber, daß das gleiche Einkommen zu verschiedenen Zeiten 1. ein verschiedenes Vermögen repräsentiert, 2. von verschiedener Kaufkraft ist. Um vorerst letzteren Umstand ins Auge zu fassen, so war das Pfund Sterling im 17. Jahrhundert etwas anderes als im 18., und im 18. Jahrhundert seinem Werte nach wieder verschieden von jenem unserer Zeit. Hierauf ist in den vorliegenden Ziffern nicht Rücksicht genommen. Der Wert des Grundbesitzes, der Häuser, der Mobilienwerte und aller übrigen Vermögensbestandteile ist einfach gemäß der Geldbeträge, die sie zu ihrer Zeit darstellten, in Rechnung gebracht. Was dagegen das erste Bedenken, die verschiedene Ertragsfähigkeit des gleichen Kapitals zu verschiedenen Zeiten, anlangt, so ist dies in den vorliegenden Ziffern allerdings in Anschlag gebracht. Aber richtig bleibt trotz alledem, und das allein wollte behauptet werden, daß die historische Vergleichbarkeit nicht nur nicht geringere, sondern größere Ansprüche an die Messung der Vermögen stellt als die einfache Aufzeichnung des Volksvermögens für einen bestimmten Zeitpunkt. Man mißverstehe uns jedoch nicht! Was wir hier erwähnen, geschieht mehr um unser Gewissen zu salvieren, als

[1]) Vgl. neben der Kritik in der oben genannten österreichischen Statistischen Monatsschrift insbesondere jene in „The Economist“ vom 21. Dezember 1889.

um Zweifel an der Brauchbarkeit der vorliegenden Ziffern für unsern Zweck zu wecken. Es handelt sich ja nur darum, eine ungefähre Vorstellung zu gewinnen von der Erhöhung, die der Vermögensbestand eines Landes unter dem Einfluß der modernen Technik im Laufe einiger Jahrzehnte erfahren mag. Für den Zweck dieser „Vorstellung" sind aber die speziell nach Giffen mitgeteilten Ziffern entschieden brauchbar. Insbesondere etwa die erste gegen die letzte! Giffen erwähnt übrigens gelegentlich in seinem Buche die Wandelungen des Geldwertes, und teilt auch einige Schätzungen dafür mit. So schlägt er die Verminderung, die die Kaufkraft des Geldes im Laufe des 18. Jahrhunderts erfahren hat, auf 50% an (S. 99). Weiter macht er darauf aufmerksam, daß von 1875 bis 1885 der Wert des Geldes um 15% gestiegen sei (S. 56 und früher). Danach wäre, auf die Kaufkraft des Geldes im Jahre 1875 aufgetragen, das britische Nationalvermögen 1885 nicht 10 Milliarden, sondern 11½ Milliarden Pfund gewesen. Dagegen ist bekannt, daß der Geldwert seit Mitte unseres Jahrhunderts bis in die Siebzigerjahre gesunken ist. Stanley Jevons schätzt den Rückgang von 1848 bis 1869 auf 18%, Laspeyres von 1831/40 bis 1860/62 auf 24% (nach Nasse im Schönbergschen Handbuch für politische Oekonomie, 3. Aufl., I. Band, S. 346). Der Rückgang hat sich dann bis 1875 noch sehr energisch fortgesetzt. Unter diesen Umständen dürfte man richtige Bilder gewinnen, wenn man bloß die Ziffer von 1865 jener von 1885 gegenüberstellt:

britisches Nationalvermögen 1865: 6000 Mill. Pfd. Sterl.
„ „ 1885: 10000 „ „ „

(diese 20 Jahre schließen eine Periode der Geldwertsteigerung und -Erniedrigung in sich), oder nach erfolgter Korrektur die Ziffern von 1875—85:

britisches Nationalvermögen 1875: 8500000000 Pfd. Sterl.
1885 (nach dem Geldwerte von 1875): 11500000000 „ „

Die Gütermasse, über welche die Nation verfügt, hätte also von 1865 auf 1885, während bloß 20 Jahren, eine Vermehrung

um nicht weniger als $^2/_3$ erfahren, und von 1875 auf 1885 eine solche um rund $^1/_3$. Das will nicht wenig heißen, wenn man bedenkt, daß an dem Nationalvermögen, wie es 1865 oder 1875 bestand, nahezu ein Jahrtausend englischer Geschichte gearbeitet hat. Binnen bloß 10 Jahren erfolgt mit den Mitteln der modernen Technik die Vermehrung dieses ungeheuren Schatzes um nicht weniger als $^1/_3$. Man betrachte etwa auch die absoluten Ziffern. Von 1875 auf 1885 steigt das britische Nationalvermögen um 3 Milliarden Pfd. Sterl. = 75 Milliarden Franken! Während eines Decenniums wächst der Nationalwohlstand also um den fünfzehnfachen Wert der seiner Zeit von Frankreich an Deutschland gezahlten kolossalen Kriegsentschädigung. Der einfache Betrag derselben wächst dem Werte des Nationalvermögens binnen 8 Monaten zu. Nicht länger, nach dem Durchschnitt 1875/85, als 8 Monate braucht England, um einen Neuwert im Betrage jener Kriegskontribution zu produzieren. Dieser Neuwert bildet sich, trotzdem zu gleicher Zeit für den Brauch des Königreichs sicher noch viel größere Summen aufgehen. Denn er repräsentiert nicht mehr als den Wert der Kapitalsanlagen und der zugewachsenen Arbeitskraft. Was aus dem Ertrage der Produktion zurückgelegt wird, und um was der Wert der nationalen Arbeitsleistung, bezw. Leistungsfähigkeit, sich erhöht, das ist der Inhalt des Inkrements. Die Werte dagegen, die nur produziert werden, um in die Konsumtion zu treten und durch den Verbrauch vernichtet zu werden, sind nicht gerechnet.

Das Wachstum des Reichtums ist also kolossal, und wenn Gladstone in jener Parlamentsrede schon angesichts der Ziffern 1853/61 von „berauschender" Vermehrung von Reichtum und Macht spricht, so ist die Entwickelung von heute sicher danach, uns in einen Taumel zu versetzen.

Marx hat sich jedoch, wie schon erwähnt, nicht summarischer Ermittelungen des Volksvermögens bedient, um die Zunahme der wirtschaftlichen Produktivität zu zeigen, sondern sich an „symptomatischen" Daten genug sein lassen. Zur schärferen

Herausarbeitung des Bildes mögen sie geeignet sein. Ohne also die Frage der größeren oder geringeren Brauchbarkeit solcher Daten diskutieren zu wollen, seien doch die von Marx gebrachten über die Kohlenförderung, Eisenproduktion und die Ausfuhren des Königreichs für unsre Zeit ergänzt.

Marx teilt mit, es seien im Vereinigten Königreich produziert worden

1855: 61,5 Millionen Tonnen Kohlen
1864: 92,8 „ „ „
1855: 3,2 „ „ (Roh-)Eisen
1864: 4,8 „ „ „

Wir können diesen Daten anfügen, daß 1889

die Kohlenproduktion 176,9 Millionen Tonnen
„ Eisenproduktion 8,8 „ „

gewesen ist, die Produktion dieser beiden industriellen „Rohstoffe" sich also während des Vierteljahrhunderts, das zwischen den letzten von Marx gebotenen Daten und heute liegt, auf ziemlich die doppelten Mengen gehoben hat. Der Export englischer Produkte, welcher, wie Marx mitteilt, 1846 58,8 Millionen Pfd. Sterl., 1866 188,9 Millionen Pfd. Sterl. betrug, erreichte 1889 248 Millionen.

Der Reichtum des Landes als Ganzen ist also — das beweisen die Ziffern — nach wie vor außerordentlich gestiegen. Nun aber die Frage, der all diese Daten nur ein wirkungsvoller Hintergrund sein sollen: welche Klassen haben aus diesem Zuwachs des Nationalwohlstands Vorteil gezogen, bezw. um welcher Klassen Wohlstand handelt es sich überhaupt bei dieser Reichtumsentwickelung des „Landes"? Ist, wie der Sozialismus behauptet und wie Gladstone es sich damals im Jahre 1861 „entschlüpfen" ließ, „diese berauschende Vermehrung von Reichtum und Macht ganz und gar auf die besitzenden Klassen beschränkt"? Und ist sie von diesen durch Ausbeutung des Arbeiters und Vernichtung des Mittelstandes sowie der schwächeren Konkurrenten gewonnen, oder verteilt sie sich auf das Volk und ist vor sich

gegangen bei gleichzeitiger Wahrung etwa der Lebenslage des Mittelstandes und Hebung jener des Arbeiters?

Marx beruft sich auf die englische Einkommensteuerstatistik, um die Frage zu verneinen. Die historische Perspektive, die er auf diese Weise eröffnet, ist allerdings recht eng. Er stellt Daten von 1865 solchen von 1864 gegenüber. Wir wollen mit den unsrigen einen größeren Zeitraum zu umspannen suchen.

Die Einkommen, die unter Schedula D der englischen Einkommensteuer zur Versteuerung kommen, sind stufenmäßig bis 187980 ausgewiesen, weiterhin nur im Total, und das am weitesten zurückliegende Jahr, auf das die Vergleichung erstreckt werden kann, ist 1843. Die andern Schedules sind unsers Wissens nie nach Einkommenklassen verarbeitet worden. Die unter Schedula D gehörigen Einkommen sind jedoch die vorzugsweise charakteristischen. Hier kommt nämlich zur Versteuerung alles gewerbliche, merkantile, liberale Professionseinkommen, genauer alles Einkommen, das nicht aus Ländereien und Häusern (Abteilung A und B), Zinsen und Renten (C), Gehalten und Pensionen (E) fließt. Die Steuerstatistik unterscheidet dann bei Schedula D Part I und II, wobei unter II der Ertrag der öffentlichen Erwerbsgesellschaften fällt. Diese Gesellschaften als Steuerträger müssen aus unserer Statistik ausgeschieden werden, da die Gesellschafts- nicht ebenso viele Individualeinkommen repräsentieren und es sich uns bloß um den Nachweis der letzteren hier handeln kann [1]).

Eine Bearbeitung haben die derart von uns allein in Betracht zu ziehenden Ziffern von Part I Schedula D unsers Wissens von zwei Seiten her erfahren, eine einläßlichere durch den schon früher erwähnten Giffen, welcher aus ihnen günstige Schlüsse in sozialer Hinsicht zog, und eine flüchtigere in entgegengesetztem Sinne von Miß Edith Simcox, veröffentlicht unter

[1]) Vgl. Giffen, The progress of the working classes, London 1884, S. 23; weitere Bemerkungen zur Statistik der Einkommen unter D bei Leone Levi, Wages and earnings of the working classes, London 1885, S. 58.

dem Titel „Income and expenditure of the upper and middle classes since 1880" in den Proceedings and papers of the Industrial Remuneration Conference, London 1885. Die Ziffern selbst sind (für England) die folgenden:

Einkommen von	1843	1879/80
150— 200 Pfd. Sterl.	39366	130101
200— 300 „ „	28370	88445
300— 400 „ „	13429	39896
400— 500 „ „	6781	16501
500— 600 „ „	4780	11317
600— 700 „ „	2672	6894
700— 800 „ „	1874	4054
800— 900 „ „	1442	3595
900— 1000 „ „	894	1396
1000— 2000 „ „	4228	10352
2000— 3000 „ „	1235	3131
3000— 4000 „ „	526	1430
4000— 5000 „ „	339	758
5000—10000 „ „	493	1439
10000—50000 „ „	200	785
50000 u. mehr „ „	8	68
Zusammen	106637	320162

Diese Aufstellung hat von Seiten Giffens folgende Auslegung erfahren. Er sagt: „Die Vermehrung ist in allen Klassen, von den untersten zu den höchsten, auf das Zwei- und Dreifache gegangen; hin und wieder ist sogar eine noch stärkere Vermehrung erfolgt, ausgenommen (sic) nur die höchsten Klassen, wo aber die absoluten Ziffern an sich unbedeutend sind." Giffen findet diese Entwickelung durchaus befriedigend. Die im weitesten Sinne arbeitenden Klassen (von 150—1000 Pfd. Sterl. Einkommen) — wir würden sagen der Mittelstand — haben an Zahl über das Maß der Volksvermehrung hinaus gewonnen.

Andres liest Edith Simcox aus den Ziffern. Sie findet in ihnen eine Bestätigung des Satzes, daß die Reichen reicher und die Armen, besser die „Kleinen", wenn nicht absolut, so im Verhältnis zu ihren Ansprüchen, ihren Bedürfnissen ärmer geworden sind. Sie führt dies näher aus wie folgt: „Zwischen

1841 und 1888 ist die Bevölkerung von England und Wales um 10 %, die Zahl der steuerpflichtigen Einkommen um 300 % gewachsen, was ein deutlicher Beweis für die bessere Wohlstandsverteilung genannt wird. Aber, wenn wir diese Einkommen in Klassen scheiden, in die der Armut, die der Zulänglichkeit, und die des ausgesprochenen Wohlstands und Reichtums, so erfährt man, daß die erstgenannten Einkommen sich nur um 300 % vermehrt haben, die zweiten um [illegible] %, die an dritter Stelle genannten um 300 %, dann aber in großen und sehr großen Einkommen um 400 und 500 %. Dagegen nämlich von

	Einkommen	
	1841	1888
150—500 Pfd. Sterl.	[illegible]	[illegible]
500—5000 „ „	[illegible]	[illegible]
5000—10000 „ „	[illegible]	[illegible]
10000—50000 „ „	[illegible]	[illegible]
über 50000 „ „		[illegible]

„Hieraus erhellt, daß der Löwenanteil [illegible] Gewinns an der Entwickelung eben doch den Großen zugefallen ist und die Kleinen also lange nicht im Verhältnis der Entwickelung an ihr beteiligt worden sind." So weit die Simcox. Wieweit den zwei Autoren hat nun Recht?

Bei Beantwortung dieser Frage ist [illegible] allem der eigentümlichen Terminologie zu gedenken, die [illegible] gebraucht, um die in jenen Ziffern zu Tage [illegible] Entwickelung als rückschrittlich erscheinen zu lassen. Sie [illegible] von Einkommen im Betrage von 150—500 Pfd. Sterl. = 1750—12500 Fr. als den Einkommen der kleinen Leute, als [illegible], schließlich als aufgeputzte Armut (genteel poverty). Wo entfernt ist sie davon, sie als mittlere Einkommen zu bezeichnen. Gerade auskömmlich sind ihr sodann die Einkommen von 500—5000 Pfd. Sterl. = 12500—125000 Fr. Auf die Weise kommt sie dazu, aus jenen Ziffern überhaupt etwas von der Entwickelung von Reich und Arm herauszulesen, während sie in Wirklichkeit ja die Armut und Dürftigkeit ganz unberücksichtigt lassen und

bloß über ... verhältnismäßige Anwachsen der mittleren gegen die ... Einkommen etwas sagen. Ein ähnlicher Vorwurf aber ... Miß E. Simcox ist Giffen zu machen. Er mag nicht so Unrecht haben, wenn er von den Beziehern eines Einkommens bis ... 000 Pfd. Sterl. = 25 000 Fr. als „Arbeitenden" spricht ... C. E. 24). Aber den arbeitenden Klassen, den ... im gewöhnlichen Sinne des Worts, d. h. jenen speziell ... eine Untersuchung gilt, gehören diese Einkommensklassen denn doch nicht an. Die vorliegenden Ziffern werfen ... auf die eine der beiden uns interessierenden Fragen: Fortschritt oder Rückschritt der „arbeitenden" Klassen? ein Licht überhaupt ... und beantworten nur die andre von uns zu erörternde Frage nach der Entwickelung des Mittelstandes. Eine Zerbröckelung desselben, wie der Sozialismus sie behauptet, ... sie nun offenbar nicht aus. Ganz abgesehen vorläufig vom Prozentverhältnis, in dem sich die größten gegen die mittleren Einkommen vermehrt haben, liegt doch, das ... eines weiteren Beweises bedürftig, eine Zerbröckelung ... nicht vor, wenn während des nicht ganz vierzigjährigen Zeitraums die Menge jener, die in Gewerbe und Handel zwischen ... und 12 500 Fr. Einkommen genießen, statt zurückzugehen und ... zu verschwinden, von 88 000 auf 275 000, und die Zahl derer, welche die Liberalität von Miß Simcox bereits als mit auskömmlichem Einkommen versehen bezeichnet, von 18 000 auf ... gestiegen ist. Will man nicht Spitzfindigkeiten in die Betrachtung dieser Daten tragen, so ist auszusprechen, daß dieselben in der denkbar entschiedensten Weise der sozialistischen Theorie widerstreiten, welche besagt, daß, indem der größere Betrieb über den kleineren obsiege und der Vertreter des letzteren ... das Proletariat hinabsinkt, die Brücke, welche Arm und Reich verbindet, statt an Stärke zuzunehmen, immer dünner werde, bis sie schließlich zusammenbricht, und zwischen den beiden Gesellschaftsschichten eine weite Kluft läßt.

Nun sind aber die Ziffern, um die es sich hier handelt, beweiskräftiger als die meisten, die uns sonst, wenn es sich um

Feststellung der Einkommensentwickelung handelt, zur Verfügung stehen. Sie umfassen eine sehr lange Periode, nicht wie die Marxschen ein Jahr, sondern 36 Jahre, d. h. einen Zeitraum, während dessen die gesellschaftlichen Einrichtungen, denen Marx destruktive Wirkungen zuschreibt, alle Zeit hatten, dieselben zu entfalten. Ueberdies handelt es sich hier um jene spezielle Berufsgruppe, in der die nach der sozialistischen Theorie unsern Institutionen anhaftende Entwickelung sich am drastischsten vollziehen soll — man vergleiche das jüngste Parteiprogramm: eben um Handel und Gewerbe.

Von einem Schwinden der Mittelklassen und einem Hinabfallen derselben in das Proletariat also nicht zu reden, haben gerade sie im Laufe der Jahre eine außerordentlich viel mächtigere Vertretung im Nationaleinkommen erlangt, als sie sie früher besaßen. Zwischen 3750 und 12500 Fr. Einkommen bezogen im Jahre 1843 82,5 % der nachgewiesenen Censiten; 1879/80 war diese Klasse, trotzdem auch in den übrigen allen die Zahl der Einkommensbezieher sehr stark gewachsen war, immerhin auf 85,9 % gestiegen. Einkommen über 12500 Fr. bezogen also 1843 17,5, 1879/80 nur 14,1 % der Censiten.

Man wird aber immer noch den von Miß Simcox formulierten Einwand bereit haben, daß, wenn man die Steigerung auf die früheren Angehörigen der betreffenden Klasse beziehen wolle, das Resultat ein andres wird. Wir werden nun später — bei Betrachtung deutscher Einkommensziffern — den Nachweis führen, daß diese Rechnung falsch ist und auch hier die Wissenschaft den einfachen Menschenverstand nicht Lügen straft. Wir wiederholen also: was diese hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit für unsern Zweck von Marx anerkannten Ziffern sagen, spricht nicht die von den Sozialisten behauptete, sondern die diametral entgegengesetzte Entwickelung aus. Ganz besonders anschaulich spiegelt sie sich übrigens in den nachfolgenden Bildern wider (Fig. 1 und 2).

Fig. 1.

In Schedula D, Part I der englischen Einkommensteuer versteuerte Einkommen in England und Wales.

Ausdehnung der Schichten mit Einkommen von

1843. 1879/80.

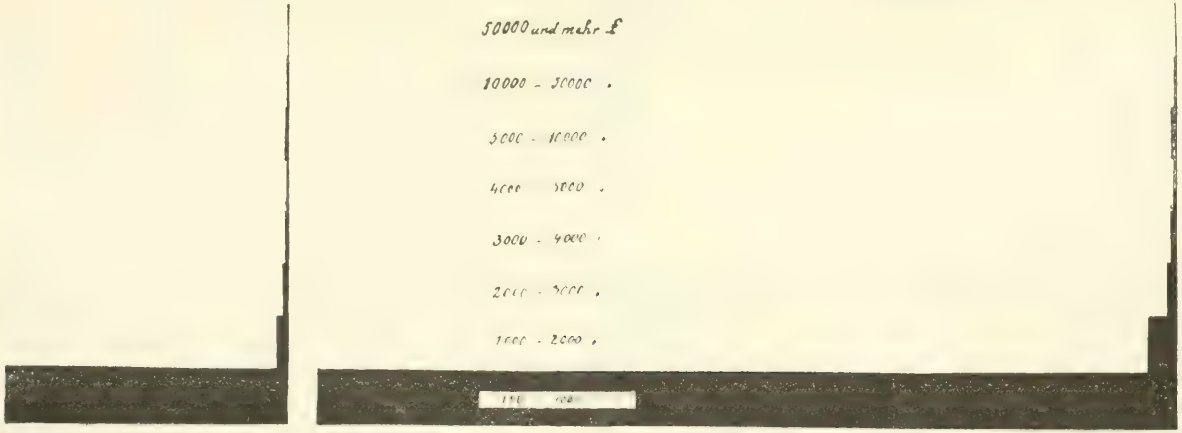
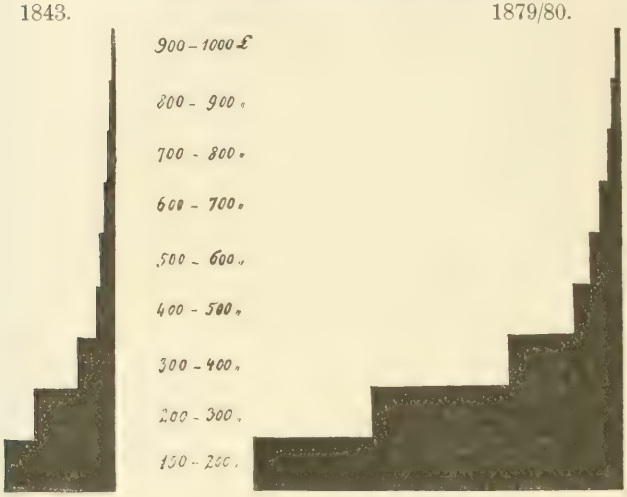


Fig. 2.

Gliederung der Einkommen speziell von 150 bis 1000 Pfd. Sterl.

Ausdehnung der Schichten mit Einkommen von



Nun aber einen Schritt weiter! Da die Einkommen gegenwärtig in England bis zu einem vergleichsweise hohen Betrage frei von der Einkommensteuer sind, hat die Statistik uns nichts über die Frage des Fort- oder Rückschritts speziell bei der Arbeiterklasse, bei der Masse des Volks zu sagen vermocht. Wir sind darum aber nicht zum Verzicht auf eine Einsichtnahme in diese Entwickelung genötigt. Informationsmaterial hierüber bietet uns, wie schon früher angedeutet, die Konsumstatistik. Es gibt, so führten wir aus, Gegenstände des Massenkonsums im Unterschied von solchen, deren Verbrauch auf die besitzenden Klassen beschränkt ist. Ist nun für solche Gegenstände der ersten Art eine Verbrauchssteigerung wahrzunehmen, so spricht dies nicht von der Seite des Einkommens*bezugs*, aber von der der Einkommens*verwendung* her eine Besserung der Lebenslage des Volkes aus. Es ist klar, so sagten wir, die Konsumfähigkeit für Brot, Fleisch, Thee in

England steigt nicht im Verhältnis zum Einkommen, sondern hat eine, unter Umständen sehr enge Grenze, und eine Steigerung des Verbrauchs bei diesen Viktualien ist dann nicht anders zu deuten, als daß Gesellschaftsschichten, die bis dahin an die Grenze der Konsumfähigkeit nicht gelangt waren, ihr nun näher rückten, d. h. ihr Lebensniveau erhöhten.

Ueber die Beteiligung der arbeitenden Klassen einerseits, der mittleren und reichen andererseits an dem Gesamtkonsum des englischen Volkes hat der englische Statistiker Leone Levi in einer jüngeren Publikation[1]) eine Tabelle mitgeteilt. Nach dieser, deren Daten uns hier nur allgemein orientieren sollen, würden die arbeitenden Klassen u. a. ganz besonders stark beteiligt sein an dem Konsum der folgenden Artikel:

Bier und Branntwein mit	75 %	des Landeskonsums	gegen 25 %	bei den Begüterten
Tabak	„ 70 „		„ 30 „	
Brot, Zucker, Thee .	„ 66 „		„ 34 „	
Butter und Käse . .	„ 60 „		„ 40 „	

verhältnismäßig schwach dagegen beteiligt sein beispielsweise bei:

Kaffee mit 0 % des Landeskonsums gegen 100 % bei den Begüterten
Wein „ 10 „ „ „ „ 90 „ „ „ „

Nahezu für alle diese Konsumtibilien läßt sich der Verbrauch genau feststellen, weil sie meist Gegenstände der Einfuhr allein und nicht auch der Produktion im Lande sind, deren Mengen sich, wenn sich die Statistik überhaupt mit ihnen beschäftigt, doch weit schwerer kontrollieren lassen als die Einfuhr, insbesondere die zollpflichtige, auf welche man um des Zolles willen genau Acht hat.

In das Vereinigte Königreich wurde nun eingeführt pro Kopf der Bevölkerung:

	1840/44	1885/89
Weizen und Weizenmehl, engl. Pfd.	35,12	215,54
Kartoffeln . . . . . „	0,12	7,18
Reis . . . . . „	1,06	9,27
Speck und Schinken . . „	0,01	11,48

[1]) Wages and earnings of the working classes. Bd. 85 S. 69.

		1840/44	1885/89
Butter	„	0,84	7,94
Käse	„	0,85	5,41
Eier	Stück	3,08	28,98
Zucker, roh	engl. Pfd.	16,32	51,70
„ raff.	„	--	20,17
Thee	„	1,39	4,94
Wein	Gallonen	0,23	0,37
Tabak	engl. Pfd.	0,85	1,45

Wir haben geflissentlich Durchschnitte berechnet, denn die Ziffern einzelner Jahre sind nicht gleich gut brauchbar, weil von dem einen Jahre in das andere von den gemachten Einfuhren bald größere Teile, bald kleinere als Vorräte übergehen, wo dann für das eine und das andere je ein größerer oder kleinerer Konsum als der thatsächliche sich berechnet.

Trägt man den Import von 1885/89 in Prozenten auf jenen des Jahrzehnts 1840/49 auf, so ergibt sich, daß der Import pro Kopf gestiegen ist bei:

	von 1840/9 bis 1885/9
Weizen und Weizenmehl im Verhältnis von 100 zu	497
Kartoffeln „ „ „ „ „	579
Reis „ „ „ „ „	572
Speck und Schinken „ „ „ „ „	3827
Butter „ „ „ „ „	810
Käse „ „ „ „ „	479
Eier „ „ „ „ „	960
Zucker „ „ „ „ „	282
Thee „ „ „ „ „	319
Wein „ „ „ „ „	161
Branntwein „ „ „ „ „	104
Tabak „ „ „ „ „	159

Wir schließen diesen Ziffern jene an, welche der Report of the commissioners of inland revenue (Jahrgang 1891 auf S. 14) über den Konsum der steuer- und zollpflichtigen Getränke, von denen zwei — Bier und Branntwein — ja auch im Inlande produziert werden, mitteilt. Leider haben wir hier nicht Durchschnittsziffern zu unserer Verfügung, sondern bloß solche einzelner Jahre. Es betrug der Konsum von

	1852	1890	
Branntwein . . .	1,035	1,003	Gallonen pro Kopf
Wein	0,231	0,390	„ „ „
Bier	0,610	0,817	Barrels „ „
Thee	1,993	5,735	Pfund „ „
Kaffee	1,274	0,733	„ „ „
Kakao	0,121	0,529	„ „ „

Wenn wir auch hier den Konsum von 1890 auf jenen von 1852 prozentuell auftragen, so ist er während der nahezu vier Jahrzehnte, um die es sich hier handelt, gestiegen bezw. gefallen für:

Branntwein	im	Verhältnis	von	100	zu	92
Wein . .	„	„	„	„	„	166
Bier . .	„	„	„	„	„	134
Thee . .	„	„	„	„	„	288
Kaffee . .	„	„	„	„	„	58
Kakao . .	„	„	„	„	„	437

Wir haben oben bereits zwischen Gegenständen des Konsums der sogenannten arbeitenden und der sogenannten besitzenden Klassen unterschieden. Durch die letztgenannten Ziffern werden wir aber noch auf eine andre in der Natur der Dinge liegende Unterscheidung aufmerksam gemacht, auf jene nämlich zwischen Gegenständen, deren Konsumsteigerung auch aus dem Standpunkte der Volksgesundheit in hohem Maße wünschenswert ist, und solchen, wo solche Konsumsteigerung eher einem Verfall der Volksgesundheit die Wege ebnet. Geht der Verbrauch der letzterwähnten Artikel — man denke an Alcoholica — zurück, so kann dies ebensosehr einem Rückgang des Wohlstandes, wie — rationellerer Lebensführung zuzuschreiben sein, während ein Konsumrückgang der besser qualifizierten Objekte mit sinkendem Wohlstand oder irrationellerer Lebensführung sich rechtfertigt. Inwiefern dies oder jenes der Fall ist, darüber werden jeweils die Konsumziffern der andern Kategorie Aufschluß geben. Wenn beispielsweise der Theekonsum im Verhältnis von 100 auf 319, der Zuckerkonsum von 100 auf 282, wenn die Einfuhr von Butter und Käse von 100 auf 810, bezw. 479, von Eiern von 100 auf 960, immer pro Kopf! und

die von Speck und Schinken von 100 auf 3827 gestiegen ist, so sind dies Ziffern, welche mit einer kaum steigerungsfähigen Deutlichkeit die Thatsache, daß die Lebensführung des englischen Volkes binnen 40 Jahren sich gehoben hat, auch dann bezeichnen, wenn ihnen ein leichter Rückgang des Branntweinkonsums pro Kopf, eine geringere Steigerung des Bier- und Tabakkonsums gegenübersteht. Ja mehr. Gerade auch diese letzteren Daten sind geeignet, beim Volksfreund deswegen den besten Eindruck zu erwecken, weil sie zeigen, daß das Plus des Einkommens der Massen eine Verwendung für Nähr- und untadelhafte Genußzwecke erfahren hat, der Genuß von Gegenständen zweifelhaften Wertes dagegen nur bescheiden, und jener von Gegenständen unzweifelhaften Unwertes überhaupt nicht gesteigert worden ist.

Man hole nun jenen Ziffern gegenüber wieder die Theorie von der naturgemäß zunehmenden Verelendung der Massen herauf und bedenke, zu welchen Ungeheuerlichkeiten eine Zuschiebung des nicht nur absolut, sondern auch relativ zur Bevölkerung wachsenden Konsums an das gemäß der sozialistischen Theorie nicht nur relativ, sondern auch absolut zusammenschrumpfende Häuflein Reicher führen müßte!

Im Jahre 1841 hat Großbritannien rund 27 000 Pfund ausländischen Speck und Schinken verbraucht. 1889: 4 200 000 Zentner. Sollte die Differenz etwa von dem Häuflein Reicher, Allerreichster ihrem Konsum zugelegt worden sein? Oder soll, wenn eingeräumt wird, daß an das Volk von dem zunehmenden Schinken- und Speckverbrauch etwas abfiel, die Zunahme dieses Verbrauchs etwa ein Symptom maßlos wachsenden Elends sein [1])!?

---

[1]) Es handelt sich in den vormitgeteilten Nachweisungen teils um Produkte, für die das Ausland allein aufkommt, teils um solche, deren Konsum eine Ergänzung durch die Inlandsproduktion erfährt. Speziell für die tierischen Produkte mag da nun ausdrücklich verzeichnet sein, daß auch ihre Inlandsproduktion im Laufe der Zeit nicht zurückgegangen ist, die Einfuhr also nicht etwa berufen war, Lücken der Inlandsproduktion auszu-

Aber weiter — obzwar das bisher von uns Vorgebrachte genügen könnte, um die Nichtübereinstimmung dessen, was sich in Wirklichkeit vollzieht, mit dem, was der Sozialismus als den Lebensprozeß der Gesellschaft bezeichnet, klarzustellen.

Wir haben, als wir den Plan dieser Untersuchung entwarfen, davon gesprochen, daß nicht das gesamte Einkommen im Jahresverbrauch aufgeht, sondern Teile zurückgelegt werden, die für uns eventuell faßbar werden in der Sparkassen- und der Erbschaftsstatistik. Was die erstere betrifft, so waren in englischen Sparkassen (Savings Banks under Trustees) und seit 1861 auch in den Postsparkassen folgende Beträge eingelegt:

	Vereinigtes Königreich		
	Sparkassen-	Postkassen-	Zusammen
	Einlagen		
	Millionen Pfund Sterling		
1850	28,9	—	**28,9**
1860	41,3	—	41,3
1870	38,0	15,1	53,1
1880	44,0	33,7	77,7
1889	45,1	63,0	**108,1**

füllen (vgl. die Zusammenstellungen über frühere und gegenwärtige Viehbestände in Mulhalls Dictionary S. 108. Auch die Gewichtszunahme pro Viehstück ist in Betracht zu ziehen). Unbedingt genaue Ziffern über die Inlandsproduktion liegen allerdings nicht vor. (Beiläufige Daten vgl. noch bei James Long, Our meat supply im Cooperative wholesale Societes Annual 1891 und bei Paasche, Entwicklg der brit. Landwsch. in Conrads Jahrbüchern 1892.) Wollte man darum aber den Verbrauch von nicht auch im Inland erzeugten Einfuhrartikeln allein als Beleg für die Wohlstandsentwickelung gelten lassen, so sind wir bereit, die oben gestellte Frage so zu variieren, ob man denke, daß das Häuflein Reicher, welches quantitativ ebenso verlieren soll, wie der Reichtum der vereinzelt Zurückbleibenden zunimmt, gegenwärtig 4- und 5mal, um nicht zu sagen 40- und 50-, 400- und 500mal mehr Thee trinkt und Zucker (im Ausland allein erzeugte Waren!) ißt als vor 40 oder 50 Jahren. Vielleicht erledigt sich aber diese Frage sofort durch die schon von Lassalle verzeichnete Beobachtung („Die indir. Steuer u. d. Lage der arb. Klasse"), „daß jemand, der 20-, 50-, 100mal so reich ist wie ein andrer, deshalb durchaus nicht 20-, 50-, 100mal so viel Salz, Brot, Fleisch, Eier konsumiert wie ein Arbeiter oder Kleinbürger".

Durch die Einführung der Postsparkasse wurde die Entwickelung der übrigen Sparkassen unterbunden. Jährlich gehen eine Anzahl Sparkassen ein und übertragen ihre Einlagen an die Postsparkasse. Für uns kommen natürlich die gesamten Einlagen in Betracht. Diese sind von 1850 auf 1889 im Verhältnis von 100 : 523 gestiegen. Auch hier also eine kolossale Steigerung! Man hört nun wohl hin und wieder behaupten [1]), die arbeitenden Klassen hätten an den Sparkasseneinlagen keinen Teil, die Mittelklassen seien hier allein vertreten. Wäre dies richtig, so würden die vorgenannten Ziffern immerhin für diese Mittelklassen und doch auch gegen die sozialistische Theorie, derzufolge jene Klassen ja auf den Aussterbe-Etat gesetzt sind, etwas beweisen! Aber man wird gegenüber jener Behauptung von der Irrelevanz der Ziffern für die arbeitenden Klassen bedenklich, wenn man die Spezialstatistik der englischen Postsparkassen, denen heute ja der weit größere Teil der Einlagen zufließt, zu Rate zieht. Dieselbe ist in den jährlichen Reports of the Postmaster General on the Post Office enthalten. Nach denselben war nun die Zahl der aufrechten Konti, d. h. der Einleger, seit Begründung der Postsparkasse:

1861/62	178495
1871	1303492
1880	2184972
1889	4507809

Der sozialistischen Auslegekunst bleibt gegenüber diesen Ziffern nur die Wahl, entweder anzuerkennen, daß zwischen 1871 und 1889 (eingelebt war die Postsparkasse in England seit 1866) der Mittelstand so enorm gewachsen ist oder so enorm sich konsolidiert hat, daß er im letzten Jahre 4½ Millionen Angehörige gegen bloß 1300000 im Jahre 1871 als Einleger zur Postsparkasse entsenden durfte — oder: daß die Einleger der Postsparkasse sich zu nicht so ganz geringem Teile doch aus

[1]) Vgl. u. a. Schippel, Das moderne Elend, S. 115 ff., und Williams, von der Social Democratic Federation, in den Protokollen der Industrial remuneration conference S. 80.

Angehörigen der untersten Stände zusammensetzen [1]). Man wird übrigens, wie wir schon oben bemerkten, durch nähere Betrachtung der Statistik in letzterer Auffassung bestärkt. Von den 4508000 Einlagebüchlein entfielen nämlich nicht weniger als

4162529 auf England
und nur 159920 „ Schottland, sowie
185360 „ Irland.

Die britische Postsparkasse ist also in Wahrheit nur in England eingebürgert, wo auf je 7 Einwohner ein Einleger kommt, während in Schottland und Irland ein solcher erst auf 25 Einwohner entfällt. Den 4163000 Postsparkasse-Einlegern in England sind aber (für 1889) 1115744 Einleger in gewöhnlichen Sparkassen [2]) zuzurechnen, und diesen insgesamt 5279000 Einlegern steht nach der jüngsten Volkszählung von 1891 eine Gesamtzahl der Familien von 6146901 gegenüber. 1889 war die Zahl selbstverständlich etwas kleiner. Wenn nun aber auf etwas über 6 Millionen Familien 5279000 Sparkasseeinleger kommen, so muß doch wohl der Arbeiterstand unter den Einlegern nicht so ganz unvertreten sein, wie Schippel und sein englischer Gesinnungsgenosse Williams meinen.

In Schottland hat die Postsparkasse nicht wie in England der Privatsparkasse den Rang abgelaufen. Hier war das Verhältnis der Einleger in der ersteren gegen die in der letzteren 1889 16 : 36. Daß auch hier dann aber die Einleger großen-

[1]) Schippel teilt eine Tabelle der Postsparkasseneinleger nach Berufen mit, aus der wir nicht klug zu werden vermochten, wo beispielsweise Handwerker, Schneider und Putzmacher nicht als Arbeiter figurieren, ebenso männliche und weibliche Dienstboten u. a. m., und nach der jeweils von 10000 Einlegern nicht weniger als 1348 neben 681 Verheirateten, 88 unverheirateten Frauen und 2070 Unmündigen *ohne Beruf* sein sollen! Die Erhebung, auf welche Schippel sich bezieht, ist übrigens nur eine lokale, und wenn sie, wie Schippel bemerkt, *alle* örtlichen Verschiedenheiten umfaßt, so mag sie wohl eben deswegen exceptionellen örtlichen Verhältnissen weit über das Maß ihres geringen Anteils an der Volkswirtschaft des Landes gerecht geworden sein und *hiedurch* falsche Durchschnitte geliefert haben.

[2]) Nach dem Year-Book of Commerce for 1892, S. 152.

teils aus dem Mittelstand sich rekrutieren, geht aus Beobachtungen hervor, welche gegen Mr. Williams auf der Remuneration Conference von Sachkennern mitgeteilt worden sind (vgl. das Protokoll derselben S. 83) [1]).

Ebenbürtig stehen neben den Sparkassen in England die Friendly Societies als Spar- und Versicherungsgenossenschaften der kleinen Leute. Zwar wird uns auch für diese Anstalten gesagt, daß sie nur zum geringsten Teile der Arbeiterklasse, ungleich mehr dem Mittelstande dienen; aber wieder sind wir zu Zweifeln dieser Behauptung gegenüber angeregt, wenn wir vernehmen [2]), daß in England und Wales (am 31. Dezember 1889) 26865 im Register stehende Friendly Societies nicht weniger als 7180461 Mitglieder zählten. 7 Millionen Mitglieder bei wenig über 6 Millionen Familien in England!

Von der Statistik der Spar- und Reservekassen wollten wir zur Statistik der Erbschaften als anderweitiger Rücklagen übergehen. Marx erwähnt S. 669 die Statistik der Mobiliarerbschaften in England, und teilt mit: „Von Ende 1815 bis

[1]) Uebrigens hat, als im Jahre 1891 bei exceptionell hohen Lebensmittelpreisen die Einlagen bei den sächsischen Sparkassen zurückgingen, der deutsche Sozialismus sich entschlossen, die betreffenden Ziffern als brauchbar für die Charakterisierung speziell der Arbeiterverhältnisse anzusehen. Der „Vorwärts" vom 25. Okt. 1891 führt aus: „Denn in Sachsen hat bekanntlich der Notstand eine bis ins Unerträgliche bereits gesteigerte Dimension angenommen. Da es aber immer noch außer der Regierung Leute gibt, welche die Notlage nicht sehen können, geben wir nachstehend gleich ein Pröbchen davon. Nach einer Statistik über das Sparkassenwesen in Sachsen wurden bei 227 Sparkassen bis 1. September, also in den acht abgelaufenen Monaten des Jahres, 1133441 Mark weniger eingezahlt und dafür 5999017 Mark mehr abgehoben als in der gleichen Zeit des Vorjahres." — Eine Notlage vermag also vermittelst der Sparkassenstatistik „notorisch" gemacht zu werden, ein Fortschritt dagegen nicht. Arbeiter nehmen aus den Sparkassen bloß heraus, Einleger sind sie darum beileibe nicht gewesen! — Vgl. hiezu noch unten die sächsische Sparkassenstatistik.

[2]) Vgl. einen offiziellen Bericht vom 11./14. Juli 1891: Friendly Societies, Return to an order of the House of Commons, dated 9. February 1891. — Näheres über die Friendly Societies im Buche „Sozialpolitik."

1825 fiel kein Mobiliarvermögen über 1 Million Pfd. Sterl. unter die Erbschaftssteuer, von 1825 bis 1855 dagegen 8, von 1856 bis Juni 1859, d. h. in $4\frac{1}{2}$ Jahren, 4."

Daten dieser Art finden sich nicht regelmäßig in den Reports of the commissioners of inland revenue, auf die sich Marx beruft. Nur gelegentlich werden Mitteilungen gemacht, so beispielsweise, daß im Jahre 1887/88 4 Millionäre ein Mobiliarvermögen von 9500000 Pfd. Sterl. hinterließen. Dies war, wie weiter unten folgende Daten erweisen, ein Ausnahmefall. Mit solchen Ziffern läßt sich aber wenig anfangen. Sprechen sie auch eine Vermehrung der größten Vermögen aus, so bleibt doch die Frage offen, wie es um die Entwickelung der andern zur Vererbung kommenden Vermögen steht. Erst der Report für 1888/89 bringt nähere Angaben hierüber, und diese sind seitdem fortgesetzt. Wir sind demnach in der Lage, da der Report für 1888/89 in den betreffenden Nachweisungen bis auf das Jahr 1884/85 zurückgeht, die Verteilung der Mobiliarerbschaften im Jahre 1884/85 mit 1890/91 zu vergleichen. Handelt es sich hier auch nur um einen Zeitraum von 6 Jahren, so tritt doch die Richtung, in der die Entwickelung geht, recht deutlich hervor. Man zählte Erbschaften an Mobiliarvermögen von[1]):

[1]) Es handelt sich hier um die Erbschaften, die unter die sogen. probate duty fallen. Wenn wir sie vorhin als solche an mobilem Vermögen bezeichnet haben, so ist das die Erklärung, die dem Bereich jener Steuer in der Regel gegeben wird. In Wahrheit geht aber der Kreis der unter die probate duty fallenden Erbschaften darüber etwas hinaus. So gilt (vgl. Wagner, Spezielle Steuerlehre S. 272) die Nutznießung von Grundstücken, welche nicht speziell „auf Lebensdauer" bestimmter Personen, sondern auf irgendwelche Zeittermine in Jahren läuft, zum „Mobiliarvermögen" gehörig und ist der probate unterworfen: praktisch wichtig bei den städtischen bezüglichen Rechtsverhältnissen. Dagegen ist bewegliches Vermögen, das im Ausland gelegen, von der probate duty frei. Die Tabellen der beiden Reports, die wir hier benutzten, unterscheiden übrigens Erbschaften von „nicht über 300 Pfd. Sterl. brutto" und solche von 100—500 Pfd netto. Wir haben die ersteren den letzteren zugeschlagen, da es sich bei jener ersten Kategorie immerhin um Beträge handelt, welche netto die 100 Pfd. Sterl.

Pfd. Sterl.	1884/85	1890/91
100— 500	23889 = 54,40 %	27120 = 55,14 %
500— 1000	6791 = 15,46 „	7093 = 14,42 „
1000— 4000	8059 = 18,35 „	8969 = 18,23 „
4000— 10000	2811 = 6,40 „	3234 = 6,58 „
10000— 50000	1981 = 4,51 „	2319 = 4,71 „
50000— 100000	248 = 0,57 „	279 = 0,57 „
100000— 250000	109 = 0,25 „	127 = 0,26 „
250000— 500000	22 = 0,05 „	28 = 0,06 „
500000—1000000	7 = 0,016 „	11 = 0,02 „
1000000—2000000	3 = 0,008 „	3 = 0,006 „
2000000—3000000	— = — „	1 = 0,002 „

Was diese Ziffern zeigen, ist sicher wieder kein „Verschwinden" der Mittelstände, kein Schwächerwerden der Brücke zwischen Arm und Reich. In erstaunlicher Uebereinstimmung wiederholt sich 1890/91 fast genau die gleiche Gliederung wie 1884/85. Der Fortschritt drückt sich dann darin aus, daß 1884/85 im ganzen 43920 Erbschaften unter die probate duty fielen, das will sagen 6,34 % der im Gebiete des britischen Königreichs 1884 Gestorbenen (693000) bewegliches Vermögen von über 100 Pfd. Sterl. netto hinterließen, das zur Steuer kam, 1890/91 dagegen die Zahl solcher Erblasser 49184 = 6,75 % der Gestorbenen war. Während 6 Jahren ist die verhältnismäßige Zahl jener, die — vorzüglich kleinere und mittlere Vermögen (denn diese, bis 4000 Pfd. Sterl., umfassen 88 % aller unter die probate duty fallenden Vermögen) — den Ihren zu hinterlassen vermochten, um 6,5 % gestiegen [1]).

übersteigen, ohne die 500 zu erreichen. Die Berichte führen übrigens auch die Erbschaften auf, die, weil unter 100 Pfd. Sterl., nicht unter die Erbschaftssteuer kommen. Von diesen haben wir in der oben mitgeteilten Statistik nicht Notiz genommen, da erfahrungsgemäß die Aufnahme von nicht steuerpflichtigen Objekten für die Zwecke der ausdrücklichen Steuerdispensation immer die denkbar unzuverlässigste ist. Doch wollen wir die Ziffern hierher setzen. Die Zahl der betreffenden Erbschaften von unter 100 Pfd. Sterl. netto soll 1884/85 15270, 1890/91 18063 gewesen sein.

[1]) Nachdem obiges geschrieben war, sind uns (aus dem Statistical Abstract for the United Kingdom für 1891) auch die Daten pro 1882/83

Wo immer wir also das Buch der sozialen Bilanz aufschlagen, überall weist es uns statt der in Aussicht gestellten Defizite Gewinne aus der gesellschaftlichen Gebahrung nach, und statt dem Bankerott zuzusteuern, wird die Aktivität der Gesellschaft immer zuverlässiger und reichlicher.

Nach Erledigung der Einkommens-, Konsum- und Sparstatistik haben wir noch eine solche über die dunkle Seite unsres Gesellschaftslebens in Aussicht gestellt. Wir wollten von den „Armen", den Bettlern und schließlich von den Verbrechern in der hoch entwickelten industriellen Gesellschaft reden.

Was vorerst die Statistik der Armen angeht, so hat Marx eine Verminderung in der Zahl derselben — die einzige etwa zu Gunsten unsrer Gesellschaftsordnung zu deutende Erscheinung, die ihm auffiel! — als für den gedachten Zweck beweiskräftig nicht zugegeben, mit der Begründung, das im Laufe der Zeit sich stärkende Selbstgefühl des Arbeiters gestatte ihm heute weniger als früher sich in die schlechte Behandlung des workhouse zu begeben. Es ist ganz selbstverständlich, daß Schippel und überhaupt der nachmarxische Sozialismus den gleichen Standpunkt einnimmt. Wir wollen trotzdem nicht versäumen, auch diese Ziffern mitzuteilen Die Zahl der Paupers betrug in England und Wales im Durchschnitt:

1855/59	4,7 %	der Bevölkerung
1860/64	4,7 „	„ „
1865/69	4,5 „	„ „
1870/74	4,2 „	„ „
1875/79	3,1 „	„ „
1880/84	3,0 „	„ „
1885/89	2,8 „	„ „

Die Verminderung ist also jedenfalls eine ganz außerordentliche. Noch 1860/64 mußten 4,7% der englischen Gesamtbevölkerung, also 1 auf 21, als erwerbsunfähig unterstützt werden, 1885/89 nur mehr 2,8%, d. h. 1 auf 36. Marx

bekannt geworden. Die Gesamtzahl der Erbschaften war in diesem Jahre 39677, also auch 1884/85 schon um reichlich 4000 mehr als zwei Jahre zuvor.

und Schippel verweisen auf die Behandlung, welche der englische Pauper im Armenhaus erfährt, und die ihn veranlasse, es wenn nur immer möglich zu meiden, und heute um so mehr, als sein Selbstbewußtsein gewachsen ist. Uns ist auch dieses gehobene Selbstgefühl ein günstiges Zeichen, das mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine Besserung in den Verhältnissen des Arbeiters schließen läßt; denn wenn die bittre Not an die Thüre klopft, wird der Arbeiter, um sich Leben und Gesundheit zu erhalten, trotz allem und allem den Weg zum Armenhaus nehmen. Es wird behauptet, daß die Arbeiter dahier schlechter als früher behandelt werden. „Die Behandlung ist immer rücksichtsloser geworden," bemerkt Schippel (S. 123). Dem sei das Urteil eines Arztes gegenübergestellt, der sich 1885 auf der Industrial Remuneration Conference folgendermaßen hierüber äußert: „Paupers were now much better treated than formerly, both in workhouses, and infirmaries, and in district and other schools. The buildings were better and moret costly and the officers of a superior class and better paid." Zu deutsch: Die Armen werden heute weit besser behandelt als ehedem, ebensowohl im Arbeitshaus, wie im Spital, wie in den Distrikts- und anderen Schulen. Die Häuser sind besser und teurer, die Beamten gehören einer besseren Klasse an und sind höher bezahlt.

In der That nehmen die Aufwendungen der englischen Armenpflege auf den Kopf des Armen stetig zu. Sie waren für den Pauper:

1855/59	6	Pfd.	10	Schill.	8	Pence
1860/64	6	„	7	„	8	„
1865/69	7	„	4	„	10	„
1870/74	8	„	3	„	6	„
1875/79	10	„	—	„	6	„
1880/84	10	„	8	„	11	„
1885/89	10	„	12	„	—	„

Auf den Kopf werden heute also 10 Pfd. 12 Schill. = 265 Fr. verausgabt, während 1860/64 der durchschnittliche Aufwand 160 Fr. war (in Irland ist die Ausgabe

in der gleichen Zeit zurückgegangen). Ein näheres Eingehen auf die Verhältnisse [1]) scheint also die Behauptung, die englische Armenstatistik sei ungeeignet für irgendwelche Schlüsse hinsichtlich der sozialen Gestaltung des Landes, nicht zu rechtfertigen. Wir verzichten trotzdem auf die Verwertung ihrer Daten. Will der Sozialismus dieselben nicht als beweiskräftig anerkennen — so hat man eben andre, auf die wir uns stützen.

Neben der Armenstatistik nannten wir die der Verbrechen als brauchbar zur Aufhellung der Entwickelungen, die sich in den Tiefen der Gesellschaft vollziehen. Wir dachten speziell an die Eigentumsverbrechen, in der Meinung, daß eine etwaige Verminderung derselben im Laufe der Jahre den Nachweis einer im übrigen günstigen Entwickelung zu verstärken im stande sei. Wir legen in der That Wert auf diese Ziffern nicht deswegen allein, weil sie das Bild, das wir hier entwerfen, vervollständigen sollen, sondern auch weil man — es wird darüber noch weiteres zu sagen sein — nun seit einigen Jahren öfter behaupten hört, wenn schon etwa ein gedeihlicher — vielleicht zufälliger und vorübergehender! — Fortschritt bei der besseren Arbeiterklasse in England sich konstatieren ließe, doch mindestens die Annahme, dieser Fortschritt sei auch der „fünften" und

---

[1]) Vgl. hiefür noch Aschrott, „Armenwesen" im Handwörterb. der Staatswiss. Weiterhin den letzten (20.) Jahresbericht des Local government board, 1890/91. Hier läßt sich u. a. ein Armenhausinspektor (S. 237) wie folgt vernehmen: „Libraries already exist in the larger workhouses, and many magazines, newspapers, books etc., are sent into those institutions by charitable persons outside." (Bibliotheken bestehen schon in den größeren Arbeitshäusern, und oft genug werden ihnen Zeitschriften, Journale, Bücher von Wohlthätern überlassen.) Die Behörde erklärt (S. XC) die Beschaffung von Lesestoff für die Armen im Arbeitshaus als eine der Aufgaben, für welche eventuell die Armensteuer heranzuziehen sei. Nichtsdestoweniger besteht bei den Verarmten Widerwillen gegen den Eintritt ins Arbeitshaus, und unter den Gründen dafür spielt, insoweit es sich um „Arbeiter" handelt — die Vertretung derselben unter den Armen ist, wie unten noch zu zeigen sein wird, sehr gering — das heute gehobene Selbstbewußtsein in der That eine große Rolle.

„sechsten" Klasse zu gute gekommen, irrig sei. Daß eine Unterscheidung zwischen „Arbeitern" und „Arbeitern" in der That zu treffen ist, dafür werden wir selbst unten Belege bringen, aber doch gleichzeitig nachzuweisen in der Lage sein, daß ein Fortschritt auch auf der untersten Sprosse der sozialen Stufenleiter stattgefunden hat und er also nicht auf die „Bourgeois-Arbeiter" beschränkt ist. Vorerst mögen aber die folgenden Ziffern der Kriminalstatistik in Augenschein genommen werden.

Leider trifft die uns vorliegende englische Statistik keine Einteilung nach Verbrechen gegen das Vermögen, gegen die Person, gegen öffentliche Einrichtungen und im Amte, wie sie die deutsche Kriminalstatistik kennt, sondern sie weist uns einfach die „Verbrechen" nach. Ueberdies sind brauchbar erst die Ziffern von 1855 an, seit welchem Jahre (vgl. die Criminal Justice Act von 1855) leichte Fälle nicht in den periodischen Sessionen verhandelt, sondern in kurzem Wege von den Einzelrichtern erledigt werden. Ist die Zahl der überführten Verbrecher seit 1855 bis heute nun hinaufgegangen oder stehen geblieben oder gesunken? Das letztere und zwar wieder in auffallendem Maße war der Fall.

Man zählte überführte Verbrecher in England und Wales:

1855/59	79	auf	100 000	Einwohner
1860/64	71	„	„	„
1865/69	67	„	„	„
1870/74	51	„	„	„
1875/79	49	„	„	„
1880/84	43	„	„	„
1885/89	37	„	„	„

Auch hier also ein erstaunlich günstiger Verlauf. Auf 100 Menschen, die sich 1855/59 gegen das Gesetz vergangen haben, kamen 1885/89 nur mehr 47. Selbstverständlich wirft dieser Rückgang der Verbrechen ein Licht auf die Entwickelung vorzüglich in jenen untersten Schichten der Bevölkerung, wo Elend und Verkommenheit am grellsten sind, und wo, um dies zu wiederholen, nach der Meinung auch jener, die im übrigen eine

annehmbarere Gestaltung der Dinge zugeben, jedenfalls eine Besserung nicht zu konstatieren sein soll.

Mit der Darstellung der Statistik der Verbrechen hat unsre Untersuchung den Kreis um alle uns statistisch faßbar gewesenen Aeußerungen des ökonomisch-sozialen Gesellschaftslebens, und zwar ebensowohl in seinen oberen wie in den unteren Schichten beschrieben. Ueberall und ausnahmslos wurde das gleichmäßige Vorwalten einer und derselben Tendenz, und zwar einer den Annahmen und Schilderungen des Sozialismus (vgl. noch im „Vorwärts" vom 31. Dezember 1891: „Die Lebenshaltung der Arbeiter verschlechtert sich laut den statistischen Nachrichten von Jahr zu Jahr") genau entgegengesetzten nachgewiesen. Es erübrigt gemäß unsers Planes nunmehr noch das eine, über die „Lebensäußerungen" der Gesellschaft hinaus mit einem Worte der Sterbestatistik zu gedenken. Ziehen wir die aus dem Material verschiedener Jahre angefertigten Sterbeordnungen zu Rate, so erfahren wir aus der Sterbeordnung von Farr für 1838/54 gegen jene von Ogle für 1871/80, daß während eines Zeitraums von 29 Jahren das Durchschnittsalter von Mann und Frau in England von 39,91 auf 41,35, also um rund 1½ Jahre gestiegen ist.

Mit dieser Feststellung soll an das Bild der sozialen Entwickelung Englands seit Mitte unsers Jahrhunderts die letzte Hand gelegt sein. Eine spezielle Darstellung der Geschichte des Arbeitslohnes wird noch folgen. Bevor wir auf diese eingehen, wolle der Leser aber, was wir ihm bisher in den Details vorgeführt haben, nochmals auf seinen Gesamteindruck prüfen.

Wir haben aus verschiedenen Gründen gut gethan, mit der Sozialstatistik Englands zu beginnen. „Keine wirtschaftliche Entwickelung liegt ja," sagt Schippel (S. 4), „so sonnenklar, so bis in die Einzelheiten offenbar vor uns wie die englische," und (S. 184) „was uns und alle modernen Staaten in dieser Beziehung für eine Zukunft erwartet, können wir klar und unzweideutig an der Gegenwart Großbritanniens sehen". Freilich

hat die Unzweideutigkeit und Sonnenklarheit der englischen Entwickelung jene, die mit der sozialistischen Brille bewehrt an ihre Feststellung herangingen, nicht gehindert, genau das Gegenteil von dem zu finden, was *wir* hier gefunden haben! Wie das gekommen ist!?

Marx hat, wie wir eingangs zeigten, auf den Gebrauch der Nachweise, die ihm über die Entwickelung seit 1850 etwas sagen konnten, ganz verzichtet. Er hat ein paar Ziffern angeführt, die entweder nichts oder das Gegenteil von dem beweisen, was er aus ihnen folgert. Auch Schippel ist an allen Daten die ihm unbequem gewesen sind, vorbeigegangen, und hat überhaupt mehr eine Zustandsschilderung als eine Darstellung des sozialen Werdegangs entworfen. Daß es heute der dunklen Stellen in unsrer Gesellschaft noch genug gibt, werden wir selbst später bei Darstellung des sozialen Thatbestands von heute finden und belegen. Aber die Frage, die, wenn es eine Prüfung unsrer Gesellschaftseinrichtungen und der ihnen naturgemäßen Funktion gilt, zu stellen ist, lautet nicht: was ist heute? sondern: was *war* und was *ist*? In dem *Unterschiede* von heute gegen früher spricht sich die soziale Leistungsfähigkeit oder Unfähigkeit der kapitalistischen Ordnung mit hoch entwickeltem Industriebetriebe aus. Hat sie uns weiter- oder zurückgebracht? — das ist die Frage.

Um nun *nicht* sehen zu müssen, was „klar und unzweideutig" ist, hat Schippel für die so überaus wertvolle Statistik der Konsumentwickelung kein Auge gehabt; was über die Entwickelung der gewerblichen steuerpflichtigen Einkommen vorliegt, hat er gleich vollständig übergangen; die Sparkassenstatistik hat er nicht historisch verfolgt, und die Statistik ihres gegenwärtigen Standes sowie jenes der Friendly Societies mit nur zu deutlicher Absicht im Sinne der sozialistischen Wirtschaftskritik bearbeitet. In der Armenstatistik hat er die relative Zahl der Armen heute gegen früher geflissentlich verschwiegen, und nur ganz nebenbei bemerkt, sie sei zurückgegangen, dagegen die steigende Höhe der Armenausgaben hervorgehoben und vermuten

lassen, sie sei ein weiteres Unfähigkeitszeugnis unsrer Gesellschaft. Die Statistik der Vererbungen und jene der Verbrechen hat er überhaupt nicht gekannt.

Einen merkwürdigen Eindruck aber macht es zu sehen, wie er, nachdem gleich eingangs von ihm die „Sonnenklarheit und Unzweideutigkeit" der für England vorliegenden Daten ausgesprochen ist, in jenem Teile, der die statistische Würdigung unsres Wirtschaftsorganismus bieten soll, eigentlich nur bemüht ist, die Irrelevanz der — wenigen — Ziffern, die er mit Wahl aus der Statistik wiedergibt, nachzuweisen. Wo sich ihm eine kleine Handhabe zur Kritik zu bieten scheint, da wird sie ihm gleich zum Mittel, die betreffende Statistik als überhaupt wertlos hinzustellen. So geht es mit der Statistik der Sparkassen, mit der der Friendly Societies, endlich mit jener der Paupers, also mit der gesamten Statistik, in deren Bearbeitung wir uns mit ihm bisher begegneten. Denn die übrigen von uns erwähnten Ziffern sind für ihn überhaupt nicht mehr vorhanden. Auch hier also das Bestreben, die Ziffern der Generalstatistik, die einzig eine Uebersicht der Entwickelung gewähren können, unbenutzt zu lassen und sich mit Einzelschilderungen, die das Elend eines beschränkten Kreises zum Gegenstande haben, zu begnügen. Es ist die Methode, um vor lauter Bäumen den Wald nicht zu sehen.

B. Zur Geschichte des englischen Arbeiters.

Schippel geht, nachdem er die allgemeinen statistischen Daten mitgeteilt — oder nicht mitgeteilt hat — zur Geschichte speziell des Arbeitslohns in England über, indem er hier gegen ein schon früher erwähntes Schriftchen von Giffen über den Fortschritt der arbeitenden Klassen während der letzten fünfzig Jahre Stellung nimmt. Wir wollen ihm um der Sache willen auch auf dieses Feld folgen, aber uns nicht beschränken auf die Wiedergabe der Entwickelung, die der Arbeitslohn in den letzten Jahrzehnten oder seit Beginn des Jahrhunderts genommen hat, sondern noch etwas weiter zurückgehen und dem

Nachweis der Thatsachen gleichzeitig noch ein erklärendes Wort anschließen. Vorzugsweise handelt es sich uns dabei um die Beschreibung der Wirkungen, die von der Maschine seit Einführung derselben zu Schluß des vorigen Jahrhunderts auf die Lage des Arbeiters geübt worden sind.

Mit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts treten wir in England in eine Periode der ökonomischen und sozialen Revolution, die nicht weniger als drei Vierteljahrhunderte dauert. Ihren Charakter empfängt diese Zeit gleichzeitig durch zwei Thatsachen: die Einführung der Maschine und eine unerhörte Volksvermehrung. Das Verhältnis der Progression der Volkszahl vom Anfang gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts und in das unserige hinein übersteigt alle Vorstellungen. Hier liegt auch der Schlüssel für die Thatsache des großen Elends in den arbeitenden Klassen Englands bis in unsere vierziger und fünfziger Jahre.

Man hat der Bevölkerungsbewegung in England bisher, trotz Malthus, bei Darstellung der englischen Sozialgeschichte zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Held in seinen Zwei Büchern zur Sozialgeschichte Englands sagt nichts darüber, Engels in seinem berühmt gewordenen Buche über die Lage der arbeitenden Klassen in England 1845 ebensowenig, Marx kommt nur widerwillig und nebenbei auf Populationsgeschichte zu sprechen; Bärnreither in seinem Buch über Englische Arbeiterverbände thut sie in drei Zeilen ab, Brentano in seinem mit als Geschichte des englischen Arbeiters gedachten Hauptwerk über die englischen Gewerkvereine streift sie kaum mit einem Wort. Aber, und damit entschuldigt sich vielleicht das Verhalten jener, ihrem Gegenstand sonst hervorragend gewachsenen Schriftsteller, auch die englische Statistik sagt uns nicht viel darüber. Die erste Volkszählung in England wurde im Jahre 1801 vorgenommen. 1753 war im Parlament der Antrag auf Vornahme einer Zählung gestellt, aber im Oberhaus verworfen worden. Man ist also für die Zeit bis zu Beginn unseres Jahrhunderts auf Schätzungen und minder zuverlässige Berechnungen angewiesen.

Folgende Ziffern sind als die der englischen Bevölkerung in Veröffentlichungen des englischen Finanzministeriums[1]) niedergelegt:

1661	5 548 000
1751	6 335 000
1801	9 061 000
1861	20 120 000

Danach wäre die Bevölkerung im ganzen gestiegen von:

1661—1751	um rund	800 000	Seelen
1751—1801	„ „	2 700 000	„
1801—1861	„ „	11 060 000	„ das heißt

[1]) Im Report of the commissioners of inland revenue for 1856 to 1869. II. Bd. S. 6 ff.

Nach anderweitigen Berechnungen (Schätzungen) wäre die Bevölkerung von England und Wales gewesen (vgl. Cunningham, Growth of english industry S. 465 und Toynbee, Lectures on the industrial revolution in England S. 33):

1575	**5 000 000**	(Cunningham)
1662	6 500 000	(Price bei Graunt)
1696	5 500 000	(Gregory King)
1700	5 135 000	(Finlaison)
1700	5 000 000	(Davenant)
1720	5 135 000	(Mc. Culloch)
1740	5 830 000	(„ „)
1750	**6 040 000**	(Finlaison)
1760	6 480 000	(Mc. Culloch)
1770	8 500 000	(Arthur Young)
1780	7 815 000	(Mc. Culloch)
1780	8 691 000	(Howlett)
1801	**8 893 000**	(Zählung).

Mulhall im Dictionary of statistics (1891) S. 444 bringt folgende Ziffern für England und Wales:

1066	. . . . .	2 150 000	das ist	37	pro engl. Quadratmeile		
1381	Differenz 315 Jahre	2 360 000	„ „	41	„ „	„	„
1528	„ 147 „	4 356 000	„ „	75	„ „	„	„
1672	„ 144 „	5 500 000	„ „	96	„ „	„	„
1712	„ 40 „	6 280 000	„ „	110	„ „	„	„
1754	„ 42 „	7 020 000	„ „	120	„ „	„	„
1780	„ 26 „	8 080 000	„ „	140	„ „	„	„

Damit vergleiche man die Resultate der beiden letzten Zählungen:

1881	25 974 000	das ist	440	pro engl. Quadratmeile
1891	29 000 000	„ „	500	„ „ „

1661—1751 um 90000 Seelen im rechner. Durchschnitt für 10 Jahre
1751—1801 „ 540000 „ „ „ „ „ „ „
1801—1861 „ 1840000 „ „ „ „ „ „ „

Wäre die Bevölkerung von 1750 an im Maße ihrer (hier ausgewiesenen) Vermehrung von 1661—1751, also des vergangenen Jahrhunderts fortgeschritten, so hätte sie 1861 nicht 20 Millionen, sondern etwa 8 Millionen gezählt. Wäre sie stehen geblieben, so wie sie im 17. Jahrhundert (das Jahr 1600 dem Jahr 1700 gegenübergestellt) in England stehen geblieben ist und so wie sich jetzt die französische Bevölkerung anschickt, stehen zu bleiben, so wäre sie 1861 statt 20 Millionen 6½ Millionen gewesen. So aber wollten auf dem Fleck Erde, wo 1750 an die 120 notdürftig zum Leben ausgestattet wurden, ein Jahrhundert später 310 Menschen sich versorgen lassen (heute 500), und da dies vorerst nicht gehen wollte, schrieb — Marx sein „Kapital".

Was nun die Entwickelung der Verhältnisse des englischen Arbeiters betrifft, so lassen sich die für sie Ausschlag gebenden Vorgänge am besten bei der einen der beiden heutigen englischen Hauptindustrien, der Baumwollenindustrie, verfolgen.

Auf die Geschichte der einzelnen Erfindungen, welche die Umwälzung in der Baumwollenindustrie bewirkten, haben wir hier nicht näher einzugehen. Nur das eine sei erwähnt, daß fast die Gesamtheit der mechanischen Erfindungen und Entdeckungen, auf welche die Industrie ihre moderne Gestalt zurückführt, in der kurzen Frist von ungefähr einem Vierteljahrhundert der Welt bekannt geworden ist, beginnend 1769 mit Arkwrights erstem Patent, und endend 1793 mit Whitneys Egrenirmaschine (saw-gin). Das Tempo des Fortschritts zeigt sich am allerdeutlichsten, wenn man zwei Ziffern nebeneinander stellt: **1779** war der Garnpreis **16** Schill. pr. Pfd. Nr. 40[1]), wovon 2 Schill. auf Kosten des Rohmaterials kamen, so daß für Arbeit und Kapital **14** Schill. beansprucht waren. **1812** war der Garnpreis **2** Schill. 6 Pence, wovon 1 Schill. 6 Pence auf Kosten der Baumwolle kamen, so daß für Arbeit und Kapital **1** Schill. übrig blieb, was genug war[2]). Die Produktionskosten waren also 1812 nur

[1]) 40 Hanks (Strähne) pro Pfund.
[2]) Vgl. hiefür und für weiteres Ellison, The cotton trade. 1886.

mehr $^1/_{14}$ von ihrem Betrage in 1779, sie waren im Verhältnis von 100 : 7 zurückgegangen. Dabei konnte aber ein Spinner 1812 mit dem gleichen Arbeitsaufwand **200**mal so viel produzieren wie vor der Erfindung von Hargreaves Jenny. Als sein Hilfsarbeiter, aber viel billiger, wirkte die Maschine. Der Export britischer Baumwollwaren war 1785 865000 Pfd. Sterl. gegen einen Export im übrigen von 10200000 Pfd. Sterl., 1815 war der Baumwollwarenexport 22300000 Pfd. Sterl. gegen 20600000 Pfd. Sterl. bei den andern Waren. Es wurde also von Baumwollwaren mehr ausgeführt als von allen anderen Waren zusammen. **1882** war der Garnpreis, der, wir wiederholen 1779 16 Schill., 1812 $2^1/_2$ Schill. (= 30 Pence) gewesen ist, **10**$^1/_2$ Pence. An den $10^1/_2$ Pence von 1882 ist aber die Baumwolle mit $7^1/_8$ Pence, Kapital und Arbeit mit $3^3/_8$ Pence beteiligt. 1812 nahmen die letzteren 1 Schill. in Anspruch. Der Arbeit- und Kapitalsaufwand ist also von 1812 auf 1882 im Maße von 12 Pence auf $3^3/_8$ gefallen, d. h. ziemlich wie der Garnpreis auf $^1/_{8}$. Wie man sieht, ist der Fortschritt während der 70 Jahre von 1812 auf 1882 ein geringerer als während der 23 Jahre von 1779 bis 1812 gewesen (im Verhältnis von $8^3/_8$: 156), was übrigens natürlich ist, da die Maschine damals erfunden, seitdem aber bloß verbessert wurde.

Die Zahl der in der Spinnerei beschäftigten Arbeiter war 1815 etwa 100000, während am Handwebstuhl noch 200000 Arbeiter saßen gegen nur 5—7000 am Maschinenstuhl. Ich stelle dem gleich gegenüber, daß 1880 in Großbritannien je in der Spinnerei und Weberei zwischen 240000 und 250000 Personen beschäftigt waren, wozu noch 200000 in der Bleicherei, Druckerei ꝛc. kamen. Jedoch lassen sich diese Ziffern nicht direkt mit den vorangegangenen vergleichen. Denn diese gelten schon dem Jahre 1815, und wie groß die Zahl der Spinner war, *bevor* die Einführung der Maschinenspindel erfolgte, darüber haben wir keine Daten. Nur das eine wissen wir, daß in der Zeit vor Einführung der Maschinenspindel jeder Weber 2 bis 3 Spinner für sich in Anspruch nahm. Auf 200000 Handweber, wie wir sie 1815 hatten, wären demnach rund 500000 Spinner entfallen. Vor Einführung der Maschinenspindel waren aber jene 200000 Weber noch nicht da, der Bedarf war eben ein außerordentlich viel kleinerer. Und so scheinen die Ziffern denn doch auszusprechen, daß die Zahl der schließlich bei der Maschine Beschäftigten nicht oder doch nicht viel geringer gewesen ist als die der ursprünglichen Handarbeiter.

Zuletzt sind etwa noch folgende Daten ins Auge zu fassen, die einen Vergleich von 1820 gegen 1880 ermöglichen sollen. Sie gelten der Spinnerei:

1820 106 000 000 Pfd. Garn gesponnen:
7 000 000 Spindeln,
110 000 Hände.

1880 1 300 000 000 Pfd. Garn gesponnen:
42 000 000 Spindeln,
240 000 Hände.

Die Menge des Gespinnstes ist also von 1820 auf 1880 im Verhältnis von 1 : 13, die Zahl der Spindeln wie 1 : 6 und die der „Hände" von 1 auf 2,4 gestiegen. Die Hand, die 1820 1 Teil produzierte, stellte 1880 also $5^1/_2$ Teile her.

Der Durchschnittslohn war in der Spinnerei pro Jahr:

1820	26 Pfd. 13 Schill.	von 1820–45, während eines Vierteljahrhunderts, also eine sehr geringe Erhöhung, jedenfalls keine Erniedrigung,
1830	27 „ 6 „	
1845	28 „ 12 „	
1860	32 „ 10 „	von 1845–60 während 15 Jahren eine Erhöhung des Einkommens des Spinners um etwa $^1/_7$,
1880	44 „ 1 „	1860 auf 1880 während 20 Jahren eine Erhöhung des Einkommens des Spinners um über $^1/_3$.

Während des ganzen hier in Frage stehenden Zeitraums, von 1820 bis 1880, ist also der Durchschnittslohn speziell des englischen Spinners von 26 1 3 auf 44 1 gleich rund um zwei Drittel gestiegen.

So viel zur Geschichte des Arbeiters in der Baumwollindustrie. Angesichts der Thatsache jedoch, daß wir eine umfassende Geschichte des englischen Arbeiters überhaupt, nicht bloß jenes in dieser Hauptindustrie besitzen, und zwar von der Hand eines Autors, der auch von Marx geschätzt (S. 695 Anmerkung) und von Schippel als vorzüglicher Sachkenner bezeichnet ist — es ist Rogers, Six Centuries of work and wages —, wollen wir uns an den bisher mitgeteilten Daten nicht genügen lassen. Wir gehen in der Geschichte weiter zurück!

Das große Rogerssche Werk, auf drei Worte gebracht, sagt folgendes: Von der ersten Zeit an, in der der „Arbeiter" auftaucht, ist seine Lage durch nahezu drei Jahrhunderte auskömmlich und hoffnungsvoll gewesen. Dies geht bis einschließlich des 15. Jahrhunderts; während des folgenden beginnt sein Niedergang, und um die Mitte des 17. Jahrhunderts ist er völlig hilflos geworden. Bei Ausbruch des großen Kriegs zwischen

König und Parlament unter Karl I. ist der Tiefpunkt dieser Entwickelung erreicht. Von da an bessern sich wieder die Verhältnisse, und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist der Lebenshaushalt des Arbeiters wieder ein verhältnismäßig reichlicher, obzwar er auf die Höhe des 15. Jahrhunderts nicht gelangt. Dann aber, seit Mitte des vorigen Jahrhunderts, geht es wieder bergab mit ihm, verhältnismäßig rasch, bis während der großen Kriege mit Frankreich das härteste Elend über ihn hereinbricht. Er steht ein zweites Mal an der Lebensgrenze, knapp beim absoluten Existenzminimum, jenseits dessen der Tod ist. Hier verharrt er die ersten zwei Jahrzehnte unsers Jahrhunderts. Seit den vierziger und fünfziger Jahren aber, nach erfolgter „Verdauung" der Maschine, schwingt er sich, gewisse Berufsgruppen allerdings ausgenommen, überaus rasch auf das Niveau nahezu der glücklichsten Zeit empor.

Die Lebenslage des Arbeiters hat danach ungefähr folgende Linie beschrieben:

Fig. 3.

Tiefpunkte sind die Mitte des 17. und die erste Zeit des 19. Jahrhunderts. Höhepunkte: das Ende des 15., die Mitte des 18. Jahrhunderts und unsre Zeit. Die Mitte des 18. Jahrhunderts, als den zweiten Höhepunkt, wolle man nun festhalten. Im 17. Jahrhundert war nach Daten, die wir nicht Rogers, sondern einem andern, nicht minder unverdächtigen Zeugen (Toynbee) verdanken, der mittlere Tagelohn des landwirtschaftlichen Arbeiters $10\frac{1}{4}$ Pence, während der mittlere Getreidepreis auf 38 Schill. 2 Pence stand. Während der ersten 60 Jahre des 18. Jahrhunderts war der mittlere Lohn 1 Schill., der mittlere Getreidepreis 32 Schill. Während also der Getreidepreis um 16 % gefallen war, war um ziemlich gleich so viel der Lohn gestiegen. Ad. Smith mißt diesen Fortschritt einer vermehrten Nachfrage nach Arbeit bei, welche ihrerseits in dem nahezu allgemeinen Gedeihen des Landes ihren Grund habe. Toynbee polemisiert aber gegen diese Erklärung und bemerkt, die geringe Bevölkerungsvermehrung habe jene Steigerung des Lebensstandes um $\frac{1}{3}$ ermöglicht. Man muß in diesem Streite wohl

Smith beitreten. Wäre nicht der Wohlstand gestiegen, so hätten sich auch bei gleichbleibender Bevölkerung die Löhne nicht zu heben vermocht. Allerdings hätte eine stärkere Bevölkerungsvermehrung die Zersplitterung der Wohlthat mit sich geführt und Proletarier gezeitigt.

Wir haben detaillierte Schilderungen der Behaglichkeit, in welcher der Arbeiter um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte. Weizenbrot hatte weit und breit das Roggen- und Gerstenbrot verdrängt, und man sah auf letzteres mit viel Geringschätzung herab. Jede arme Familie trank Thee mindestens einmal am Tage. Ihr Fleischkonsum war nach den Begriffen jener Zeit ganz ansehnlich, jener von Käse enorm. 1737, wird uns gesagt, erfreute sich der Landarbeiter in England infolge der höheren Löhne und der allgemeinen Billigkeit der Waren, besserer Wohnungen, besserer Nahrung und besserer Kleidung als in andern Ländern der Bauer.

Mit dem Eintritt in die zweite Hälfte des Jahrhunderts wird dies anders. Eine Reihe teurer Jahre rückt an, und das, was nach einem zeitgenössischen Schriftsteller, Young, Luxuskonsum (?) gewesen war, muß im achten Jahrzehnt des Jahrhunderts aus dem Haushalt des landwirtschaftlichen Arbeiters weichen; diese Entwickelung setzt sich dann aber weiter und weiter fort.

Um das Jahr 1813 dürfte der tiefste Lohnstand — die Löhne nach dem reellen Kaufwerte, nicht nach dem nominellen Betrag gemessen — erreicht worden sein. Der Getreidepreis war ein enorm hoher, der Lohn gleichzeitig außerordentlich niedrig, wenn auch nominell nicht der niedrigste überhaupt erreichte. Spätere Jahre kennen vereinzelt noch niedrigere Nominallöhne. Der Reallohn dagegen ist nie später mehr auf den Stand von 1813 gesunken. Der Getreidepreis hatte im August 1812 155 Schill. per Quarter erreicht, während er im Juni 1811 durchschnittlich nur 87 Schill. (Tooke, Geschichte der Preise I. S. 139) gewesen war. Die Armenausgaben stiegen auf kolossale Beträge; gleichwohl brachen überall in den Fabriken Abeiterunruhen aus. Besser wurde es noch in den letzten Monaten des Jahres 1813 und im Jahre darauf. Der Getreidepreis, der — wie erwähnt — im August 1812 155 Schill. gewesen war, stand im Dezember 1813 nur mehr auf 73½ Schill. (Durchschnitt 1881/90 35¾ Schill.!), und Tooke in seiner Geschichte der Preise bemerkt, daß schon im nächsten Jahre der englische Fabrikarbeiter sich in besserer Lage befand als seit 20 Jahren.

Aber auch das wechselte wieder. 1817 war abermals ein Jahr der Teuerung, und der Weizenpreis stieg noch über den Stand von Ende 1812; aber die Löhne waren verhältnismäßig etwas höher als damals, und ganz so arg wie 1813 wurde es daher nicht. Arbeiterunruhen brachen nichtsdestoweniger auch diesmal aus. Noch einmal ergab sich dann ein Tiefpunkt mit Arbeiterunruhen 1819, aber jetzt nicht mehr infolge Steigerung der Getreidepreise oder Sinkens der Löhne, sondern infolge einer Handelskrise, die große Arbeiterentlassungen, weniger eine Lohnherabsetzung für die verbleibenden nach sich gezogen hatte. 1821 war der Arbeiter wieder gut gestellt, besser selbst als 1814, 1823 dagegen infolge Rückgangs der Löhne minder gut, und auf dem Stande von nun verblieb er dann ziemlich die zunächst folgenden Jahrzehnte.

Nach alledem können wir als Entwickelung im Stande des englischen Arbeiters festhalten: daß es ihm im zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts am schlechtesten ergangen ist, trotz einzelner eingestreuter besserer Jahre, daß seine Lage dann 1821 eine ausgesprochen gute wurde, aber nur ganz vorübergehend und alsbald wieder ein Rückschlag folgte, auf dessen Stand er, d. h., wenn auch nicht im größten Elend, so doch in größter Dürftigkeit lebend durch die folgenden Jahrzehnte festgehalten worden ist, bis dann seit Mitte des Jahrhunderts eine ziemlich gleichmäßig fortschreitende Besserung begann.

Speziell in den Jahren 1820 bis 1840 sind die Löhne nominell im Durchschnitt vielleicht noch niedriger gewesen als im Durchschnitt 1800/20; aber der Kaufwert des Geldes war ein viel höherer. Rogers verweist hier auf Erhebungen Leone Levis, nach denen übrigens nicht bloß der Kaufwert der Geldeinheit in der zweiten Periode *erheblich* höher, sondern auch die Löhne *etwas* höher gewesen wären. Nach Leone Levi soll nämlich das Verhältnis der Löhne im ersten gegen das zweite Fünftel des Jahrhunderts 55,25 zu 62,75 gewesen sein, das Verhältnis aber des Preises der 7 wichtigsten Bedarfsartikel 232,5 : 146,35.

Rogers hat an andrer Stelle (S. 539) den Lohn von ca. 1880 auch jenem, der in der glücklichsten Zeit des englischen Arbeiters, im 15. Jahrhundert gezahlt worden ist, gegenübergestellt. Sein Vergleich erstreckt sich auf eine Klasse sehr *gut* bezahlter Arbeiter, die Maurer, und eine Klasse sehr *schlecht* bezahlter Arbeiter, weibliche ländliche Taglöhner. Für erstere stellt er fest, daß sie im 15. Jahrhundert im Durchschnitt etwa 3 Schill. 4 Pence pro Woche erhielten, wofür sie

aber so viel kaufen konnten, als man heute für 40 Schill. kaufen kann. Denn der Wert des Geldes sei seither auf $^1/_{12}$ gesunken. 1877 habe aber der Maurer in London 48 Schill. 9 Pence erhalten. Er hatte also 1877 etwas mehr als in der viel gepriesenen goldenen Zeit, welche selbst nach Marx noch über jener (des 14. Jahrhunderts) stand, wo er bereits „in Fülle leben und Reichtum (?) accumulieren konnte". Anders beim weiblichen ländlichen Arbeiter. Für diesen hat Rogers gefunden, daß er im 15. Jahrhundert mit im Mittel 1 Schill. 6 Pence per Woche gelohnt war, was sich auf den Wert von heute mit 18 Schill. berechne, während 1860 der mittlere Lohn 4 Schill. 2 Pence gewesen ist, so daß die Arbeiterin auf dem Lande heute kaum $^1/_4$ von dem im 15. Jahrhundert üblichen Lohn empfange. Ich stelle dies fest mit dem Hinzufügen, daß eben die Lage des landwirtschaftlichen Arbeiters in England mit der Entwickelung des Handwerks- und industriellen Arbeiters nicht Schritt gehalten hat und weiterhin in England der weibliche Arbeiter im Verhältnis zum männlichen schlechter gezahlt wird als beispielsweise auf dem Kontinent.

Seitdem Rogers über diese Dinge schrieb, ist übrigens noch weiteres Material zur Beurteilung der Frage beigebracht worden. Im Einklang aber mit Rogers gewinnt man aus demselben den Eindruck, daß der industrielle Arbeiter vom landwirtschaftlichen wohl zu unterscheiden und weiterhin noch diese Einteilung in der Weise zu spezialisieren ist, daß man auseinanderhält: 1. qualifizierte (gelernte), darum auch persönlich wohl befähigte Lohnarbeiter im Gewerbe, wohin dann insbesondere auch die Handwerker gehören, 2. unqualifizierte oder minder qualifizierte industrielle Arbeiter, 3. landwirtschaftliche Arbeiter. Daß es den letzteren heute immerhin besser geht als vor fünfzig Jahren, wird für den Durchschnitt, bezw. für den größten Teil des Landes unten gezeigt; für die an zweiter Stelle genannten hat sich die Lage allgemein entschieden gehoben. Sie verfügen über ein um wohl mehr als die Hälfte größeres Realeinkommen als um die Mitte des Jahrhunderts. Die qualifizierten Arbeiter endlich sind auf dem Wege, in den Mittelstand hineinzuwachsen. Wenn wir eine Schätzung aussprechen sollen, so stünden sie sich heute mindestens doppelt so gut wie vor 40 Jahren.

Näher eingegangen sei auf die Verhältnisse, wie sie beim schlechtest bezahlten Arbeiter, dem landwirtschaftlichen, liegen.

Auf der Londoner Remuneration Conference von 1885 bringt zuerst W. Saunders, der Deligierte der englischen Land

Restoration League, die Sprache auf den landwirtschaftlichen Arbeiter. Er hat seine Erfahrungen in einem Distrikt von Wiltshire gesammelt, mit dem er seit fünfzig Jahren vertraut ist, und berichtet nun: „Der vorherrschende Lohn im Jahre 1835 war 7 Schill. die Woche mit gewissen Zugaben seitens der Kirchgemeinde für die Leute mit großen Familien. Fleisch und Kartoffeln hatten damals den halben Preis; Brot hatte den Preis von heute, obzwar es seitdem öfter teurer gewesen ist. Heute ist der Lohn 10 Schill. pro Woche. Aber der Arme erhält nicht mehr die Wildpret- oder Hammelsuppe wie früher, und das Gemeinland ist eingezäunt. Rechnet man dazu die doppelt so teuren Fleisch und Kartoffeln, so macht das eine Einbuße von 3 Schill. pro Woche, so daß der Mann sich heute mindestens nicht besser stellt als ehedem." Saunders fügt dem dann später einschränkend hinzu: „Inwieweit die von mir geschilderte Lage der Dinge auch für andre Gegenden zutrifft, kann ich nicht beurteilen. Ich habe einfach meine Beobachtungen niedergelegt. Daß sie für einen großen Teil des Südens von England Geltung haben, glaube ich immerhin behaupten zu dürfen. Daß Schottland ähnlich leidet, ist überall bekannt." In der darauf folgenden Diskussion polemisiert zuerst Jeans, Sekretär der British Iron Trade Association gegen Saunders. Er habe Gelegenheit gehabt, sich über die Verhältnisse im Norden Englands ein Urteil zu bilden, und auf Grund dessen stimme er nicht mit Saunders überein. Sir James Caird (in England eine anerkannte Autorität auf landwirtschaftlichem Gebiet) habe den mittleren Lohn des landwirtschaftlichen Taglöhners für ganz England mit 9 Schill. 7 Pence für 1850, 14 Schill. für 1878 bezeichnet; und blicke man in den jüngsten von Coleman der königlichen Landwirtschaftskommission erstatteten Bericht, so erfahre man, daß 1884 der Lohn in Cheshire und Northumberland 18 Schill. gewesen sei. Mr. Lowthian Bell habe für den Cleveland-Distrikt einen mittleren Lohn des landwirtschaftlichen Taglöhners von 17 Schill. festgestellt. Auch seien die Kosten des Lebensunterhalts nicht in dem Maße, wie es von Saunders gesagt wurde, gestiegen. — Der nächste Redner, Stapelton, teilt mit, daß in gewissen Distrikten von Kent, die er Zeit seines Lebens kenne, der mittlere Lohn in den jüngsten Jahren 2 Schill. 9 Pence (das wären 16½ Schill. pro Woche) gewesen sei. Ein späterer Redner, Major Craigie, Mitglied des „Local Taxation Committee", bemerkt zur Erklärung der Differenzen, daß im Norden höhere Löhne als im Süden

gezahlt würden. Ersteres sei aber nicht bloß in Industriedistrikten der Fall. Herr Saunders werde ohne Zweifel erstaunt sein zu hören, daß in so rein agrikolen Grafschaften wie Bucks die Durchschnittslöhne gewesen sind: 1874 15 Schill. pro Woche nebst Milch zum Frühstück und 19 sowie 21 Schill. beim Heuen und in der Ernte. Gegenwärtig (1885) würden 16 Schill. pro Woche gezahlt oder 17 Schill. ohne Milch. Schließlich springt ein Delegierter der National Agricultural Labourers Union, Mr. Ball, Mr. Saunders zu Hilfe und teilt Daten mit, die er in Essex gesammelt hat, wonach der mittlere Wochenlohn des landwirtschaftlichen Arbeiters dahier 11 Schill. und jener, die nur 5 Tage in der Woche arbeiten — was bei vielen Tausenden der Fall sei — nur 10 Schill. ist. Und endlich läßt sich Mr. Saunders selbst nochmals vernehmen. Er teilt einen Fall mit, den er jüngst erlebt hat. Ein Farmer zahlte 9 Schill. Wochenlohn statt der gewöhnlichen 10. Saunders befragt ihn, wie er es über sein Gewissen bringe, solchen Lohn anzubieten, worauf ihm der Farmer erwidert: Wenn ich den Arbeitern sagen würde, ich könne in Hinkunft nur 8 Schill. zahlen, so würden sie erwidern: „Es ist traurig, Herr, aber schließlich wird's auch damit gehen müssen [1])."

---

[1]) Sir James Cairds Aufstellungen lauten (vgl. Financial reform almanack for 1888, S. 7):

		1770	1850	1880
Rent of Land	per acre	13 s.	27 s.	30 s.
Price of Bread	per lb.	1½ d.	1¼ d.	1½ d.
„ „ Meat	„	3¼ d.	5 d.	9 d.
„ „ Butter	„	6 d.	1 s.	1 s. 8 d.
Wages of Agricultural Labourer	per wk.	7 s. 3 d.	9 s. 7 d.	14 s.
Rent of Labourer's Cottage . .	„	8 d.	1 s. 5 d.	2 s.

Leone Levi (der auch Rogers ein zuverlässiger Zeuge ist) meint S. 10: In Edens „State of the Poor" sind die Taglöhne landwirtschaftlicher Arbeiter für 1793 auf 1 Schill. 5 Pence im Winter (d. i. pro Woche zu 6 Tagen 8 Schill. 6 Pence), 1 Schill. 9 Pence im Sommer (pro Woche 10 Schill. 6 Pence) angegeben; heute erhält der landwirtschaftliche Arbeiter selten weniger als 2 Schill. bis 2 Schill. 6 Pence pro Tag (= 12 Schill. bis 15 Schill. pro Woche). Ein einfacher Taglöhner erhielt 1831 in Northumberland 11 Schill. pro Woche, 1880: 18 Schill. — An der gleichen Stelle auch Lohnangaben aus der Textilindustrie. S. 15 wird bemerkt: Landwirtschaftliche Löhne mögen in einigen südlichen Grafschaften Englands und in Irland bis auf 7 bis 10 Schill. pro Woche herabgehen, in andern Beschäftigungen aber steigen die Löhne bis 30, 40 und selbst 60 und 80 Schill. pro Woche. Die Großzahl der landwirtschaftlichen Arbeiter muß sich mit 2 Schill. 6 Pence (= 15 Schill. die Woche) begnügen. Bauarbeiter verdienen 30—38 Schill., qualifizierte Arbeiter in der Industrie, wenn ge-

Aus diesen Verhandlungen über die Lage jenes Teils der englischen Arbeiter, welcher nach dem übereinstimmenden Urteil aller am schlechtesten daran ist, geht hervor, daß er im agrikolen Süden des Landes viel niedrigeren Lohn empfängt [1]) als im industriellen Norden. Vor hundert Jahren stand es umgekehrt. Im Norden und im Zentrum, d. h. im größten Teile des Landes, ist derart seine Lage sehr wesentlich besser geworden. Ohne jedes Bedenken darf man aussprechen, daß hier der landwirtschaftliche Arbeiter in seinem Einkommen über das Existenzminimum, bei welchem der Arbeiter im Süden festgehalten ist, um reichlich 50 % hinauskommt und in gleichem Verhältnis sich seine Lage gegen fünfzig Jahre früher gebessert hat. Daß der industrielle Arbeiter aber, auch der nicht qualifizierte, mit der Gestaltung der Dinge in noch höherem Grade zufrieden sein kann als der landwirtschaftliche, wurde bereits ausgesprochen.

Generalziffern zu gewinnen, welche die Hebung in der Lebenslage des gesamten Arbeiterstandes seit Beginn der Maschinenära oder seit Mitte unsres Jahrhunderts darstellen, ist allerdings sehr schwer. Ein einziger Versuch dieser Art liegt uns vor — neben jenem Leone Levis, auf den Rogers (vergl. oben) sich bezieht, aus der Feder von Professor Marshall in

---

schickt, 30—40 Schill., wenn minder geschickt, 23–28 Schill., gewöhnliche Arbeiter 15—20 Schill. — Weitere summarische Daten S. 30 und S. 52. Hier wird, nach dem schon im Text erwähnten Bericht von Coleman über die Landwirtschaft in Northumberland, festgestellt, daß der Wochenlohn des gewöhnlichen Taglöhners betragen hat 1851, 1861, 1871 und 1881: 11, 16½, 16½ und 18 Schill. Die folgende Seite werden nach Chadwick im Journal of the Statistical society und Watt in der Encyclopaedia Britannica Löhne aus der Tertilindustrie mitgeteilt, darunter als wöchentlicher Spinnerlohn 1850, 1860, 1865, 1876: 20, 27, 30 und 35—40 Schill. (Vgl. auch Handwörterb. d. Staatsw. I, 705 und Nasse, Agrar. Zustände in England 1884, S. 146 ff.)

[1]) Nachträglich kommen uns noch folgende Daten zu Gesicht (in Rhodes, Pauperism, past and present, 1891, S. 81 f.). Nach Erhebungen Kebbels in seinem Buche „The agricultural labourer", beglaubigt von Craigie in „The farmers labour Bill" und weiterhin von dem vorerwähnten Rhodes werden gegenwärtig gezahlt durchschnittlich

	an regelmäßigem Lohne	inkl. Gratifikationen
in den Ost- u. Nordostdistrikten .	10—13 s.	12 s. 4 d. bis 16 s. 6 d.
„ „ Südost- u. östlichen Centraldistrikten	11—15 s.	15—17 s. 10 d.
„ „ West- u. Südwestdistrikten	10—14 s.	12 s. 4 d. bis 17 s.
„ „ Nord- u. Nordwestdistrikten	15 16 s. 6 d.	20 s. 6 d.

Cambridge, der in einem Aufſatz, welchen die vorzugsweiſe aus Arbeitern beſtehende Wholesale Cooperative Society in ihrem Jahrbuch für 1885 abgedruckt hat, das folgende ſagt: „Zu Beginn des Jahrhunderts waren die Preiſe der Bedarfsartikel der Arbeiter, eins ins andre gerechnet, nahezu doppelt ſo hoch wie heute. Gleichzeitig hat ſich der mittlere Geldlohn der Arbeit auf das Doppelte gehoben. Das Durchſchnittseinkommen je für Mann, Weib, Kind in der Handarbeiterklaſſe war damals ungefähr 12 Pfd. Sterl., und iſt heute nicht unter 20 Pfd. Sterl. Dieſe Klaſſen haben heute ſicher noch nicht zu viel von den Bedürfniſſen, dem Comfort, dem Luxus des Lebens. Aber damals hatten ſie nicht ein Drittel von dem, was ſie heute haben. Früher Tod und Krankheit liefen damals Aufruhr ſtiftend durch das Land.“

So ſtand es alſo vor achtzig, neunzig Jahren, ſo heute. Vielleicht ſieht übrigens Marſhall die Lage doch etwas zu roſig an und fehlt darnach ebenſoſehr nach der einen Richtung, wie etwa Rogers, deſſen Auge mit ſeinem Sammelfleiß öfter nicht Schritt gehalten zu haben ſcheint, nach der andern Richtung gefehlt haben könnte, wenn er uns die ländliche Taglöhnerin als einen bei Vergleichung der früheren gegen die jetzige Lage des Arbeiters brauchbaren Typus bringt [1]). Aber wir haben überhaupt alle dieſe Daten hier nicht ſo ſehr um ihrer ſelbſt willen und um dem Leſer einen Einblick in die Sozialgeſchichte des ökonomiſch am weiteſten vorgeſchrittenen europäiſchen Landes zu gewähren, mitgeteilt, ſondern weit mehr in Rückſicht der Moral, die ſie enthalten. Das letzte Wort, bevor wir von dieſer Unterſuchung der engliſchen Entwickelung Abſchied nehmen, muß wie das erſte, als wir ſie begannen, immer wieder der Frage gelten: welches Licht die vermittelſt partei-

[1]) Vgl. Kebbel, The agricultural labourer, 1887 S. 53. Ueber Unzuverläſſigkeiten Rogers' (zu Ungunſten der Gegenwart) vgl. Faber, Entſtehg. d. Agrarſchutzes i. Engl. 1888 S. 20. Indes ſoll auch Marſhall, vgl. Schulze-Gävernitz, Zum ſoz. Frieden, 1890, II, S. 105, ſich als Sozialiſt bezeichnen.

loser Untersuchung gefundenen Thatsachen von früher gegen jetzt auf die Funktion unsres Wirtschafts- und Gesellschaftssystems werfen. Wir kommen für diesen Zweck zuvörderst nochmals auf die Deutung zurück, welche Schippel der englischen Sozialgeschichte gegeben hat. Folgendes ist das letzte Ergebnis seiner Untersuchung (S. 191): „Man schilt die Männer Schwarzseher, welche es für ihre Pflicht halten, auf die fortschreitende Zersetzung unsrer modernen Staaten in wenige Vielhabende und viele Millionen von Habenichtsen hinzuweisen. Aber haben sich die Voraussagungen der unbequemen Mahner nicht voll und ganz an dem fortgeschrittensten Staate der Welt erfüllt?" „Eine Gliederung der Gesellschaft nach Wohlstandsunterschieden hat es bisher stets gegeben. Auch die Armut großer Massen ist nichts, was unser Jahrhundert von früheren Zeitaltern unterschiede. Aber unserem Jahrhundert ist es vorbehalten geblieben, mit dem Nationalreichtum zugleich die Armut der Massen zu steigern." „Das Elend" ist „heute größer als es je war" (S. 183). Wie Schippel zu dieser Auffassung der Lage kommt, zeigen nebst bereits Gesagtem recht drastisch einige S. 163 von ihm mitgeteilte Ziffern. Während er (S. 144) Giffen vorwirft, er habe für seine (von uns nicht benutzte) Vergleichung des Arbeitereinkommens vor fünfzig Jahren und heute „Paradelöhne" ausgesucht, beruft sich unser Autor (S. 163) auf Baxter, einen „überaus zuverlässigen Statistiker", und setzt den von diesem mitgeteilten Lohnziffern solche der vierziger Jahre entgegen. Nach letzteren erhielt beispielsweise „ein erwachsener Bergmann in Northumberland 20—30 Mark die Woche", heute erhalte er 21—23 Mark, wovon „20% in Abzug zu bringen sind wegen der periodisch wiederkehrenden Arbeitslosigkeit. So behielten wir 16⅘—18⅖ Mark als durchschnittlichen Wochenlohn". Die Löhne früher seien „also im Durchschnitt ganz bedeutend mehr als heutzutage" gewesen. Man gehe auf diese Vergleichung nun näher ein! Für heute bringt Schippel 20% des Lohnes für Arbeitslosigkeit in Abzug und reduziert auf diese Weise den Lohn auf 16,8—18,4 Mark. Das Einkommen

der vierziger Jahre, mit dem er dieses letztere vergleicht, erfährt dagegen keinen Abzug, obzwar kein Grund vorliegt anzunehmen, es sei in diesem Punkte damals wesentlich anders gewesen als heute. Was dann aber das Schippelsche „Heute" betrifft, so werden hiefür — wie erwähnt — die Baxterschen Ziffern herangezogen. Leichten Herzens kommt Schippel darüber hinweg, daß sie, wie er genau weiß, den sechziger Jahren gelten! Wer wird auch der Pedant sein, sich daran zu stoßen, daß die sechziger Jahre nicht die achtziger, also wenn man ganz genau sein will, nicht „heute" sind! Schippel nennt wiederholt Baxter, dem er jene Ziffern der sechziger Jahre als heutige entnimmt, einen zuverlässigen Statistiker. In seinen Lohntabellen ist er für Schippel „zuverlässig", in seiner Einkommenstatistik aber soll er, nach Schippel, den Steuerlisten behufs Ermittelung der wirklichen Einkommen bloß 4,5 % zugelegt haben, wo offizielle Quellen zu einem Zuschlag von 130 % auffordern! Ist es nun nicht merkwürdig zu sehen, wie derselbe Autor bald Mann von Schippels Vertrauen, bald Stümper ist. Und interessanterweise das *erste* überall dort wo seine Daten mit der grundsätzlichen Auffassung Schippels harmonieren, *verdächtig*, wo jene Uebereinstimmung sich *nicht* von vornherein ergeben will! So legt sich also unser Autor seine Urteile und Daten nach Bequemlichkeit zurecht; wenn aber Giffen in seiner Arbeit zu Ergebnissen gelangt, die uns nach unserer ganz unabhängig von ihm durchgeführten Untersuchung ziemlich *richtig* erscheinen[1]), so sei seine Methode „statistischer Unfug". Das Verfahren, Zeugnisse aus den sechziger Jahren zur Kennzeichnung der heutigen Verhältnisse heranzuziehen, wird von Schippel öfter geübt. Unter Umständen geht er noch etwas weiter zurück. Und da ist dann Schippel hin und wieder wirklich köstliches begegnet. So führt er S. 161 gegen Giffen, der den Nachweis anstrebt, während der **letzten 50** Jahre habe sich die Lage des Arbeiters bedeutend gebessert, Porter an. „Giffen hätte auch bei Porter,

[1]) Vgl. seitdem auch die eingehende Untersuchung *Howells* im Cooperative Wholesale Societies Annual for 1892.

den er doch mit Vorliebe heranzieht, eine lange Reihe recht bedenklicher Zahlen finden können, welche beweisen, daß die Aufwärtsbewegung der Löhne durchaus nicht allgemeine Regel ist, und daß die Thatsachen sehr oft seinen optimistischen Erwartungen schnurstracks zuwiderlaufen. Man betrachte nur die „beglaubigten Lohnlisten, welche Porter für die Jahre 1800 bis 1836 nach vielen und langwierigen Bemühungen zusammenstellt." „Wohin man blickt, ob auf die Zimmerleute, Backsteinleger, Maurer, Bleigießer, Schneider, Schuhmacher, Weber, Spinner, Wollkämmer, Strumpfwirker, Tagelöhner — ob man die Aufstellungen für Manchester, Glasgow, Bolton, Bradford, Londonderry ꝛc. heranzieht — überall zeigt sich ausnahmslos ein Sinken des Lohnes. Die Abnahme des Lohnes bleibt auch dann noch ganz bedeutend, wenn man die Kriegsjahre — wo die Lohnhöhe wegen Ueberemission von Papiergeld als eine künstliche gelten könnte — ganz außer Vergleich läßt. Die Schuster erhielten 1821 in Londonderry wöchentlich 15 Schill., in den dreißiger Jahren nur 12 Schill., in Manchester in denselben Jahren 11 und 9 Schill. Die Zimmerer standen sich" u. s. w. Mit Schippel ist jedermann klar, daß der Weg, um Giffens Darlegung, das Arbeitereinkommen habe sich während der letzten fünfzig Jahre (1830 bis 1880) erhöht, zu widerlegen, kein andrer sein konnte als der Nachweis der Löhne, die die Schuster in Londonderry und die Zimmerer in Londonderry, und die Maurer in Manchester in den ersten dreißiger Jahren gegen die zwanziger Jahre erhielten!

Im weiteren stützt sich Schippel für die Behauptung, daß der Arbeiter sich heute nicht nur relativ, sondern auch absolut schlechter stehe als ehemals, auf die Thatsache, daß neben dem Manne heute auch Frau und Kinder Erwerber geworden seien (als ob es nicht schon in der Hausindustrie so gewesen wäre und da weit mehr als in der Fabrikindustrie!) und ihm Konkurrenz machen.

Seite 147 teilt er mit, daß die Zahl der erwachsenen männlichen Arbeiter gewesen ist in den:

		1850	1875
Baumwollfabriken	des Königreichs	95000	115000
Wollfabriken	„ „	29000	49000
Kammgarnfabriken . . .	„ „	15000	32000
Flachs- und Leinenfabriken .	„ „	12000	31000

Diese Daten, wonach die Zahl der männlichen Arbeiter in den angeführten Industrien binnen 25 Jahren um 76000 gestiegen ist, werden zum Nachweis der ihnen S. 146 vorangeschickten These beigebracht: „Nur Weiber und Kinder haben leidliche Aussicht, Arbeit zu erhalten, die Männer so gut wie gar keine." Nachdem die Ziffern sodann entsprechend verarbeitet sind, wird (S. 155) vermittelst der originellen Aeußerung, „daß das stärkere Hervortreten des weiblichen Elements immer ein Herabsinken des durchschnittlichen Lohnniveaus mit sich bringen wird, auch wenn der Lohn der Männerarbeit der gleiche bleibt oder sich gar erhöht" — der Eindruck zu erwecken gesucht, der Arbeiterfamilie stehe nun infolge der Frauen- und Kinderarbeit ein geringeres Einkommen zu Gebote als zuvor.

Auf den normalen Leser verfehlen Beweisführungen wie die Schippelsche trotzdem ihren Eindruck nicht. Dies beweist beispielsweise die Würdigung, die Pastor Fr. Neumann auf der Generalversammlung des schlesischen Provinzialvereins für innere Mission in Liegnitz, den 13. Juni 1889, Schippel mit den Worten angedeihen ließ: „Die Sozialdemokratie ist Geistesmacht. Das würde nicht so oft verkannt werden, wenn unsre christliche Bildungswelt sich etwas mehr mit der sozialdemokratischen Litteratur abgeben wollte. Die intellektuelle Höhe derselben ist wahrlich nicht so gering. Schon eine Schrift wie Max Schippels „Das moderne Elend und die moderne Uebervölkerung" zeigt, welche Summe von Fleiß und Scharfsinn sich in den Dienst der Sozialdemokratie stellen kann."

Neben der Frauen- und Kinderarbeit und in Zusammenhang mit ihr soll die wachsende Arbeitslosigkeit das Einkommen der Arbeiter heute mehr verkürzen als in früheren Jahren. Schippel beruft sich hiefür (S. 169) auf den früher genannten

Baxter und die englische Armenstatistik von 1866: „Sie wies nämlich nach, daß Anfang 1866 916 000 Arme in England und Wales unterstützt wurden: für das ganze Jahr betrug die Gesamtzahl aller Unterstützten das $3^1/_2$ fache, also 3 Millionen. Die Almosenempfänger gehörten wohl fast ausschließlich dem Arbeiterstande mit seinen 16 Millionen Köpfen an. Von diesem aber betrugen sie fast genau ein Fünftel, 20 %! Ein Fünftel des Arbeiterstandes ist im Durchschnitt außer Beschäftigung."

Mit dieser Feststellung setzt Schippel seinen Untersuchungen die Krone auf. Nach der Armenstatistik ein Fünftel der englischen Arbeiter außer Beschäftigung! Man behalte im Auge, daß es sich hier für Schippel um den Nachweis der infolge Mangel an Arbeit der Armenpflege Verfallenen handelt. Wie groß die Ziffer dieser Leute heute ist, läßt sich aus den im Report of the local gouvernment board für 1890/91 mitgeteilten Ziffern schließen. Es wären darnach von im ganzen (am 1. Januar 1891) 780 631 Almosengenössigen sicher keine 10 000 Männer wegen „Arbeitsmangel" Gegenstand der Armenpflege gewesen. Schippel berechnet 3 Millionen wegen Arbeitsmangel unterstützte für seine Zeit, 1866. Inwieweit er diese Daten Baxter verdankt, wissen wir nicht. Aus der **Armen**statistik aber auf die gezeichnete Art die Zahl der „Arbeitslosen" — so wie dies Wort verstanden wird und von Schippel verstanden werden wollte — auf 3 Millionen statt in Wahrheit etwa **10 Tausend**, beziehungsweise mit Zurechnung der Familienangehörigen 30 oder 40 000[1]) zu berechnen — dazu

[1]) Schippel hat übersehen, daß die Armenpflege in England vorzüglich von Greisen, Kindern, Kranken und hilflosen Frauen benutzt wird. So wurden am 1. Januar 1891 auf 780 000 Arme 235 000 Kinder gezählt. Die Zahl der Greise (über sechzigjährigen) war an die 300 000. Macht zusammen bereits 535 000. Der Rest entfiel auf im arbeitsfähigen Alter stehende, nun aber kranke Männer und Frauen. Die „Millionen" Schippels, aus der Armenstatistik entwickelt, bleiben derart wohl das ungeheuerlichste Phantasiestück, das die moderne Statistik kennt.

brauchte es einen Jongleur von der Fertigkeit und gleichzeitig der Naivität unseres sozialistischen Madatoren.

Auf diese Weise also wird der sozialistische Beweis von dem Verfall, dem unsere Gesellschaft geweiht ist, und von der Naturwidrigkeit unserer Einrichtungen, welche nicht nur jeden gesellschaftlichen Fortschritt hemmen, sondern uns nur immer tiefer und tiefer in den Sumpf sinken lassen, „historisch-statistisch" geführt. Auf Grund des so gesammelten Materials leitet Schippel das Schlußwort seines Buches mit der Betrachtung ein: „Wir haben ein düsteres, aber durchaus wahrheitsgetreues Bild von unserer sozialen Entwickelung entworfen und kommen zu dem Ergebnis, daß die Arbeiter heute, wo sie rechtlich als frei und als allen andern Staatsbürgern gleich anerkannt sind, wirtschaftlich noch immer in derselben unwürdigen Abhängigkeit und Lebensstellung sich befinden wie zur Zeit der Sklaverei."

C. Zur sozialen Entwickelung im Königreich Sachsen.

Daß auch Sachsen kein übles Experimentierfeld für wirtschaftlich-gesellschaftliche Einrichtungen ist, richtiger dieselben Gelegenheit haben, sich hier zu erproben, darüber hat sich der „Vorwärts", das Organ des deutschen Sozialismus, im September vorigen Jahres in allerdings etwas mangelhaftem Deutsch wörtlich, wie es in der Anmerkung heißt, ausgesprochen [1]).

[1]) „Sachsen als Industriestaat ersten Ranges, wo alle Erscheinungsformen der großbürgerlichen Produktionsweise scharf ausgeprägt zu finden sind, das Großgewerk, das fabrikmäßig mit Hunderten von Händen und Tausenden von Pferdekräften produziert, in bester Maschinerie excelliert, und die volksverwüstende Hausindustrie, die eine Handvoll Verleger bereichert und Myriaden von Kindern, Weibern, Männern aussaugt und ruiniert, Textilgewerbe und Eisenindustrie, Erzbergbau und Kohlenbergbau, es findet sich alles im Königreich Sachsen, dessen Arbeiterbevölkerung eine Kerntruppe der deutschen Sozialdemokratie ist, dessen Arbeiterbevölkerung aber auch die Geißel des gesellschaftlichen Elends so außerordentlich schwer empfinden muß."

Wir legen Wert darauf, hier mit dem Vorwärts zu konstatieren nicht nur, daß die sächsische Arbeiterbevölkerung „eine Kerntruppe der deutschen Sozialdemokratie ist“ [1]), sondern auch daß sie, weil Sachsen eben ökonomisch so weit vorgeschritten ist, „die Geißel des gesellschaftlichen Elends außerordentlich schwer empfinden muß“.

Für Sachsen müssen wir uns mit Daten, die den allerletzten Jahrzehnten angehören, meist zufrieden geben. Dagegen ist uns die Aufgabe dadurch erleichtert, daß die Wohlstandsverhältnisse des Königreichs eine zusammenfassende Darstellung gefunden haben in dem Aufsatze von Böhmert „Das königlich sächsische statistische Bureau von 1875—90“ in der Zeitschrift des Bureaus, Jahrgang 1890, und weiter dann in den Statistischen Jahrbüchern für das Königreich.

Die Untersuchung soll im übrigen die gleichen Wege gehen wie in England. Nur sei vorausgeschickt, daß Sachsen die stärkste Bevölkerungsvermehrung unter allen Staaten Europas hat, stärker auch als England. Von 1815—90, während 75 Jahren, hat sich die Bevölkerung des jetzigen Königreichs nicht weniger als verdreifacht!

Die Gesamteinkünfte der sächsischen Bevölkerung sind nach der Einkommensteuerstatistik [2]) in den 11 Jahren 1879 bis 1890 von 1045 Millionen Mark auf 1611 Millionen Mark gestiegen [3]). Dieses Wachstum binnen 11 Jahren ist enorm. Das in jahrhundertelanger Arbeit zu jener Höhe von 1879 gebrachte Einkommen

---

[1]) In den Wahlen zum sächsischen Landtag vom Oktober 1891 fielen aus 97000 Stimmen 36000 auf sozialdemokratische, 61000 auf „bürgerliche“ Kandidaten, auf erstere also bereits über ein Drittel.

[2]) Das erste Gesetz, die Einkommensteuer betreffend, vom 22. Dezember 1874, hat bald einem zweiten Gesetz vom 2. Juli 1878 Platz gemacht. Es empfiehlt sich daher, die Ergebnisse der Einkommensteuer nicht vom Jahre 1875 an, sondern erst vom Jahre 1879 an miteinander zu vergleichen.

[3]) Ohne Abzug der Schuldzinsen und einschließlich des Einkommens der juristischen Personen.

eines Volkes ist im Laufe von einem Dutzend Jahre um mehr als die Hälfte gesteigert worden.

Wie verteilt sich nun aber das Einkommen heute gegen das Einkommen von früher auf die verschiedenen Klassen? Die sächsische Statistik ist für Beantwortung dieser Frage ungleich besser brauchbar als die englische, da die Steuerpflicht schon bei 300 Mark Einkommen beginnt. Ueberdies ist die Scheidung nach Einkommensquellen eine viel schärfere als in der englischen Einkommensteuer.

Nach den Einkommensquellen haben sich von 1879 bis 1890 vermehrt die Einkünfte aus:

Grundbesitz . . .	von	218,2	Millionen	auf	262,7	Millionen	Mark
Renten	„	111,7	„	„	187,1	„	„
Gehalten und Löhnen	„	364,7	„	„	665,1	„	„
Handel und Gewerbe	„	350,4	„	„	496,0	„	„

An dem Gesamteinkommen nahmen also Teil die Einkünfte aus:

		1879	1890
Grundbesitz	mit rund	20,9 %	16,3 %
Renten	„ „	10,7 „	11,6 „
Gehalten und Löhnen .	„ „	34,9 „	41,3 „
Handel und Gewerbe .	„ „	33,5 „	30,8 „

Der verhältnismäßige Anteil, der aus dem Volkseinkommen den arbeitenden Klassen (im weiteren Sinne, d. h. jenen, die im Dienste anderer stehen), zufließt, hat also weit mehr zugenommen als Renten- und Unternehmergewinn. Die besitzenden und Zwischenhandelsgewinn beziehenden Klassen empfingen 1879 aus dem gesamten Volkseinkommen 65,1 %, 1890 58,7 %.

Was dann aber die Abstufung nach Einzeleinkommen betrifft, so werden in der amtlichen Statistik die mehr als 200 verschiedenen Klassen in einige Hauptklassen zusammengefaßt und zwar unterschieden:

1. Einkommen . . .	bis	500	Mark		
2. „	von	500	„	800	„
3. „	„	800	„	1600	„

4. Einkommen von 1600 bis 3300 Mark
5. „ „ 3300 „ 9600 „
6. „ „ über 9600 „

Es betrug nun im Zeitraum von 1879 bis 1890 die Zahl der eingeschätzten physischen und juristischen Personen mit Einkommen

		1879		1890	
bis 500 Mark		560210	= 51,5 %	546138	= 38,9 %
von 500 „ 800	„	270246	= 24,8 „	401439	= 28,6 „
„ 800 „ 1600	„	165699	= 15,2 „	318125	= 22,7 „
„ 1600 „ 3300	„	62140	= 5,7 „	91124	= 6,6 „
„ 3300 „ 9600	„	24414	= 2,3 „	36841	= 2,6 „
über 9600	„	5293	= 0,5 „	10402	= 0,7 „

Die Gesellschaftspyramide hatte 1879 und 1890 folgende Gestalt (vgl. Fig. 4).

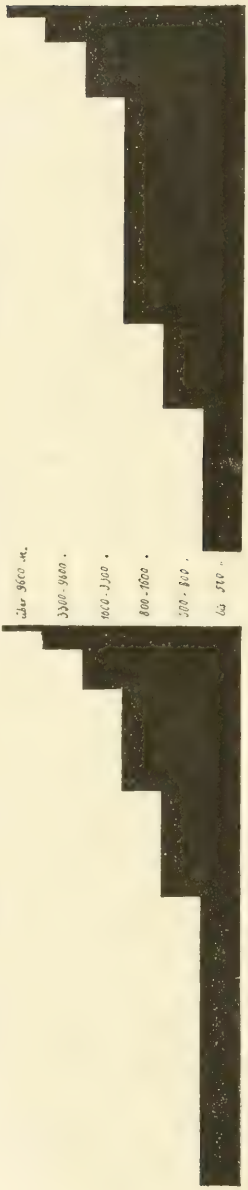
Eine Herabdrückung der mittleren gegen die unteren Klassen, eine Isolierung der Besitzenden bei gleichzeitiger Verringerung ihrer Zahl ist wieder nicht zu konstatieren, sondern das genaue Gegenteil. Wie schon früher bemerkt, gestattet uns das tief liegende steuerfreie Existenzminimum der sächsischen Einkommensteuer, die Entwickelung, welche unsere Gesellschaft unter dem Einfluß der „kapitalistischen" Einrichtungen nimmt, hier viel genauer festzustellen, viel weiter nach unten zu verfolgen als in irgend einem andern Lande. Unter die sächsische Einkommensteuer fallen heute ziemlich alle Erwerber des Königreichs (1890 waren 1327144 Personen von im ganzen 1404069 Erwerbern steuerpflichtig). Die Statistik ist darum von unübertrefflicher Vollständigkeit. Sie umfaßt in der That das ganze Volk, die gesamte „Gesellschaft."

Und da zeigt sich nun: Eine Emporhebung der gesamten Gesellschaft gegen die Stufe der Häblichkeit. War 1879 die Gesellschaftsschicht mit 500—1600 Mark noch schwächer als die mit Einkommen bis 500 Mark (40 gegen 51,5 %), so sind nun die Rollen gewechselt (51 gegen 39 %), der Schwerpunkt ist hinaufgerückt, die Pyramide ruht auf mächtigern Quadern als zuvor. Auch die Zahl der sehr Wohlhabenden hat stark zu-

Fig. 4.

Einkommensverteilung im Königreich Sachsen.

11 Jahre Entwickelung.



genommen, das ist richtig; aber die Verbindung nach unten hin, repräsentiert durch den Mittelstand, ist nicht brüchig geworden, sondern hat an Mächtigkeit gewonnen. Uebrigens ist nicht zu vergessen, daß die vorliegende Statistik auch die juristischen Personen in sich begreift. Diese machen sich vorzugsweise in den höchsten Einkommensklassen geltend. In den höchsten Klassen mit 300000 Mark und darüber gab es beispielsweise im Jahre 1890 nur 17 physische und 28 juristische Personen, und zwar sind es fast ausschließlich Aktiengesellschaften, welche die höchsten Einkommensbeträge erreichen. Das Einkommen der Aktiengesellschaften verteilt sich aber mit Vorliebe auf Personen, die in den höchsten Klassen schon einmal gezählt sind, so daß die gleichen Einkommensbezieher speziell in diesen Klassen leicht zweimal aufmarschieren.

Braucht es angesichts dieser Daten aus der sächsischen Einkommensteuer-

statistik nun überhaupt noch weiterer zur Beleuchtung der Entwickelung, die die „kapitalistische" Gesellschaft in Wirklichkeit nimmt?! Für den Vorurteilslosen oder kapitalistisch Voreingenommenen sicher nicht. Indes kann die Sicherheit des Urteils über unsre soziale Entwickelung nur gewinnen, wenn auch hier neben den eigentlichen Phänomenen der Entwickelung die Wirkungen, die von ihnen ausgehen und ja dann allein ausgehen können, wenn die Phänomene, die wir gezeichnet haben, Wirklichkeit sind, in die Darstellung einbezogen werden.

An der Konsumstatistik der Kulturländer drückt sich, wie schon früher erwähnt, der Sozialismus vorüber. „Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils." In der That ist auch die sächsische danach, ihm unbequem zu werden. Wir nennen daraus bloß eine Ziffer, aber eine, die, wie wir glauben, Rückgang oder Fortschritt im standard of life des Volks ganz besonders scharf charakterisiert: die Ziffer des Fleischverbrauchs. Wir besitzen für diesen gerade in Sachsen weit zurückreichende Daten. Er war pro Kopf:

	für Schweinefleisch	für Rindfleisch
	Pfunde	
1836—45	**17,8**	**14,3**
1846—55	18,0	14,9
1856—65	25,6	18,4
1866—75	30,3	20,6
1876—85	37,3	23,2
1890	**41,2**	**28,0**

Setzt man die Ziffern von 1836—45 gleich 100, so war der Verbrauch pro Kopf (während gleichzeitig die Bevölkerung von 1596000 im Jahre 1834 auf 3501000 im Jahre 1890 hinaufstieg):

1876—85	209,6	162,2
1890	231,5	195,8

Wir gehen über zur Sparkassenstatistik[1]). Die Zahl der Sparkassebücher war 1889 1541984. In früheren Jahren zählte man:

[1]) Vgl. hierzu insbesondere Zeitschrift des sächsischen statistischen Bureaus 1890, 3. u. 4. Heft.

1849	81517, 1	Sparkassebuch	entfiel	auf	23,24	Bewohner
1850	94787, 1	„	„	„	20,32	„
1855	179905, 1	„	„	„	11,33	„
1860	278944, 1	„	„	„	7,86	„
1865	394234, 1	„	„	„	6,01	„
1870	475272, 1	„	„	„	5,26	„
1875	733951, 1	„	„	„	3,76	„
1880	909787, 1	„	„	„	3,27	„
1885	1274542, 1	„	„	„	2,50	„
1888	1471968, 1	„	„	„	2,24	„

Heute gibt es in Sachsen bereits mehr Sparkassebücher als erwerbende Personen, und dies trotzdem viele Tausende — die Personen mit irgend höherem Einkommen — nur eine ganz kleine Zahl von Kassen verzinst in Sachsen Einlagen von mehr als 1500 Mark — nicht zu den Einlegern zählen [1]).

Dies ist aber erst im Lauf der Jahre so gekommen. Gab es 1890 Ein Sparkassebuch auf ziemlich jeden zweiten Menschen im Königreich [2]), so war 40 Jahre früher, 1849, die Sparmöglichkeit zehnmal weniger vorhanden. Von Jahr zu Jahr,

---

[1]) Die sächsische Staatsregierung hält — heißt es im Statistischen Jahrbuch für 1892 — an der Ansicht fest, daß die Sparkassen ihrer ursprünglichen Bestimmung, die Sparpfennige des kleinen Mannes zu sammeln und zinsbar anzulegen, zu erhalten seien, und daß ihr Zweck nicht in der Vermittelung des Kreditbedürfnisses der mittleren und wohlhabenderen Bevölkerungsklasse bestehe. Die Regierung ist daher unausgesetzt bemüht, hohe Maximalkonten, wie sie in einzelnen älteren Sparkassen noch bestehen, herabzusetzen.

[2]) Vgl. hierzu aus dem „Vorwärts" vom 31. Jan. 1892 nach Wiedergabe einiger Daten über Ein- und Rückzahlungen in sächsischen Sparkassen: „Bei Würdigung dieser Zahlen muß allerdings nicht außer Acht gelassen werden, daß es nicht die arbeitenden Klassen im engeren Sinne des Wortes sind, die in die Sparkassen Geld einlegen. Bei den elenden Löhnen, die heutzutage — und namentlich in Sachsen — gezahlt werden, ist es eine reine Unmöglichkeit, daß die Massen der Arbeiter, auch wenn sie sich den äußersten Entbehrungen unterziehen und auf jeden menschlichen Komfort verzichten, irgend etwas ‚ersparen' können. Nur einige bevorzugte Arbeiter und das Kleinbürger- und Kleinbauerntum können die Sparkassen benutzen — also die sogenannten ‚mittleren Schichten'."

während voller 41 Jahre ohne eine einzige Unterbrechung, ist nicht nur die absolute, sondern auch die relative Zahl der Sparkasseeinleger gewachsen.

Was die Höhe der Sparguthaben betrifft, so gab es 1888 von im ganzen 1471968:

308048	von über	600 Mark
201679	„ 300—600	„
192160	„ 150—300	„
228383	„ 60—150	„
541698	„ unter	60 „

Prozentuell war das gegenseitige Verhältnis der Konten 1849 und 1888 das folgende. Es waren beteiligt die Konten:

		1849	1888
bis 60 Mark	mit	44,4 %	36,8 %
von 60 „ **150** „	„	25,5 „	15,5 „
		69,9 %	52,3 %
	(Differenz:		**— 17,6** %)
von **150** „ 300 „	„	17,6 %	13,0 %
„ 300 „ **600** „	„	9,0 „	13,7 „
		26,6 %	26,7 %
	(Differenz: nahezu 0, genau		+ 0,1 %)
über 600 Mark	mit	3,5 %	21,0 %
	(Differenz:		+ **17,5** %).

Die Zahl der Personen, die über 600 Mark einlegen konnten, ist also von 3,5 auf 21 % gestiegen, absolut von 2850 auf 308000. Da nach dem vorhin Gesagten die Sparkassen nur ganz ausnahmsweise mehr als 1500 Mark auf ein Sparkassebuch aufnehmen, sprechen diese Daten in der That die Entwickelung der arbeitenden Klasse aus. Hiermit vergleiche man jene eingangs erwähnte Aeußerung des „Vorwärts", wonach im Königreich Sachsen, „wo alle Erscheinungsformen der großbürgerlichen Produktionsweise scharf ausgeprägt zu finden sind", „die Arbeiterbevölkerung auch die Geißel des gesellschaftlichen Elends außerordentlich schwer empfinden muß 2c.".

Von der Statistik der Einkommensrücklagen machen wir den Schritt zur Statistik des Bodensatzes der Gesellschaft. Die

Zahl der Armen ist, wie amtlich mitgeteilt wird — die speziellen Ziffern für 1880 besitzen wir leider nicht — im Jahrfünft 1880/85 absolut um 5,44% zurückgegangen, relativ weit mehr, da die Bevölkerung gleichzeitig sehr stark gestiegen ist. Weiter dann entfielen nach jüngsten Aufnahmen im Jahre 1890 auf 100 Einwohner 1,51 unterstützte Parteien, gegen 1,67 im Jahre 1885. Was daneben die Zahl der Bettler und Vagabunden betrifft, so wurden deren 1880: 14066, 1885: 10868, 1889: 8566 bestraft; also auch hier absolut immer weniger trotz wachsender Bevölkerung. Almosengenössige Arme, Bettler, Vagabunden zusammen gab es im Königreich 1889 bezw. 1890 rund 61000; der Pauperismus war also im Lande mit noch nicht 2% vertreten. Die Zahl der infolge Arbeitslosigkeit oder unzulänglichen Verdienstes Unterstützten war 1880: 19864, 1885: 15328 (Ziffern für 1890 besitzen wir noch nicht), = 0,67 bezw. 0,48% der Bevölkerung.

Ueberblicken wir nun auch hier die Ergebnisse unsrer Untersuchung noch aus der Vogelperspektive, so muß abermals gesagt werden, daß wenn man nicht aus dem Zusammenhange der Zeit gerissene einzelne Thatbestände zur Kennzeichnung unsrer Gesellschaftseinrichtungen heranziehen, sondern die gesamte Entwickelung eines größeren Gebietes für eine Anzahl Jahre verfolgen will, man zur prinzipiellen Verwerfung unsrer ökonomischen Organisation nicht gelangt. Nichts Menschliches ist vollkommen, und wie unvollkommen gerade auch unsre Einrichtungen sind, darüber wird noch viel zu sagen sein. Das hindert aber nicht, daß sie sich bisher so übel nicht bewährt haben. Keinesfalls sind sie danach, um, wie der Sozialismus es behauptet, unabweislich die Zerrüttung unsrer Gesellschaft nach sich zu ziehen. Im Gegenteil: gerade ökonomisch konsolidiert sich dieselbe.

D. Zur Geschichte der Sterblichkeit.

Wir haben uns an der Vorführung zweier im höchsten Grade typischer Gesellschaften, der englischen und sächsischen, genügen lassen. Hier sollen sich ja, weil diese Länder mehr als andre industrialisiert sind, jene revolutionären und deroutierenden Entwickelungen, von denen der Sozialismus als den gesetzmäßigen spricht, am deutlichsten vollziehen. Allerdings ist damit auch ausgesprochen, daß wenn jene erwarteten Erscheinungen sich hier nicht einstellen, sondern genau die entgegengesetzten, diesen dann desto größere Beweiskraft auch gegen den Sozialismus zukommt. In den beiden untersuchten Staatswesen ist, was ökonomisch vorgeht, in der That unter den beherrschenden Einfluß des kapitalistischen Wirtschaftsbetriebs gestellt. Keine störenden Faktoren, die der Entwickelung eine andre Richtung geben könnten, drängen sich dazwischen. In beiden Ländern soll darum der Krankheitsprozeß, die Zerstörung am Leibe der Gesellschaft weiter vorgeschritten sein, als irgend anderswo. Sie seien, wird uns gesagt, der Auflösung ein tüchtiges Stück näher gerückt als etwa Gesamtdeutschland oder Frankreich. Was sich dort schon vollzogen hat, soll hier erst kommen. Wir begnügen uns, die sozialistischen Thesen hier nochmals anzumerken. Es kann den Thatsachen gegenüber nicht oft genug geschehen.

Abschließen aber wollen wir diese vorläufige Untersuchung über die „naturgemäße" Evolution des Kapitalismus mit einigen Daten zur Geschichte der Sterblichkeit in einigen europäischen Ländern. Man erinnere sich, daß wir die durchschnittliche Sterblichkeit als einen — nur freilich nach oben hin unendlich verkleinernden — Maßstab sozialen Wohl- oder Uebelbefindens angesprochen haben. Auch der Sozialismus thut es. Karl Kautsky hat sich erst jüngsthin folgendermaßen darüber ausgelassen [1]): „Die moderne ökonomische Entwickelung führt zur

[1]) „Neue Zeit" 1891/92, S. 644.

körperlichen Entartung der Kulturmenschheit durch die Zusammendrängung großer Menschenmassen in den Städten, durch Ueberarbeit, Entbehrungen, schlechte Wohnungsverhältnisse bei den arbeitenden Klassen; durch Mangel an körperlicher Thätigkeit, durch Ausschweifungen und Verwandlung der Ehe aus einem Akt der geschlechtlichen Zuchtwahl zu einem Geldgeschäft in den besitzenden Klassen; endlich in allen Klassen durch den Militarismus, der gerade den kräftigsten Männern die Eheschließung am meisten erschwert." So einer der maßgebendsten Führer des deutschen Sozialismus[1]). In den Großstaaten Europas hat sich nun die Sterblichkeit von 1871/75 auf 1889 auf Tausend der Bevölkerung wie folgt gestaltet[2]). Es starben:

in	1871/75	1881	1889
Ungarn . . .	—	35,0[3])	30,0
Oesterreich . . .	32,5	—	27,2
Italien	30,5	—	24,8
Deutschland . .	27,8	—	23,8
Frankreich . . .	22,4	—	20,7
Großbritannien .	22,0	—	17,8

Indes sind diese Ziffern nicht ohne weiteres brauchbar. Die Gegenüberstellung hat zur Voraussetzung, daß die Kindersterblichkeit, welche bekanntlich einen erheblichen Posten zur allgemeinen Sterblichkeit stellt, von 1871/75 auf 1889 keine Aenderungen erfahren hat, die über jene in der allgemeinen

[1]) Vgl. auch Bebel im Deutschen Reichstag am 18. November 1891: „Die mangelhafte Ernährung bedeutet Vergrößerung der Sterblichkeit, Verminderung der Eheschließungen und schließlich auch Steigerung der Vergehen und Verbrechen. Die bürgerliche Gesellschaft macht auf mich den Eindruck eines Hauses, welches auf einem Sumpf gebaut ist und allmählich versinkt. Dieses versinkende Gebäude bietet einen guten Boden für die Aufführung eines neuen Hauses."

[2]) Nach der in der „Bewegung der Bevölkerung in der Schweiz im Jahre 1885" S. 41 enthaltenen Zusammenstellung für 1871/75, im weiteren nach dem „Statistical abstract for the principal and other foreign countries", 1891.

[3]) Daten für 1871/75 hatten wir nicht zur Hand.

Sterblichkeit wesentlich hinausgehen. Diese Voraussetzung dürfte nun in der That richtig sein, trotzdem wir die Mittel nicht besitzen, um sie zu prüfen. Aber damit ist die Sache noch nicht abgethan, die Brauchbarkeit obiger Ziffern noch nicht erwiesen. Sie müssen nämlich noch einer andern Frage standhalten, jener, ob die Geburtenziffer von 1871 75 auf 1889 keine Aenderung ihrer Tendenz ausweist. Diese Frage ist deswegen von Bedeutung, weil, wenn die Geburtenziffer sich in jener Zeit verändert hätte, dies bei der größeren Sterblichkeit der Neugeborenen die allgemeine Sterblichkeit mehr oder minder wesentlich erhöhen oder herabsetzen müßte. Die Sterbe„gelegenheit" wäre größer oder geringer geworden. Und da die faktische Sterblichkeit im Verhältnis zu dieser Sterbegelegenheit betrachtet werden will, wäre dann an den Verhältniszíffern der Sterblichkeit für den Zweck, den es hier gilt, eine Korrektur vorzunehmen.

Eine Betrachtung nun des Verlaufs der Geburten in der angegebenen Zeit beweist, daß die Frage, die wir hier aufwerfen, nicht überflüssig war, indem in einigen Ländern die verhältnismäßige Geburtenziffer hinauf, in andern noch mehr herabgegangen ist. Leider fehlen uns die Mittel, die statistische Konsequenz in aller Genauigkeit daraus zu ziehen. Wir müssen uns mit Näherungswerten begnügen [1]).

Die Sterblichkeit im Verhältnis zur Sterbegelegenheit hat folgende Entwickelung genommen:

in	1871/75	1881	1889
Ungarn . . .		von 35,0 auf annähernd	29,2
Oesterreich . . .	von 32,5	„ „	27,7
Italien	„ 30,5	„ „	24,5
Deutschland . .	„ 27,8	„ „	25,0
Frankreich . . .	„ 22,4	„ „	21,7
Großbritannien .	„ 22,0	„ „	19,3

[1]) Nebst den bereits angeführten Quellen, von denen die Zeitschrift für Schweizer Statistik auch die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre nach letzten Erhebungen ausweist, wurden noch die statistischen Zusammenstellungen von Bodio und Pfeiffer (nach dem Artikel „Kindersterblichkeit" in der Realencyklopädie der gesamten Heilkunde 1887, X. S. 690) benutzt.

Sie ist danach zurückgegangen in:

Ungarn	binnen	8	Jahren	um annähernd	16,6%
Oesterreich . . .	„	16	„	„	14,8 „
Italien	„	16	„	„	19,7 „
Deutschland . .	„	16	„	„	10,0 „
Frankreich . . .	„	16	„	„	3,1 „
Großbritannien .	„	16	„	„	12,3 „

Die Sterblichkeit (und Geburtenfrequenz), wie sie zu Beginn der nachgewiesenen Periode bestand, auf die Bevölkerung von 1889 und 1890 aufgetragen, hätte in einem Jahre für jedes einzelne Land ein Mehr von Opfern (gegen die nunmehr bei geringerer Sterblichkeit vom Tod ereilten) gefordert in:

Ungarn (1889)	von 98 000
Oesterreich (1890)	„ 160 000
Italien (1889)	„ 176 000
Deutschland (1890)	„ 194 000
Frankreich (1886)	„ 61 000
Großbritannien (1890) . . .	„ 164 000

In diesen fünf Großstaaten sterben also heute um **900 000** Menschen jährlich weniger, als nach dem Sterblichkeitsverhältnis der ersten siebziger Jahre hätten sterben müssen. Mit dieser Ziffer — 900 000 Menschen Jahresgewinn in fünf europäischen Staaten — vergleiche man, daß der deutsch-französische Krieg von 1870/71 Menschenopfer gekostet hat in folgendem Belauf:

	auf französischer Seite	auf deutscher Seite
Getötet	41 000	20 000
an Verwundungen gestorben	36 000	11 000
„ Krankheit „	45 000	14 000
Insgesamt	167 000	

Die zwei Staaten Deutschland und Frankreich gewinnen heute durch die bloße Thatsache fortschrittlicher ökonomischer, und der auf dieser basierten gesellschaftlichen Entwickelung in einem Jahre sehr erheblich mehr Menschen, als jener große bis aufs Messer geführte Krieg, von dem unsre Zeit ihre politische Physiognomie erhalten hat, Menschen auf dem Schlacht-

felde gefordert hat. Das hindert aber weder Kautsky, in aufrichtiger Ueberzeugung von der körperlichen Entartung der Kulturmenschheit, noch Bebel von der „Versumpfung" der Gesellschaft zu sprechen, und zweifellos greifen sie auch damit eine „Volkssage", eine inveterierte und schwer ausrottbare Fabel auf.

Die von uns gegen solche Entstellung der Thatsachen angeführten Daten ließen sich häufen. Wir wollen den vormitgeteilten aber nur zwei Rechnungen noch anfügen; nämlich zeigen, wie groß die Londoner und die Berliner Sterblichkeit von heute wäre, wenn die Sterblichkeit dahier auf der Höhe früherer Jahrhunderte stünde.

Für Berlin finden wir:

am Eingang des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts
35,7 Sterbefälle auf 1000 Menschen [1]) gegen
21,6 „ „ „ „ [2]) im Jahre 1888.

Auf die Bevölkerung Berlins von 1 470 000 [2]) am 1. Dezember 1888 hätten danach hinsterben müssen

gemäß der Sterblichkeit in der 2. Hälfte des vor. Jahrh. 52 500
thatsächlich starben 1888 [2]) 31 000
der Gewinn gegen das vorige Jahrhundert beträgt also 21 500

In London war die Sterblichkeit:

gegen Ende des 17. Jahrhunderts
41,7 auf 1000 Einwohner [3]),
1887 war sie 19,3 „ „ „ [4]).

Bei einer Bevölkerung von 4 211 000 Ende 1891 [5]) wären also nach dem Maßstab

---

[1]) Casper, Beiträge zur medizinischen Statistik, Berl. 1825, S. 216: „Süßmilch, Baumann und nach ihnen Formey und andre haben überall angenommen, daß die Mortalität zur Zahl der Einwohner in Berlin sich wie 1 : 28 verhalte."

[2]) Statist. Jahrb. d. Stadt Berl. 15. Jahrg. (1888) 1890. S. 50, 11 u. 50.

[3]) Süßmilch, Die göttl. Ordnung 1761, I. S. 75: „Nach den Sätzen des Kings haben sich die jährlich Sterbenden zu den Lebenden verhalten in London wie 1 : 24,1."

[4]) Metropolitan Year-Book for 1890, S. 5.

[5]) Censusaufnahme im Preliminary Report S. VIII.

zu Schluß des 17. Jahrhunderts . . .	175 500
Menschen ins Grab gesunken, während	
1887 die Sterblichkeit	81 000
war, also weniger um	94 500

Diese Daten müssen auf den Betrachter den allerstärksten Eindruck üben. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der moderne Pessimismus die Masse noch nicht dazu gebracht hat, den Tod für nichts zu achten, und weiterhin sich vor Augen hält, welche Summe von Elend in Gestalt von Krankheit und Siechtum ihm zumeist *vorangeht*, sowie im Kummer und der Not der Hinterlassenen ihm *folgt*, dann vermag man halbwegs die Stimmung für die Würdigung des Fortschritts zu gewinnen, der sich darin ausprägt, daß der Stadt Berlin der Kulturstand unsres Jahrhunderts gegen das vorige ein Menschenopfer von jährlich 21 500 weniger auferlegt. Im dreimal so großen London, für welches wir überdies eine um ein Jahrhundert noch weiter zurückliegende Epoche zum Vergleiche herangezogen haben, ist das Ergebnis des Fortschritts entsprechend gewaltiger. Während jetzt wenig mehr als 80 000 jährlich dahier sterben, hätten, wenn wir über die Errungenschaften zu Schluß des 17. Jahrhunderts nicht hinausgekommen wären, volle 175 500 Londoner jährlich den bittern Gang ins Jenseits antreten müssen.

Allerdings wäre auch die Bevölkerung der Großstädte ohne den Kulturfortschritt nicht in dem Maße gewachsen, als sie gewachsen ist; aber die vorgeführten Ziffern verlieren dadurch nichts von ihrer Beweiskraft. Sie zeigen mit unübertrefflicher Schärfe, was von jener heute gang und gäben Anschauung von der „körperlichen Entartung der Kulturmenschheit", die nach Kautsky bei den Mittelklassen durch Ausschweifungen, bei den untern durch Entbehrungen verschuldet sein soll, und die derart feststeht, daß es eines speziellen Nachweises gar nicht mehr bedarf, zu halten ist. Einen günstigeren Boden als jenen der Viermillionen-Stadt an der Themse könnte es für diese Ausschweifungen, jene Entbehrungen, die Kautsky in gerechter Verteilung die einen für die Mittelklassen, die andern für die

Arbeiter in Anspruch nimmt, sicher nicht geben. Das hindert nicht, daß wenn die Körperlichkeit des Durchschnitts-Londoners von heute, und die Fährlichkeiten, welche ihn umgeben, auch nur geblieben wären, so wie sie zu Schluß des 17. Jahrhunderts waren, heute zu den 81000 Gräbern weitere 94000 jährlich mehr aufgeworfen werden müßten, um die Opfer der Ausschweifung und Entbehrung aufzunehmen. Stünde es so, wie Kautsky — wir wiederholen: zweifellos in gutem Glauben — annimmt, so müßte die Entwickelung die der wirklichen entgegengesetzt gewesen sein, und London heute nicht nur 175500 Menschen, sondern zwei und drei Hunderttausende statt 81000 jährlich in die Erde senken.

Selbstverständlich hat übrigens auch Marx über den Gegenstand nicht geschwiegen, und er hat noch viel stärkere Accente gefunden zur Verurteilung der regierenden Klassen über ihre auf Deteriorierung des Volkes fast unmittelbar gerichteten Bestrebungen. „Allerdings," so läßt er sich vernehmen (S. 259), „zeigt die Erfahrung, wie rasch und tief die kapitalistische Produktion, die, geschichtlich gesprochen, kaum von gestern datiert, die Volkskraft an der Lebenswurzel ergriffen hat, wie die Degeneration der industriellen Bevölkerung nur durch beständige Absorption naturwüchsiger Lebenselemente vom Lande verlangsamt wird, und wie selbst die ländlichen Arbeiter, trotz freier Luft und des unter ihnen so allmächtig waltenden principle of natural selection, das nur die kräftigsten Individuen aufkommen läßt, schon abzuleben beginnen. Das Kapital, das so ‚gute Gründe' hat, die Leiden der es umgebenden Arbeitergeneration zu leugnen, wird in seiner praktischen Bewegung durch die Aussicht auf zukünftige Verfaulung der Menschheit und schließlich doch unaufhaltsame Entvölkerung so wenig und so viel bestimmt, als durch den möglichen Fall der Erde in die Sonne." Schon früher (S. 223) hatte er sich auf die bekannte Darstellung bei Justus von Liebig berufen, wonach für den Militärdienst die Tauglichkeits-Anforderungen im Laufe der Zeit immer mehr hätten herabgesetzt werden

müssen. „In allen europäischen Ländern, wo Konskription besteht, hat — so führt Marx nach Liebig an — seit Einführung derselben das mittlere Körpermaß der erwachsenen Männer und im ganzen ihre Tauglichkeit zum Kriegsdienst abgenommen."

Indes hat Liebig diesen Beweis in sehr unzureichender Weise geführt. Er stützt sich auf eine Anzahl mehr zufällig gefundener Daten über das in einigen Ländern geforderte Militärmaß. Das Militärmaß früher gegen jetzt vergleicht er aber in zwei Ländern allein, für Frankreich und für Sachsen. „Vor der Revolution im Jahre 1789 betrug das Minimum der Körpergröße für einen Infanteristen in Frankreich 165 Centimeter, 1818 hingegen (Gesetz vom 10. März) 157 Centimeter, durch das Gesetz vom 21. März 1832 156 Centimeter. Das Militärmaß war in Sachsen im Jahre 1780 178 Centimeter; es ist jetzt 155 Centimeter." Die für Frankreich genannten Daten sind wir zu prüfen in der Lage. Was Liebig hier (übrigens nicht nach eigenen Erhebungen, sondern — vgl. Anmerkung — nach Tiedemann) mitteilt, ist, soweit die Gesetze dieses Jahrhunderts angeführt werden und vermutlich auch für 1789 richtig. Wir vermögen aber nicht den Schluß auf den körperlichen Verfall des Volkes daraus zu ziehen. Die Anforderungen an den „Militärkandidaten" können offenbar desto größer sein, je kleiner die Zahl der einzustellenden Soldaten ist, und bekanntlich hat überhaupt erst unsre Zeit Volksheere gebracht. Es ist selbstverständlich, daß, wenn man ein Heer von einer Million formieren will, man geringere Anforderungen bei der Aushebung stellen muß, als wenn es sich um Bildung eines Heeres von 200000 handelt. Jene Herabsetzung in den Anforderungen vermag uns also über die körperliche Entwickelung des Volkes ganz und gar nichts zu sagen (auch größere Jugendlichkeit unsrer Rekruten kommt vielleicht in Betracht), und es ist in hohem Maße zu bedauern, daß jene gelegentliche Aeußerung auch auf andern Wegen als durch Marx, am meisten wohl direkt auf dem Wege des in neun Auflagen verbreiteten Liebigschen Buches, zu einem Inventarstück der öffent-

lichen Meinung geworden ist. Nicht die Militärmaße, sondern die Aushebungslisten vermögen über die Frage Rückgang oder Fortschritt Auskunft zu geben. Ist in einer Periode unveränderter oder unerheblich veränderter Maße die Zahl der wegen Untauglichkeit Zurückgestellten eine größere geworden, so ist die Rasse im Rückgang begriffen, im andern Fall ist ihre Besserung zu konstatieren.

Marx will mit Liebig und Tiedemann speziell die Entwickelung der Körpergröße zum Maßstabe der gedeihlichen oder rückgängigen Entwickelung machen. „Für den Menschen ist es nachgewiesen, daß sein Körpermaß sich verkleinert, wenn sein Gedeihen beeinträchtigt ist, sei es durch physische oder soziale Verhältnisse.“ Stellen wir uns auf diesen Standpunkt und wenden wir ihn auf die Ziffern der Aushebung in Frankreich an, so finden wir, daß bei zuletzt (1872) allerdings auf 154 statt 155 Centimeter reduziertem Minimum die Zahl der wegen ungenügender Körpergröße Zurückgestellten im Verhältnis zur Zahl der Untersuchten gewesen ist (nach dem Annuaire statistique de la France):

1831	9,3 %
1841	7,3 „
1851	6,9 „
1861	5,7 „
1871	5,1 „
1881	2,1 „

Jedes weitere Wort zu diesen offiziellen Daten ist überflüssig. Wenn aber noch etwas gesagt sein soll, so möchten wir nichts als die von Marx aufgenommene Aeußerung Liebig-Tiedemanns wiederholen: „Für den Menschen ist es nachgewiesen, daß sein Körpermaß sich verkleinert, wenn sein Gedeihen beeinträchtigt ist, sei es durch physische oder soziale Verhältnisse[1].“

[1]) Nur anmerkungsweise seien noch einige weitere Erwägungen an die uns hier von Liebig und Marx mitgeteilten Daten angeknüpft:

1. Gegen Liebig: A. daß er mit keinem Worte der verschiedenen ursprünglichen Begabung verschiedener Rassen hinsichtlich ihrer Körper-

Immerhin ist mit diesen Betrachtungen die Moral, die in den vormitgeteilten Ziffern der Sterblichkeit liegt, noch nicht

größe Erwähnung thut und Schweden und Engländer mit Oesterreichern und Franzosen in Vergleich stellt.

B. Liebig will mit jenen Daten speziell das nachweisen, „daß seit der Einführung der Kartoffel die mittlere Mannesgröße sich in Deutschland und Frankreich vermindert hat (so zwar, daß in diesen Staaten das Soldatenmaß seit 70 Jahren herabgesetzt werden mußte)." Aber diese Erklärung erscheint uns beispielsweise für die französischen von Liebig mitgeteilten Maße etwas weit hergeholt. Wenn von 1789 auf 1818 das Militärmaß herabgesetzt werden mußte, so kann die zu Schluß des vorigen Jahrhunderts in Frankreich eben erst in der Einführung begriffene und wenig verbreitete Kartoffel unmöglich schuld daran gewesen sein, und der Hinweis auf die Dezimierung der kriegstüchtigen Bevölkerung durch die Revolutions- und die Napoleonischen Kriege wäre wohl näher gelegen. Auch sonst ist kein einziges der von Liebig gebrachten Daten danach, um für den von ihm unternommenen Beweis mit einiger Sicherheit benützt werden zu können.

2. Gegen Marx: daß in seiner Anmerkung verschiedene (kleinere) Mängel unterlaufen. Er bezieht sich für jene Aeußerungen auf Liebig allein, während Liebig selbst von den mitgeteilten Daten feststellt: „Der berühmte Anatom und Physiologe Tiedemann sagt in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen, die mir durch die Güte seines Schwiegersohnes, des Prof. Bischoff, zur Verfügung gestellt wurden, ꝛc." Es liegt also nicht eine Aeußerung Liebigs, sondern Tiedemanns vor. Marx führt in seiner Anmerkung ein französisches Gesetz von 1852 als jenes an, welches die letzte ihm bekannt gewordene Herabsetzung des Militärmaßes getroffen habe, während Liebig von 1832 spricht. Dieser Druckfehler, jene Unterlassung gehen durch alle Auflagen, auch durch die letzte, die vierte, trotzdem dieser, wie Engels in der Vorrede erklärt, die genaueste Revision der Citate vorangegangen ist. Auch daß Liebig weiterhin von der Aufnahme gewisser weiterer von ihm seinerzeit als besonders charakteristisch erachteter und von Marx wiedergegebenen Daten Abstand nahm, ist der Censur Engels' entgangen.

Zuletzt sei ausdrücklich erwähnt, daß alle Aushebungsstatistik, die sich auf einen kürzeren Zeitraum erstreckt, nur zu leicht unzuverlässig und unter Umständen direkt unbrauchbar ist (vgl. Chatelanat, Militärtauglichkeit und Volksernährung in der Zeitschrift für schweizerische Statistik 1880, S. 113).

erschöpft. Wir haben oben Daten für jene europäischen Großstaaten, in denen ein nicht geringer Teil der Bevölkerung in der That schon Kulturmenschheit ist, gebracht und diese Zahlen bisher bloß historisch betrachtet. Sie lassen aber auch eine gegenseitige Vergleichung zu. Stellt man eine solche an, so wird man gewahr, daß ein Land, je mehr es industrialisiert, je mehr es dem Kapitalismus, dem Ausbeutertum, verfallen ist, eine desto geringere Sterblichkeitsrate besitzt. Die Sterblichkeit setzt sich, wie männiglich bekannt, zusammen aus Kinder-Sterblichkeit und Erwachsenen-Sterblichkeit. Aber die erste gilt so gut als ein Maßstab der sozialen Höhe eines Volkes wie die andre. Nur auf die Verschiedenheit der Geburtenfrequenz, der Sterbegelegenheit ist danach, wie schon früher erwähnt, Rücksicht zu nehmen. Auch hier ist aber das bevölkerungsstatistische Material der verschiedenen Staaten nicht derart verarbeitet, um uns die Darbietung einer endgültig brauchbaren Ziffernreihe zu ermöglichen. Sicher ist nur das Eine, daß auch, wenn man die Verschiedenheit der Geburtenfrequenz voll in Rechnung zieht, das fast industrielose, in seiner ökonomischen

---

Aus den Daten, welche das deutsche Reichsgesundheitsamt (Veröffentlichungen 13. Jahrgang 1889) mitteilt, wonach die Zahl der dauernd untauglich Erklärten in der Zeit von 1876 auf 1887 erheblich zurückgegangen ist, möchten wir daher genau so wenig irgend welche Schlüsse ziehen, wie aus den die gegenteilige Erscheinung ausweisenden Ziffern einer österreichischen Statistik (vgl. Myrdacz, Ergebnisse der Sanitätsstatistik des k. k. Heeres 1887), wonach die Zahl der Tauglichen von 1870 auf 1882 sich in etwa dem gleichen Verhältnis vermindert hat. Es darf eben nicht übersehen werden, daß es sich bei der Bestimmung der Tauglichkeit um ein Arbitrium handelt, und nur zu leicht im zweifelhaften Falle auf Tauglichkeit erkannt wird, wenn das auszuhebende Kontingent noch nicht erreicht ist. Durchaus sicher, weil jedem persönlichen Urteil entrückt, erscheinen uns bloß die Feststellungen der Maße, also beispielsweise der Körperlänge, von welcher wir nach Anweisung Tiedemanns vorhin gesprochen haben. Allerdings ist die französische Statistik auch durch die Länge der Zeit, auf die sie sich erstreckt — ein halbes Jahrhundert —, dem Einfluß temporärer Mängel weit mehr entrückt, als die uns vorliegenden deutschen und österreichischen Ziffern, welche beide nur 12, bezw. 13 Jahre umfassen.

Evolution zurückgebliebene Ungarn außerordentlich viel mehr Sterbefälle ausweist als Großbritannien, das relativ die bedeutendsten Industrien besitzt und darum nach der sozialistischen Theorie in einem bereits weit vorgeschrittenen Stadium des Marasmus sich befindet. Der Abstand zu Gunsten Großbritanniens ist enorm. Wenn der Tod in England in 100 Häusern Ernte hält, hat er in Ungarn jeweils schon an die Hälfte mehr Menschen abberufen. Ungarn insgesamt, trotzdem es für sich noch kein Großstaat ist, würde um weit über 100 000 Tote jährlich weniger zählen, wenn es jenes Stück Evolution, das Großbritannien bereits hinter sich hat, vollendet hätte (und Großbritannien um mindestens eine viertel Million Menschen jährlich mehr verlieren, „wenn es Ungarn wäre"). Wir finden völlig auch hier die Worte nicht, um der unermeßlichen Ueberlegenheit des einen Landes über das andre, die sich in Daten dieser Art ausprägt, nach Gebühr gerecht zu werden. Die Leichen aber, die „über die Zahl" in den Gräbern ruhen, sind, wenn es einen Schuldigen gibt, ebenso viele verzweiflungsvolle Vorwürfe für diesen. Und wer sollte der Schuldige sein?!

Die Antwort hierauf haben wir in den Umrissen gegeben. Die Bourgeoisie ist es nicht; denn Ungarn ist fast noch ohne solche und in England zieht sie sich als breites Band durch die Masse der Bevölkerung. Wir denken trotzdem keinen Augenblick daran, die Apologie des dritten Standes zu verkünden. Wir sind weit entfernt, im Kapitalismus den Spender alles Heils zu sehen. Wir kennen nur zu gut den Unsegen, der sich für große Kreise und zeitweise selbst für ganze Völker[1]) an

[1]) Wir konnten die Entwickelung der Sterblichkeit nicht hinter 1871/75 zurückverfolgen; das Material dafür war uns nicht zur Hand. Sicher ist jedoch, daß die hier nachgewiesene außerordentliche Besserung weiter als ein Vierteljahrhundert nicht zurückreicht. In seiner ersten Zeit hat der „Kapitalismus" eine Hebung der Rasse nicht bewirkt. Und an der Schwelle der von uns in Betracht gezogenen Periode, 1870, erklärt Gustav Schmoller (Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe 1870, S. 692): „Die Mortalität hat zugenommen. Die Behauptung einer Verlängerung der mittleren Lebens-

seine Fersen heftet. Aber daß er darum dauernd die Personifikation des Elends sei und den Verfall unsrer Gesellschaft begründe, das zeigt uns die Geschichte nicht. Und wenn der Sozialist uns mit dem Worte schrecken will: „in Englands Gegenwart blickt uns wie aus einem Zauberspiegel das Bild unsrer eignen Zukunft entgegen," [1]) so klammern wir uns gierig an diese Verheißung, statt in ihr die Ankündigung einer die Gesellschaft und ihre Einrichtungen erbarmungslos wegschwemmenden Sündflut zu sehen.

E. Die Quellen der Irrlehre von der zunehmenden Differenzierung in der Gesellschaft.

Im Vorstehenden wurden die englischen und sächsischen Wohlfahrtszustände als im Widerspruch zur sozialistischen Theorie

dauer ist von der Wissenschaft längst ins Reich der Märchen verwiesen. Die einzige wissenschaftliche Berechnung für Preußen, welche sich auf das Durchschnittsalter der jährlich Gestorbenen bezieht, zeigt, daß dieses successiv von Anfang des Jahrhunderts bis zur Gegenwart abgenommen hat. Das Leben ist eine durchschnittlich kürzere Erscheinung geworden. Arbeit und Genuß reiben es auf. Wechselvollere Kämpfe und Schicksale treffen das Leben der meisten und lassen dieses Resultat natürlich erscheinen." Nach einer solchen Feststellung, und wenn die Sterblichkeit wirklich, wie Süßmilch erklärt, „der treueste Spiegel des Glücks, der Wohlfahrt der Menschen und aller ihrer Wechselfälle", konnte die Würdigung der kapitalistischen Weltordnung nur unvorteilhaft ausfallen. Denn daß die gleiche Spanne Zeit heute nicht nur an Arbeit, sondern auch an Genüssen mehr aufnimmt wie früher, kam aus dem Standpunkte der Gesamtgesellschaft vielleicht nicht einmal in Betracht. Aber wie für England, so ist auch für das industriell verhältnismäßig weniger bedeutende Mitteleuropa das dritte Jahrhundertviertel ein „Wendepunkt" gewesen, und die Wendung, die die Dinge seitdem genommen haben, drückt sich in den von uns gebotenen Ziffern mit vollkommener Sicherheit aus. Steigende Grundrente hat auf dem Festland eine Verbesserung des Lebens in bäuerlichen Kreisen und den andern, die von ihr zehrten, steigende Löhne haben eine solche in England bei den Arbeitern bewirkt; bei den festländischen Arbeitern wird letztere Entwickelung erst in unsern Tagen und, wie auch dort, nicht ohne Unterbrechungen nachgeholt.

[1]) Schippel S. 5.

der Gesellschaftsentwickelung stehend nachgewiesen. Aber was wir darüber feststellten, widerspricht nicht dieser Theorie allein, sondern schlägt auch den heute geradezu landläufigen Anschauungen von der Einkommensentwickelung ins Gesicht. „Die Reichen werden immer reicher, die Armen immer ärmer, die sozialen Gegensätze verschärfen sich" — dieses Urteil ist so oft unwidersprochen gefällt worden, daß es nunmehr zu einem Bestandteil der öffentlichen Meinung erwachsen ist. Als solcher hat es, wie litterarische Aeußerungen zeigen, von Rußland über Deutschland und England nach Amerika hinüber seinen Weg gemacht. „Ich sehe — räsonniert Tolstoi — daß das Leben von neun Zehnteln der Arbeiterklasse täglich schwieriger und entbehrungsvoller wird, während das unsrige, das der Müßiggänger, dank der auf dieses Ziel gerichteten Beihilfe der Künste und Wissenschaften, jedes Jahr bequemer, reizvoller und gesicherter wird[1])." Drüben jenseits des großen Wassers urteilt Henry George, Tolstoi in mehr als einem Punkte vergleichbar, nicht anders[2]): „Ich meine, daß der Einfluß des sogenannten materiellen Fortschritts in keiner Weise dazu beiträgt, die Lage der untersten Klasse in den wesentlichsten Erfordernissen eines gesunden, glücklichen Lebens zu verbessern; ja noch mehr, ich glaube, daß derselbe dahin zielt, die Lage derselben zu verschlimmern. Die neuen Kräfte, so erhebend sie von Natur sind, wirken auf das soziale Gebäude nicht von unten auf, wie lange gehofft und geglaubt wurde, sondern treffen dasselbe mehr in der Mitte. Einem ungeheuren Keile vergleichbar, der mitten durch die Gesellschaft getrieben wird: Diejenigen, die sich über dem Trennungspunkt befinden, werden erhöht, aber die, welche darunter sind, niedergedrückt." Wie sehr auch in England jene These von der Abschnürung eines Gesellschaftsteils vom andern zu einem unumstößlichen Glaubenssatz werden will, zeigt der Geschichtschreiber der englischen

[1]) Vgl. Gide, Tolstois sozialökonomische Gedanken, ins Deutsche übersetzt, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 6. Januar 1892.

[2]) Fortschritt und Armut. Deutsch von Gütschow. S. 6.

Gewerkvereine, G. Howell, in einer jüngst veröffentlichten Arbeit [1]). „Wir haben uns kürzlich viel davon erzählen lassen müssen, wie die Reichen reicher werden und die Armen ärmer, und noch weiß kaum irgend jemand, woher, wie und von wem dieses Schlagwort seinen Ausgang genommen hat. Viele Leute, scheint es, haben es zu dem ihren gemacht, wie wenn es ein Wort des Evangeliums wäre. Und es gibt manche, die in der That nicht anders denken, als es sei Bibeltext und als solcher von untrüglicher Wahrheit. Die Leute, welche das Wort brauchen, blicken zumeist mit Verwunderung auf jene, die noch zögern, es als die Verkörperung einer unzweifelhaften Thatsache zu nehmen; und sie sind überzeugt, daß jene, die andrer Meinung zu sein vorgeben, als Feinde des Fortschritts zu betrachten sind." — In Deutschland ist vielleicht die „Kreuzzeitung" in dieser Sache ein klassischer Zeuge. Wie der „Vorwärts" vom 24. Januar mit behaglichem Schmunzeln verzeichnet, ergeht sie sich folgendermaßen über den Niedergang des Mittelstandes: „Wie die Thatsache, daß der Mittelstand in den letzten Jahren nicht allein an Ansehen, sondern auch numerisch stark zurückgegangen ist, keinem, selbst nicht dem oberflächlichen Beobachter verborgen bleiben kann, so prägt sich die bedauerliche Erscheinung auch in den Ergebnissen der Einkommensbesteuerung aus. Wir haben hierüber zwar genaue statistische Nachweise nur aus wenigen deutschen Staaten; aber schon wenn man beispielsweise die Ergebnisse der sächsischen und badischen Steuern in Betracht zieht, so kann man aus den betreffenden Ziffern sichere Schlüsse auf den fortschreitenden Schwund des Mittelstandes machen." Nun werden die badischen Ziffern angeführt. Dann heißt es: „Noch augenfälliger tritt diese Erscheinung bei einem Vergleich der Einkommensteuerergebnisse Sachsens im Jahre 1882 und 1888 hervor," und jetzt folgen auch diese. Der „Vorwärts" aber freut sich der Beute und

[1]) „The rich richer, and the poor poorer", in „The co-operative wholesale societies annual for 1892, S. 191.

bemerkt: „So die „Kreuzzeitung“. Wahr ist, was sie vom Schwund des Mittelstandes schreibt. Wahr auch, daß der Mittelstand zwischen Proletariat und Großkapital zerrieben wird — falsch aber ist, was sie von der verbesserten Lage der Arbeiter sagt. Der „zerriebene“ Mittelstand fällt in das Proletariat hinunter, dessen Lage hierdurch nur insofern verbessert wird, als seine Zahl und damit seine Macht sich vermehrt.“ Die „Kreuzzeitung“ hat im Anschluß an jene Auseinandersetzung „schleunige Maßregeln zur Erhaltung des Mittelstandes“ gefordert. „Aber,“ meint hier der „Vorwärts“, „es gibt keine Rettung. Die Kleinen werden von den Großen verschlungen. Und rackert sich der Kleine auch noch so sehr ab, schnallt er den Hungerriemen noch so eng, ist er noch so „zufrieden“ und „genügsam“ — er kann das Verhängnis nicht abwenden.“

Dies einige Stimmen der öffentlichen Meinung aus dem Lager der Sozialdemokratie und von ihren Gegnern, aus Europa und Amerika. Kaum ist es aber zu verwundern, daß diese Beobachtung, „die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer,“ die Runde um die Welt gemacht hat, da doch auch die Wissenschaft, die berufene Wissenschaft, ihr Vorschub leistet, ja ihr die wirksamsten, weil sachverständigsten Anwälte stellt.

Der heute von dieser unsres Wissens allgemein oder fast allgemein — manche Nationalökonomen haben sich freilich überhaupt nicht geäußert — angenommene Standpunkt läßt sich vielleicht am besten aus der jüngst publizierten Antrittsvorlesung eines Freiburger Professors, Herkner, „Die soziale Reform als Gebot des wirtschaftlichen Fortschritts“ (Leipzig 1891) entnehmen. Fußend auf den überaus gründlichen Untersuchungen Büchers über die Einkommensentwickelung im Kanton Baselstadt und auf der Einkommenstatistik von Sachsen und Baden kommt Herkner zu dem Ergebnis (S. 48): „Es besteht keine Tendenz zur Ausgleichung der grellen Einkommensunterschiede; aber es ist nicht richtig, daß die Armen immer ärmer werden. Sie nehmen an der Steigerung des Wohlstands teil,

freilich in weit geringerem Maße als die Reichen." Es ist dies, trotz jener etwas abweichenden Aeußerung des „Vorwärts", ziemlich das, was der Sozialismus heute behauptet: Von der Steigerung, die die Produktivität der Volkswirtschaft im Laufe der Zeit erfährt, fällt nur ein kleiner Bruchteil an die Arbeiter ab. Wenn die Reichen zwei Schritte vorwärts kommen, rückt der Arbeiter nur um einen, ja kaum so viel weiter.

Nichts wäre jedoch leichtfertiger als die Annahme, daß die Nationalökonomie so obenhin, aus einer vagen Betrachtung der Zustände heraus, zu dieser Auffassung gelangt sei. Ganz im Gegenteile hat sie aus Ziffern und zwar Generalziffern geschöpft. Zwei Statistiker von Ruf, Bücher durch seine Untersuchung über Einkommensentwickelung in Baselstadt[1]), und Soetbeer durch jene über Einkommensentwickelung in Preußen[2]), haben ihr die in gewissem Sinn unanfechtbaren Unterlagen für ihre Auffassung geliefert. Bücher hat ermittelt, daß in Basel von 1881 bis 1887 der Zuwachs, bezw. die Abnahme der Steuerpflichtigen betrug bei jenen

mit einem	Einkommen	von	Franken	1500— 3000	—	5,5 %
„	„	„	„	3000— 6000	+	11,4 „
„	„	„	„	6000—12000	+	15,1 „
„	„	„	„	12000—20000	+	20,8 „
„	„	„	„	20000—40000	+	27,6 „
„	„	„	„	40000—60000	+	96,8 „
„	„	„	„	über 60000	+	24,1 „

Im Anschluß an diese und die absoluten Ziffern führt Bücher aus: „In der niedersten Klasse hat die Zahl der Steuerpflichtigen erheblich abgenommen (um 229 Personen), dieser Rückgang ist aber reichlich ersetzt worden durch eine Zunahme der Steuerpflichtigen aller übrigen Klassen (zusammen 360 Personen). Allein in diesen verteilt sie sich nicht gleichmäßig, sondern sie gewinnt um so mehr an verhältnismäßiger

[1]) Basels Staatseinnahmen und Steuerverteilung 1878—87, dargestellt von Prof. K. Bücher. Basel 1888.

[2]) In der Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft 1887 und 1888.

Bedeutung, je höher man in die Klassenfolge hinaufsteigt. Nur die Klasse der Höchstbesteuerten hat dieser Zunahme, welche bei einem Einkommen von 40—60000 Franken fast einer Verdoppelung gleichkommt, nicht ganz zu folgen vermocht; immerhin ist auch hier die Zahl der Pflichtigen fast um ein Viertel stärker geworden."

Es werden sodann die Daten der Vermögenssteuerstatistik herbeigeholt. Es vermehrte sich von 1868 bis 1887 die Zahl der Steuerpflichtigen in Basel mit Vermögen

	bis zu 20000 Franken	um	49,3 %
über	20000— 60000 „	„	45,7 „
„	60000—100000 „	„	106,7 „
„	100000—500000 „	„	73,5 „
„	500000—1 Mill. „	„	47,9 „
„	1 Million „	„	79,0 „

„Man darf daraus schließen," meint Bücher, „daß die Brücke, welche die mittleren (zunächst über 60000 Franken) mit den kleinsten Vermögen (bis zu 20000 Franken), und diejenige, welche die Schicht der Millionäre mit der übrigen Menschheit verbindet, schmäler geworden ist." Die Brücke hat in der That an zwei Stellen Einbuchtungen, welche fortschreitend zu förmlichen Unterbrechungen führen können, und Herkner pflichtet darum Bücher in der Auslegung der Ziffern bei. „Man wird," läßt er sich vernehmen, „auf Grund der Baseler Beobachtungen unmöglich die Behauptung aufstellen können, daß im freien Verkehre schon von selbst eine immer größer werdende Gleichmäßigkeit in Bezug auf die Einkommens- und Vermögensverteilung sich vollziehe."

Zu den gleichen Schlüssen kommt Herkner durch die Betrachtung der badischen und sächsischen Einkommensteuerstatistik. Für die letztere bemerkt auch Mithoff im Schönbergschen Handbuch der politischen Oekonomie (I. 676) nach Darbietung statistischer Daten: „In Sachsen ist hiernach von 1880—86 das eingeschätzte gesamte Einkommen von 982,5 auf 1236,6 Millionen Mark, also um 26 % gestiegen, dagegen die

Summe der Einkommen von 9600—100000 Mark von 106,4 auf 162,3 Millionen Mark um 53 %, und die Summe der Einkommen über 100000 Mark von 28,8 auf 50,2 Millionen Mark um 74 %!" Aehnliche Ziffern werden noch anderweitig von Mithoff mitgeteilt. Und schließlich verweist er mit unverkennbarer Zustimmung auf das von sozialistischer und halb sozialistischer Seite beigebrachte „reiche Material zum Beweise des Satzes, daß das Einkommen der arbeitenden Klassen mit der gesteigerten Produktivität der Arbeit zu einem immer kleineren Bruchteil des gesamten Volkseinkommens zusammengeschmolzen ist". Namentlich auch will er für diese Einsicht die Schippelsche Schrift benutzt wissen!

Am meisten Wirkung hat jedoch die Soetbeersche Abhandlung geübt. Ihre Ergebnisse faßt Mithoff für die preußische Einkommensentwickelung folgendermaßen zusammen: „Die absolute Zunahme der kleinen Einkommen (526—2000 Mark) von 1876—88, bezüglich der Censiten mit 11,6 % und der Einkommen mit 10,1 %, bleibt etwas zurück im Verhältnis zur Zunahme des Ganzen. Die mäßigen Einkommen, Klasse C, zeigen eine Zunahme bezüglich der Censiten um 21,5 % und der Einkommen um 21,9 %. Die drei übrigen höheren Klassen zeigen eine ansehnlich größere Zunahme als die vorhergehenden. Die mittleren Einkommen, Klasse D, haben nämlich zugenommen um 43 %, bezw. 44,1 %. Die großen Einkommen, Klasse E, haben zugenommen um 47 %, bezw. 46 %. Die sehr großen Einkommen, Klasse F, haben zugenommen um 58 %, bezw. 56,4 %." Bei den größeren Einkommen also Zuwachsquoten in den 40 und 50 bis gegen 60 %, bei den kleinen Einkommen solche von bloß 10 und 20 %!

Soetbeer sträubt sich allerdings, diesen Ziffern eine ungünstige Auslegung zu geben. Er warnt davor, daß „die vorstehenden Ergebnisse zur Bestätigung der bekannten Behauptung benutzt werden, daß in beklagenswerter Weise unsere neuere wirtschaftliche Entwickelung dahin gehe, die Reichen noch reicher und die Armen noch ärmer zu machen, und kolossale Vermögen

mehr und mehr in wenigen Familien anzusammeln". „Wie anders," meint er, „sollte sich bei den gegebenen Bevölkerungs- und Wirtschaftszuständen ein erwünschtes Fortschreiten des allgemeinen Wohlstandes und Erwerbs bemerkbar machen, als eben dadurch, daß Jahr für Jahr aus den Klassen mit geringeren Einkommen eine wachsende Zahl von Familien in höhere Klassen einrücken, und daß diese somit im Verhältnis zum Gesamteinkommen eine steigende Quote aufweisen?" Soetbeer hat indes mit dieser Auslegung niemand überzeugt. Mithoff äußert kopfschüttelnd, daß ein wahrhafter Fortschritt doch sich so hätte ausdrücken müssen, „daß ein stärkeres Einrücken der dürftigen Einkommen in die Klasse der kleinen Einkommen und der Einkommen dieser Klasse in die der mäßigen Einkommen stattgefunden hätte, und daß das Bedenkliche gerade darin liegt, daß das Aufrücken bei den drei höheren Klassen in einem weit stärkeren Prozentsatze erfolgt, als bei den drei niedrigen Klassen".

Auch der deutsche Sozialismus hat in den Soetbeerschen Ziffern nur eine Bestätigung seiner „Entwickelungstheorie" gesehen und sie als solche ausgespielt. Wohl durfte er, da selbst der ihm sonst wenig holde Kathedersozialismus die traurige Verschärfung der Gegensätze im oben bezeichneten Sinne zugibt — man vergleiche etwa noch Gustav Cohns Bemerkung in seiner Finanzwissenschaft, wo er „die unverkennbare Tendenz der großen Produktivität des Jahrhunderts, ihre goldenen Früchte an gewissen Gipfelpunkten des Reichtums haften zu lassen" anerkennt — mit nur gelinder Uebertreibung durch den Mund Bebels bei Erörterung des neuen Parteiprogramms die Bemerkung sich gestatten: „Daß die wachsende Kapitalmacht die Schäden und Gegensätze in der Gesellschaft immer schroffer gestaltet," und anfügen: „so sehr auch in der gegnerischen Kritik am Programmentwurf genörgelt wurde: die Grundanschauung obiger Sätze[1]) hat **niemand** als **falsch** zu bezeichnen gewagt. **Sie ist unbestritten.**"

[1]) „Unter der Herrschaft dieser Ausbeutung nimmt die Anhäufung des durch die Ausgebeuteten erzeugten Reichtums in den Händen der Ausbeuter

Wie kamen wir nun dazu, in dem eben abgeschlossenen Kapitel Entgegengesetztes zu behaupten?! Wir haben aus der Betrachtung der englischen und sächsischen Einkommenstatistik eine der heute herrschenden direkt widersprechende Auffassung der Sachlage geschöpft. Und da von uns teilweise die gleichen Ziffern benutzt worden sind, wenn wir auch einen größeren Zeitraum berücksichtigen konnten, so ist klar, daß auf einer Seite, entweder auf der unsrigen oder auf jener andern, die heute ziemlich die öffentliche Meinung repräsentiert, ein Irrtum obwalten muß. Und dem ist in der That so.

Man beruft sich sonst auf die Statistik als die Wissenschaft, die uns lehrt, die Ziffern zu lesen. Auf dem Gebiete der Einkommenstatistik hat sie sich bisher nicht bewährt. Trotzdem hervorragende Statistiker sich mit ihr beschäftigt haben, ist man fort und fort in die gröbsten methodischen Irrtümer verfallen und hat auf diese Weise jener selbstmörderischen Stimmung, die heute die Gesellschaft beherrscht, die Wege gebahnt. Denn — es sei wiederholt — gerade hier fühlt die Gesellschaft ihre Achillesferse, die „Stelle, wo sie sterblich" ist.

Daß aber die Irrtümer, von denen wir sprechen, und insbesondere der Grundirrtum, mit dem die falsche Auffassung der Sachlage zusammenhängt, nicht auf der flachen Hand liegen, sondern einiges Sichvertiefen in den Gegenstand verlangen, ist nach der Lage der Dinge selbstverständlich. Nichtsdestoweniger wird der Urteilswechsel, auf welchen wir hinarbeiten, in wenigen Worten als geboten zu erweisen sein.

Man suche sich klar zu machen, Verhältnisse welcher Art hier in Vergleich gezogen werden. Die Verteilung der Einkommen

---

— der Kapitalisten und Großgrundbesitzer mit wachsender Geschwindigkeit zu. Immer ungleicher wird die Verteilung des Arbeitsprodukts zwischen Ausbeuter und Ausgebeutete, immer größer die Zahl und immer unsicherer die Lebenslage der Proletarier, immer massenhafter die Armee der überschüssigen Arbeiter, immer schroffer der Klassengegensatz, immer erbitterter der Klassenkampf, welcher die moderne Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager trennt und das gemeinsame Merkmal aller Industrieländer ist."

bezeichnet sich durch die Zahl der in den verschiedenen Einkommensklassen vertretenen Personen. In dieser und jener Klasse gab es in einem Jahre so und so viel Personen, 5 oder 10 oder 20 Jahre darauf so viel mehr. Nichts liegt näher, als den Zuwachs oder die Abnahme in Prozenten, bezogen auf die frühere Zahl Angehöriger in der gleichen Einkommensklasse, auszudrücken. Trotzdem scheint uns gerade auf diese Weise das Phänomen der Entwickelung falsch gefaßt und dargestellt zu sein. Jener Prozentrechnung liegt nämlich die stillschweigende Voraussetzung zu Grunde, daß sich die nunmehrigen Censiten dieser und dieser Klasse aus den früher in geringerer Zahl dahier vorhandenen „entwickelt" haben, während ja doch offenbar ist, daß nicht aus 10 Censiten dahier nun 50 oder 100 geworden sind, diese 10 Censiten nicht Jeder 4 oder 9 andere gezeugt haben, sondern die 40 oder 90 von einer andern Stelle her in die Klasse eingetreten sind. Und die historische Betrachtung hat nun selbstverständlich diesen ihren Ausgangspunkt ins Auge zu fassen, soll sie überhaupt das sein, was sie sich nennt: „historisch".

Wo liegt nun aber dieser „Ausgangspunkt"? Für verschiedene nunmehrige Angehörige der gleichen Klasse wird er an verschiedenen Punkten gelegen haben. Censiten, die heute 10 000 Mark erwerben, mögen vor 10 Jahren der eine so wie jetzt bereits 10 000 Mark, der andere vielleicht 5000 bezogen haben, ein dritter vielleicht ganz ohne Einkommen und ein vierter im Genusse eines doppelt so hohen gewesen sein. Daß die Statistik nun, die mit der unpersönlichen Ziffer hantiert, der Entwickelung in dieser Weise nicht nachgehen, daß sie uns nicht genau sagen kann, so und so viele sind um so und so viel emporgekommen, so viele haben sich nur in ihrer Stellung behauptet, und diese Zahl hat sogar einen Rückgang ihrer Bezüge erfahren, braucht wieder keine weitere Auseinandersetzung. Kann uns aber die Statistik unter solchen Umständen überhaupt ein richtiges Bild der Entwickelung gewähren? Doch! Sie kann es. Sie hat nur das eine in Betracht zu ziehen, daß der Weg

zum höheren Einkommen und Vermögen in der Regel das niedrigere ist, einfach deswegen, weil jedermann trachtet, das Einkommen oder Vermögen, das er besitzt, zu erhöhen. Insoweit etwa ein Aufstieg sichtbar ist, erfolgt er selbstverständlich von unten her. Ob aber ein Aufstieg überhaupt vorhanden, darüber gibt uns Aufschluß das Bild der Einkommenspyramide früher und jetzt. Wenn die über der untersten Schicht sich lagernden Schichten an Stärke zugenommen haben, so ist ein Aufstieg erfolgt. Dieser Schluß erleidet keine Störung durch den Umstand, daß, wie schon früher erwähnt, gegen den Willen des Besitzers auch eine Degradation erfolgen kann. Denn auch diese drückt sich in den Gesamtziffern aus. Ob aber im allgemeinen ein Aufstieg oder ein Abstieg stattgefunden hat, eine absolute Verstärkung dieser und dieser über die unterste gelagerten Schicht, darüber kann selbstverständlich angesichts der Ziffern kein Zweifel herrschen. Man nehme nun an, eine solche Verstärkung sei für den Fall eines speziellen Wirtschaftsgebietes nachgewiesen. Wie ist dann ein prozentuelles Bild der Entwickelung zu gewinnen? Dadurch allein, daß man sich erinnert, wie die nunmehrigen Angehörigen einer nach oben liegenden Schicht aus den untern Schichten aufgestiegen sind und danach rechnet.

Man denkt nun vielleicht, daß eine solche Rücksichtnahme, wie wir sie fordern, darauf daß die Entwickelung nicht aus der Klasse selbst, die man betrachtet, sondern wenn progressiv von unten her, wenn retrograd von oben her erfolgt, an den Ergebnissen der Einkommensteuerstatistik nicht viel zu verändern, das gewohnte Bild kaum irgend zu verschieben vermöge! Aber man halte mit dem Urteil noch einen Augenblick zurück. Wir bringen, um die Bedeutung der Sache klar zu machen, einige — auch an sich bemerkenswerte — Ziffern über die Zahl der Vermögenssteuerpflichtigen im Kanton Zürich früher und jetzt.

Der Kanton Zürich zählte Inhaber, bezw. Steuerpflichtige eines Vermögens von:

		1848	1888
I.	100— 2000 Fr.	25991	21108
II.	2100—20000 „	13959	24406
III.	20100—25000 „	2409	6584
IV.	25000 und mehr „	81	484

Was wird nach der gegenwärtig geläufigen, von uns unhistorisch und falsch genannten Methode aus diesen Ziffern herausgelesen? Daß die Zahl der Censiten sich erhöht hat in der:

II. Klasse um 10447 auf 13959 = 75 %
III. „ „ 4175 „ 2409 = 174 „
IV. „ „ 403 „ 81 = 500 „

Die Entwickelung erscheint also als eine im höchsten Grade ungünstige. Die großen Vermögen sind der Zahl nach im Laufe der 40 Jahre außerordentlich gestiegen, die mittleren Vermögen haben sich schon mit einer viel bescheideneren Vermehrung begnügt, den geringsten Gewinn von der wirtschaftlichen Entwickelung haben aber die kleinen Vermögen abbekommen. **Siebenmal** stärker als ihre Vermehrung ist die der großen gewesen! Solcher Art ist die Betrachtung, zu der man durch die bisher gebräuchliche Methode, die Ziffern zu lesen, aufgefordert ist. Und es hat den Anschein, als ob sich hiergegen nichts sagen ließe. Arithmetisch ist ja alles in Ordnung! Nun ziehe man aber gegenüber dieser Rechnung die folgende Darstellung in Betracht.

In Klasse II ist die Zahl der Censiten scheinbar zugewachsen um 10447. Diese Zahl ist aus der I. Klasse in die II. aufgestiegen. Klasse I hat also an die Klasse II 40% ihres Bestandes abgegeben. In Wahrheit nur 40%? Nein, mehr! Denn gleichzeitig sind aus Klasse II in Klasse III 4175 Censiten aufgestiegen, und diese haben nun gleichfalls von unten her an die Klasse II abgegeben werden müssen. Der Zuwachs dahier ist also insgesamt 10447 + 4175 = 56% der Angehörigen jener Klasse, *aus welcher der Aufstieg erfolgte*. Macht man die Rechnung in gleicher Weise für die beiden andern Klassen, so ergibt sich, daß aus

Klasse	I	in Klasse	II	übergingen	14622	Personen	=	56 %
„	II	„ „	III	„	5578	„	=	33 „
„	III	„ „	IV	„	403	„	=	17 „

Das Bild ist also ein dem vorigen vollständig entgegengesetztes. Aus den kleinen Vermögen hat der Aufstieg in weitaus größtem Maße stattgefunden; geringer war der Anwachs der mittleren Vermögen, und noch mehr steht jener bei den großen Vermögen zurück.

Den Vorwurf irgend welcher „Künstlichkeit" kann man dieser Rechnung jedenfalls nicht machen. Ist der Aufstieg nicht aus Klasse II in Klasse III, sondern bereits in IV erfolgt, so kommt immerhin auch dies in ihr zum Ausdruck. Wird der Aufstieg zum Teil, etwa durch einen Abstieg balanciert, so wird sie dem wieder in Anlehnung an die absoluten Ziffern Rechnung tragen. Wenn wir aber sie im Gegensatz zur andern als richtig bezeichnen, so geschieht dies eben weil jene andere, trotzdem sie die Prätension hat, die „Entwickelung" darzustellen, an dieser ganz vorübergeht. Jeder Nachweis einer „Entwickelung" muß das frühere gegen das heutige Verhältnis ins Auge fassen, und das frühere Verhältnis der einer Klasse zugewachsenen Censiten war ja ihre Zugehörigkeit zu einer andern. Man sollte denken, daß dies auf der Hand liegt. Ueberdies hätte auch schon die Fragestellung vor Benutzung der heute allgemein geübten Methode warnen dürfen! Lautet die Frage doch: „Aus welchen Schichten steigen die meisten auf", bezw. „steigen überhaupt welche auf", und „wie viele"; sie lautet nicht: „Welchen Schichten wachsen die meisten zu?" Die korrekte Antwort auf die letztere Frage vermöchte uns *für die Einsicht, um derentwillen wir sie stellen*, nur wenig zu sagen. Aber doch könnte auch die Antwort auf sie den Begriff des „Wachsens" und „Hineinwachsens" und also die Bezugnahme auf den früheren Status der „Zugewachsenen" nicht umgehen und müßte sich daher der von uns gebrauchten Methode bedienen.

Wendet man nun aber diese statistische Methode auf die früher mitgeteilten Ziffern der sächsischen Einkommensentwicke-

lung, die uns als typisch bezeichnet ist, an, so ergibt sich folgendes Bild:

Es stiegen während der 11 Jahre von 1879—90 auf

aus der Klasse mit		in jene mit			
bis 500 Mark	500 bis 800 Mark	50,7 %	des früheren Bestandes der Klasse
500 „ 800 „	800 „ 1600 „	67,2 „	
800 „ 1600 „	1600 „ 3300 „	24,9 „	
1600 „ 3300 „	3300 „ 9600 „	28,3 „	
3300 „ 9600 „	über 9600 „	21,3 „	

Während 11 Jahren ist also über die Hälfte der früheren Angehörigen der untersten und zweituntersten Klasse in die höhere eingetreten; in den höheren Klassen dagegen ist der Aufstieg kaum einem Viertel der Censiten gelungen. Allerdings will, wie später noch zu erläutern sein wird, auch dieses Ergebnis mit kritischem Auge betrachtet sein; aber es bezeichnet jedenfalls die Sachlage ungleich treffender und richtiger, als die gewöhnliche Prozentrechnung, die uns sagen würde, die Zahl der Angehörigen der I. Klasse habe sich etwas vermindert, jene der Angehörigen der

II. Klasse mit	500— 800 Mark	um	48,5 %	„vermehrt“
III. „ „	800—1600 „	„	92 „	„
IV. „ „	1600—3300 „	„	47 „	„
V. „ „	3300—9600 „	„	50 „	„
IV. „ „	über 9600 „	„	96 „	„

Hiernach hätten die größten Einkommen die stärkste Vermehrung erfahren, und die Entwickelung wäre wenigstens halbwegs jene gewesen, wie der Sozialismus und in Anlehnung an ihn die öffentliche Meinung in diesen Dingen sie heute voraussetzt.

Das Sündenregister der beiden ist hiermit aber nicht erschöpft. Sozialismus und öffentliche Meinung befinden sich, wenn sie die Rechnung in der bezeichneten Weise machen, nicht nur insofern in einem fundamentalen Irrtum, als sie das Wie der Entwickelung aus dem Auge lassen und infolgedessen auch über ihren Inhalt nicht ins klare kommen, sondern gerade für die größten Einkommen und Vermögen gesellt sich zu jenem Irrtum

der Methode ein weiterer Fehler hinzu, der es zuwege bringt, daß sozusagen immer und überall jene größten Bezüge und Besitze die „gesegnetste" Entwickelung haben.

Die bisher geläufige Rechen- und Lesart mußte irrige Ansichten in Hinsicht der größten Vermögen und größten Einkommen auch deswegen nach sich ziehen, weil diese Klasse im Gegensatz zu allen anderen nach oben nicht begrenzt wird. Die oberste Klasse ist nach oben vollständig offen, sie gibt von den ihr einmal Zugewachsenen keinen wieder ab. Dadurch unterscheidet sie sich aber substantiell von den andern Klassen, und darf die Steigerung von vornherein, auch in bisheriger Weise gemessen, hier größer als in andren und eigentlichen, d. h. zweiseitig begrenzten Klassen sein.

Diese oberste Klasse ist im Unterschied von allen übrigen eine doppelte, dreifache, jedenfalls aber nicht einfache Klasse. Die andern, wenn sie empfangen, verlieren gleichzeitig, geben nämlich nach oben ab; für die oberste Klasse ist ein Verlust aber nur möglich, wenn ursprüngliche Angehörige „herunterkommen", in eine tiefere Klasse versetzt werden, nicht aber im regelmäßigen Wege wie bei den andern Klassen, wenn sie einen Vermögens- oder Einkommenszuwachs erfahren. Nur zu klar ist aber, daß dieses Moment die „Entwickelung" der obersten Klasse, wie sie mittelst der bisher gebräuchlichen Prozentrechnung festgestellt wurde, nicht vergleichbar mit der Entwickelung anderer Klassen macht. Die von uns für den Nachweis der Entwickelung verfochtene und durchgeführte Methode versagt aber auch hier nicht. Man erinnert sich, daß wir auseinandersetzten, die nach oben abgehen, müßten, wenn die Klasse auf dem alten Stande verblieb, von unten her nachgekommen sein und seien unter diesem Titel als Zuwachs zu betrachten.

Es ist also kein Zweifel, daß man an der Hand der bisher üblichen Rechnung zu fehlerhaften Resultaten kommen mußte, und kaum auch einer, daß man vermittelst der von uns vorgeschlagenen zu dem richtigen kommt. Wir haben trotzdem bei Darstellung der Einkommensentwickelung auf die Benutzung unseres Rechenschemas vollständig verzichtet und uns an der auch

von andrer Seite oft vorgenommenen Vergleichung der nunmehrigen gegen die frühere Aufteilung des vorhandenen Gesamteinkommens auf die verschiedenen Klassen genügen lassen. Daneben haben wir uns dann aber mit Absicht des Bildes bedient. Ein solches ist ja nicht auf die Spitze einer unter Umständen schwierigen Untersuchung über die richtige Methode gestellt, sondern wirkt unmittelbar und schlagend.

Im Vorstehenden ist der Nachweis unternommen, daß die heute kursierenden Darstellungen der Einkommensentwickelung mittelst eines Verzerrspiegels aufgenommen und danach weit entfernt sind, uns ein treues Bild zu liefern. Nun kann man aber kaum gründlich genug sein, wenn es gilt, ein tief eingefressenes Vorurteil aus dem gesunden Fleisch der öffentlichen Meinung auszuschneiden. Man wolle auch nicht aus dem Auge verlieren, daß an jenem Vorurteil eine Schule und mächtige politische Partei als an einer ihrer Lebensvoraussetzungen hängt, und davon nicht wird lassen wollen. Denn aus nichts anderem als der Ueberzeugung des gesellschaftlichen Rückgangs hat der Sozialismus das Bewußtsein seiner Mission geschöpft [1]). Und es ist ein merkwürdiges Verhängnis, daß der Antisozialismus infolge methodischer Fehlgriffe seinem Gegner wie anderwärts auch hier den Boden bereiten mußte, aus dem er die beste Nahrung sog.

Die Reihe der „Fehlgriffe", die auf diesem Felde begangen wurden, ist mit den schon erwähnten aber immer noch nicht erschöpft. Es besteht die Frage, ob die großen oder die kleinen Leute aus der Steigerung in der Produktivität der Volkswirtschaft den größeren Nutzen ziehen. Diese Frage scheint aber nur in den Umrissen durch die Bewegung in der Zahl der Censiten beantwortet, der wir bisher allein unsre Aufmerksamkeit

[1]) „Hier," bemerkt Bebel zu dem vorhin mitgeteilten Stück aus dem Parteiprogramm, „ist in wenig Zeilen die Weltanschauung der Sozialdemokratie über die heutige Gesellschaft und deren Entwickelung niedergelegt."

geschenkt haben. Weit genauer scheint sie sich durch die Bezugnahme auf die in den einzelnen Einkommensklassen in früherer und späterer Zeit vertretenen Einkommenssummen zu erledigen. Soetbeer bringt hier aus der preußischen Einkommensteuerstatistik folgende Daten. Nach seinen Berechnungen entfielen von dem gesamten in Preußen versteuerten Einkommen auf die Inhaber

				1876	1888
dürftiger Einkommen		bis	525 Mark	16,9 %	17,7 %
kleiner „	526 „	„	2000 „	55,4 „	51,5 „
mäßiger „	2001 „	„	6000 „	15,5 „	15,9 „
mittlerer „	6001 „	„	20000 „	7,1 „	8,6 „
großer „	20000 „	„	100000 „	3,6 „	4,5 „
sehr großer „		über	100000 „	1,4 „	1,8 „

Soetbeer möchte auch diese Ziffern noch optimistisch beurteilt wissen. Mithoff dagegen findet sie bedenklich und vollends dem Sozialismus sind sie Wasser auf seine Mühle. Scheinen sich doch in der That eine Schwächung des Mittelstandes, der „Verbindungsbrücke“ und weiterhin für die oberen Schichten der Gesellschaft eine viel gewaltigere Accumulationskraft als für die besitzlosen Stände auszusprechen. Die Beteiligung der kleinen Einkommen ist gewaltig zurückgegangen, um nahezu 4 %; die der mittleren, großen, sehr großen ist außerordentlich gestiegen. Spricht dies nicht mit unanfechtbarer Deutlichkeit aus, daß die „Mittleren, Großen, Sehr Großen“, aus dem Fell der „Kleinen“ Riemen schneiden?!

Gemach! Man stelle jenen Daten die folgenden gegenüber.

Das Einkommen Privater im preußischen Staate hat sich von 1876 auf 1888 um 1475 Millionen Mark (= 19 %) gehoben. An diesem Zuwachs partizipieren die Klassen mit

dürftigem Einkommen	mit	326,0	Millionen	= 22,1 %
kleinem „	„	450,6	„	= 30,5 „
mäßigem „	„	266,9	„	= 18,1 „
mittlerem „	„	246,6	„	= 16,7 „
großem „	„	131,4	„	= 8,8 „
sehr großem „	„	53,8	„	= 3,7 „

Nach dieser Aufstellung, welche in Hinsicht ihrer Prozentziffern unanfechtbar ist, würde der Löwenanteil an der gestiegenen Produktivität der Volkswirtschaft in die Klassen mit dürftigem bis mittlerem Einkommen gefallen sein! Am allerstärksten wären durch den Fortschritt die Klassen mit kleinem Einkommen begünstigt, welche volle 30,5 % der Produktivitätssteigerung an sich genommen haben gegen 22,1, 18,1 und 16,7 % für die dürftigen, mäßigen und mittleren Einkommen. Die großen und sehr großen Einkommen hätten sich mit 8,8 und 3,7 % begnügt.

Nach Soetbeer wäre dagegen — man greife nochmals zurück auf jene Ziffer — gerade die Schicht der „kleinen" Einkommen am schlechtesten weggekommen. Ihr Anteil am Gesamteinkommen, 1876 55,42 %, hätte sich 1888 auf 51,49 % vermindert. Sie allein wäre Stiefkind der Entwickelung gewesen. Für alle anderen Klassen wären die Anteile gestiegen, für diese einzige Klasse, von der wir eben gesehen haben, daß sie von der Produktivitätssteigerung das größte Stück abbekommen hat, wäre die Beteiligung zurückgegangen! Die Soetbeersche Berechnung spricht also für diese „kleinen" Einkommen das diametral Entgegengesetzte von dem aus, was wir für sie gefunden haben. Woher jener Widerspruch? Er kommt davon, daß wenn man die Prozentberechnung in der Weise Soetbeers anstellt, jede Einkommensschicht, damit sie sich ihren frühern Rang auch nur erhalte, im Maße ihres bisherigen Ranges an der Steigerung partizipieren müßte. Nur wenn die Steigerung im Maße ihrer bisherigen Partizipation erfolgt, bleibt jeder Klasse ihr Rang erhalten. Die kleinen Einkommen, die 1876 mit 55,42 % an dem gesamten Privateinkommen beteiligt waren, hätten mit 55,42 % auch am Fortschritt beteiligt sein müssen, um mit 55,42 % stehen zu bleiben.

Die größten Einkommen hätten hierfür nur einer Steigerung um 1,44 % bedurft. Wenn diese letzteren größten Einkommen um 1,44 %, die kleinen Einkommen um 55,42 % gestiegen wären, so wären sie in der zweiten Tabelle eben nur

mit den Sätzen von 1876 wiedergekehrt. Oder: wären die größten Einkommen *ursprünglich* nicht mit 1,44, sondern mit 10 % am Gesamteinkommen beteiligt gewesen, so hätte genau die gleiche Entwickelung, die jetzt als sozial *ungünstig* bezeichnet wird, ein sozial überaus *günstiges* Gesicht gewonnen; denn nun wäre diese Einkommensklasse hinsichtlich ihrer Beteiligung am Gesamteinkommen wesentlich „zurückgegangen".

Man sieht also: auch hier ist die gebräuchliche Rechnung entschieden nicht von der Art, um uns ein Bild der Wirklichkeit zu liefern. Sie stellt an die verschiedenen Schichten verschiedene Ansprüche. In unserem Falle beispielsweise an die kleinen Einkommen einen 38,5fach größeren als an die größten. Damit der spätere Zeitpunkt nur das (falsche) Bild der Stabilität gewähre, müßten die kleinen Einkommen eine im Verhältnis 38,5fach größere Steigerung erfahren haben als die größten! Ein wahrer Hexensabbath von Unmöglichkeiten![1])

Aber immer noch ist die Reihe der in der Einkommenstatistik grassierenden Irrtümer nicht erschöpft. Neben den vorbezeichneten Verfahren braucht man unter Umständen als drittes für die Feststellung der Entwickelung die Berechnung der Durchschnittsbeträge der Einkommen in einer Klasse in der früheren gegen die spätere Periode. Aus den sich berechnenden Durch-

---

[1]) Die Ziffern, die wir hier brachten, wollen wieder nicht bloß als Belege für unsere methodologischen Auseinandersetzungen, sondern auch inhaltlich auf das, was sie sagen, betrachtet sein. Aus ihnen erhellt neuerdings, daß die thatsächliche Entwickelung den der Annahme der Sozialisten genau entgegengesetzten Weg einschlägt. Von dem Einkommenszuwachs in Preußen während der 13 Jahre 1876/88 entfällt über die Hälfte (52,6 %) auf Inhaber von Einkommen bis 2000 Mark. Der Rest verteilt sich in absteigenden Anteilen auf die übrigen Kategorien.

Immerhin besitzen diese Daten deswegen nicht zu großen statistischen Wert, weil sie uns nicht sagen, wie hoch das Einkommen der früheren Angehörigen der betreffenden Klasse nunmehr ist. Sie sagen in Wahrheit also nicht ganz das, worum man sie befragt, sagen es auch dann nicht, wenn man die Frage so stellt, wie es hier geschehen ist. Weit vorzuziehen ist ihnen die eingangs dieses Abschnitts vertretene Rechnung nach Censiten.

schnitten werden (bei Soetbeer, Mithoff, Bücher) Schlüsse in der Art gezogen, daß wenn das Durchschnittseinkommen oder Durchschnittsvermögen der oberen Klassen wächst, dies ebensosehr als ungünstiges Zeichen gilt, wie wenn das Durchschnittseinkommen in den untern Schichten zurückgeht. Und in der That scheint man eine Entwickelung dieser Art nicht anders beurteilen zu können. Wenn das Durchschnittseinkommen der bereits schlecht Gestellten fällt, so bedeutet dies einen weiteren Rückschritt, und sozial gesprochen, auch einen solchen, wenn das Durchschnittseinkommen in der Klasse der Reichen sich hebt. So hat es den Anschein, und so wird es gedeutet. Aber auch hier liegt ein Irrtum vor.

Wir geben wieder zu bedenken, daß jede Klasse durchaus nichts Fixes ist, sondern fortwährend ein Zu- und Abfluß stattfindet. Dies hat aber ganz besondere Folgen für die Gestaltung der Durchschnitte. Wenn nämlich der Zufluß aus einer niedrigeren in eine höhere Klasse ein starker ist, so wird daselbst der Durchschnitt herabgedrückt, weil die eben Uebertretenden vorerst nur Einkommen oder Vermögen mitbringen, welches an der Untergrenze der betreffenden Klasse steht. Stagniert jedoch der soziale Fortschritt, so wird das Durchschnittseinkommen alsbald ein höheres. Dies gilt für die mittleren Klassen so gut wie für die oberen, und daher mag recht wohl, wenn der Aufstieg etwa auch nur aus den dem Existenzminimum Angehörigen in die Klasse der zunächst Steuerpflichtigen stattfindet, das Durchschnittseinkommen dahier sich *vermindern*, dagegen jenes in einer höheren Klasse sich gleichzeitig erhöhen. Der Schluß aber, der daraus gezogen wird, daß die Wohlstandsverteilung sich zum Schlechteren gewendet habe, schlägt den Thatsachen wieder direkt ins Gesicht. Denn ganz im Gegenteile ist die Erhöhung des Durchschnittseinkommens die der Klasse minder günstige, die Erniedrigung die vorteilhaftere Erscheinung.

Des weiteren ist in Betracht zu ziehen, daß auch, je umfassender eine Klasse, desto höher sich der Durchschnitt hinauf-

schrauben wird, weil sich dann die Aufwärtsbewegung in der Klasse selbst vollzieht, statt das Steuerobjekt in die nächst höhere hinaufzutreiben. Offenbar muß auch darum die Steigerung in der nach oben unbegrenzten Klasse der größten Einkommen oder größten Vermögen jeweils am stärksten sein. Während in den untern die Erhöhung, sobald sie einen gewissen Betrag erreicht, aus der Klasse fällt, nämlich den Uebergang in die höhere bewirkt, ist solches bei der nach oben unabgeschlossenen Klasse der Höchstbesteuerten nicht der Fall, und darum ist hier die Aussicht auf eine Erhöhung (nicht bloß der Zahl der Zensiten, von der wir früher sprachen, sondern auch) des Einkommensdurchschnitts eine weit stärkere.

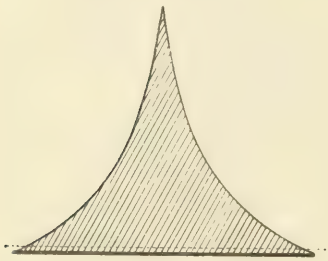
F. Schlußwort.

Wir sind am Ende unsrer vorläufigen Untersuchung über die Einkommensentwickelung in der modernen industrialisierten Gesellschaft angelangt. Es galt zuletzt, die gegen unsere frühere Darstellung zu gewärtigenden Einwände zu widerlegen, bezw. die Quellen der heute herrschenden Irrmeinungen aufzudecken. Hätten wir nicht gezeigt, daß die seit jeher in diesen Dingen gebrauchte Methode der Beweisführung einen Wust von Irrtümern in sich schließt, so hätten wir kaum hoffen dürfen, für das, was wir zu sehen vorgeben, Fachwissenschaft und öffentliche Meinung zu gewinnen. Die Irrlehre sitzt zu tief, wurde zu lang und zu eindringlich von allen Seiten her gepredigt.

Wie sehr sie sich aber von den Thatsachen entfernt, möchten wir zuletzt zusammenfassend noch einmal im Bilde darthun. Nach der sozialistischen Theorie böte unsre soziale Entwickelung im Stadium des Uebergangs und schließlich bevor uns die sozialistische Re- oder Evolution in die neue Gesellschaftsordnung überführt, Ansichten wie diese:

Fig. 5.

I. (Nächste Vergangenheit.)



Existenz-Minimum.

II. (Gegenwart.)

Der Mittelstand geht zurück, immer deutlicher wird die Scheidung der Gesellschaft in Arme und Reiche, immer dünner die Brücke, die den Uebergang vermitteln soll.

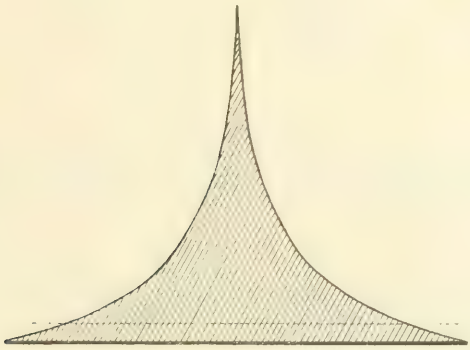
III. (Nächste Zukunft.)

Die Verbindung zwischen Reich und Arm ist unterbrochen, der Mittelstand verschwunden. Wenige Ueberreiche haben die Produktivität der Volkswirtschaft an sich gerissen. Das Volk schleicht an der Grenze des Existenzminimums dahin, mit der vom Hunger dezimierten und immer neu ersetzten „industriellen Reservearmee" im Rücken. Jeder Aufstieg ist unmöglich. Nur von oben fällt von Zeit zu Zeit eine im Kampf bezwungene Existenz herab ins Bodenlose, in die Masse jener, die den Hungertod vor Augen sich zu jeder Arbeit um jeden Lohn prostituieren. Aber schließlich werden sie sich, die bisher Saft und Kraft zu Gunsten des winzigen Häufleins hoch und unerreichbar über ihnen ausgegeben haben, ihrer Uebermacht bewußt, sie stürzen die Tyrannen und bereiten sich ein neues Reich.

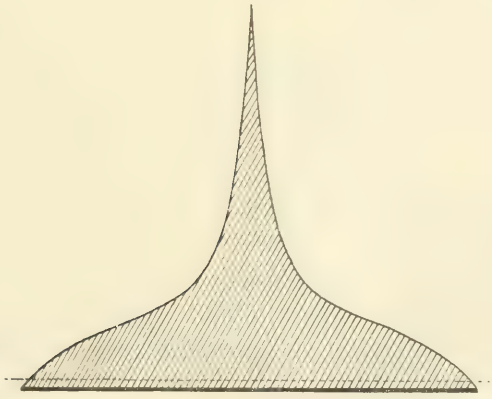
In Wahrheit hat in Sachsen binnen bloß 12 Jahren, zudem in einer wirtschaftlich ungünstigen Periode, die Gesellschaftspyramide sich transformiert wie folgt:

Fig. 6.

I.



II.



Das will sagen: die Gesellschaft ist von einer fortschrittlichen Bewegung ergriffen. Mächtig regt es sich vor allem unten und die Armut macht der Dürftigkeit, die Dürftigkeit der Hablichkeit

Platz. Immer solider, in sich gefestigter wird der Gesellschaftsbau. Auch die mittleren Schichten gewinnen an Stärke, und wenn gleichzeitig die Spitze in die Höhe wächst, so verschlägt dies nichts. Die Verbindung ist darum nicht unterbrochen, sondern ganz im Gegenteil wird auch sie immer breiter und gesicherter.

III.

Die Theorie der sozialen Entwickelung.

A. Einleitung.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Deswegen haben wir unserer theoretischen Auseinandersetzung mit dem Sozialismus die historisch-statistische vorangestellt. Die Theorie strebt ja nur den Nachweis an, es könne nicht anders sein in unserer Gesellschaftsordnung als es ist nach der Ansicht des Sozialismus; die Einrichtungen unserer Gesellschaftsordnung schlößen mit dem Zwange der logischen Konsequenz, der innern Notwendigkeit den sozialen Rückschritt und die Zersetzung in sich. Da ist dann aber sicherlich die Feststellung, daß das, wovon die Theorie nur beweisen will, warum es da ist und daß es unter den gegebenen Verhältnissen da sein müsse, in Wahrheit gar nicht da ist, von einigem Belang. Rückt diese Thatsache des Widerspruchs der vom Sozialismus vorausgesetzten und „erklärten" Thatsachen zu den wirklich vorhandenen die Theorie des Sozialismus nun in ein zweifellos recht bedenkliches Licht, so dürfen wir uns darum doch der speziellen Beschäftigung mit ihr kaum entschlagen. Denn auch für sich betrachtet ist sie eine Macht. Sie hat ihre Thesen überzeugend zu machen verstanden und mancher mag wohl von ihr gefangen genommen, den Ziffern nicht trauen. Irren wir nicht, so ist es Sumner

Maine gewesen, der einmal die Bemerkung macht, es sei mit gewissen Vorurteilen so wie mit dem Helden einer englischen Ballade, der, nachdem er in der Schlacht die Beine verloren, auf den Stumpen weiterkämpft. Solcher Lebenskraft haben wir uns auch beim Sozialismus zu versehen, und zwar deswegen, weil er auf dem Fundament einer tief im Menschen wurzelnden Empfindung ruht. Der Sozialismus ist für den Sozialisten Herzensbedürfnis. Und deswegen kann man, wenn man ihn als falsch erkannt hat, im Nachweis dessen kaum zu viel thun.

Im übrigen hätten wir auch sonst die theoretische Untersuchung nicht umgehen können. Wir haben durch Ziffern und Geschichte den Beweis erbracht, daß die gesellschaftliche Bewegung nicht eine retrograde, sondern eine fortschrittliche ist. Aber die Thatsache des Fortschritts schließt noch lange nicht aus, daß trotzdem großen Gesellschaftsklassen oder vielen Einzelnen nicht ihr volles Recht wird. Die Entscheidung aber darüber, ob dem so ist, und wenn — so etwa sein muß oder nicht, ist wieder der Theorie anheim gegeben. Die letzte Auseinandersetzung mit den Thatsachen, die wir kritisch zu beleuchten haben, kann also nur auf dem Boden theoretischer Untersuchung erfolgen.

Wir fragen zuerst nach der Analyse, die der Sozialismus der von ihm behaupteten Thatsache der gesellschaftlichen Deteriorierung gewidmet hat. Welches ist die *Kraft*, die bewirkt, daß der Gesellschaftsbau knirschend aus den Fugen geht und das eiserne Band der geschichtlich überlieferten Machtverhältnisse immer mehr und mehr sich lockert? Woher kommt es, daß, wie der sozialistische Programmentwurf uns mitteilt, „die Anhäufung des durch die Ausgebeuteten erzeugten Reichtums in den Händen der Ausbeuter — der Kapitalisten und Großgrundbesitzer — mit wachsender Geschwindigkeit zunimmt, und immer ungleicher die Verteilung des Arbeitsprodukts zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, immer größer die Zahl und immer unsicherer die Lebenslage der Proletarier, immer massenhafter die Armee der überschüssigen Arbeiter wird"?

Die Antwort auf diese Frage gibt der Sozialismus durch eine These, die man ohne weiteres als die des ehernen Lohngesetzes bezeichnen könnte, wäre dieser Name nicht zu sehr mit dem Lohngesetz speziell Lassalles verknüpft. Das Phänomen der gesellschaftlichen Scheidung in Ausbeuter und Ausgebeutete wird von Lassalle und Marx verschieden erklärt. Lassalle verweist auf die physiologischen, Marx auf die ökonomischen Potenzen. Aber beide stimmen darin überein, daß ein Zuviel an Menschen die Ohnmacht der Masse mit sich bringt. Nur trägt nach Lassalle die Schuld an diesem Zuviel der Mensch selbst, bezw. seine ursprüngliche und nicht abzustreifende physische Veranlagung; nach Marx ist das Zuviel unabweisbare Konsequenz des ökonomischen Fortschritts in unserer Gesellschaftsordnung. Im näheren wird dies so ausgeführt.

B. Das Lassallesche eherne Lohngesetz.

Das Lassallesche eherne Lohngesetz wird heute von Sozialisten nicht minder wie von Nichtsozialisten als obsolet betrachtet. Zur Zeit aber, als Lassalle es aus dem Schutte der klassischen Theorie ausgrub und mit neuen glutvollen Farben übermalte, war die Sensation gewaltig und hatte er sich des Beifalls sogar vieler wohlmeinender Nichtsozialisten zu erfreuen. Lassalle selbst pries den Arbeitern das Gesetz als wirksamstes Amulett gegen die Poltergeister des Liberalismus. Es sei ein unfehlbares Mittel gegen alle Verführungskünste von dieser Seite her, das Pentagramma, über das Mephisto-Schulze und Genossen nie hinweg könnten.

„Dieses eherne und grausame Gesetz, meine Herren" — das sind Lassalles Worte an die Arbeiter — „müssen Sie sich vor allem tief, tief in die Seele prägen und bei allem Ihrem Denken von ihm ausgehen. Jedem, der Ihnen von der Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes spricht, müssen Sie vor allem die Frage vorlegen: ob er dieses Gesetz anerkennt. Erkennt er es nicht an, so müssen Sie sich von vornherein

sagen, daß dieser Mann entweder Sie täuschen will oder aber von der kläglichsten Unerfahrenheit in der nationalökonomischen Wissenschaft ist."

Was ist nun aber dieses eherne Lohngesetz? Er erläutert es wie folgt: „Das eherne ökonomische Gesetz, welches unter den heutigen Verhältnissen, unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage nach Arbeit, den Arbeitslohn bestimmt, ist dieses: daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Dies ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jederzeit herumgravitiert, ohne sich jemals lange weder über denselben erheben, noch unter denselben hinunterfallen zu können. Er kann sich nicht dauernd über diesen Durchschnitt erheben — denn sonst entstünde durch die leichte bessere Lage der Arbeiter eine Vermehrung der Arbeiterbevölkerung und somit des Angebots von Händen, welches den Arbeitslohn wieder auf und unter seinen früheren Stand herabdrücken würde. Der Arbeitslohn kann auch nicht dauernd tief unter diesen notwendigen Lebensunterhalt fallen, denn dann entstehen — Auswanderung, Ehelosigkeit, Enthaltung von der Kindererzeugung und endlich eine durch Elend erzeugte Verminderung der Arbeiterzahl, welche somit das Angebot von Arbeiterhänden noch verringert und den Arbeitslohn daher wieder auf den früheren Stand zurückbringt."

„Der wirkliche durchschnittliche Arbeitslohn besteht somit in der Bewegung, beständig um jenen seinen Schwerpunkt, in den er fortdauernd zurücksinken muß, herumzukreisen, bald etwas über demselben (Periode der Prosperität in allen oder einzelnen Arbeitszweigen), bald etwas unter ihm zu stehen (Periode des mehr oder weniger allgemeinen Notstandes und der Krisen)."

Als auf Zeugen für das Vorhandensein des Gesetzes berief sich Lassalle auf die klassischen und spätere liberale wie radikale Nationalökonomen. Es habe durch ein halbes Jahrhundert alle Größen der nationalökonomischen Wissenschaft um sich versam-

ganze Arbeiterfrage, auf der einen Seite die Arbeiternot, auf der andern Seite der Probierstein für den Wert aller Vorschläge, dem Arbeiterstande zu helfen." —

Das eherne Lohngesetz ist seitdem ein sozialistisches Argument für den Handgebrauch geworden und es geblieben, selbst nachdem die Autorität von Marx die von Lassalle verdrängt hatte, und hat als solches, wie Liebknecht 1891 freudig bewegt erklärte, „seinen Zweck auch herrlich erfüllt". Unsrem Marx war es stets ein Greuel und das Eisenacher Programm der spezifisch marxistischen deutschen „sozialdemokratischen Arbeiterpartei" (Liebknecht, Bebel) von 1869 erwähnt es darum mit keinem Wort. Nachdem später jedoch in Gotha im Mai 1875 die Fusion zwischen Lassalleanern und Marxisten vollzogen worden war, erhielt das Gesetz trotz der Einrede und der Verwünschungen von Marx, der darin „ein ungeheuerliches Attentat auf die in der Parteimasse verbreitete Einsicht" oder wohl richtiger „eitel Abgötterei" erblickte, im Parteiprogramm seinen Platz, um ihn dann erst 1891 nach dem Parteitag in Erfurt wieder einzubüßen. Es war in dieser Zeit unter den Angriffen von antisozialistischer und marxistischer Seite und gegenüber den Thatsachen der Lohnentwickelung doch zu fadenscheinig geworden, als daß man es, ohne der Sache der Partei zu schaden, noch weiter hätte aufrecht halten dürfen.

Das eherne Lohngesetz fand den Stoff, der die Gesellschaftsmischung stets neu zersetzt und in die beiden Teile scheidet — in die auf der niedrigsten Lebensstufe festgehaltene Masse einerseits, die auf der Höhe des Genusses stehende, alle wachsende Produktivität der Volkswirtschaft sich zueignende Aristokratie des Geldes andererseits — in dem physiologischen Zwange verstärkter Proliferation bei jeder zeitweiligen Steigerung der Lebenshaltung in der Masse. Ob er es nun Wort haben wollte oder nicht, der Standpunkt Lassalles war genau der von Malthus: hoher Lohn — mehr Kinder — stärkerer Zuwachs zur Arbeiterarmee. (Geringere Krankheitsfrequenz und Sterblichkeit treten als Folgeerscheinung höheren Lohnes schon deswegen zu-

rück, weil die Kinder den Nahrungsspielraum der Eltern notwendig beengen.)

Was wurde und wird nun gegen das eherne Lohngesetz eingewendet, vor allem von nichtsozialistischer Seite? Das vorhin Gesagte macht bereits klar, daß man an das Gesetz nur auf dem Wege über die Malthusische Theorie herankann. Mit dieser also gilt es sich auseinanderzusetzen. Aber gerade hier liegt die Schwierigkeit. Die Bevölkerungstheorie gilt als bis heute nicht zu irgendwelcher Erledigung gekommen. Was man zu behaupten wagt und in der That behaupten darf auf Grund des bisher bearbeiteten statistischen Materials (vgl. beispielsweise Mithoff im Schönbergschen Handbuche), ist 1. daß eine Verbesserung der Lebenshaltung des Arbeiters durchaus nicht notwendig zur Vermehrung der Kinderzahl führe; überdies, 2. daß während des Wachsens der Bevölkerung auch die Nachfrage nach Arbeit steigen kann, wonach jeder neu auf die Welt gesetzte Arbeiter von vornherein eine Beschäftigung findet und die wirtschaftliche Position seiner Genossen nicht beeinträchtigen muß. Diese letztere These kommt jedoch über die erste nicht weit hinaus. Sie wiederholt, daß das Malthusische Gesetz örtlich oder zeitlich außer Wirksamkeit stehen kann, und das eherne Lohngesetz danach wohl eine Möglichkeit darstellt, nicht aber eine Notwendigkeit. Von einem Gesetz sei also nicht die Rede. Brentano hat unter verwandtem Gesichtspunkt darauf aufmerksam gemacht, daß es mindestens nicht allgemeines Gesetz sei. Die Möglichkeit, über das Gesetz hinauszukommen, sich ihm zu entziehen, sei für gewisse Arbeiterklassen stets Wirklichkeit gewesen. Es gelte für den unorganisierten Arbeiter allein, oder genauer [1]), „wo nicht mehr das Herkommen den Lohnsatz bestimmt und noch nicht die Organisation der Arbeiter den Druck der Beschäftigungslosen abhält".

Hier ist dann anzufügen der Verweis auf die nicht nur klassenmäßige, sondern gebietsweise Verschiedenheit der Löhne in

[1]) Vgl. Brentano, Meine Polemik mit Karl Marx, Berlin 1890. S. 6.

jedem Lande, die weit über die Verschiedenheit der Preise, der Lebenskosten hinausgeht und mit dem ehernen Lohngesetz gleichfalls nicht stimmen will. In größerer Annäherung endlich an die von Mithoff formulierten Einwendungen, aber mit Zusätzen, die den Wert dieses Zugeständnisses aufheben, hat der Sozialist Bernstein das Lohngesetz Lassalles zum Gesetz einer hinter uns liegenden Zeit, der sogenannten Manufakturperiode, erklärt[1]).

Weiterhin ist dann aber noch geltend gemacht worden, daß indem das „Gesetz" dem Arbeiter die Befriedigung seiner „gewohnheitsmäßig erworbenen" Bedürfnisse in Aussicht stellt, es eo ipso die Potenz unsrer Wirtschaftsordnung nach der sozialen Seite hin zugesteht, trotzdem es das Gegenteil zu behaupten vorgibt. („Nicht die Gewohnheit," sagt einmal Fichte (in den Reden an die deutsche Nation), „entscheidet über das an sich Entbehrliche und das an sich Unentbehrliche, sondern die Natur.") Das Gesetz Lassalles in der ihm von diesem gegebenen Formulierung habe eine Elastizität, die sich zur Bezeichnung „ehern" in den lächerlichsten Widerspruch setze und jene völlig zur marktschreierischen Reklame werden lasse, mit der es auf Täuschung beider Parteien abgesehen sei.

Dem allen ist endlich das noch hinzuzufügen, daß wenn man das Gesetz selbst mit all seinen Voraussetzungen in die Konsequenzen ausbaut, es unter der Hand ein andres wird. Bei näherem Zusehen wird nämlich klar — daß die Momente, welche nach Lassalle bei Ueberlohn alsbald eine Zurückführung auf das normale Niveau bewerkstelligen sollen, von außerordentlich viel schwächerer und vor allem langsamerer Wirkung sind als die entgegengesetzten, die einen Unterlohn wieder an die Oberfläche des gesetzmäßigen bringen. Die „neugezeugten" Arbeiter sind erst nach 15 Jahren Arbeiter! Der Hebel des Regulators setzt dann erst ein. Marx erwähnt (S. 655): „Bevor infolge der Lohnerhöhung irgend ein positives Wachs-

[1]) In der „Neuen Zeit" IX. I. S. 341.

tum der wirklich arbeitsfähigen Bevölkerung eintreten könnte, wäre die Frist aber- und abermal abgelaufen, worin der industrielle Feldzug geführt, die Schlacht geschlagen und entschieden sein muß."

Ganz anders, wenn der Lohn einmal unter das Existenzminimum sinkt. Ist dieses Existenzminimum wirklich Existenzminimum gewesen, so sind Elend und Krankheit die sich unverweilt einstellenden Folgen der Erniedrigung. Ist derart aber das Verschwinden von Arbeitern im Falle zu niedrigen Lohnes sicherer und rascher als der Zuwachs neuer im Falle „zu hohen" Lohnes zu erwarten, so scheint gerade aus dem ehernen Lohngesetz Lassalles eine Tendenz zu steten oder mindestens länger anhaltenden Erhöhungen gefolgert werden zu können. Nur wären allerdings die Mittel, durch welche sich dieses Gesetz der Lohnerhöhung durchsetzt, die allergrausamsten: Sein Weg ginge über Arbeiterleichen.

Man sieht also, das Lassallesche Lohngesetz ist ein Messer ohne Klinge, dem der Stil fehlt. Es widerspricht nicht nur den Thatsachen, sondern widerspricht sich selbst.

Indes, wenn das Lohngesetz von Lassalle auch in dieser Weise nicht richtig formuliert worden sein sollte — hat er dann nicht etwa bloß einer verwandten Erscheinung die unrichtige Auslegung gegeben? Mit dem, was wir eben anführten, wäre ja Malthus noch nicht widerlegt, der da behauptet, daß jeder Besserung der Lebenslage ein Zuviel an Menschen folgt, von denen die einen nur, indem sie die andern überrennen und zu Tode treten, an das Ziel der — nackten Lebensmöglichkeit gelangen. Wir sind also, wie ja vorauszusehen war, nach erfolgter Auseinandersetzung mit dem, was lassallisch am Lassalleschen ehernen Lohngesetz ist, auf die Frage nach der Richtigkeit der Malthusischen Theorie zurückgeworfen.

Ihre — notwendig sehr weitläufige — Prüfung können wir an dieser Stelle aber nicht vornehmen. Wir verweisen dafür auf den zweiten Band. Hier soll nur eines seiner Ergebnisse vorweg genommen sein. Danach ist vermehrte Kinderzeugung

bei erhöhtem Lohn Sache einer hinter uns liegenden Periode gewesen. Gegenwärtig ist die Kinderzahl weit entfernt davon, sich den Einkommensschwankungen anzuschließen. Auch die Malthusische Theorie ist derart in ihrer allgemeinen Fassung durchaus unzutreffend. Damit ist aber dem Lassalleschen Lohngesetz jeder Boden unter den Füßen weggezogen. Es mag das falsch gefaßte Gesetz einer Epoche (nicht der von Bernstein genannten) gewesen sein — heute gilt es längst nicht mehr.

Der psycho-physiologische Zeugungszwang ist also nicht die Kraft, die unsere Gesellschaft in die zwei Welten der Besitzenden und der Habenichtse scheidet. Wo anders wollen wir sie suchen? Indem wir, von Lassalle uns abwendend, diese Frage neuerdings stellen, bietet sich uns Marx zur Führung an.

C. Das Marxsche Gesetz der industriellen Reservearmee.

Von einem „Ehernen Lohngesetz" kann nicht die Rede sein, erklärte Bernstein, einer der litterarischen Führer des deutschen Sozialismus, in dem Präludium, das er in Gestalt einiger Aufsätze „Zur Frage des ehernen Lohngesetzes" [1]) den Erfurter Verhandlungen vorangehen ließ: Fabrikgesetzgebung und Streikvereine hätten es längst aufgehoben. Doch fügt er sofort hinzu, so sei es nicht gemeint, als ob die „kapitalistische Entwickelung" durch Arbeiterkoalitionen oder Arbeiterschutzgesetze sistiert oder zurückgehalten werden könne. Was aber den Lebensvorgang angeht, der die alt hergebrachte Gesellschaftslagerung durchbricht und zu beiden Seiten eines gießbachmäßig vorschreitenden und sich immer tiefer einwühlenden Gewässers hohe Ufer aufwirft, so habe man gesehen, „wie es ihre, d. h. der kapitalistischen Gesellschaft Tendenz ist, fortgesetzt Arbeiter überflüssig zu machen, indem die tote mechanische Kraft an Stelle des lebendigen Arbeiters gesetzt wird," gesehen, „wie infolgedessen ein stets vorhandenes und in Zeiten der Krisen riesenhaft anschwellendes

[1]) Neue Zeit, IX. Jahrgang, 1. Bd., S. 604.

Heer von Arbeitslosen geschaffen wird, das die Unternehmer in den Stand setzt, auf die jeweilig Beschäftigten einen Druck auszuüben, und das von Jahr zu Jahr die Möglichkeit, Lohnerhöhungen durchzusetzen, vermindert, jene, Lohn*herabsetzungen* durchzuführen, erhöht". Damit sind wir in die *Marxische* Lehre von der *Ursache* der Dismembration der Gesellschaft eingeführt.

Daß Marx von dem ehernen Lohngesetz in der speziell Lassalleschen Formulierung nichts wissen will, wurde erwähnt. Aber auch die Malthusische Lehre macht er nicht zu der seinen. Nennt er Malthus selbst an verschiedenen Stellen seines Buches verächtlich einen Plagiator, so verwirft er auch seine Bevölkerungstheorie, wonach vermehrtes Einkommen der arbeitenden Klassen die Proliferation fördern soll. Im schärfsten Gegensatze zu ihm stellt er fest (S. 661), daß aller Erfahrung nach „die absolute Größe der Familien in *umgekehrtem* Verhältnis steht zur Höhe des Arbeitslohnes". Die Sinnwidrigkeit dieser Erscheinung wird willig von ihm zugestanden. Aber eben, es handelt sich um ein „Gesetz der kapitalistischen Gesellschaft". Es „klänge unsinnig unter Wilden oder selbst zivilisierten Kolonisten", aber in unserer Gesellschaft besteht es nichtsdestoweniger zu Recht. In dieser Gesellschaft ist eben alles möglich. Uebrigens habe es seine Analogie bei andern Lebewesen. Marx erinnert an die massenhafte Reproduktion individuell schwacher und vielgehetzter Tierarten. Er nennt auch eine Reihe Autoren, die gleicher Ansicht sind wie er: A. Smith, Galiani, Laing.

Dies also die Bevölkerungstheorie von Marx. Hat er wohl bedacht, was diese „Sinnwidrigkeit" der kapitalistischen Gesellschaft für den Arbeiter bedeutet? Man urteile! Der Lohn ist gestiegen, vorerst zeitweilig, aber in seinem Gefolge geht die Kinderzeugung zurück. Kein Moment ist — aus dem Gesichtspunkte der Bevölkerungsbewegung — wirksam, um ihn wieder herabzubringen. Höherer Lohn trägt also in der „kapitalistischen Gesellschaft" die Tendenz, sich weiter zu erhöhen, in sich, indem er eine Verminderung in der Zahl der sich anbietenden

Arbeiter mit sich führt! Marx hat diese Schlußfolgerung aus dem von ihm ausdrücklich als solches bezeichneten „Gesetz der kapitalistischen Gesellschaft" übersehen oder überschlagen. Jedenfalls erwähnt er sie nicht.

Mit um so größerer Ausführlichkeit handelt Marx von dem Gesetze der industriellen Reservearmee.

„Als Maschine wird das Arbeitsmittel sofort zum Konkurrenten des Arbeiters selbst" (S. 441). „Das Arbeitsmittel erschlägt den Arbeiter" (S. 443). „Alle zurechnungsfähigen Repräsentanten der politischen Oekonomie geben zu, daß neue Einführung der Maschinerie pestartig wirkt auf die Arbeiter in den überlieferten Handwerken und Manufakturen, womit sie zunächst konkurriert" (S. 459). Aber auch weiterhin „vermindert sich mit dem Umfang der Konzentration und der technischen Wirksamkeit der Produktionsmittel progressiv der Grad, worin sie Beschäftigungsmittel der Arbeiter sind" (S. 648). „Neben der Maschine wirkt die „kapitalistische Accumulation arbeitsparend". So vereinigen sich alle Entwickelungsmomente, um eine „industrielle Reservearmee" zu produzieren. Diese industrielle Reservearmee „gehört dann aber dem Kapital ganz so absolut, als ob es sie auf seine eigenen Kosten großgezüchtet hätte. Sie schafft für seine wechselnden Verwertungsbedürfnisse das stets bereite exploitable Menschenmaterial" (S. 648). „Die industrielle Reservearmee drückt während der Perioden der Stagnation und mittleren Prosperität auf die aktive Arbeiterarmee und hält ihre Ansprüche während der Periode der Ueberproduktion und des Paroxysmus im Zaum." „Die Verdammung eines Teils der Arbeiterklasse zu erzwungenem Müßiggang durch Ueberarbeit des andern Teils, und umgekehrt, wird also Bereicherungsmittel des einzelnen Kapitalisten" (S. 656): „Die Accumulation von Reichtum auf dem einen Pol ist also zugleich Accumulation von Elend, Arbeitsqual, Sklaverei, Unwissenheit, Brutalisierung und moralischer Degradation auf dem Gegenpol" (S. 664).

Will man die Marxische Auffassung von der antisozialen Kraft in unserer Gesellschaft auf drei Worte, allerdings ungenau,

extrahieren, so ist zu sagen, daß der wachsende Ersatz von Menschen durch die Maschinen, wie ihn die gegenwärtige Gesellschaft im Streben nach Profit besorgt, Menschen notwendig immer neu überflüssig macht, die dann als „industrielle Reservearmee" hinter den zur Arbeit berufenen stehen und ihnen die Möglichkeit eines Aufstiegs in die höhere Einkommensklasse durch ihren Wettbewerb und ihre Bereitschaft, um jeden Preis zu arbeiten, benehmen. Der Fortschritt in der Produktivität der Arbeit, der Gewinn daraus fällt immer nur dem Kapitalisten zu. Der Arbeiter bleibt im Bann der kläglichsten Lebensnotdurft.

Vergebens reckt er die Arme nach den lichten Höhen. Wollte er einen Fuß vor den andern setzen und den Aufstieg versuchen, die Armee des Hungers würde sich ihm an die Beine hängen, und wer sich frevelhaft vermaß, ein „Herr" werden zu wollen, durch seinen „Ersatzmann" nur um so tiefer hinabgestoßen sein. Diese Armee des Hungers ist es also, die sich zwischen Reich und Arm drängt und dem Ersten treue Wacht hält, auf daß von den Armen keiner den schmalen Steg passiere. Sie erhofft sich hierfür die Belohnung, daß dann und dann einer der ihren gewürdigt werde, von den Aermsten zu den Armen aufzusteigen.

Wir befinden uns hier im Schlüsselpunkt der theoretischen Position des Sozialismus. Denn in der industriellen Reservearmee wird die Kraft erzeugt, die an der Kurbel der gesellschaftlichen Bewegung steht. Sie bewirkt, daß der arbeitende Arbeiter stets auf dem Maße der absoluten Lebensnotdurft festgehalten werden kann und aller Gewinn aus gesteigerter Produktivkraft der Arbeit den Unternehmern zufällt.

Marx tritt im besonderen den Nachweis an, daß wenn das Gesamtkapital im Lande wächst, bestenfalls etwa die gleiche Arbeiterbevölkerung wie früher Beschäftigung finden könne, eben weil immer mehr der Menschen durch die Maschine ersetzt werden und die Maschine also einen immer größeren Bruchteil des Kapitals für sich in Anspruch nimmt. Genau vermag er sich allerdings — nur zu begreiflich — über das gegenseitige Ver-

hältnis beider Kapitalsteile, des „variablen", dessen Betrag über die Zahl zu verwendender Arbeiter entscheidet, und des übrigen, des „konstanten" — nicht auszusprechen; aber er führt, um seine Ansicht zu erläutern, ein Beispiel an, in welchem, während das Gesamtkapital von 2 auf 8 wächst, der variable Kapitalsteil, wir dürfen sagen, die Zahl der verwendeten Arbeiter, die gleiche bleibt, nämlich 1, so daß wenn ursprünglich $^1/_2$ des Kapitals für Lohnzahlungen an die Arbeiter hinausging, zuletzt nur $^1/_8$ für sie zur Verfügung steht. Ob Marx damit die typischen Maße der Entwickelung bezeichnen wollte? Kaum! Denn, so meint er später (S. 646): „mit dem Wachstum des Großkapitals wächst auch sein variabler Bestandteil, oder die ihm einverleibte Arbeitskraft"; nur freilich — „in beständig abnehmender Proportion".

Marx vertritt also die Auffassung, daß im Zeitalter der kapitalistischen Gesellschaft auch bei wachsender Kapitalsmenge nicht leicht erheblich mehr Menschen als zuvor werden Beschäftigung finden können. Jedenfalls sei die Zahl der Arbeit findenden Arbeiter im Verhältnis zu den Arbeit suchenden, und überhaupt zur Gesamtbevölkerung in stetem Rückgang begriffen. —

Wie wollen wir uns zu dieser Lehre stellen? Ihr sei vor allem die Thatsache der Bevölkerungsvermehrung in Europa, die seit Beginn unsres Jahrhunderts etwa 200 Millionen Menschen betrug, zur Erklärung aufgegeben. Daß diese 200 Millionen nicht oder nur zum kleinsten Teile haben Beschäftigung finden können, die „industrielle Reservearmee" heute also 200 Millionen Menschen umfasse, oder wenn nicht 200 so 100, 50 Millionen, wird auch ein Marx nicht behaupten wollen; die Neubeschäftigung von 200 Millionen Menschen in Europa scheint aber mit der von Marx in den Vordergrund seiner Gesellschaftserklärung gestellten Thatsache des Menschenersatzes durch die Maschine in grellem Widerspruch zu stehen.

Indes Marx bringt Ziffern, um seine Theorie zu belegen. Er vergleicht die englischen Censusaufnahmen von 1851

mit denen von 1862 und stellt fest, daß in einer großen Anzahl von Industrien die Zahl der Arbeiter zurückgegangen ist. Es fanden nämlich Beschäftigung

	Arbeiter	
	1851	1861
in der Landwirtschaft	2011447	1924110
„ „ Kammgarnfabrikation	102714	79241
„ „ Seidenfabrikation	111940	101678
„ „ Kattundruckerei	12098	12556
„welche geringe Zunahme trotz des enorm ausgedehnten Geschäfts, große proportionelle Abnahme in der Zahl der beschäftigten Arbeiter bedingt"		
„ „ Hutmacherei	15957	13814
„ „ Strohhut- und Bonnetmacherei	20393	18176
„ „ Mälzerei	10566	10677
„ „ Lichtgießerei	4949	4686
„ „ Kammmacherei	2038	1478
„ „ Holzsägerei	30552	31642
„geringe Zunahme infolge des Aufschwungs von Sägemaschinen"		
„ „ Nagelmacherei	26940	26130
„ Zinn- und Kupferwerken	31360	32041
dagegen in Baumwollspinnereien und Webereien	371777	456646
in Kohlenbergwerken	183389	246613

Marx fügt dieser Tabelle die Bemerkung bei: „Die Zunahme von Arbeitern ist im allgemeinen am größten seit 1851 in solchen Zweigen, worin die Maschinerie bisher noch nicht mit Erfolg angewandt worden."

Irgend welche weitere statistische Belege außer diesen bringt Marx für seine grundlegende These nicht bei. Inwieweit ist der eine aber nun geeignet, die Richtigkeit derselben zu erhärten?

Bei der ersten Betrachtung der Ziffernreihen fällt ihre Buntheit auf. Mit der Landwirtschaft wird begonnen, dann kommt plötzlich die Kammgarnfabrikation und Kattundruckerei, und den Weg zu andern textilen Industrien hat man über die Mälzerei, Lichtgießerei, Kammmacherei zu nehmen. Auch sonst läßt sich eine sichtende Hand, die die Statistik nach den hier in Betracht

kommenden Gesichtspunkten irgend geordnet hätte, völlig vermissen. Weder sind die Produktionen nach ihrer numerischen Bedeutung, noch nach ihrem ökonomischen Charakter — etwa mehr oder weniger maschinell, fabrikmäßig oder handwerksmäßig betrieben — aneinander gereiht. Marx hat einfach ganz wahllos in den Scheffel der Berufsstatistik gegriffen und eine Hand voll Daten auf den Tisch vor uns ausgeleert. Der englische Census für 1861 zählt 431 Berufe auf. Die Anzahl Posten, die Marx uns bringt, ist — 14. Allerdings sind darunter mehrere Sammelbegriffe, aber doch erstreckt sich seine Zusammenstellung (1861) auf nur 2960000 von insgesamt 13560000 beruflich Beschäftigten. Warum hat er Dutzende von nicht minder charakteristischen Industrien übergangen? Warum verliert er über die restlichen 10600000 Menschen, welche nebst den von ihm angeführten 2960000 eine Beschäftigung haben, kein Wort?

Aber weiter. Prüft man die Daten, welche unserm Autor sein Alles sind, näher, so macht man alsbald die erstaunliche Entdeckung, daß sie insgesamt keine Abnahme der beruflich beschäftigten Bevölkerung, sondern eine geringe Zunahme derselben aufweisen. Marx hat sich freilich für die Summen der von ihm nachgewiesenen Einzelziffern nicht interessiert. Er bringt die Ziffern überhaupt nicht tabellarisch, sondern im Texte einer größeren Anmerkung. Hätte er sich aber die Mühe genommen, eine einfache Addition auszuführen, so hätte er die ihm ungelegene Beobachtung machen müssen, daß er auf die Berufe, die 1851: 2936120 Menschen in Anspruch nahmen, 1861: 2959488 aufweist. Allerdings steht nun dieses Mehr nicht im Verhältnis zum Wachstum der Bevölkerung. Aber doch konnte an solche ärmliche Daten nur ein Marx die tönende Erklärung knüpfen: „Mit der durch sie selbst produzierten Accumulation des Kapitals produziert die Arbeiterbevölkerung *also* in wachsendem Umfang die Mittel ihrer eigenen relativen Ueberzähligmachung."

Die Daten, die Marx uns bringt, sind — das ist unser „Also" — für den *Nachweis* seiner Theorie durchaus un-

brauchbar. Sie beweisen überhaupt nichts, sie vermögen, diese paar Ziffern, überhaupt keine Tendenz aufzudecken. Zieht man nun aber in Betracht, daß wir hier vor der Frage der Fragen stehen, an der Stelle, auf der sich Sieg oder Niederlage in dem theoretischen Feldzug, den Marx unternommen hat, entscheidet, und wo Marx also notwendig seine Kerntruppen, die jedem Angriff standhalten, versammeln und entfalten mußte, so kann man über die Dreistigkeit nur staunen, mit der hier der Gegner durch ein paar Figuranten, die Marx mit drohender Gebärde und all dem Nachdruck, der Ziffern innewohnt, aufmarschieren läßt, überrumpelt werden sollte.

Er ist aufs Haupt geschlagen und vernichtet für die Parteigänger des Sozialismus. Nach Marx hat noch Schippel einiges dazu gethan. In richtigem Gefühl dafür, daß über „Sein oder Nichtsein" hier die Würfel fallen, hat dieser Sozialist jener Frage der „modernen Uebervölkerung" seine Hauptarbeit gewidmet. Er überschüttet uns hier förmlich mit Belegen für das Marxische Gesetz der industriellen Reservearmee. Und die Sache verpflichtet uns, auch ihm dabei zu folgen.

Schippel teilt erst aus einer Reihe von Gewerben mehr zufällig ihm bekannt gewordene Ziffern zur Disposition gestellter Arbeiter mit: aus den Kohlenminen von 1874—80, aus der Seeschiffahrt von 1870—79, aus der Leinenproduktion von 1830/32 auf 1875/78, und bemerkt darauf S. 224: „Die Bildung einer Ueberschußbevölkerung steht nicht etwa vereinzelt da; sie wiederholt sich vielmehr ohne Unterbrechung in allen Industrien, in denen sich ein technischer Fortschritt durchsetzt." Er bringt dann noch Belege aus der Baumwollweberei, dem Nagelschmiedehandwerk, der Papierfabrikation und aus der Landwirtschaft, endlich aus verschiedenen Zweigen der Textilindustrie. Doch läßt er sich's auch hieran nicht genügen. „Das alles waren vereinzelte Beispiele aus verschiedenen Zeiträumen, welche über die ganze Größe der beständig durch technische Verbesserungen erzeugten Uebervölkerung keine zulängliche, vielleicht in Einzelheiten auch keine zutreffende Vorstellung gewähren.

Eine solche, wenn nicht zulängliche, so doch annähernde Vorstellung von der erschreckend großen Zahl von Existenzen, welche in jedem Jahrzehnt aus unserm Wirtschaftsorganismus heraus und dem Elend und dem Verbrechen zur Beute fallen, wenn sie nicht auswandern und der Heimat vollständig verloren gehen — eine solche Vorstellung bietet der englische Census." Schippel gibt zunächst die einigen wenigen Beispiele, „welche der ‚General Report' aus dem ungeheuren Material der Zählung im Jahre 1861 heraushebt." Lehrreicher sei die Vergleichung der Jahre 1861 und 1871. Hier teilt Schippel eine ausführliche Tabelle mit. Und in der That! Bei allen Industrien, die er anführt, ist ausnahmslos die Anzahl der beschäftigten Arbeiter zurückgegangen! Er schließt an die Wiedergabe jener Daten daher die Betrachtung (S. 229): „Ein Bild grauenhafter Verwüstung könnte man die angeführte Tabelle nennen, obwohl sie noch lange nicht alle Verluste aufdeckt, noch manche Ergänzungen erfahren müßte, wenn sie die Gesamtheit der Gewerbszweige Englands umfassen sollte. Die obigen Zahlen sind nicht systematisch aus dem ungeheuren Material des Census herausgesucht, sondern mehr durch die Gunst des Zufalls entdeckt worden. Es dürften sich in den offiziellen Listen noch viele kleine und mittlere Gewerbszweige finden lassen, bei denen ebenfalls durch technische Fortschritte ein Teil der Arbeiter entbehrlich geworden ist."

Was ist zu dieser Schippelschen Statistik zu bemerken? Schippel hat durchaus Recht, wenn er bemerkt, daß nach den englischen Censusberichten von 1861, 1871, 1881 die Zahl der in einer Anzahl Industrien beschäftigten Arbeiter absolut zurückgegangen oder mindestens relativ im Verhältnis zum Zuwachs der Bevölkerung. Es ist nicht zu bestreiten, daß die Ziffern, die er für 1871 gegen 1861 bringt, einen Rückgang der beschäftigten Arbeiter um über 1 Million (1034000) ausweisen. Aber! warum nennt er nicht beim Vergleich von 1871 gegen 1861 auch die Industrien, in denen nach dem Census die Zahl der Arbeiter hinaufgegangen ist? Er spricht von der

„Gunst des Zufalls", die ihn speziell die Ziffern, die er mitteilt, hat „entdecken" lassen. Jedenfalls ein merkwürdiger „Zufall", dessen „Gunst" ihn bloß zu Industrien, deren Entwickelung zu seiner Theorie zu stimmen scheint, führt. Und warum braucht es überhaupt „Entdeckungen" den vollständigen Listen gegenüber? Auch weiterhin bekennt Schippel ganz naiv, daß seine Listen „nicht den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit machen". Er gebärdet sich und meint es so, daß diese „Unvollständigkeit" ein Vorzug sei! Man stößt sich vor den Kopf und will es nicht für möglich halten. Aber es ist nicht anders: Wie Marx der Meister hat auch Schippel der Schüler überschlagen, daß neben den Berufen, die die Zahl ihrer Arbeiter vermindert haben, solche stehen, wo sie größer geworden ist, und solche, die neu aufgetaucht sind und Arbeiter beschäftigen, wo es früher überhaupt keine gab. Man betrachte zunächst die Ziffern für die britischen „manufacturing industries". Hier waren Arbeiter beschäftigt (Ziffern aus Booth's Digest of Censuses, welche Mulhall a. a. O. S. 421 mitteilt):

	1841	1861	1881
Chemische Industrie . . .	7000	31000	55000
Papierindustrie	15000	32000	61000
Lederindustrie	44000	65000	72000
Keramische Industrie . .	34000	61000	78000
Nahrungsindustrien . . .	119000	190000	230000
Handwerker	197000	265000	286000
Metallindustrien	250000	451000	572000
Bekleidungsindustrie . .	795000	1230000	1223000
Textilindustrie	1481000	1457000	1282000
Verschiedene Industrien .	195000	382000	675000

Die Zahl der Arbeiter hat also von 1841 bis 1881 zugenommen:

in der chemischen Industrie . .	um 685,7 %
„ „ Papierindustrie	„ 306,7 „
„ verschiedenen Industrien . .	„ 246,2 „
„ der keramischen Industrie . .	„ 119,4 „
„ „ Metallindustrie	„ 118,8 „

in der Nahrungsindustrie	. . .	um	93,3 %
„ „ Lederindustrie	. . . . .	„	63,6 „
„ „ Bekleidungsindustrie	. .	„	53,9 „
unter den Handwerkern	. . . .	„	45,2 „

abgenommen einzig in der Textilindustrie um 13,4 %.

Insgesamt waren in den britischen Industrien gegen 3 137 000 in 1841 im Jahre 1881 4535000 Arbeiter beschäftigt. Ihre Zahl ist um 45 % gestiegen, während gleichzeitig die Bevölkerung von 26855000 auf 35003000, also um 30 % angewachsen ist. Die Zahl der industriellen Arbeiter hat also um 50 % stärker als die Bevölkerung zugenommen. Dies trotzdem, nach dem Urteile Mulhalls a. a. O. S. 370, von einem einzelnen Arbeiter heute vermittelst der Maschine durchschnittlich das $2\frac{1}{2}$fache dessen von 1841 produziert wird. Dem Werte nach soll 1841 auf den einzelnen Arbeiter ein Produkt von 127 Pfd. Sterl., 1888 von 181 Pfd. Sterl. entfallen sein. Aber der Wert der Industrieprodukte ist während dieser Zeit im Verhältnis von 5 : 3 zurückgegangen, woraus sich dann jenes vorerwähnte Verhältnis von 1 : $2\frac{1}{2}$ als Fortschritt in der sogenannten Produktivität der Arbeit ergibt.

Wo bleibt nun die industrielle Reservearmee?! Die eben mitgeteilten Ziffern sind jenen Censusberichten entnommen, die für Schippel die höchste Autorität in der vorwürfigen Frage sind. Trotzdem wo früher (1841) 5 Arbeiter nötig waren, man heute (1881) deren nicht viel mehr als 2 bedarf, ist die Zahl der industriellen Arbeiter um die Hälfte stärker als die Gesamtbevölkerung gewachsen. Man sieht danach, wie sehr der reinen Theorie gegenüber Vorsicht geboten ist. Die Thatsache, daß die Maschine Arbeiter außer Arbeit setzt, ist ja so zweifellos, daß die Theorie der industriellen Reservearmee sicher den ersten Eindruck für sich hat. Dies hindert nicht, daß sie der Wirklichkeit ins Gesicht schlägt.

Wo liegt nun ihre Schwäche? Sie liegt darin, daß das Gesetz, das das Vorhandensein der industriellen Reservearmee zur Bedingung hat, seinerseits wieder Bedingung ist für den

Nachweis des Vorhandenseins dieser. Es ist der Fehler einer petitio principii begangen.

In Wahrheit steht die Sache so, daß im Laufe der Zeit infolge gesteigerter Produktivität der Arbeit (Einführung von Maschinen) und der sich anschließenden Verbilligung gewisser Produkte die Masse, deren Einkommen darum *nicht* verliert, *konsumfähiger* wird 1. für eine größere Menge dieser verbilligten, überdies 2. für eine Anzahl anderer Produkte, die bis dahin ihrem Haushalt vielleicht nicht oder fast nicht angehört haben. Wenn irgend ein Gegenstand des Lebensbedarfs sich verbilligt, so wird ja ganz selbstverständlich der Ueberschuß, der dem Wirtschafter nach Deckung seines Hauptbedarfs bleibt, nicht bloß dazu verwendet, um nun von eben diesem Gegenstande mehr zu kaufen, sondern mindestens ein Teil dient der Erwerbung anderer Artikel. Auf diese Weise wird insbesondere durch Verbilligung von Gegenständen des dringendsten Bedarfs das Feld frei für solche, die mehr dem Behagen oder gar dem Luxus dienen. Von einem gewissen Zeitpunkt an treten auf diese Weise gerade die Gegenstände des Massenkonsums verhältnismäßig zurück, und solche, die dem Wohlstande eigentümlich sind und den Komfort bezeichnen, verlassen mit großer Raschheit die bescheidene Position, die sie bis dahin eingenommen haben.

Uebrigens — um Einwänden zuvorzukommen — wird die Steigerung der Produktivität der Arbeit ihren wirtschaftlichen Ausdruck unter Umständen nicht in *Verbilligung* der Waren oder nicht in solcher allein, sondern in Erhöhung der Gewinne und der Löhne der im produktiver gewordenen Gewerbe Beschäftigten finden. In diesem Falle ist es das Plus der Gewinne bezw. des Lohnes, das neue Konsumfähigkeiten schafft. Unter allen Umständen aber werden solche durch „gesteigerte Produktivität der Arbeit" hervorgerufen, und kehren daher die augenblicklich durch die Maschine verdrängten Arbeiter entweder in ihre alte Fabrik, die jetzt, um der größeren Nachfrage zu genügen, mehr Arbeiter braucht, zurück oder sie werden beschäftigt in verwandten, etwa auch

völlig neuen Berufen, für deren Produkte eine Nachfrage erstanden ist.

Das sind die gesellschaftlichen Folgen einer Steigerung in der sogenannten „Produktivität der Arbeit", einer Einstellung von Maschinen in den Betrieb, einer Ausbeutung von Produktionsvorteilen, die man bis dahin nicht genoß.

Die sozialistische Theorie gibt — den Thatsachen der Konsumstatistik zum Trotz — eine solche Entwickelung aber nicht zu; das Gesetz der industriellen Reservearmee verhindere den Arbeiter, einen Lohn zu gewinnen, der ihm mehr als die Befriedigung des naturnotwendigen Bedarfs gestattet. Weil aber das Gesetz der industriellen Reservearmee ihn daran hindert, entsteht überhaupt eine industrielle Reservearmee, die es ja nicht gäbe, wenn infolge des gestiegenen Arbeiterkonsums (d. h. Produktions-Bedarfs) die etwa (durch die Maschinen in einzelnen Industrien) überflüssig gewordenen Arbeiter anderweitig Verwendung fänden.

In diesem circulus vitiosus bewegt sich also der scheinbar so unanfechtbare Beweis von der Notwendigkeit des Vorhandenseins einer industriellen Reservearmee. Was bewiesen werden soll, wird als Voraussetzung genommen, von der ausgegangen werden müsse: Weil die industrielle Reservearmee das Lohnminimum als Lohnmaximum statuiert, gibt es eine industrielle Reservearmee.

Daß aber die Theorie der industriellen Reservearmee nicht nur auf logisch unhaltbarem Boden steht, sondern ebensosehr die Thatsachen der Entwickelung verleugnet, haben die vormitgeteilten Ziffern dargethan. Diese sind jedoch weit entfernt, die Erscheinung, um die es sich hier handelt, vollständig zu zeichnen. Faßt man die gesamte Wirtschaft des Landes ins Auge, so zeigt sich die Verschiebung als eine außerordentlich viel gewaltigere, und deutlich tritt ihre innere Notwendigkeit hervor.

Von 1000 beruflich thätigen Personen im Vereinigten Königreich (Großbritannien mit Irland) zählte man:

	1841	1881	Zu- oder Abnahme
in der Landwirtschaft . . .	298	162	— 136
„ „ Industrie	277	288	+ 11
im Verkehr und Handel . .	60	124	+ 64
in Bergwerken	22	41	+ 19
im Baugewerbe	43	61	+ 18
in den liberalen Berufen . .	19	33	+ 14
Dienstboten	137	156	+ 19
anderweitige	144	135	— 9
	1000	1000	

Man sieht also, wie insbesondere Handel und Verkehr mächtig wachsen, d. h. heute (1881) außerordentlich viel mehr Menschen in Anspruch nehmen als vor 40 Jahren (1841). Die Erklärung dafür liegt in zwei Worten: Die Arbeitsteilung wird immer vielfältiger, und immer größer wird die Zahl der auswärtigen Produkte, auf die die lokale Wirtschaft Anspruch macht. Infolgedessen ein außerordentlich gesteigerter Verkehr im Lande und über das Land hinaus. 1840 importierte Großbritannien Waren im Werte von 51,6 Millionen Pfd. Sterl., 1880 von 411,2 Millionen. Der Menge nach waren die Eingänge zur See 1840 : 4720000, 1880 : 29360000 Tonnen. Daß aber diese Importe und die Verteilung dieser ungeheuren Warenmassen eine stets wachsende Bedienungsmannschaft erfordern, ist jedermann klar. Was will nicht allein schon die Entwickelung des Eisenbahnwesens bedeuten! Sie beginnt mit den vierziger Jahren. 1843 waren die Einnahmen der Eisenbahnen im Königreich 4540000 Pfd. Sterl., 1880 63000000. Daß weitaus der größte Teil der sieghaften Dampfmaschine Transportzwecken dienstbar ist, ist allbekannt. Von insgesamt 50 Millionen Pferdekräften, die 1888 für die Kulturwelt berechnet, bezw. geschätzt worden sind, genießen nur 10 Millionen industrielle Verwendung, 32 Millionen gehörten Eisenbahnen, 8 Millionen Dampfschiffen an. Die Eisenbahnen speziell des vereinigten Königreichs verfügten 1840 über 200000, 1880 über 3200000 Pferdekräfte, die Schiffe 1840 über 70000, 1880 über 2400000 Pferdekräfte.

Mag es also noch so richtig sein, daß die Seidenindustrie und die Kammgarnfabrikation, die Druckerei und die Färberei und die Textilindustrie insgesamt an Arbeitern infolge Einführung der Maschine eingebüßt haben, und wieder daß vornehmlich auch die Zahl der landwirtschaftlichen Arbeiter (infolge Einführung von Maschinen??) kleiner geworden ist, so sind die Vorgänge dahier doch weit entfernt davon, das Gesamtphänomen zu zeichnen. Und dieses sollte doch — meinen wir — der Betrachtung unterstellt werden, wenn es gilt, das „Bewegungsgesetz der Gesellschaft" zu enthüllen.

Wir sind bisher, weil Marx und Schippel sich auf sie beriefen, von den Censusziffern ausgegangen. Aber, vermögen uns diese überhaupt so viel über die Frage der industriellen Reservearmee zu sagen? Weisen sie uns denn die Zahl der Arbeitslosen nach? Werden nicht vielmehr die arbeitslosen Angehörigen eines Berufs, wenn sie nicht Paupers sind, im Census jenem Berufe beigezählt, in dem sie keine Beschäftigung mehr finden? Fragen dieser Art liegen nahe. Aber sie verschlagen uns nichts. Die Berufsstatistik belehrt uns trotz ihrer über das Gesetz der Entwickelung. Sie zeigt uns ganz genau, ob im Laufe der Zeiten Massen in den einzelnen Berufen oder Berufsgruppen überflüssig werden oder nicht. Wenn sie uns aber nichts über die Zahl derer sagt, die auf dem Wege oder infolge augenblicklicher Umstände außer Arbeit sind, so dürfen wir Schlüsse auch für diese nach Marx aus der Armenstatistik ziehen. Im Kapitel von der industriellen Reservearmee findet nämlich Marx die offizielle Armenstatistik, die er früher als Gradmesser des Elends verworfen hat, hiefür brauchbar. Man liest auf S. 662 des „Kapitals": „Je größer der gesellschaftliche Reichtum, das funktionierende Kapital, Umfang und Energie seines Wachstums, also auch die absolute Größe des Proletariats und die Produktivkraft seiner Arbeit, desto größer die industrielle Reservearmee. Je größer aber diese Reservearmee im Verhältnis zur aktiven Arbeiterarmee, desto massenhafter die konsolidierte Uebervölkerung. Je größer endlich die Lazarusschichte der Arbeiterklasse und die

industrielle Reservearmee, *desto größer* der offizielle *Pauperismus*. Dies ist das absolute, allgemeine Gesetz der kapitalistischen Accumulation."

Wir wiederholen daher die Ziffern der englischen Armenstatistik. Arme gab es in England: 1855/59 4,7 %, 1885/89 2,8 % der Bevölkerung.

Auch hier also ist mit dem Wachstum des gesellschaftlichen Reichtums — von 1840 auf 1880 (nach Giffens Berechnung) auf das $2^1/_2$fache — die industrielle Reservearmee, die „konsolidierte" Uebervölkerung, eine „immer größere"? nein, immer *kleiner* geworden!

Nunmehr ist aber klar: wo immer man das Marxische Gesetz der industriellen Reservearmee mit den Thatsachen konfrontiert, erweist es sich als falsch. — Für den Kenner und parteilosen Beurteiler der ökonomischen Verhältnisse bedurfte es übrigens gar nicht des weitläufigen statistischen Apparates, um die Unmöglichkeit des „Gesetzes" inne zu werden. Er konnte sie sich viel rascher „induzieren". Man weiß, daß die Maschine in der Landwirtschaft ebensowenig bedeuten will, wie sie eine große Rolle in der Industrie spielt! Nach Marx hat daher die Industrie eine ungleich gewaltigere Arbeiterreserve, einen ungleich gewaltigeren Druck auf den Arbeitslohn. Wie reimt sich nun damit 1. die Thatsache, daß der Lohn der Industriearbeiter in England, und nicht in England allein, sondern in Europa ungleich stärker als der der landwirtschaftlichen Arbeiter gestiegen ist! Doppelt und unter Umständen drei- und vierfach stärker! Wie kommt es (vgl. auch hiefür das oben zur Geschichte des englischen Arbeiters gesagte), daß 2. in Industriegegenden an sich jedem Arbeiter, dem industriellen wie dem landwirtschaftlichen, höherer Lohn gezahlt wird, als in rein landwirtschaftlichen? Wie kommt es 3., daß wir überall in Mittel- und Westeuropa einen Zug vom Land in die Stadt und nicht von der Stadt aufs Land sich in Bewegung setzen sehen und auch die Emigration sich aus vorzugsweise landwirtschaftlichen Bezirken rekrutiert? Wie kommt es endlich 4., daß in industriellen Bezirken

die Zahl der Armen geringer ist als in landwirtschaftlichen? Wenn man die Zahl der Armen am 1. Januar 1891 in England nach Gebieten zusammenstellt, so erfährt man [1]), daß der landwirtschaftliche Südwesten mit 41 Paupers auf 1000 der Bevölkerung zu oberst in der Reihe steht, der industrielle Nordwesten mit 18 am unteren Ende! Die Erklärung für alle diese Erscheinungen bleibt der Sozialismus und das Gesetz der industriellen Reservearmee uns schuldig.

Auf das Fundament dieses nichtigsten aller Gesetze hat aber Marx sein epochales System gebaut. Hier holt sich der marxistische Sozialismus seine Stärke, seine Zuversicht, es ist seine Burg, in der er sich verschanzt, sicher gegen jeden Angriff.

Im Vorstehenden wurde gezeigt, wie dem Sozialismus der Nachweis gelingt, daß das, was nach ihm ist (in Wirklichkeit, wie das vorige Kapitel darlegte, nicht ist) auch da sein müsse. Jedes weitere Wort über das „Gesetz der industriellen Reservearmee" scheint unter solchen Umständen überflüssig. Von uns aus haben wir zur Kritik des Gesetzes in der That weiter nichts zu thun. Dagegen möchten wir die Aufmerksamkeit auf den kritischen Feldzug lenken, den der Sozialismus selbst, allerdings unbewußt, gegen das Gesetz unternommen hat.

Wir erinnern da vorerst an den schon vorhin erwähnten Umstand, daß Marx zwei verschiedene „Bevölkerungs"-Gesetze der kapitalistischen Periode formuliert. Wo er ausspricht, „die absolute Größe der Familien stehe in umgekehrtem Verhältnis zur Höhe des Arbeitslohnes", nennt er dies ausdrücklich ein Gesetz der kapitalistischen Gesellschaft. Unter gleichem Titel spricht er von dem wachsenden Elend, der wachsenden industriellen Reservearmee. Er findet also im Thatbestande der modernen Gesellschaft zwei Gesetze wirksam. Harmonieren sie miteinander? Nein, im Gegenteil! Das eine wendet sich gegen das andre. Das hindert Marx aber nicht, das eine „Gesetz",

[1]) Vgl. Twentieth annual Report of the Local Government Board 1890/91, S. LX.

nachdem es gegen Malthus den Dienst gethan, neben dem zweiten stehen zu lassen. Er wie seine Anhänger weichen der Auseinandersetzung, welches das richtige sei, aus, und lassen schließlich das unsrer Gesellschaft günstigere „Gesetz" einfach unter den Tisch fallen.

Weiter aber! Das Gesetz der „industriellen Reservearmee" ist so gut ein ehernes Lohngesetz wie das von Lassalle unter diesem Namen proklamierte. In unzähligen Wendungen sagt es uns Marx, wie die hinter dem arbeitenden Arbeiter andrängende Masse Arbeitsloser ihm den Atem benimmt, wie sie durch ihre selbstverständliche Bereitschaft, um jeden Hungerlohn, d. h. gegen Darreichung der Mittel zur vorläufigen Lebensfristung die Arbeit in die Hand zu nehmen, die Lohnnorm auf dieses Maß herabdrückt. „Wodurch unterscheidet sich also," fragt die Berliner Volkstribüne, eines der leitenden Blätter der Partei (8. November 1890), „Marx' Theorie von der Lassalles? — Dadurch, daß jener — auf Thatsachen, nicht auf Dogmen bauend — bei seiner Untersuchung die Existenz der ständigen industriellen Reservearmee nie aus dem Auge verliert." „Weil" — fährt unser Zeuge fort — „diese Reservearmee stets vorhanden, darum wird auch nicht einmal das Existenzminimum der Arbeiter garantiert." „Da die Besitzer der Arbeitskraft mit ihrem Angebot die Nachfrage fast stets übertreffen und übertreffen müssen, können die Preise ihrer Ware (Arbeitskraft) unglaublich gedrückt werden und dauernd tief unter den Wert herabgehen. Mit andern Worten: die Löhne reichen meist zur Produktion und Reproduktion der Arbeitskraft nicht aus. Der Arbeiter stirbt eben vorzeitig, weil ihm die Erhaltungsmittel seiner Ware Arbeitskraft nicht hinreichend zugeführt werden. Das Existenzminimum ist ihm — auch in längeren Perioden — nicht garantiert." Und weiter: „Indem Marx die wirklichen Bewegungen des Arbeitsmarkts genau verfolgte, kam er zu einer Theorie, welche die Hoffnungslosigkeit der Arbeiterklassenlage mit noch viel schärferer Evidenz als Lassalles ehernes Lohngesetz hervortreten läßt." Marx selbst hat, um die unbedingte und hoffnungslose Abhängigkeit des Arbeiter-

sklaven vom Kapitalisten zu kennzeichnen, das Bild des an den Felsen geschmiedeten Prometheus gebraucht. „Das Gesetz," sagt er (S. 664), „welches die relative Uebervölkerung oder industrielle Reservearmee stets mit Umfang und Energie der Accumulation im Gleichgewicht hält, *schmiedet den Arbeiter fester an das Kapital als den Prometheus die Keule des Hephästos an den Felsen.*"

Wir wiederholen, oder genauer, lassen den Sozialismus wiederholen, daß das Marxsche Lohngesetz noch einen viel härteren Thatbestand konstatiert als das Lassalles, indem es die Gesetzmäßigkeit des Arbeitslohnes nicht auf dem Stande des zum Ausspinnen des Lebensfadens unbedingt Notwendigen, sondern darunter, „unter dem Existenzminimum" bezeichnet. Denn, um der Gesellschaft die notwendigen Arbeiter zu schaffen und bereit zu halten, bedürfe es nicht jener sich „ausspinnenden" Lebensfäden, es genügt, wenn sie nur nicht *gar* zu früh zerreißen. Auch der jüngste Kritiker des Lassalleschen Lohngesetzes, Bernstein, erklärt das Marxsche Lohngesetz „schlimmer als ehern" (a. a. O. S. 534). Trotzdem kann er sich gegen die nachweisbare Entwickelung des letzten halben Jahrhunderts nicht so weit vergehen, die Verbesserungs-„Fähigkeit" für die Lage des Arbeiters zu leugnen. Darüber aber, daß er hierdurch der Majestät des Gesetzes bedenklich nahetritt, sucht er uns, sucht er sich hinwegzutäuschen. Er beruft sich auf gelegentliche Aeußerungen bei Marx, wo auch dieser zeitweilige Verbesserungen der Arbeiterlage zugibt. Er lenkt damit unsre Aufmerksamkeit neuerlich auf das Faktum, daß nicht Bernstein allein, sondern unter Umständen auch Marx sich in Widerspruch zu — Marx setzt [1]).

[1]) Auch das Gesetz der industriellen Reservearmee hat auf manchem deutschen Lehrstuhl seinen überzeugten Anhänger. So liest man in *Herkners* „Studien zur Fortbildung des Arbeitsverhältnisses" (veröffentlicht Ende 1891 im IV. Bande des „Archivs für soziale Gesetzgebung" S. 570): „Welche Ursachen *dies* ungeheure *Anschwellen* der industriellen Reservearmee herbeigeführt haben, welche Existenzformen die letztere annimmt, das brauchen wir hier nicht weiter darzulegen. Karl *Marx* hat sich dieser Aufgabe in

Einschaltung.

Zur Geschichte der Arbeitsgelegenheit in Sachsen.

Den oben gegen die Marxische Theorie ins Feld geführten englischen Daten seien, um der größeren Vollständigkeit willen,

---

seinem „Kapital" bereits unterzogen, und **anerkanntermaßen** gehören die darauf bezüglichen Ausführungen zu den gelungensten Teilen seines großen Werkes. Da Marx die Produktion einer relativen Uebervölkerung, einer ständigen Arbeiterreserve, als ein unsrer Wirtschaftsordnung eigentümliches Gesetz nachweist, ist streng genommen durch ihn auch bereits die Frage beantwortet, ob wir hoffen dürfen, daß in Zukunft eine wesentliche Abnahme des Heeres der Arbeitslosen erfolgen werde." Herkner kapituliert hier also vor Marx und denkt dabei nur einer von vielen zu sein, denn die bezüglichen Marxischen Ausführungen sollen „anerkanntermaßen" zu den gelungensten Teilen seines Werkes gehören. Zu bemerken ist dabei, daß Herkner beileibe nicht Sozialist sein will und die Anerkennung, auf die er sich beruft, jener Theorie daher von nichtsozialistischer Seite zu Teil geworden sein muß. Da er übrigens die bezügliche Ausführung mit jenen Worten einleitet: „Welche Ursachen dies ungeheure Anschwellen der industriellen Reservearmee herbeigeführt haben" ꝛc., ist man neugierig gemacht auf die speziellen Daten, die er mitteilt. Aber man sucht vergebens. Der Berufung auf „dies" ungeheure Anschwellen der industriellen Reservearmee ist die Nennung irgend welcher Ziffer, die ein „Anschwellen" zeigen, nicht vorangegangen. Wir entnehmen dagegen Hobson, „Problems of poverty" (London 1891) S. 15 folgende Mitteilungen nach der Statistik des Board of trade. In den gelernten Gewerben soll der Prozentteil der Unbeschäftigten zu Beginn der Jahre gewesen sein:

1886	13,3 %
1887	9,9 „
1888	6,8 „
1889	3,3 „
1890	1,75 „

In den nicht gelernten Gewerben steht es nach dem Zeugnis George Howells (Cooperative Wholesale Societies Annual 1892, S. 206) nicht wesentlich anders, obwohl Howell von einem Verhältnis außer Arbeit stehender von $2\frac{1}{2}$ % ausgeht. Man ist eben während der Jahre 1886 bis 1890 aus einer längeren Krisenperiode in normale Zeiten zurückgekommen. Herkner meint freilich, offenbar mit Berufung auf die von ihm — nicht gebrachten Daten: „Im übrigen kann nur frivoler Optimismus eine beträchtliche

sowie um kontinentale und speziell mitteleuropäische, deutsche Verhältnisse wieder nicht außer Acht gelassen zu haben, Daten aus der Statistik des Königreichs Sachsen angefügt.

Abnahme der relativen Uebervölkerung für absehbare Zeiten *vorspiegeln*." Noch gründlicher geht er in seinem Artikel „Arbeitslosigkeit" (Sozialpolitisches Zentralblatt Nr. 10 vom 7. März 1892) zu Werke. Sollte übrigens das Jahr 1891 etwa auch wieder einen Rückschlag bringen — daß jene Gesetzmäßigkeit *fehlt*, auf die Herkner sich beruft, bleibt evident.

Angesichts jüngster Vorgänge in europäischen Großstädten wird noch ein Wort über deren *spezielle* „Arbeitslosigkeit" am Platze sein. Mit der industriellen Reservearmee haben die Notstände dahier nichts zu thun. Ermittelungen über den Charakter des Notstandes wurden, als derselbe im Januar 1891 in Berlin sehr groß war, durch die Berliner Kommunalverwaltung angestellt. Von sozialdemokratischer Seite war die Zahl der Arbeitslosen in der deutschen Reichshauptstadt damals mit 65 000 angegeben worden. Die Erhebungen der städtischen Behörden ergaben, daß die Zahl der Arbeitslosen zwischen 20—25 000 stand, als „die Not am höchsten" (mit ihren Angehörigen etwa 4 % einer Bevölkerung von 1 500 000), und daß sie in ihrer überwiegenden Mehrheit aus Bauhandwerkern oder Arbeitern, deren Beschäftigung mit der Bauthätigkeit in Zusammenhang steht, gebildet war. Das Bauhandwerk ruht im Winter fast vollständig, und da von den ihm zugehörigen Arbeitern nur ein Teil anderweitige Beschäftigung zu finden, kaum einer aber aus dem während der Bauzeit empfangenen Lohn zu leben vermag, erreicht zu dieser Zeit der städtische Notstand seinen Höhepunkt. Die Berufszählung von 1882 hat die Zahl der in Berlin im Baugewerbe Erwerbsthätigen nach dem Statistischen Jahrbuch deutscher Städte auf 38 000, mit ihren Angehörigen 101 000 festgestellt; kaum die Hälfte von ihnen findet im Winter in anderweitigen Beschäftigungen Unterkunft; die übrigen formieren den winterlichen Notstand, und treten zu den vielen verzweifelten Existenzen, die die Hauptstadt jahraus jahrein in sich birgt, hinzu. Bekanntlich findet, um auch diese letzteren näher zu bestimmen, in die Städte eine ununterbrochene und ungebetene Zuwanderung vom Lande her statt. Es melden sich hier neben den Befähigteren Existenzen, die anderweitig Schiffbruch gelitten haben und im Strudel des städtischen Lebens, in der Konkurrenz mit der größeren Durchschnittsbegabung daselbst sich noch weit weniger zurecht zu finden wissen als in den kleinen Verhältnissen der Heimat. Sie verschmelzen mit den Städtern, die in der Konkurrenz mit den tüchtigeren Arbeitern unterlegen sind, und zusammen sind sie (abgesehen von den „Semi-Criminals") das normale Elend der Großstadt. Bei ihnen sowohl wie bei den Truppen, die speziell während des Winters zu ihnen stoßen, ist

Berufszählungen fanden in Sachsen in den Jahren 1849, 1861, 1875, 1882 (1891?) statt. Im einzelnen vergleichbar[1]) sind aber nur die drei ersten Zählungen; jene von 1882 wurde nach einem andern Schema aufgenommen. Bloß für die Hauptgruppen läßt sich die Entwickelung ohne Schwierigkeit bis 1882 verfolgen. Von 1849 bis 1882 hat eine Umlagerung folgender Art in den Berufen der sächsischen Bevölkerung stattgefunden. Man zählte Erwerbsthätige

	1849	1882
der Land- und Forstwirtschaft . . .	334780	292888
„ Industrie	408183	724513
des Handels und Verkehrs	41428	130894
der Lohnarbeit wechselnder Art . . .	8113	25140
im öffentlichen Dienst	37187	67317
selbständige Berufslose	71808	93726
häusliche Dienstboten	34414	66914
	in Prozenten	
in der Land- und Forstwirtschaft . . .	17,7	9,7
„ „ Industrie	21,5	24,1
im Handel und Verkehr	2,2	4,4
in Lohnarbeit wechselnder Art . . .	0,4	0,8
im öffentlichen Dienst	2,0	2,2
selbständige Berufslose	3,8	3,1
häusliche Dienstboten	1,9	2,2
	50,6	53,5

Stellt man diese Ziffern den englischen gegenüber, so ist der verwandtschaftliche Zug ganz unverkennbar. Hier wie dort ein außerordentlicher Rückgang in der verhältnismäßigen Beteiligung der Landwirtschaft, und die Verwendung des hierdurch gewonnenen Ueberschusses vornehmlich im „Handel und Verkehr" und in der Industrie. Damit speziell die englischen Ziffern für die Industrie mit den sächsischen vergleichbar werden, müssen ihnen jene der im Bergbau und im Baugewerbe Beschäftigten zugezählt werden, wo dann für die Industrie sich eine prozentuale Steigerung von 1840—80 wie 322 : 390 = 21% ergibt, während in Sachsen für den um rund ⅛ kleineren Zeitraum von 33 Jahren die Ziffer 18,6% war (21,5% gegen 25,5%, letztere Ziffer $\left(\frac{24,1 \times 53,5}{50,6}\right)$ behufs Herstellung der Gleichförmigkeit mit der englischen Tabelle, welche Erwerbsthätige

also von einer industriellen Reservearmee, gebildet durch Verdrängung des Menschen durch die Maschine, keine Rede.

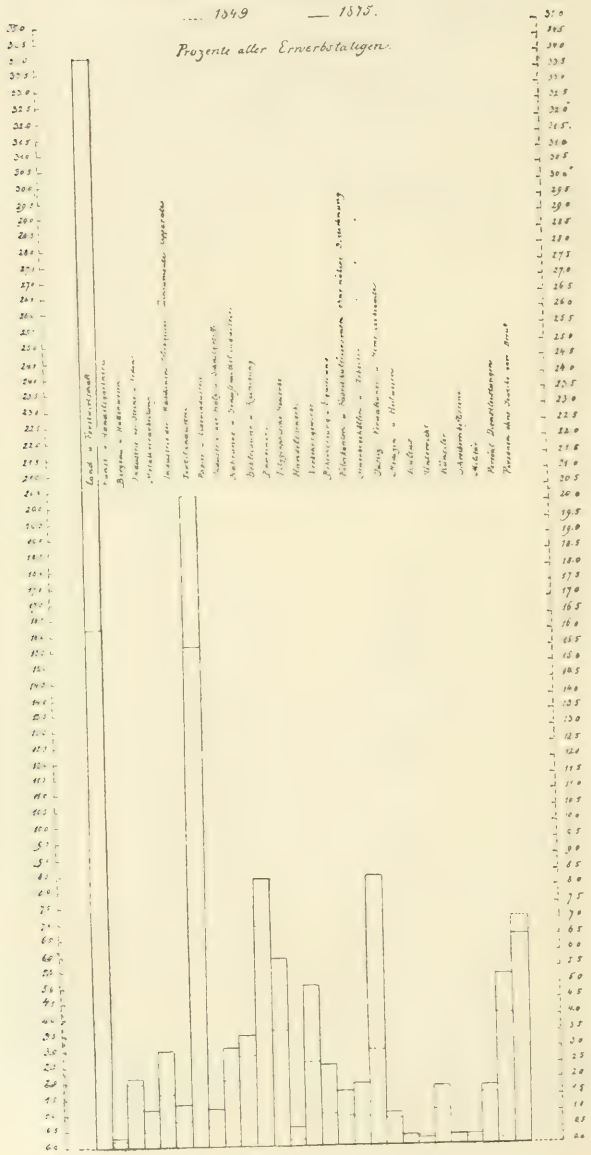
[1]) Vgl. Zeitschrift des königl. sächs. statist. Bureaus 1890, Heft 1 u. 2.

in Rücksicht zieht, während die sächsische Statistik die Gesamtbevölkerung repartiert, an Stelle der obenausgewiesenen 24,1 zu setzen). Die Zahl der im Handel und Verkehr Beschäftigten ist im „Vereinigten Königreich" um nahe an 107% gestiegen, in Sachsen um 111%. Die Landwirtschaft hat relativ in Großbritannien mit Irland binnen 40 Jahren nahezu 46% an Spielraum eingebüßt, die Landwirtschaft in Sachsen binnen 33 Jahren 42%.

Eine Uebereinstimmung so bis ins einzelne kommt selbst uns überraschend. Jedenfalls zeigt sie aber (für welchen Zweck wir die vorstehenden Ziffern herangezogen haben), daß die englische Entwickelung, auf die wir bei Prüfung des Marrischen Kernsatzes uns beriefen, weit davon entfernt ist, etwa eine Singularität zu sein.

Wir wollten die sächsische Statistik jedoch auch benutzen, um ein genaueres Bild, als es uns England bot, von den beruflichen Verschiebungen der Bevölkerung im Zeitalter des Dampfes zu gewinnen. Leider müssen wir uns hier aus bereits erwähnten Gründen auf den kürzeren Zeitraum der 26 Jahre von 1849 bis 1875 beschränken. Jedoch sind auch die Veränderungen, die diese Epoche aufweist, außerordentlich bedeutsam und — wie wir glauben — typischen Charakters. Das Ziffernrohmaterial und die daraus berechneten Prozente, sowie ein Diagramm, welches seine Ergebnisse übersichtlich und anschaulich machen soll, finden sich auf den folgenden 2 Seiten. Man entnimmt hieraus, daß von Hauptberufen *nur die Landwirtschaft* 1875 weniger Menschen benötigte als 1849. Obwohl die Maschine in der Landwirtschaft eine kleine Rolle spielt, ist jener Rückgang doch zweifellos auf die Steigerung, die die „Produktivität" der Arbeit hier erfahren hat, zurückzuführen; denn die land- und forstwirtschaftlich genutzte Fläche ist im Königreich während jenes Zeitraums so gut wie gleich geblieben. Bei der Landesvermessung 1839/43 wurde sie mit 1446000 Hektaren, bei der Aufnahme der Bodenbenutzung 1878 mit 1430000 Hektaren ermittelt. Dabei ist aber die speziell land- (nicht auch forst-)wirtschaftlich genutzte Fläche von 983000 auf 1015000 Hektar gestiegen, und daß die Landwirtschaft mehr Menschen braucht als die Forstwirtschaft ist bekannt. Ueberdies hat sich zweifellos von 1849 auf 1875 die Intensität der Bodenbewirtschaftung gehoben, der Ernteertrag pro Hektar ist größer geworden; die Zahl der in der Land- und Forstwirtschaft benötigten Personen hat trotzdem eine Verminderung um $^1/_3$ erfahren können. Diesem Rückgang in der *absoluten* Ziffer, der sich relativ, da gleichzeitig die Bevölkerung gewachsen ist, noch viel stärker ausdrückt — er

Fig. 7.


Berufs-Klaviatur des Königreichs Sachsen
.... 1849 — 1875.
Prozente aller Erwerbsthätigen.

	Stand, Beruf oder Gewerbe	Selbstthätige Personen				Prozente der Gesamtzahl	
		1849	1875	1849	1875	1849	1875
1.	Kunst- und Handelsgärtnerei	1966	3727	100	189,6	0,21	0,29
2.	Fischerei	178	162	„	91,0	0,02	0,01
3.	Bergbau und Hüttenwesen	18424	37345	„	202,7	1,97	2,15
4.	Industrie der Steine und Erden	4779	15347	„	321,1	0,51	1,20
5.	Metallverarbeitung	15391	37910	„	246,3	1,63	2,98
6.	Industrie der Maschinen, Werkzeuge, Instrumente, Apparate	7289	16832	„	230,9	0,78	1,33
7.	Chemische Industrie	849	1777	„	209,3	0,09	0,13
8.	Industrie der Heiz- u. Leuchtstoffe	741	1384	„	186,8	0,08	0,11
9.	Textilindustrie	189915	198318	„	104,4	20,30	15,59
10.	Papier- und Lederindustrie	6266	15599	„	249,0	0,67	1,22
11.	Industrie der Holz- u. Schnitzstoffe	19181	39198	„	204,3	2,05	3,08
12.	Nahrungs- und Genußmittelindustrie	26078	44171	„	169,4	2,79	3,47
13.	Bekleidung und Reinigung	64600	107173	„	165,9	6,90	8,42
14.	Baugewerbe	34045	75183	„	220,9	3,64	5,91
15.	Polygraphische Gewerbe	2055	7253	„	352,9	0,22	0,57
16.	Künstlerische Betriebe für gewerbliche Zwecke	357	1907	„	534,2	0,04	0,14
17.	Handelsgewerbe	24035	63675	„	264,9	2,57	5,00
18.	Verkehrsgewerbe	9232	32108	„	347,8	0,99	2,52
19.	Beherbergung und Erquickung	8760	21671	„	247,4	0,94	1,70
20.	Fabrikanten und Fabrikhilfspersonen ohne nähere Bezeichnung	7575	24537	„	323,9	0,89	1,93
21.	Gewerbsgehilfen und Arbeiter ohne nähere Bezeichnung	27725	106471	„	384,0	2,96	8,38
22.	Land- und Forstwirtschaft	318773	206018	„	64,6	34,06	16,20
23.	Hofbeamte	422	418	„	99,1	0,05	0,03
24.	Justiz-, Verwaltungs- und Gemeindebeamte	7916	12753	„	161,1	0,85	1,00
25.	Medizin- und Heilwesen	2628	3675	„	139,9	0,28	0,30
26.	Kultus	2604	2571	„	98,0	0,28	0,20
27.	Unterricht	10067	23213	„	230,5	1,08	1,83
28.	Wissenschaften (mit Ausnahme der unter 24—27 vertretenen Fächer)	301	450	„	149,5	0,03	0,04
29.	Künstler	2803	3667	„	130,9	0,30	0,29
30.	Oeffentliche Schaustellungen	—	187	„	—	—	0,02
31.	Schreibereibeflissene	2058	3760	„	182,7	0,22	0,30
32.	Militär	14714	22906	„	155,7	1,59	1,80
33.	Persönliche Dienstleistungen	37906	67472	„	178,0	4,05	5,31
34.	Personen ohne Gewerbe oder Beruf	66280	82527	„	124,5	7,02	6,50
		935913	1271635				

erscheint hier als ein Rückgang auf unter die Hälfte — steht dann ein bloß relativer Rückgang bei der Textilindustrie und bei den Personen „ohne Gewerbe oder Beruf" zur Seite. Alle übrigen Berufe aber sind der Zahl nach nicht bloß absolut, sondern auch relativ gewachsen. Was Landwirtschaft und Textilindustrie an Menschen freigaben, beziehungsweise aus der Bevölkerungszunahme nicht versorgten, ergoß sich über das übrige Feld und wurde hier gierig aufgesogen. Absolut am aufnahmsfähigsten erwiesen sich die Berufe:

Gewerbsgehilfen und Arbeiter ohne nähere Bezeichnung	mit	78 746
Bekleidung und Reinigung	„	42 573
Baugewerbe	„	41 138
Handelsgewerbe	„	39 640
Persönliche Dienstleistungen	„	29 566
Verkehrsgewerbe	„	22 876
Metallverarbeitung	„	22 519
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe	„	20 017
Bergbau und Hüttenwesen	„	18 921
Fabrikanten u. Fabrikhilfspersonen ohne nähere Bezeichnung	„	16 962
Unterricht	„	13 146
Beherbergung und Erquickung	„	12 911
Industrie der Steine und Erden	„	10 568
Industrie der Maschinen, Werkzeuge, Instrumente, Apparate	„	9 543

Prozentuell gewannen am meisten:

Künstlerische Betriebe für gewerbliche Zwecke	434,2 %
Gewerbsgehilfen und Arbeiter ohne nähere Bezeichnung	284,0 „
Polygraphische Gewerbe	252,9 „
Verkehrsgewerbe	247,8 „
Fabrikanten und Fabrikhilfspersonen ohne nähere Bezeichnung	223,9 „
Industrie der Steine und Erden	221,1 „
Handelsgewerbe	164,9 „
Papier- und Lederindustrie	149,0 „
Beherbergung und Erquickung	147,4 „
Metallverarbeitung	146,3 „
Industrie der Maschinen ꝛc.	130,9 „
Unterricht	130,5 „
Baugewerbe	120,9 „
Chemische Industrie	109,3 „
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe	104,3 „

Alle, alle Berufe streckten die Glieder, mit Ausnahme zweier. Die Industrien, welche die Stoffe der unbedingten Lebensnotdurft produzieren, gingen prozentuell zurück, nicht in der Menge ihrer Produkte, diese hat sich zweifellos vermehrt, sondern in der Zahl ihrer Arbeiter. Die Industrien, welche die minder dringende Lebensnotdurft besorgen, haben sich nicht bloß absolut, sondern auch prozentuell, d. h. um ein Vielfaches

der Bevölkerungsvermehrung erweitert. Ursache dieser Entwickelung ist aber offenbar neben der internationalen Arbeitsteilung die steigende Wohlhabenheit gewesen, welche, nachdem sie mit dem unbedingt Notwendigen gesättigt ist, nach den Gegenständen fragt, die das Behagen, den Genuß vermitteln.

Das Gesetz der industriellen Reservearmee (Fortsetzung).

Schippel hat, um die Theorie der industriellen Reservearmee gegen jeden Einwand sicher zu stellen, noch die Frage aufgeworfen, ob die Arbeiter, die in einem Berufe infolge Einführung von Betriebsverbesserungen überflüssig werden, etwa in der Erzeugung dieser Verbesserungen, insbesondere Maschinen, Verwendung finden. Er bringt Ziffern, und beantwortet daraufhin die Frage mit „Nein". Mit vollem Fug. Denn, wie schon Marx sagt, „die zur Produktion der Arbeitsmittel selbst, der Maschinerie, Kohle u. s. w., erheischte Arbeitszunahme muß kleiner sein als die durch Anwendung der Maschinerie bewirkte Arbeitsabnahme, das Maschinenprodukt wäre sonst ebenso teuer oder teurer als das Hauptprodukt". Die Kompensation ist eben — und das hat nun auch Marx nicht bemerken wollen — ganz andrer Art. Wenn der Arbeiter in einem Arbeitstag 10 statt 5 erzeugt, wenn infolgedessen die Preise sinken oder der Lohn steigt, so wird er kauffähiger im Maße des an ihn abgetretenen Anteils der gesteigerten Produktivität. Und wenn die 5 Arbeiter, die nun in seiner Fabrik auf je 10 überflüssig werden, eine andere Thätigkeit aufnehmen, so hat er etwas zu bieten für das, was sie produzieren.

Marx wendet sich in seinem Buche gegen die Kompensationstheorie, wie die „bürgerlichen Oekonomen, James Mill, Mac Culloch, Torrens, Senior, J. St. Mill u. s. w." sie lehren. In der That ist diese Theorie genau so falsch, wie die sogenannte Lohnfondstheorie. Wir sind daher auch weit entfernt davon, sie gegen Marx halten zu wollen. Welcher Art die Kompensation in Wahrheit ist, hat uns die Statistik gezeigt, und die theoretische Erklärung haben wir ihr in zwei Sätzen folgen lassen.

Wir haben übrigens aus der Lektüre des betreffenden Kapitels bei Marx ganz den Eindruck, daß auch ihm das Studium der englischen Berufsstatistik die Unrichtigkeit seines Gesetzes der industriellen Reservearmee nahegelegt hat. Wieder reproduziert er darum die Statistik nur in sorgfältigster Auswahl, wenn auch geschickt genug, um den Leser, der das Material selbst nicht kennt, zu der Meinung zu verleiten, alles stimme aufs beste. Von in runder Zahl 8 Millionen Beschäftigten (1861) hat er bloß die Beschäftigung von $2^1/_4$ Millionen ausgewiesen. Der Rest ist Schweigen.

Die „industrielle Reservearmee" ist das letzte Wort von Marx und dem modernen Sozialismus. Diese Armee des Unheils ist der Wurm, der von der kapitalistischen Gesellschaft in ihrem Schoße herumgetragen, unersättlich an ihr frißt und sie lebendigen Leibes verfaulen läßt. Sie ist der Stoff, der die gesellschaftliche Mischung einem chemischen Prozeß der Zersetzung für so lange preisgibt, bis sich aus der alten Komposition eine, die in allen Eigenschaften der direkte Gegensatz der früheren ist, gebildet hat. Ohne diese Reservearmee, ohne das tote Gewicht des Pauperismus stünde alles anders, man hätte Hoffnung, daß noch etwas aus dieser Gesellschaft „werden" könne, die, wie die Dinge nun einmal stehen, unrettbar dem Untergang verfallen ist[1]).

[1]) „Vorwärts" vom 4. März 1892: „Die Maschinenfabrik von J. C. und H. Dietrich in Plauen i. V. baut Schiffchenstickmaschinen mit einer neuen Verkurbelung, durch welche die Leistungsfähigkeit um ein Bedeutendes erhöht ist. Eine solche Maschine liefert in der Woche im Durchschnitt 180 000 Stiche, eine dreireihige Handstickmaschine dagegen im Durchschnitt pro Woche nur 10 000 Stiche. Was also früher 18 Arbeiter leisteten, das leistet mit der neuen Maschine in der gleichen Zeit ein Arbeiter. So vollzieht sich täglich und stündlich der alte Prozeß der Ueberflüssigmachung von Händen, der Verelendung einer größeren Masse des Proletariats, der Herabdrückung der Kaufkraft der breiten Volksschichten, und keine Maßnahme der alten Gesellschaft kann Aenderung schaffen. Das ist nur durch die Einführung der gesellschaftlichen Produktion, durch den Sieg der sozialdemokratischen Weltanschauung möglich. Mit größerer Schnelligkeit, als eine Straßenrevolte, drängt die revolutionierende Entwickelung des Kapitalismus selbst die Menschheit diesem Ziele zu."

Dies nach Marx. Wir haben nachzuweisen versucht, daß der Pauperismus wohl accidentiell unsrer Gesellschaft anhängt, aber nicht ihr Wesen ausmacht; gezeigt, daß dort, wo der Sozialismus seine industrielle Reservearmee sucht und — findet, sie für das Auge des gemeinen Sterblichen überhaupt nicht sichtbar ist.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei aber wiederholt, daß wir gegen die Thatsache des Pauperismus und zeitweiliger Arbeitslosigkeit vieler sowie dauernder Arbeitslosigkeit einer gewissen Zahl nichts weniger als blind sind. Was wir leugnen, nicht sehen können, ist bloß das, daß jene Gesellen, die arbeitsuchend von Herberg zu Herberg ziehen, diese „armen Reisenden", die elementare Kraft bedeuten sollen, die über unser Sein oder Nichtsein, und zwar im Sinne dieses letztern, entscheidet, unsre Gesellschaft aus den Angeln hebt.

Wieder sind wir damit, indem wir zeigten, wie die kreißenden Berge — eine Maus gebären, an eine Station gelangt, wo wir uns der Aufgabe weiterer kritischer Beschäftigung mit dem Sozialismus entschlagen könnten. Wir standen vor dieser Alternative, als wir die Thatsachen der gesellschaftlichen Entwickelung als im Widerspruch mit der Theorie des Sozialismus stehend nachgewiesen hatten. Wir wollten uns trotzdem die Aufgabe nicht erlassen, darzuthun, inwiefern das Warum des von ihm vorausgesetzten, faktisch allerdings nicht vorhandenen Was hohl und nichtig ist. Nun wäre auch das geschehen. Neuerdings stellt sich uns daher die Frage, ob eine Fortsetzung dieses kritischen Feldzugs geboten ist. Arbeit an Ueberflüssiges verschwenden, dafür auf Zeit und Aufmerksamkeit des Lesers Anspruch machen — welches Autors Sache wäre dies! Aber — wenn wir vorher das Wort vom Feldzug fallen ließen, so ist es doch ein, um uns glimpflich auszudrücken, „etwas unvollständiger" Feldzug, den wir führen. Vielleicht hätte sich, wenn wir ihn leibhaftig zu fassen kriegten, der Gegner nun schon aus dem Staube gemacht. Ein litterarischer Kampf aber hat den Nachteil, daß von den beiden Teilen jeder seine ganze Arbeit absolvieren muß, bevor der andre anfängt. Nicht Schlag

und Gegenschlag, sondern erst der eine, bis er müde ist, dann der andre. Daraus ergibt sich für beide Teile die Pflicht, auf halbem Wege nicht innezuhalten, auch dann, wenn es etwa genug ist des grausamen Spiels. Also weiter.

D. Die Marxische Theorie des Mehrwertes.

Das Gesetz der industriellen Reservearmee ist, wie mehrfach erwähnt, ganz spezifisch Marxischen Ursprungs. Nicht das Gleiche läßt sich von der Lehre sagen, die bei Marx als Theorie des Mehrwerts auftritt. Marx hat hier so gut sein Anlehen bei der sogenannten klassischen Nationalökonomie gemacht wie Lassalle, als er das eherne Lohngesetz proklamierte. Und man braucht gar nicht tief in den Schacht alter Bücherssammlungen einzufahren, um auf dieses falsche Gold der Mehrwerttheorie *vor* Marx zu stoßen. Denn auch bei Ad. Smith schwimmt die Mehrwertlehre obenauf. „Der Mehrwert," sagt Ad. Smith (I, 6. Kap.), „welchen die *Arbeiter* den Arbeitsstoffen *hinzufügen*, zerfällt somit in zwei Teile, in einen, der ihre Arbeitslöhne bestreitet, und in einen andern, welcher den *Gewinn ihres Arbeitgebers* (auf das gesamte für Stoff und Lohn vorgestreckte Kapital) darstellt." Von den Arbeitern erarbeitet, vom Unternehmer an sich genommen — um aus dieser Theorie die Mehrwertlehre zu formen, bedarf es nicht mehr als des Mediums sozialistischer Empfindungsweise [1]).

Man kennt nun auch schon den Inhalt der Mehrwertlehre. Sie bezweckt den Nachweis, daß, was dem Unternehmer als Ertrag des Unternehmens zufällt, weit davon entfernt ist, von ihm „verdient", erarbeitet zu sein. Es ist das Produkt der schwieligen Hand des Arbeiters, das man diesem durch das Zwangsmittel der industriellen Reservearmee wieder abnimmt. Dem Nachweis, daß es sich hier in der That um fremdes Gut handle, welches der Unternehmer an sich reißt, hat Marx die ersten sechs von den sieben Abschnitten seines Werkes gewidmet.

[1]) Vgl. *Engels* im Vorwort zum 2. Bd. des „Kapitals".

Während er im letzten unter dem Titel „Der Accumulationsprozeß" das Instrument der Ausbeutung — eben die industrielle Reservearmee — und die sich im Gefolge der Vergewaltigung einstellenden Phänomene, den Zerfall der Gesellschaft behandelt, stellen die vorangegangenen sechs („Ware und Geld", „Die Verwandlung von Geld in Kapital", „Die Produktion des absoluten Mehrwertes", „Die Produktion des relativen Mehrwertes", „Die Produktion des absoluten und relativen Mehrwertes", „Der Arbeitslohn") die Thatsache ins klare, daß der Unternehmer sich des Gebrauchs jener ihm ausgelieferten Behelfe nicht etwa entschlägt, sondern sie ohne Gewissenskrupel als Pumpen wirken läßt, um den Wert, diesen kostbaren Saft, aus dem Arbeiter zu saugen.

Marx bedient sich aber für diesen Beweis einer höchst seltsamen Methode. Er geht nicht auf sein Thema direkt los, sondern sucht es in der Flanke zu fassen. Er stellt nicht etwa fest, der Kapitalist arbeite nicht, und eine andere Leistung als Arbeit gibt es nicht, ergo sei der Kapitalist Parasit, sondern er führt aus, daß der Kapitalist zum Vergewaltiger *geboren* sei, und weil hierzu geboren, davon nicht lassen könne. Weltenfern bleibt ihm die Frage, ob nicht vielleicht doch irgend welche positiv wertvolle Leistungen des Kapitalisten ausfindig zu machen seien; er geht nirgends an sie heran. Ihm genügt es nachzuweisen, daß man in der kapitalistischen Haut nicht anders könne, als andre bestehlen. Genauer: Wer Kapital angreift, besudelt sich. Die naturgemäße, nicht abzustreifende Funktion des Geldes als Kapital ist eine widerrechtliche Anziehung andern Geldes. Das Geld kann nicht anders, und wer Geld in die Hand nimmt, stellt sich in die Wirkungssphäre dieser merkwürdigen Kraft. Es ist eine gleichsam objektive und automatische Funktion, die sich hier abspielt. Aus Geld, sagt Marx, wird, in den Wirtschaftsprozeß der kapitalistischen Gesellschaft geworfen, Mehrgeld; der Kapitalist *kann nicht*, will freilich auch nicht sich dem entziehen.

Marx denkt nicht daran und wird es nicht inne, daß, indem er seine Untersuchung in *dieser rein begrifflichen*

Weise führt, er nicht nur die größte Gefahr läuft, zu straucheln, sondern mehr als das: ein kindisches Spiel zu treiben. Letzteres ist ihm denn auch widerfahren. Seine Mehrwerttheorie, wie er sie auf den 579 Seiten seines großen Werkes mit Ach und Krach, mit Pusten und Fauchen ans Tageslicht fördert, ist das Denkmal einer der größten Verirrungen eines bedeutenden Geistes.

Den Succus seiner Beweisführung gibt Marx in der Formel G—W—G$_1$, „Geld, Ware, Mehrgeld". Er erläutert uns den Sinn der Formel am Falle des Zwischenhandels. Solange ein solcher nicht besteht und ich nur selbsterarbeitete Produkte W auf den Markt führe, um nach Entgegennahme von G für dieses von dem Erzeuger eines andern Produkts W zu kaufen, werden W und W gleichwertig sein; kein Teil wird verlieren, keiner gewinnen. Anders, sobald mir ein Vermittler zu Hilfe kommt, sobald sich jemand aufthut, der die Ware W nicht kauft, um sie selbst zu brauchen, sondern an andre zu verkaufen — zu höherem Preise. Der Zwischenhändler hat Geld G, kauft die Ware W, aber nur — warum sonst würde er sich überhaupt damit befassen! — um vermittelst dieser Ware W Mehrgeld G + g zu realisieren. Es sei klar, der Zwischenhändler würde nie Zwischenhändler geworden sein, hätte er nicht Aussicht, in dieser Weise Gewinn zu machen. Gelangt er aber zu solchem, so ist damit schon ausgesprochen, daß derjenige, an den er Ware verkauft, sie teurer als zum wahren Wert bezahlen muß, daß er also dem Zwischenhändler eine Abgabe entrichtet. Um Marx selbst sprechen zu lassen, so hören wir von ihm (S. 130): „In der Hand des Kapitalisten ist das Geld prozessierendes Geld und als solches Kapital. Es kommt aus der Zirkulation her, geht wieder in sie ein, erhält und vervielfältigt sich in ihr, kehrt vergrößert aus ihr zurück und beginnt denselben Kreislauf stets wieder von neuem. G—G$_1$, geldheckendes Geld — money which begets money — lautet die Beschreibung des Kapitals schon im Munde seiner ersten Dolmetscher, der Merkantilisten."

Gefehlt wäre es nun, anzunehmen, daß dieser Prozeß im

Zwischenhandel allein auftrete. Er durchzieht als roter Faden unsre ganze gesellschaftliche Thätigkeit, er drückt ihr den verräterischen Stempel auf, er dominiert auf allen Märkten, er ist genau der gleiche für das industrielle wie für das Handelskapital. „Auch das industrielle Kapital," sagt Marx, „ist Geld, das sich in Ware verwandelt und durch den Verkauf der Ware in mehr Geld rückverwandelt. Akte, die etwa zwischen dem Kauf und dem Verkaufe, außerhalb der Zirkulationssphäre, vorgehen, ändern nichts an dieser Form der Bewegung."

Nicht anders endlich ist es mit dem zinstragenden Kapital. Hier „stellt sich die Zirkulation $G-W-G_1$ nur abgekürzt dar, in ihrem Resultat ohne die Vermittelung, sozusagen im Lapidarstil, als $G-G_1$, Geld, das gleich mehr Geld, Wert, der größer ist als er selbst".

Wer ist es nun aber, der das Mehrgeld dem Kaufmann, dem Industriellen, dem Geldleiher auszuliefern bereit ist? Wer sodann ist derjenige, dem es seine Existenz verdankt, der es erarbeitet? In der Antwort hierauf unterscheidet Marx Uebergangszustände und unsre industrielle Gesellschaft. In der primitiven Gesellschaft gibt es überhaupt keinen Zwischenhandel, im Uebergangszustand ist der Mehrgeldzahler der Konsument, der Käufer der Ware. Er zahlt das Mehrgeld einfach als Geprellter. In der industrialisierten Gesellschaft endlich ist der Mehrgeldzahler der Arbeiter. Der Arbeiter erarbeitet mehr Werte, als er im Lohne vom Unternehmer ausgefolgt bekommt; hier ist die Arbeitskraft die Ware, welche der Unternehmer kauft; hier ist sie es, welche in Wahrheit $G+g$ *erzeugt*, während der Unternehmer ihr bloß G ausbezahlt. Der Unternehmer gelangt also auf dem Wege über den Arbeiter zu Mehrgeld, und dieser Raub wird dann nur zwischen ihm und andern Kapitalisten, die ihm notwendig, also gleichsam Komplizen sind (Geldleiher, Zwischenhändler ꝛc.), geteilt.

Dies die Marxische Mehrwertlehre von der *Urformel der Ausbeutung* in unsrer kapitalistischen Gesellschaft. Was haben wir zu ihr und dem ganzen theoretischen Gebäude, das Marx auf ihr errichtet, zu bemerken?

Das Folgende: Erstens. Die Formel $G - W - G_1$ als Formel für die Funktion des Zwischenhandels ist eine Naivität. Sie fordert zunächst zu der Frage auf, ob es in der That wahrscheinlich sei, daß die Welt der Käufer sich in dieser Weise von den pp. Zwischenhändlern behandeln lassen werde. Marx führt im Verfolg seines Werkes aus, wie in der industrialisierten Gesellschaft der Arbeiter der Ausgebeutete sei, und in der industriellen Reservearmee weist er uns die Knute nach, die den arbeitenden Arbeiter demütig und bescheiden macht, derart, daß er sein Glück preist, überhaupt einen Lohnherrn zu finden, wenn dieser ihn auch auf Wasser und Brot setzt. Das Instrument nun, das ähnlich in der noch nicht industrialisierten Gesellschaft den Rücken des Warenkäufers bedrohen würde, wenn er sich sträubte, Warenkäufer zu sein, und das ihn daher zwingt, um jeden Preis Ware zu kaufen, hat Marx nicht genannt. Und doch soll der Käufer bereit sein, für und für sein gutes Geld gegen einen Bruchteil von dessen Werte hinzugeben! Ist dies wahrscheinlich?

Marx scheint dieses Bedenken selbst geahnt zu haben, vielleicht ist er seiner sogar voll bewußt geworden — jedenfalls zeigt er sich weiterhin geneigt, die Formel $G - W - G_1$ fallen zu lassen. Wie anders wären die folgenden Stellen zu deuten? (S. 136): „Gesetzt nun, es sei dem Verkäufer gegeben, die Ware über ihrem Werte zu verkaufen, zu 110, wenn sie 100 wert ist, also mit einem nominellen Preisaufschlag von 10 %. Der Verkäufer kassiert also einen Mehrwert von 10 ein. Aber nachdem er Verkäufer war, wird er Käufer. Ein dritter Warenbesitzer begegnet ihm jetzt als Verkäufer und genießt seinerseits das Privilegium, die Ware 10 % zu teuer zu verkaufen. Unser Mann hat als Verkäufer 10 gewonnen, um als Käufer 10 zu verlieren." „Die Bildung von Mehrwert (S. 137) kann also nicht dadurch erklärt werden, daß die Verkäufer die Waren über ihrem Werte verkaufen."

Marx hat mit dieser Ausführung selbstverständlich nicht bezweckt, sich uns in die Hand zu liefern, sondern er bringt sie bloß um zu zeigen, daß es in unsrer Gesellschaft nicht die

Uebervorteilung des Käufers sein kann, die Mehrwert schafft, sondern eine Ausbeutung andrer Art hier wirksam sein muß. Das hindert aber nicht, daß er durch jenen Anhang seiner ursprünglichen Formel, als Formel den Boden unter den Füßen wegzieht. (Aehnlich Engels im Vorwort zum 2. Bd.)

Wir wollen es indes bei dieser Gegenüberstellung von Marx I. und Marx II. nicht bewenden lassen. Was wir bisher ausgeführt haben, besagte ja doch nur, daß wenn Marx auf die Betrachtung: „Was würde auch den Geldbesitzer veranlassen, Geld in das Geschäft zu stecken, wenn er nicht Aussicht hätte, Mehrgeld, d. h. mehr zu erlangen, als er geleistet hat," die ursprüngliche Entwickelung seiner Formel $G - W - G_1$ stützt, manche andre „Betrachtung" gegen sie im Felde steht. Aber nicht „Wahrscheinlichkeiten" gegen „Wahrscheinlichkeiten", nicht dieser Kampf im Dämmerschein führt uns zu einem Ende, sondern man leuchte dem theoretischen Thatbestande mit der vollen Flamme der Wahrheit ins Gesicht und stelle neben diese Realität sodann die Theorie des Sozialismus. Der hippokratische Zug in letzterer zeigt sich sofort.

Er läuft aus von der Marxschen Theorie des Wertes, die etwas von der Mehrwerttheorie gesondert zu Haltendes ist. In seiner Theorie des Wertes erklärt Marx, hierin wieder der klassischen Nationalökonomie folgend (und doch auch — durch seine Unterscheidung von Arbeit und Arbeitskraft, siehe unten — von ihr abweichend), daß die Arbeit den Wert der Güter konstituiere. Hierauf wird ihm von der gelehrten Nationalökonomie erwidert, daß nicht der Arbeiter, sondern der Käufer den Wert entscheidet, und Arbeit auch fruchtlos an ein Gut gewendet sein könne, was die Thatsache der Ladenhüter jedem überaus deutlich demonstriert. Die Marxisten bleiben hierauf die Antwort noch nicht schuldig. Indem Marx von Arbeit rede, denke er bloß an richtige, d. h. in Uebereinstimmung mit den Bedingungen der Nachfrage disponierte Arbeit. Diese finde ihren Schätzer, und zwar im Maße ihrer Aufwendung. Die antisozialistische Nationalökonomie leugnet dann unter Umständen auch letzteres:

der Preis sei schwankend, worauf repliziert wird, die genaue Uebereinstimmung in jedem Augenblicke sei nicht erforderlich; im großen und ganzen sei die Uebereinstimmung gegeben, und mehr wolle, mehr müsse auch nicht behauptet sein. Die Oscillationen hielten eben doch die Höhe der durch den Arbeitsaufwand gegebenen Linie ein.

Der Sozialismus erklärt also, auch im Punkte der Marxischen Werttheorie bisher nicht widerlegt zu sein, und wir sind nun gezwungen, Stellung zu dieser zu nehmen, um für die Mehrwertlehre die Situation klarstellen zu können. Der Weg zur Auseinandersetzung mit letzterer führt über die Werttheorie. Daß der Werttheorie im übrigen die grundlegende Bedeutung für die Beurteilung des Sozialismus nicht zukommt, die man ihr in der Regel zuspricht, hoffen wir durch den rein äußerlichen Umstand, daß wir an ihr vorbei mit dem Sozialismus verhandeln und zu dem Urteil „non liquet“ gelangen konnten, bewiesen zu haben. Und es ist ein Fehler der bisher Marx gewidmeten Kritik gewesen, daß sie die Schultern stets hier ansetzte, weil — Marx sein Buch mit der Werttheorie eingeleitet und den Kritikern eröffnet hat, hier müßten auch sie beginnen; dieses Fort müsse genommen sein, bevor die Kapitulation der Festung erhofft werden dürfe.

Immerhin — was ist's mit der Werttheorie des Marx? Ihr Fehler, aber auch die Schwäche vieler gegen sie gerichteter Angriffe besteht darin, daß dem einheitlichen Wertbegriffe bei Marx nicht die Thatsache, daß wir einen zweifachen Wert — einen Kosten- und einen Leistungswert — besitzen, entgegengestellt wurde. Der Kostenwert bezeichnet den an eine Sache zu wendenden Aufwand, der Leistungswert den von ihr ausgehenden Effekt. Die Spaltung des Werts in diese zwei Spezialbegriffe schlichtet den von Aristoteles angehobenen und bis und über J. Fr. Neumann fortgeführten (auch von uns vor einigen Jahren mit einem Beitrag, der in diesem Punkte das Richtige nicht traf, bedachten) Streit, ob die zwei tauschenden Parteien im Tausch Gleichwertiges tauschen und also keine etwas gewinnen oder beide Teile gewinnen, welches letztere eine Unmöglichkeit scheint, während das erstere mindestens eine Un-

wahrscheinlichkeit darstellt. J. Fr. Neumann hat hierauf mit der Unterscheidung eines objektiven und eines subjektiven Wertes geantwortet, wonach ein gleichbleibender objektiver Wert verschieden hohe subjektive Werte zulasse. Eine jüngste, von Karl Menger geführte Schule (die weiter zurück auf den Engländer Stanley Jevons verweist, während heute ihre Wortführer neben Karl Menger noch Böhm-Bawerk in Wien, Wieser und Sax in Prag sind) erwiderte ihm mit der Feststellung aller Werte als subjektive, und der Zurückführung der scheinbar subjektiven Norm auf eine eigentümliche Auseinandersetzung, gleichsam Verrechnung der verschiedenen personalen Werte. Die Natur dieser Auseinandersetzung wird als (der zweite Teil der) Theorie des Grenznutzens bezeichnet.

Es ist nun unsre Aufgabe nicht, diesen verschiedenen Theorien, denen dann noch weitere sich anreihen, die auf der Unterscheidung des Gebrauchs- und Tauschwertes, des abstrakten und konkreten Wertes fußen, hier nachzugehen. Auch mit der Entwickelung unsrer Werttheorie werden wir uns auf das äußerste zur Verdeutlichung notwendige Maß beschränken. Wir wollen sie illustrieren durch die Heranziehung jenes Instruments, welches am meisten für den wirtschaftlichen Fortschritt gethan hat, der nichts andres ist als möglichste Erweiterung des Abstandes zwischen Leistungs- und Kostenwert, möglichste Herabdrückung des letzten unter den ersten. Dieses Instrument ist die Maschine gewesen. Marx meint einmal (S. 398): „Ausschließlich als Mittel zur Verwohlfeilung des Produkts betrachtet, ist die Grenze für den Gebrauch der Maschinerie darin gegeben, daß ihre eigene Produktion weniger Arbeit kostet (deutlicher wäre zu sagen: nicht so viel Arbeit kosten darf) als ihre Verwendung Arbeit ersetzt.“ Und S. 454: „Die etwa zur Produktion der Arbeitsmittel selbst, der Maschinerie, Kohle u. s. w., erheischte Arbeitszunahme muß kleiner sein als die durch Anwendung der Maschinerie bewirkte Arbeitsabnahme. Das Maschinenprodukt wäre sonst ebenso teuer oder teurer als das Handprodukt“ [1]).

[1]) Vgl. auch Knies, D. Kredit II. S. 79.

So viel von der Maschine. Aber das von ihr Gesagte gilt auch andern Orts. Wir behaupten, daß auch die „Produktion des Zwischenhändlers" der Volkswirtschaft „weniger Arbeit kostet" als seine Verwendung „Arbeit ersetzt". Wir behaupten, daß das gleiche für den industriellen Unternehmer, abgesehen von seiner Maschine, zutrifft. Wir führen dies weiter aus, indem wir darauf aufmerksam machen, daß in jene dem Zwischenhändler und Unternehmer zu dankende größere Differenz zwischen „Arbeitskosten" und „Arbeitsleistung", „Arbeitsersatz", sich gemeinhin Zwischenhändler und Unternehmer als Verkäufer der Ware mit den Käufern teilen, und daß infolgedessen für die einen und die andern ein Gewinn im Tausche resultiert: auch für die einen, ohne daß sie darum, wie Marx meint, auf Raub (an dem Arbeiter) oder Uebervorteilung (an dem Warenverkäufer im Stadium des Uebergangs aus der primitiven in die moderne Wirtschaft) ausgehen müßten.

Auch uns zeigt also die wirtschaftliche Welt um uns Mehrwertbildungen. Aber unser „Mehrwert" ist das Plus des Leistungswerts gegen den Kostenwert [1]). Jedes Gut, jede Leistung haben ebensowohl Kosten- wie Leistungswert. Marx überschlägt aber den letzteren. Er meint, daß jedes Gut einfach die an es gewendete Arbeit wert sei. Was falsch an dieser Annahme ist, wird weiter unten zu erörtern sein: Hier stellen wir bloß fest, daß ein Gut weit mehr (und weit weniger) als speziell seine Kosten wert sein kann, und wenn dies der Fall, weiterhin die Möglichkeit vorliegt, daß die Käufer desselben es zu einem Preise nehmen, der, wenn er auch nicht den Leistungswert erreicht, doch den Kostenwert übersteigt. In diesem Falle, und es ist, wie sich an einer Flut von Beispielen erweisen läßt, der regelmäßige, der unsrer Wirtschaft typische, haben beide Teile gewonnen, Käufer und Verkäufer, und kein Teil den andern beraubt oder übers Ohr gehauen.

[1]) Der Kostenwert unterscheidet sich sehr erheblich von dem Grenzwert, denn dieser ist für den Produzenten der Ware in der Regel fast oder gleich Null. Doch dies nur nebenbei. Die nähere Auseinandersetzung unsrer Wertlehre ist einer andern Arbeit vorbehalten.

Man bleibe bei dem Beispiele des Zwischenhändlers. Es seien Kolonialwaren, sei etwa Kaffee, den er uns „vermittelt". Ohne den Zwischenhändler hätten wir persönlich für den Jahresbedarf unsrer Familien (der jährliche Kaffeekonsum ist im Deutschen Reiche 2,3, in Oesterreich-Ungarn 0,9 kg pro Kopf) Verbindungen nach Java oder Brasilien hin zu suchen, d. h. uns mit Firmen von Plantagenbesitzern bekannt zu machen, eine Anzahl Firmen auszuwählen (nach welchen Kriterien?) und sie um Bekanntgabe des Preises, zu dem sie uns den Jahresbedarf von 5 oder 10 kg liefern wollen, sowie um Zusendung von Mustern verschiedener Sorten zu ersuchen. Nachdem die Berichte von — sagen wir — 10 Häusern, belegt mit Mustern, eingegangen sind — jedes einzelne Muster dürfte zur Not aus einer Bohne bestehen, sollen die 10 Mustersendungen nicht gleich unsern Jahresbedarf decken — wären bei einer Firma unsre 5 oder 10 kg zu bestellen. Diese würden bei gleichzeitiger Zusendung der Faktur an uns verpackt, mit Begleit- und Zollpapieren versehen, aufs Schiff gebracht, in den heimischen Hafen befördert, von hier der Bahn übergeben und endlich auf dem Zollamt unsres Domizils deponiert, wo wir sie nach erfolgter Berichtigung der Zollgebühren und etwa der Nachnahme an uns nehmen.

Auf diese Weise würden — ohne Zwischenhandel — von den 70 Millionen europäischer Familien jene, die Kaffeekonsumenten sind, ihren Kaffeebedarf zu versorgen haben. Mit Zwischenhandel spielt sich die Sache wesentlich einfacher ab. Nicht 70 Millionen Hände sind in Europa je, sagen wir 10 oder 15 Stunden des Jahres für die Beschaffung ihres Kaffeebedarfs thätig, sondern ein paar Dutzend Großhandlungshäuser, ein paar hundert Agenten und einige Hunderttausende von Kleinhändlern — Deutschland hatte 1882: 100392 „Kolonial-, Eß- und Trinkwarenhändler" —, die aber in ihren Läden nicht Kaffee allein, sondern noch hundert andere Artikel führen, versorgen den Kaffee für die Gesellschaft.

Kaum ist zu viel gesagt, wenn wir meinen, daß diese

moderne Organisation des Kaffeehandels die gleiche Aufgabe, die sonst einen Aufwand von Millionen erfordern würde, mit einem Aufwand von ebensoviel Hunderten vollzieht, daß also die Volkswirtschaft auf diesem Wege, vermittelst der „Uebervorteilung", die dem Zwischenhandel nach Marx inhärent, von seinem Begriffe nicht zu trennen ist, die Leistung mit $^1/_{10000}$ des Kraftaufwands, der sonst nötig wäre, erkauft.

Der Zwischenhändler ist selbstverständlich weit entfernt, die ganze Ersparnis, die der Umstand seiner Existenz mit sich bringt, vom Kaffeekäufer einzufordern. Er muß sich auf 10000 Teile jener Ersparnis mit vielleicht 2 oder 5, sagen wir selbst 100 begnügen (über seine Auslagen, seine „Kosten" hinaus), wo dann also der Käufer bloß 9998 oder 9995 oder 9900 von 10000 Teilen der Ersparnis einheimst. Auch dieser Gewinn aber ist der Rede wert[1]).

[1]) Diese Feststellung hat ihr Gewicht über die Zurückweisung des Sozialismus hinaus. Denn auch hier haben die sozialistischen Lehrmeinungen nur zu sehr die „Augenscheinlichkeit" für sich und werden infolgedessen vielfach auch außerhalb des sozialistischen Heerbanns vorgetragen. Henry George bringt beispielsweise in seinem Buche „Schutzzoll und Freihandel" Aeußerungen amerikanischer, gut „bürgerlicher" Nationalökonomen, welche ganz wie Marx die Unfruchtbarkeit des Handels behaupten. So läßt sich R. E. Thompson, ein hervorragender amerikanischer Schutzzolltheoretiker, in seiner „Political Economy" wie folgt aus (nach H. George a. a. O., Stöpelsche Uebersetzung S. 56): „Der Händler fügt dem wahren Reichtum der Gesellschaft nichts hinzu. Weder leitet und besorgt er eine vitale Umwandlung in der Form des Stoffes, wie es der Landwirt thut, noch eine chemische und mechanische Umwandlung in der Form, wie es der Gewerbsmann thut. Er überführt nur Dinge von dem Orte ihrer Produktion zum Orte der Nachfrage." — Henry George erwidert darauf: „In dem engeren Sinne des Wortes sprechen wir von der Produktion der Kohle, wenn sie von ihrem Platze im Erdinnern an die Oberfläche gebracht worden ist; aber offenbar ist die Bewegung der Kohle von dem Schacht zu denen, welche sie benutzen wollen, ein ebenso notwendiger Teil der Kohlenproduktion im vollen Sinne, als die Förderung derselben an die Oberfläche." Und weiter: „Durch alle schutzzöllnerischen Argumente geht die Idee, daß Transporteure und Händler Nichtproduzenten seien, deren Unterhalt die Summe der Güter, deren sich andre Klassen erfreuen könnten, vermindern. Dies ist

Das ist der Sinn des Zwischenhandels, jener Transaktion, die Marx durch die Formel $G - W - G_1$: Geld, Ware, Mehrgeld, als parasitisch gebrandmarkt zu haben glaubt[1]). Denn, man erinnere sich! Weil unsre Gesellschaft das Brandmal $G - W - G_1$ an der Stirn trägt, es alle ihre Wirtschaftshandlungen bestimmt, bestimmen muß, ist sie zur Hölle verdammt.

Nach Marx ist der Zwischenhändler ein Schmarotzer. „Die Zirkulation oder der Warenaustausch schafft keinen Wert." Was dann den industriellen Unternehmer betrifft, so ist er (aus ganz den gleichen Gründen) „Sklaventreiber" (S. 108). „Die Behauptung, daß die Kapitalisten für ihre Leitung der Produktion bezahlt zu werden verdienen," erinnert Karl Kautsky, des Marx getreuen Knappen, „bloß an jenen Jungen, der einen Baum voll herrlicher Aepfel sah, zu dem er nicht anders als über eine hohe Mauer gelangen konnte. Die Aepfel waren zu verführerisch und so übernahm er die Arbeit, die Mauer zu übersteigen, was ihm nach vieler Mühe auch gelang. Eben delektierte er sich an den Aepfeln, als der Besitzer des Gartens

---

eine kurzsichtige Ansicht. In dem vollen Sinne des Wortes sind Transporteure und Händler ebenso gut Produzenten wie Bergleute, Landwirte oder Handwerker, da die Transportierung und der Austausch von Dingen zur Nutzbarmachung ebenso nötig sind, als die Ausgrabung, Pflanzung oder Verfertigung." — H. George hat mit diesen Zurückweisungen nicht ins Schwarze getroffen. Die Transportleistung ist der am wenigsten angefochtene Teil der Handelsthätigkeit. Mit dem, was George erklärt, hat er danach mindestens halboffene Thüren eingerannt, kaum aber die Hand an die Klinke der verschlossenen gelegt. Die „verschlossene" Thüre ist jene Leistung des Zwischenhändlers, die sich, wenn auch etwas unvollständig, in dem Götheschen Worte ausspricht: „Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt."

[1]) Will man für den Vorgang, wie wir ihn darstellen, eine Formel, so hätte sie folgende Gestalt:

	Leistungswert			
G	W	+	x . w	x . w — g Errungenschaft des Warenkäufers
Kostenwert	(Geldäquivalent)	(Ueberschuß des Leistungs- über den Kostenwert, „Mehrwert")		(G +) g Errungenschaft des Zwischenhändlers („Mehrgeld" als Beteiligung am „Mehrwert").

kam und ihn fragte, welches Recht er habe, die Aepfel zu nehmen. ‚Ich habe sie redlich verdient,‘ erwiderte der Knabe, ‚sie sind die Bezahlung für die harte Arbeit, über die Mauer zu steigen.‘“ „Wie der Knabe zu den Aepfeln,“ erläutert dies Kautsky, „nur über die Mauer, kann der Kapitalist in der Regel zum Mehrwert nur als Leiter der Produktion gelangen.“

Der Unternehmer „arbeitet“ also wie der Einbrecher arbeitet, der sein Brecheisen an das Schloß einer fremden Kasse setzt, oder, um näher bei der Marxischen Ausdrucksweise zu bleiben, wie der Sklavenjäger arbeitet, wenn er auf den Menschenraub ausgeht. Die Zufügung des Unrechts an andre, die Vergewaltigung will eben auch „erarbeitet“ sein; sie macht sich nicht von selbst, und Arbeit dieser Art ist die vom Unternehmer ausgeführte.

Aber, fragt sich Marx, wenn der Unternehmer in dieser Weise Beute macht, wie kommt es dann, daß in der bürgerlichen Gesellschaft die Ware doch zu ihrem Werte, ihrem Arbeitswerte, nicht darüber zirkuliert, auf den Märkten gekauft und verkauft wird; bezw.: kollidiert nicht diese Wertlehre, daß die Arbeit den Wert und Preis bestimmt, mit der Theorie des *Mehrwerts*? Wir haben bereits angedeutet, wie Marx über diese Schwierigkeit hinwegkommt. Die Weltgeschichte hat zwei große Perioden: Erstens wo die Warenkäufer die Düpierten waren, und eine zweite, wo die Rolle der Düpierten, richtiger bei hellem Bewußtsein Vergewaltigten von den Arbeitern übernommen worden ist. In der ersten Periode — sie reicht in die altersgraue Vorzeit zurück, dauert ewig lange und wiederholt sich — stand der Preis der Waren in der That *über* ihrem Werte. Heute harmonieren beide, und wenn der Unternehmer Gewinn macht, so kommt dies daher allein, daß er dem *Arbeiter* nicht den Wert seiner Arbeit voll ausbezahlt.

Wir müssen uns von Marx diese letztere Theorie noch etwas näher entwickeln lassen, um sie richtig würdigen zu können.

Der gesellschaftlichen Kräfte, die in unsrer Gesellschaft wirken und ihr den Stempel aufdrücken, hat es zwei: sie beide hängen mit der gleichen Thatsache und dem Charakter des tech-

nischen Fortschritts zusammen: der letztere macht, wie schon gezeigt, Menschen immermehr überflüssig und formiert vorerst dem Arbeiter, schließlich der Gesamtheit im Rücken die industrielle Reservearmee. Er führt aber auch zur steten Ueberproduktion und infolgedessen zu einer Konkurrenz, die den Preis jeder Ware in kürzester Zeit auf ihren Wert herabdrückt. „Auf ihren Wert." Was ist ihr Wert? Es ist falsch, sagt Marx, daß der Wert der Waren sich nach den Produktionskosten richte, bezw. gegen diese hin gravitiert — das Maß des Wertes ist die in ihnen enthaltene Arbeit, Arbeitszeit. Das Mittel der Arbeit ist aber die Arbeitskraft, und die Arbeitskraft hat ihre Produktionskosten. Um Arbeitskraft zu produzieren, bedarf es wieder Arbeit. Aber die Arbeit, die nötig ist, um Arbeitskraft herzustellen, und die Arbeit, die die derart hergestellte Arbeitskraft leisten kann, das sind verschiedene Dinge. Der Unternehmer zahlt dem Arbeiter nur die Kosten der Arbeitskraft, verkauft aber die von diesem erzeugten Waren zu ihrem Wert, nach ihrem Arbeitsinhalt. Wenn der Arbeiter 6 Stunden benötigt, um eine Arbeitskraft zu produzieren, die dann 12 Stunden arbeiten kann, so erhält er vom Unternehmer den Wert der 6 Stunden, dieser aber vom Käufer seiner Ware den Wert von 12 Arbeitsstunden. Er bezieht dann als Profit genau so viel, wie er Arbeitslohn ausbezahlt. Selbstverständlich sucht der Unternehmer die ihm zu ihren Produktionskosten verkaufte Arbeitskraft möglichst auszubeuten. Wenn sich aus einer Arbeitskraft, die ihn den Wert von 6 Stunden Arbeit kostet, statt 12 etwa 13 Stunden Arbeit pressen lassen, wird er alles dazu thun, um die Arbeitszeit auf so lange Zeit auszudehnen. Nur zu bald indes findet das dahin gerichtete Streben seine Schranke an den natürlichen Grenzen des Arbeitstages oder den Grenzen, die ihm Konvention oder Gesetz gezogen haben. Wie nun weiter? Der „profitwütige" Unternehmer verzweifelt nicht. War es bis dahin sein naturgemäßes Streben, den Arbeitstag möglichst zu verlängern, so wird er nun die Produktionskosten der Arbeitskraft zu senken streben (da, wenn diese geringer, er geringeren

Arbeitslohn zu zahlen hat). Wie ist solches möglich?! Auf keinem andern Wege als durch Steigerung der „Produktivität der Arbeit". Wenn Arbeit, was sie bisher in 2 Stunden geleistet hat, in Einer auszuführen vermag, so werden, um die Arbeitskraft zu produzieren, auch nur 3 Stunden benötigt werden, wo früher deren 6 erforderlich waren.

Dies die schon früher von uns beiläufig mitgeteilte Theorie der Mehrwertproduktion.

Man wird dem Scharfsinn, mit dem dieses System von Trugschlüssen aufgebaut ist, seine Bewunderung nicht versagen können und den Jubelruf verstehen, in den Marx seine mit Stolz erfüllte Brust entlädt, als er durch die Theorie des Arbeitslohnes den Schlußstein in den Bogen seines Lehrgebäudes eingefügt zu haben glaubt. „Die Weltgeschichte," bemerkt er hier, „habe viel Zeit gebraucht, um hinter das Geheimnis (des Arbeitslohns) zu kommen."

Daß die beiden Pfeiler, auf die er den Bogen auflegt, hohl und morsch von Grund auf sind, wurde im Laufe unsrer Untersuchungen über Marx bereits gezeigt. Aber auch der Bogen selbst ist unrichtig berechnet. Wenn wir an unsrer Taktik festhalten, den Gegner nicht auf halbem Wege, sondern dort zu fassen, wo er die letzten Schlüsse aus seinen Prämissen zieht, so thun wir gut, für den Nachweis dieser Behauptung Marx bei der Theorie des relativen Mehrwertes zu „stellen". Es ist jene, wonach in unsrer Gesellschaft die Verbilligung des Arbeiters dem Unternehmer immer mehr Mehrwert schaffen soll. Wir wiederholen noch einmal:

Der Kapitalist legt speziell als Industrieller sein Geld an in: 1. Arbeitsmitteln, 2. Arbeit. Die Arbeitsmittel (Rohstoffe und Maschinen) übertragen bloß den Aufwand, den sie gekostet haben, ohne Plus in den Wert des Fabrikprodukts, während die Arbeit über die Kosten der Arbeitskraft hinaus Wert produziert — Mehrwert kann nur aus Arbeitern gepreßt werden. Die Arbeit des Arbeiters wird aber mit den Fortschritten der Technik immer produktiver. Der Unternehmer allerdings, wenn

weniger Arbeit an die Ware gewendet wird, muß diese auch, gezwungen von der Konkurrenz, zu entsprechend niedrigerem Preise abgeben. Aber er gewinnt trotzdem gegen früher. Er zahlt nämlich dem Arbeiter nun weniger als bis dahin, da auch der Preis der Arbeitskraft sich bestimmt nach der Arbeit, die an ihre Produktion zu wenden ist. Die Produktionskosten der Arbeitskraft sind die Lebens- und überhaupt Unterhaltsmittel, die der Arbeiter konsumiert, um arbeitsfähig zu sein. Wenn der Fabrikant aber infolge gestiegener Produktivität der Arbeit Unterhaltsmittel billiger erzeugt und abgibt, so wird auch die notwendige Aufwendung des Arbeiters geringer. Entsprechend senkt sich der Arbeitslohn, und hier nun, in der Differenz des früheren Arbeitslohns gegen den nunmehrigen, realisiert sich der Gewinn des Fabrikanten als „relativer Mehrwert".

Durch die Irrgänge eines theoretischen Labyrinths muß man Marx folgen, um derart die Stelle aufzufinden, wo das Unternehmertum unsrer Tage lichtscheu die alchymistische Kunst betreibt, den Arbeiter in den Tiegel legt und aus seinen Sehnen und Nerven das köstliche Gold zieht. Nur freilich, im Licht des Tages mit dem ersten Hahnenschrei zerstiebt der Spuk.

Der Fabrikant soll nach Marx technischen Verbesserungen zu dem Zwecke nachgehen, den Arbeitslohn des Arbeiters zu drücken. Einen andern Weg, dauernd Gewinn zu realisieren, hat er nicht. Nur wenn der Arbeiter billiger wird, kann der Unternehmer seinem Gewinn neuen zusetzen.

Marx legt sich also eine eigentümliche Dialektik für den auf die Gewinnsuche gehenden Unternehmer zurecht. Gleich als ob alle Unternehmer Hegelianer wären! Der Unternehmer muß in unsrer Zeit seinen Gewinn suchen in der Weise, daß er, wenn seine Produkte, die auch im Haushalt des Arbeiters eine Rolle spielen, billiger werden, den Arbeitslohn entsprechend herunterschraubt. Das ist die besondere Art Profitwut, die unser Unternehmertum — denn der relative Mehrwert ist der Mehrwert der „spezifisch-kapitalistischen Produktionsweise" — beseelt.

Man suche sich nun die ganze Ungeheuerlichkeit dieser These klarzumachen! Nach allen Daten, die wir aus dem Haushalte des Arbeiters besitzen, verwendet er $^4/_5$, wenn nicht $^9/_{10}$ auf die Produkte des Bodens, Nahrung, Feuerungsmittel, Zimmermiete, auf Produkte, deren Erzeugung durch die Fortschritte der Technik nur in geringem Maße verbilligt werden kann [1]).

Was immer also der industrielle Unternehmer für Verbilligung seiner Waren leisten mag — es kann für seinen Arbeiter nicht wesentlich in Anschlag kommen und kaum überhaupt zu irgend welcher Erniedrigung eines Wochenlohns (insbesondere für den unter der Botmäßigkeit des ehernen Lohngesetzes stehenden Arbeiter) führen. Trotz alledem soll an dieser Stelle weiterhin aller Mehrwert des Unternehmers entspringen!

Marx hat nun diese seine Theorie in ihre Konsequenzen nie ausgesponnen. Wie hätte er es auch dürfen! Aber doch hat er sich wieder uns in die Hand geliefert, indem er die Stirn hat, auszusprechen, daß „der Kapitalist", der Unternehmer selbst „den Tauschwert der Waren beständig zu senken strebt" (S. 318), um auf dem Wege über den verbilligten Arbeiter zu Mehrwert zu gelangen. In diesem Kernsatze kulminiert die Marxsche Erklärung des Unternehmergewinns. Der Unternehmer suche den Preis seines Produkts herabzudrücken! Marx hat diese These nicht unterstrichen, er formuliert sie nur unter dem Zwang seiner Theorie. Aber daß seine Theorie diesen Zwang auf ihn üben konnte, daß er, um sich genug zu thun, jenen Satz überhaupt formulieren mußte, ist das, was denselben für uns wertvoll macht. Mit seiner Anführung können wir dann auch unsre Kritik der „Kritik der politischen Oekonomie", wie Marx im Untertitel sein „Kapital" nennt, wohl am wirkungsvollsten schließen.

---

[1]) Daß der Unternehmer auch aus der Lebensverbilligung, die andre Gewerbebetriebe seinem Arbeiter möglich machen, Nutzen zieht — nach Marx —, ist selbstverständlich gegen unsre Darlegung, daß der Stimulus im einzelnen Unternehmen — nach Marx — bei der hier dem eigenen (und Millionen fremden Arbeitern!) ermöglichten Lebensverbilligung liegen soll, nicht anzuführen.

E. Einiges Spezielle zur Marxschen Theorie des Arbeitslohns.

Wir haben eben gezeigt, 1. wie sich die Formel G—W—G_1, und sodann 2. die Theorie des relativen als des in unsrer Gesellschaft vorzüglich wirksamen Mehrwerts aus sich heraus ad absurdum führen. Aber um den Knoten völlig zu entwirren, den Marx aus seiner Werttheorie, der Mehrwerttheorie und der Theorie des Arbeitslohnes geschlungen hat, dürften noch einige nachträgliche Ausführungen mehr positiver Natur am Platze sein. Ohne daß wir darüber in eine nähere Erörterung eintreten wollen — es wäre nach dem Vorausgegangenen wirklich überflüssig —, sei hier vorerst noch die Marxsche Werttheorie ausdrücklich als falsch erklärt. Soweit allerdings hat Marx Recht, als der Preis weder identisch ist mit dem Kosten- noch mit dem Leistungswerte, sondern zwischen beiden steht, aber immer nahe den Kosten; auch soweit Recht, als sich Arbeitslohn und Unternehmergewinn (nebst Kapitalzins) in ihm summieren. Unrecht hat Marx, insoweit er das Plus des Preises über die Kosten in überschüssig vom Arbeiter dem Unternehmer abgelieferter Arbeitszeit bestehen läßt, den Wert also identisch mit der Arbeit erklärt. Falsch ist weiter die Marxsche Lehre, die er selbst als welthistorische Entdeckung feiert, daß der Arbeiter dem Unternehmer sich selbst, seine „Arbeitskraft", und nicht die Leistung, seine „Arbeit", verkaufe. Marx liegt deswegen ungeheuer viel daran, dies festgestellt zu haben, weil nur so auf das Bedenken, „wenn alle Waren nach ihrem Arbeitsinhalt, nach der an sie zu wendenden Arbeit sich bewerten, warum soll dann die Arbeit mehr als ihre Produktionskosten in Arbeit, mehr also als ihren Unterhalt und ihren den knappen Unterhaltskosten entsprechenden Lohn wert sein?" sich antworten läßt. Marx erklärt also, der Arbeiter *verkaufe* allerdings die — durch den Lohn vollbezahlte — Arbeitskraft, liefere aber nicht diese, sondern Arbeit. Und der Wert der Arbeit berechne sich nicht nach den Kosten der Arbeitskraft, sondern nach sich selbst, nach den Stunden geleisteter Arbeit.

Marx glaubt hier sein Meisterstück geliefert zu haben. Es ist aber nur der bei seinen Gegnern vielgerügte „salto mortale“, den er ausführt. Denn armselige Sophistik ist es, wenn Marx diese Beobachtung, die den Mehrwert in seinem letzten Schlupfwinkel, oder besser in ovo, in dem Keim, der bereits die ganze Entwickelung in sich trägt, enthüllen soll, so motiviert: „Wenn die **Arbeit** wirklich beginnt, hat sie bereits aufgehört, **dem Arbeiter** zu gehören, **kann** also **nicht mehr** von ihm **verkauft** werden.“ Deswegen, und darum allein soll der Arbeiter die Arbeitskraft verkaufen, zu mehr minder beliebiger Ausbeutung durch den Unternehmer. Der Arbeiter verkauft Arbeitskraft, der Unternehmer erhält Arbeit, weil nicht die Arbeit, sondern nur die Arbeitskraft Eigentum des Arbeiters ist. Verkauf der Arbeit ist darum eine sinnfällige Unmöglichkeit.

So Marx. Aber wir fragen nun: Kann auch eine Wohnungsnutzung vom Hausbesitzer nicht verkauft werden, weil, „wenn die Nutzung (S. 548) wirklich beginnt, sie bereits aufgehört hat, ihm zu gehören“? Kann eine begrenzte Kraftleistung von einer Krafterzeugungsanstalt, etwa einer Telephongesellschaft, nicht verkauft werden, weil, wenn die Nutzung beginnt, sie bereits aufgehört hat, ihr zu gehören? Hausbesitzer und Telephonanstalt würden verdutzt dreinschauen, wenn ein Beweis dieser Art gegen sie unternommen werden wollte. Und in der That. Was diese alle nicht verkaufen, ist das Nutzungsobjekt, was sie verkaufen, ist die Nutzwirkung. Der Arbeiter verkauft so wenig den Arbeiter, wie der Vermieter die Wohnung, wie die Telephongesellschaft die Telephonleitung; sie alle vermieten etwas ihnen Gehöriges, der eine die Arbeitskraft, der andre die Wohnung, die dritte die Telephoneinrichtung und verkaufen die „Kraftleistung“. Eine innere Unmöglichkeit für den Arbeiter, einen Arbeitseffekt zu verkaufen, liegt nicht vor (wie übrigens auch die Thatsache des Stücklohns jedermann zur Evidenz beweist) und darum ist die „weltgeschichtliche Entdeckung“ — eitel Humbug.

Marx bemerkt, wenn jene subtile Unterscheidung von Arbeit und Arbeitskraft — wir sagen: Kraftleistung und Kraft — nicht *vor* ihm gemacht worden sei, so komme dies daher, daß „in der Erscheinung die Dinge sich oft verkehrt darstellen", und „das beschränkte Hirn des bürgerlichen Oekonomen die Erscheinungsformen von dem, was darin erscheint, nicht trennen kann". Wie die Welt von Galilei belehrt wurde, die Erde drehe sich um die Sonne, nicht die Sonne um sie (S. 583), so bedurfte es, um hinter das „Geheimnis des Arbeitslohnes" zu kommen, der Sendung eines gottbegnadeten Geistes. Dieser sei erschienen und habe durch die Offenbarung, Arbeit könne nicht verkauft werden, das Rätsel der kapitalistischen Gesellschaft gelöst.

Jene Unterscheidung von Kraft und Kraftleistung, die Marx bloß bei dem Arbeiter angebracht wissen will, darf übrigens noch unter andrem Gesichtspunkt unsre Aufmerksamkeit beanspruchen. Ist sie auch sinnlos, so wie Marx sie behauptet, so ist sie doch über alle Maßen schlau von ihm ausgedacht. Ganz entschieden bedurfte es ihrer, um das Gewölbe der sozialistischen Theorie über Wasser zu halten, es nicht vorzeitig zusammenbrechen zu lassen. Denn *jene Unterscheidung gestattet es Marx, auf die Findung beziehungsweise Auseinanderhaltung der Gemeinbegriffe von Leistungs- und Kostenwert zu verzichten. Insofern es Unterschiede dieser Art in der Welt gibt* — daß es ihrer gibt, hat Marx mindestens geahnt — sind sie nach seiner „Theorie des Wertes, Mehrwertes und Arbeitslohnes" *dem Arbeiter allein zu danken*, und nur allerdings ihm nicht ausgefolgt, sondern heute vorenthalten. Der Arbeiter allein leiste mehr, als er koste, er koste Arbeitskraft und leiste Arbeit, und zwar Arbeit von stets steigender Produktivität. Marx trägt durch diese These auf das vom Arbeiter gepflügte Feld von überallher das Gewächs des ökonomischen Fortschritts zusammen. Ist ein Fortschritt vollzogen, so ist der Ausdruck dafür: die „Produktivität der Arbeit" steigt, d. h. die Anzahl Arbeitsstunden, in denen die Arbeitskraft produziert und reproduziert wird, ist im Sinken.

Nutzen davon hat jedoch der Unternehmer allein, dem die industrielle Reservearmee die Waffe liefert, um den Arbeiter zum Verkauf der nackten Arbeitskraft, trotzdem sie heute so viel mehr leiste als früher, zu zwingen.

Die „Produktivität der Arbeit" — das ist also der Eselskinnbacken, mit dem Marx jeden Feind schlägt. „Nimm an (S. 182), irgend eine Erfindung befähige den Spinner, in 6 Stunden soviel Baumwolle zu spinnen, wie früher in 36 Stunden. Als zweckmäßige, nützliche, produktive Thätigkeit hat seine Arbeit ihre Kraft versechsfacht." Zu Anfang des Satzes ist es noch „die Erfindung", die „befähigt"; gegen den Schluß hin hat sie den Weg in die eine Tasche des Prestidigitateurs genommen, und aus der andern guckt ganz naiv die simple, versechsfachte „Arbeitskraft" hervor. „Unter Erhöhung der produktiven Kraft der Arbeit", lehrt Marx an andrer Stelle (S. 312), „verstehen wir eine Veränderung im Arbeitsprozeß, wodurch die zur Produktion einer Ware gesellschaftlich erheischte Arbeitszeit verkürzt wird, ein kleineres Quantum Arbeit also die Kraft erwirbt, ein größeres Quantum Gebrauchswert zu produzieren." Die Arbeit erwirbt die Kraft. Und es ist klar, daß dem Erwerber auch das Verfügungsrecht über den Erwerb zukommt, daher gebühre dem Arbeiter auch der Leistungserfolg aus der erhöhten Produktivkraft der Arbeit. So ist also der im Wege „der Veränderung des Arbeitsprozesses" erweiterte Abstand zwischen Kosten und Leistungswert wieder in den Kanal der „Produktivkraft der Arbeit" geleitet. Und wenn der Arbeiter heute daraus nicht das ganze Plus der Produktivkraft bloß zu eignem Nutzen schöpfen kann, ist er vergewaltigt und diese Gesellschaftswelt dem Untergange geweiht. Dem halte man etwa noch, damit auch hier Marx I. nicht ohne Widerspruch durch Marx II. bleibe, den Spott von Marx (S. 526) über die „westeuropäische" Gesellschaft entgegen, die sich nur zu „leicht einbildet, es sei eine der menschlichen Arbeit angeborne — occulte — Qualität, ein Mehrprodukt zu liefern." Wer bildet sich das ein? In der That, die „westeuropäische Gesellschaft"??

Vierter Abschnitt.

Kritik der „kapitalistischen" Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

I.

Fortschritt und Armut.

A. Thatsächliches: Das Elend um uns herum.

Gegen das Bild, wonach der Wind, der die Segel unsrer sozialen Entwickelung schwellt, sie in die Brandung treibt, um das Gesellschaftsschiff dort zerschellen zu lassen, hoffen wir im Vorangegangenen einige zweifelnde Bedenken geweckt zu haben. Müssen wir darum mit dem gegenwärtigen Zustand zufrieden sein?! Ist das Elend, das rund um uns aus Tausenden von Augenhöhlen starrt, etwa ein Zeuge für die keiner Verbesserungen bedürftige Vortrefflichkeit dieser Gesellschaftsordnung? Siehe da zur Linken den feisten Prasser, der in tobenden Gelagen mit wüsten Kumpanen oder auf dem Lotterbette ein reiches Erbe glücklich bis auf den letzten Heller verschlemmt, dort den Arbeiter, der gesenkten Hauptes, Müdigkeit in den Gliedern, Verzweiflung im Herzen, sich bange von Werkstatt zu Werkstatt schleppt und vergebens um Arbeit, um Verwendung der einzigen mageren Mitgift, welche er ins Leben mitbekommen hat, bettelt! Sind das Kontraste, die geduldet werden müssen?!

Man nehme die Einkommensteuerstatistik deutscher Länder, etwa Preußens oder jene Sachsens, zur Hand. 1890/91 sind [1]) in Preußen wegen Einkommens unter 900 Mark von 5 762 000

---

[1]) Vgl. Drucksachen des Hauses der Abgeordneten, 17. Legislaturperiode, III. Session 1890/91. Nr. 11.

Haushaltungsvorständen über **4 Millionen**[1]) (mindestens 70 %) von der Klassen- beziehungsweise Einkommensteuer freigeblieben. Im Königreich Sachsen haben[2]) 1890 von 1 400 000 Steuerpflichtigen rund 950 000 = **67,5 % noch nicht 800 Mark** Einkommen bezogen. Die überwältigende Volksmehrheit lebt also in unsern Kulturstaaten in sorgenvoller, bitterer Armut und Not.

Bekanntlich sind insbesondere auch die Wohnungsverhältnisse in hohem Maße brauchbar für die Beurteilung der Lebenshaltung der Bevölkerung. Thun wir nun einen Blick in die Häuslichkeit der Hauptstädte[3]), so erfahren wir, daß 1885 auf je 100 Wohnungen überhaupt solche mit **grauenhafter Uebervölkerung**, d. h. mit 6 oder mehr Bewohnern auf 1 Zimmer (ohne oder mit Zubehör) und solche mit 11 und mehr Bewohnern auf 2 Zimmer kamen

in Frankfurt	2,75
„ Berlin	3,3
„ München	4,4
„ Leipzig	5,6
„ Hamburg	7,2
„ Dresden	9,1
„ Magdeburg	10,7
„ Breslau	10,9

Leider ist uns nicht mitgeteilt, wie viel **Prozente der Bevölkerung** sich in solchen Wohnungen behelfen. Denn daß, wenn in Leipzig 5,6, in Breslau 10,9 % aller Wohnungen so unfaßbare Zustände aufweisen, dies nicht auch heißen will, daß nur 5,6 beziehungsweise 10,9 % der Bevölkerung ihnen verfallen sind, ist selbstverständlich. Die andern größeren Woh-

---

[1]) Genau 4 281 000, wovon aber eine Anzahl nicht wegen zu geringen Einkommens, sondern als Militärpersonen, Inhaber des Eisernen Kreuzes und Veteranen eximiert waren. Zweifellos hat aber auch von diesen Eximierten eine große Zahl nicht über 900 Mark Einkommen gehabt.

[2]) Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Königreich Sachsen, 1892.

[3]) Statistisches Jahrbuch deutscher Städte, 1890, S. 76.

nungen werden ja voraussichtlich auch absolut weniger Insassen haben als diese allerschlechtesten, die mit 6 oder mehr und 11 oder mehr Personen besetzt sind. Wenn man beispielsweise die Ziffern, die wir für Berlin besitzen, wonach 14 % der hauptstädtischen Bevölkerung (1880: 160000 Menschen) diesen 3,3 elendesten von 100 Wohnungen verfallen sein sollen, als Verhältniszahl auch für andre Städte benutzen wollte, so würden die nachgewiesenen Prozentziffern reichlich eine Vervierfachung erfahren müssen, um die ihnen zugehörige Bevölkerung nachzuweisen. In Breslau und Magdeburg würde dann rund die halbe Bevölkerung, in Dresden $^4/_{10}$ derselben in der Stickluft jener gefängnisartigen Gelasse schmachten.

Und um auch hier wieder den klassischen Boden Englands nicht unberührt zu lassen, so schätzt Charles Booth[1]) die Zahl der in der englischen Hauptstadt (die ein Siebentel der Bevölkerung des Vereinigten Königreichs beherbergt) in Armut Lebenden (mit Haushaltungseinkommen von wöchentlich unter 21 Mark) auf 1,4 von 4,2 Millionen, also auf ein Viertel der Bevölkerung. Und je eine auf 5 Personen stirbt nach den offiziellen Ziffern in London im Arbeitshaus oder im Spital. Da wenige davon Kinder sind, so meint eine von der (sozialistischen) Fabian Society veröffentlichte Broschüre[2]), man dürfe annehmen, jeder dritte erwachsene Mensch in London hauche in jenen traurigen Zufluchtsstätten des heimatlosen Elends sein Leben aus; von unparteiischer Seite[3]) ist diese Schätzung dahin berichtigt, daß immerhin nur jeder vierte erwachsene Mensch hier zu Grunde geht.

Zustände, bei denen wir uns ohne weiteres beruhigen können, sind dies nun sicher nicht.

---

[1]) Labour and life of the people II, 1891, S. 21.
[2]) Fabian Tracts Nr. 8: Facts for Londoners S. 7.
[3]) Financial Reform Almanack 1891, S. 82.

B. „Fortschritt und Armut".

Es ist selbstverständlich, daß der „Sozialist aus dem Volke" nicht ins einzelne vertraut ist mit dem ungeheuren wissenschaftlichen Apparat, welchen Marx in seiner Erklärung der wirtschaftlichen Vorgänge seinen Parteigängern zur Verfügung stellt. Auf die Handhabung dieser überaus delikaten Gedankenmaschinerie versteht sich nur die sozialistische Hohenpriesterschaft, die Masse bedient sich einfacherer Instrumente. Für sie hat man im Laufe der Jahre eine Anzahl Antithesen zurechtgezimmert, welche die gegenwärtige Gesellschaft im Sinne der Theorie charakterisieren, und zwar bildlich charakterisieren, also sinnlich wirken und Stimmung erzeugen. Diese Bilder nennen wir die sozialistischen Argumente ad hominem. Man ist geneigt, sie einfacher als Schlagwörter zu bezeichnen, aber dieser Name schlösse zu sehr schon eine Würdigung in sich, als daß wir ihn hier, wo wir erst in die Untersuchung eintreten wollen, gebrauchen dürften. Ueberdies haben gerade diese Antithesen ein viel größeres Publikum, als bloß den Sozialismus. Sie sind die großen Fragezeichen, die auch den Bourgeois beschäftigen und auf die ihm nur zu häufig die Antwort fehlt.

Eines der wirkungsvollsten von ihnen hat uns der amerikanische Staatssozialist Henry George im Titel seines ersten Buches „Fortschritt und Armut" vors Gesicht gehalten. „Hätte," so beginnt er, „einer der Männer des letzten Jahrhunderts — ein Franklin oder Priestley — in einem Zukunftstraume sehen können, wie das Dampfboot an die Stelle des Segelschiffs, der Eisenbahnzug an die der Post- und Frachtwagen, der Dampfmäher an die der Sense, der Dampfdrescher an die des Dreschflegels trat; hätte er das Stöhnen der Maschinen hören können, die, dem menschlichen Willen und der Befriedigung menschlicher Wünsche dienstbar, mehr vermögen, als alle Menschen und alle Lasttiere der Erde zusammengenommen; hätte er sehen können, wie die Bäume des Waldes fast ohne Zuthun

der menschlichen Hand in fertige Thüren, Fenster, Laden, Kisten und Fässer umgewandelt werden; wie die großen Werkstätten kistenweise Stiefel und Schuhe mit weniger Arbeit anfertigen als der altmodische Schuster zum Auflegen einer Sohle brauchte; wie in den Dampfwebereien unter den Augen eines Mädchens Baumwolle schneller in Tuch verwandelt wird, als Hunderte kräftiger Weber es auf Handstühlen zu wege gebracht haben würden; hätte er sich den enormen Gewinn an Zeit und Arbeit vorstellen können, der durch verbesserte Einrichtungen des Verkehrs und des Austausches entsteht — was würde er in Betreff der sozialen Lage der Menschheit geschlossen haben?" „Sein Herz würde gehüpft und seine Nerven gebebt haben, wie einem, der von einer Anhöhe gerade vor der verschmachtenden Karawane den belebenden Schimmer rauschender Wälder und den Glanz lachender Gewässer sieht. Seine Phantasie würde ihm vergegenwärtigt haben, wie diese neuen Kräfte die Gesellschaft gerade in ihren Fundamenten erhöhten, selbst den Aermsten über die Möglichkeit des Mangels hinweghoben, den Niedrigsten von der Angst und Sorge um das tägliche Brot befreiten; er würde geglaubt haben, daß jene Muskeln von Eisen und Sehnen von Stahl das Leben des ärmsten Arbeiters zu einem Feiertag machen würden, in dem jede hohe Eigenschaft und jeder edle Trieb vollen Raum zu Wachstum und Gedeihen finden könnten." — Es ist anders gekommen:

„Wahr ist ja, daß der Reichtum außerordentlich vermehrt und der durchschnittliche Grad von Komfort, Muße und Verfeinerung erhöht worden ist. Aber, diese Gewinne sind keineswegs allgemein: die unterste Klasse hat keinen Teil daran. Das Land der Verheißung flieht vor uns gleich einer Fata morgana. Die Früchte vom Baum der Erkenntnis werden, sobald wir sie berühren, zu Sodomäpfeln, die in Staub zerfallen." „Diese Gemeinschaftlichkeit von Armut und Fortschritt ist aber das große Rätsel unsrer Zeit. Es ist das Rätsel, welches die Sphinx des Schicksals unsrer Zivilisation aufgibt und dessen Nichtbeantwortung Untergang bedeutet."

Henry George weist sich in solcher Formulierung des Gegensatzes als Sozialist aus: Nichts von den Errungenschaften der Zivilisation, des Fortschritts ist an die arbeitenden Klassen gelangt; ja mehr noch, ihre Armut ist, soweit solches möglich war, drückender geworden. Mit der Antithese dieses Inhalts haben wir uns aber bereits abgefunden und sie als unrichtig zurückgewiesen. Hier handelt es sich denn auch um eine andre Frage, jene: Wie ist es möglich, daß es trotz des kolossalsten Fortschritts heute überhaupt noch sehrende Armut gibt, und in diesem Umfang?! Henry George hat zweifellos Recht, wenn er meint, ein Denker, wenn er den Fortschritt unsrer Zeit hätte ahnen können, würde nie und nimmer einen Elendsrest, wie wir ihn haben, für möglich gehalten haben. Es fehlt auch nicht ganz an Aeußerungen dieser Art aus der vormaschinellen Aera. So lesen wir beispielsweise bei Schopenhauer (in den Parerga II, S. 263): „Wenn das Maschinenwesen seine Fortschritte in demselbem Maße noch eine Zeit hindurch weiterführt, so kann es dahin kommen, daß die Anstrengung der Menschenkräfte beinahe ganz erspart wird, wie die eines großen Teiles der Pferdekräfte schon jetzt. Dann freilich ließe sich an eine gewisse Allgemeinheit der Geisteskultur des Menschengeschlechts denken."

Nach dem Gesagten steht also nicht eine Antinomie: „Fortschritt" und steigende Armut — für uns in Frage. Wir gestehen weder Carlyle zu, „die Baumwolle sei bezwungen, aber die nackten Rücken schlechter bedeckt als je," noch J. St. Mill, alle die gewaltigen Erfindungen des vorigen und der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts hätten keines Menschen Erdenlos erleichtert, noch Henry George, „mit der Lokomotive erst komme der Vagabund", und „Armenhäuser und Gefängnisse seien eben so sichere Kennzeichen ‚materiellen Fortschritts' als kostbare Wohnhäuser, reiche Läden und prächtige Kirchen" — all dies ist unrichtig, denn 1889 waren die englischen Rücken mit 1630 Millionen Yards Baumwollstoff gegen nur 148 Millionen im Jahre 1814 bedeckt und Vagabunden hat es in Kultureuropa nie mehr gegeben, als vom 16. ins 18. Jahr-

hundert („Ende des 15. und während des ganzen 16. Jahrhunderts daher in ganz Westeuropa eine Blutgesetzgebung wider Vagabundage", Marx I, S. 760), — aber immerhin, daß England (mit Wales) heute noch ein Armenheer von 775000 „Mann" (1891) unterhält und Deutschland einem solchen von 1600000 (1885 genau 1592000 Unterstützte) das Gnadenbrot reicht, — auch das sind Dinge, die uns ein Rätsel aufgeben, „jenem der Sphinx vergleichbar".

Ganz besonders drastisch hat der Oesterreicher Hertzka in seinen „Gesetzen der sozialen Entwickelung", 1886, das „Rätsel" formuliert. Er sucht den „Fortschritt" nämlich ziffermäßig festzustellen. Er identifiziert ihn mit der Maschine und berechnet, daß die Kulturmenschheit heute über mindestens 5 Milliarden Menschenkräfte in Maschinengestalt gebietet. „Was sind nun — fährt er fort (S. 51) — diese 5 Milliarden Menschenkraft in Form unterschiedlicher Maschinenkräfte anders als Arbeitsgehülfen, die den abendländischen Kulturnationen zur Verfügung stehen und ihnen von rechtswegen den nämlichen Dienst leisten sollten und in ausgedehnterem Maße leisten könnten, den die Sklaven den herrschenden Nationen der antiken Welt geleistet haben. Man hat berechnet, daß im alten Athen 10 Sklaven auf jede attische Vollbürgerfamilie kamen, und die Leistungen dieser Sklaven waren es, was das athenische Volk in den Stand setzte, ohne anstrengende Arbeit zu leben und sich den Künsten des Krieges wie des Friedens zu widmen. Wohlan denn, auf einen athenischen Sklaven besitzen wir deren sechs, und unsre Sklaven haben den Vorzug, bei kärglichster Nahrung, nämlich gespeist lediglich durch einige Brocken Kohle und einige Tropfen Schmieröl, ohne zu ermüden und ohne zu murren ihr Tagewerk ununterbrochen fortzusetzen. Inzwischen aber ist es Thatsache, daß trotz dieses Reichtums, trotz dieser Herrschaft über die Naturkräfte auch unter den Kulturvölkern die Mehrzahl der Menschen bei harter Arbeit kaum das Notwendigste besitzt."

Wie ist nun diese Thatsache zu deuten? Von Hertzka selbst wird sie vorzüglich auf jene Verhältnisse, welche nach ihm die Ueberproduktionskrisen bedingen, zurückgeführt. Das will sagen, auf die mangelnde Absatzsicherung für die Waren. Das ungenügende Einkommen der Massen verhindere, daß die Produktionsmittel voll ausgenutzt werden; die in den Maschinen verkörperte Arbeitsenergie bleibe zu großen Teilen brach, und mit den Maschinen feiern die ihnen zugehörigen Menschen.

Hier ist nun aber vorerst zu bemerken, daß die Hertzkaschen Rechnungen auf den allervagsten Grundlagen beruhen. Hertzka berechnet die Leistungsfähigkeit der gesamten Dampfmaschinen der Kulturwelt, der Lokomotiven und

der stehenden Dampfmotoren gleich der Leistungsfähigkeit einer Milliarde Menschen. Die Rechnung stimmt mit andern, die uns unter die Augen kamen, überein, dagegen widerspricht sie den immerhin genaueren Schätzungen, die Mulhall (1891) im Dictionary of Statistics veröffentlicht hat. M. stellt für die Dampfmaschinen der Erde im Jahre 1888 folgende Statistik auf.

Man zählte 1888:

	Dampfpferdekräfte
Europa	28 630 000
Vereinigte Staaten von Nordamerika . .	14 400 000
Kolonien u. s. w.	7 120 000
	50 150 000

Insgesamt gibt es also in der Kulturwelt rund 50 Millionen Dampfpferdekräfte. Da die Dampfpferdekraft aber gleich jener von 12—15 Menschen gilt, würden die 50 Millionen Dampfpferdekräfte nur 600—750 Millionen Menschenkräfte bedeuten, nicht 1000 Millionen, wie Hertzka behauptet. Immerhin mag man hier den Fehler Hertzkas noch hingehen lassen. Nicht mit gleicher Nachsicht jedoch kann man gegenüber dem andern Teil der Rechnung verfahren, wo es sich um die Werkmaschinen und ähnliches handelt. Hier fehlen ziemlich alle Anhaltspunkte für eine Berechnung. Mit den Dampfmaschinen, führt Hertzka aus, stehen weitere Maschinen und Anlagen zur Kraftersparung in Verbindung. Diese Nicht-Dampfmaschinen und Kraftsparungsanlagen repräsentieren nahezu das sechsfache Kapital der Kosten der Dampfmaschinen. Zum großen Teile wird diesem höheren Kostenaufwand für die Werkzeugmaschinen u. dgl. auch eine höhere Arbeitsleistung entsprechen. Die Anlage der Fahrbahn einer Eisenbahn ist nicht bloß teurer als die Beschaffung der dazu gehörigen Lokomotiven — es ist auch bekannt, daß die eigentliche Kraftersparnis bei den Eisenbahntransporten mehr auf dem Schienenwege als auf der Lokomotive beruht. Ebenso wird auch in einer Spinnerei durch die Spinnmaschine viel mehr Arbeit erspart als durch die Dampfanlage. Wenn letztere die Arbeitsleistung von 500 Menschen verrichtet, so ist auf Rechnung der Maschinenspindeln die Arbeitsleistung einiger Tausend Spinner zu setzen. Für die Eisenbahnen heißt es, daß durch den Schienenweg und die zweckmäßige Einrichtung des rollenden Materials der Nutzeffekt der bewegenden Kraft im Durchschnitt um das Fünfundvierzig- bis Fünfzigfache gesteigert wird. Dies jedoch nur, wenn sämtliche Lokomotiven ununterbrochen mit voller Ladung in Bewegung wären. Da solches nicht der Fall ist, nimmt Hertzka nicht eine Verfünfzigfachung, sondern nur eine Verfünffachung für die Verstärkung an, die die motorische Kraft der Eisenbahnen durch die nicht motorischen Kraftersparungsmittel, insbesondere Geleise, erfährt; und stellt dann eine Verfünffachung der Leistung auch für

die übrigen in Schiffen und Industriebetrieben verwendeten Dampfmaschinen in Rechnung. Er gelangt auf diese Weise zu jenem Schwindel erregenden Ergebnis von 5 Milliarden Menschenkräften „in Maschinengestalt". Dies ergibt aber auf den Kopf der abendländischen Bevölkerung $12\frac{1}{2}$, und auf die Familie $62\frac{1}{2}$ Menschenkräfte, gegen 10 im alten Griechenland.

Wir nannten vorhin diesen zweiten Teil der Rechnung noch bedenklicher als den ersten. In der That hat hier Hertzka der Willkür sichtlich Thür und Thor geöffnet. Ueberdies enthält die Rechnung dahier auch verschiedene direkte Versehen. Beispielsweise bleibt unberücksichtigt, daß jene Maschinensklaven nicht nur einige Brocken Kohle und einige Tropfen Schmieröl, sondern (nebst ihrer Herstellung!) auch menschliche Bedienung und Kontrolle fordern, und ihre Arbeitsleistung nicht ihnen allein, sondern *mit* den sich an ihnen bethätigenden Arbeitern angehört, d. h. nicht auf ihre Rechnung allein gesetzt werden kann und danach die Menschenkräfte, die sie, um thätig zu sein, fordern, von ihrer in Menschenkraft ausgedrückten Leistung in Abzug gebracht werden müssen. Weiter: Der Vergleich mit dem Altertum, wie Hertzka ihn anstellt, würde die Feststellung oder doch mindestens die Berücksichtigung der technischen Hülfsmittel erfordern, die in Krafterſparungsmaschinen immerhin auch schon der antiken Welt zur Verfügung standen. Auch sie hat schon Mittel der Krafterſparung besessen. Und diese müssen bei Berechnung der Krafterſparnis durch die Spindel und die andern Werkmaschinen in Abzug kommen.

Aber wir meinen es eigentlich nicht ernsthaft, indem wir Hertzka diese letzteren Einwendungen machen. Sie verschwinden ganz und gar gegenüber jenem großen Vorwurf der vollendeten Willkür, mit der er aus dem unzureichendsten Material die weitestgehenden Schlüsse zieht. Und doch ist es nicht verlorene Mühe, sich mit ihr zu beschäftigen. Sie scheint uns so gut und *besser* brauchbar zur Illustrierung der Verhältnisse, als die von H. George benützten *Bilder*. Und überdies kann sie trotz dem Vorgesagten das eine für sich in Anspruch nehmen: eine Minimalrechnung zu sein. Der „Fortschritt" ist zweifellos viel größer, als er in jenen Ziffern sich ausdrückt. Um dies glaubhaft zu machen, wollen wir nicht einzelne Fälle außerordentlichster Arbeitserſparung durch die Maschine herausgreifen (beliebte Fälle, wie z. B. daß eine Strumpfstrickerin höchstens 150—200 Maschen, mit der Maschine mindestens 50 000 Maschen pro Minute macht, oder die Maschine zur Fabrikation von Tüll in einer Minute mindestens 26 000 Maschen schlingt, während eine geschickte Handarbeiterin in derselben Zeit nicht mehr als 6 zu stande brächte — wo die Handarbeiterin hier 1 leistet, leistet die Maschine also mehr als 4000!, oder aus der amerikanischen Schuh- und Stiefelfabrikation, wo auf einen Arbeiter täglich 10 Paar Stiefel und Schuhe fertig werden, während in amerikanischen Uhrenfabriken auf jeden beschäftigten Arbeiter eine jährliche Produktion von 190 Uhren kommt) — nicht

so sehr, meinen wir, ist die Rechnung Hertzkas durch Unterschätzung der Errungenschaften der modernen Mechanik eine Minimalrechnung geworden, als dadurch, daß Hertzka ungeheure Gebiete des technischen Fortschritts vollständig unter den Tisch fallen läßt, jenen Fortschritt, der sich nicht im Wege der Arbeitsmaschine, sondern durch Auffindung neuer Kräfte, neuer Eigenschaften, neuer Brauchbarkeiten vollzieht (Chemie), und der wertlose Stoffe plötzlich zu allerwertvollsten stempelt, und jenen Fortschritt, der sich in der richtigeren, Kraft konservierenden Behandlung, beispielsweise von Grund und Boden, ausspricht!

Auch der weitere Umstand liegt nur in der Richtung des von Hertzka angestrebten Beweises, daß nach neueren Forschungen auf die attische Vollbürgerfamilie nicht 10, auf jeden Angehörigen der Familie also nicht etwa 2 oder $2^1/_2$ Sklaven kamen, sondern auf Einen Freien kaum Ein Sklave (vgl. Beloch, Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, 1886, S. 97 ff.). Danach wäre das Aktivum der gegenwärtigen Gesellschaft gegen die des griechischen Altertums noch weit größer als Hertzka annimmt.

Wir wiederholen darum: die Hertzkasche Berechnung ist brauchbar nicht als „Rechnung" — als solche ist sie auch kaum irgendwo ernst genommen worden —, sondern als treffliche Illustration, als ein Bild neben andern Bildern.

Daß der technische Fortschritt des letzten Jahrhunderts ungeheuer ist, steht also fest. Woher nun trotzdem das unbefriedigende Lebensniveau der Massen?

C. Zur Berichtigung unseres Vorstellungsbildes.

Indem wir daran gehen, das Rätsel zu lösen, dessen Nichtbeantwortung nach H. George Untergang bedeutet, sind wir vor allem genötigt, ihm von seinem Nimbus etwas zu nehmen. Das Rätselhafte ist der Gegensatz, der Widerspruch. Die Auflösung des Widerspruchs muß erfolgen durch den Nachweis, warum die eine Erscheinung neben der andern recht wohl bestehen kann. Aber dieser Auflösung müssen wir in unsrem Falle eine Rangverminderung des Widerspruchs vorangehen lassen. Der Gegensatz an sich ist nicht so groß, wie er nach den vormitgeteilten Daten scheint. Diese Daten haben wir nicht zufällig herausgegriffen aus den vielen und mannigfaltigen Fakten der sozialen Erscheinungswelt, sondern es sind jene, in denen sich der Thatbestand am erschöpfendsten widerspiegelt.

In der That, wo anders, wenn nicht in der Einkommenstatistik sollte der zu schildernde Thatbestand summarisch zu fassen sein!

Aus diesen Gründen bedarf dann aber auch die Frage, inwiefern diese Ziffern, auf welche man immer zurückgreifen wird [1]), wenn es gilt, ein getreues Konterfei der präsenten Verhältnisse zu liefern, in anderem als dem mechanischen Sinne „richtig" sind, der Erwägung und Deliberation.

Sie einfach hinstellen, alles an ihnen für bare Münze nehmen, in dieser Nacktheit sie auf sich wirken lassen und auf dieser Grundlage dann einen breiten Ueberbau ausführen, wie es gelegentlich wohl geschieht, das hat seine Bedenken.

Drei oder viererlei ist zwecks ihrer richtigen Würdigung zu beachten: 1. daß in den unteren Einkommensklassen die Familie meist mehrere Erwerber hat, wo in den oberen nur einer, der Haushaltungsvorstand, für die Einkommensgewinnung thätig ist; etwa auch, daß in jenen unteren Einkommensklassen trotz gewerblicher Beschäftigung mehrerer Familienmitglieder ein Teil jener Bedürfnisse, die man in den oberen aus dem Einkommen deckt, selbstthätig durch eigene Arbeit befriedigt wird; 2. daß bei aller Einkommensteuer ein Teil des Einkommens unter den Tisch fällt, während unsre Daten ja den Steuertabellen entnommen sind, und 3. daß die niedrigsten Einkommen an Plätzen billigster Lebensführung gezahlt werden, beispielsweise die süddeutschen Preise von höheren Einkommen begleitet sind. Auch hierdurch verlieren jene Ziffern etwas von ihrer Schreckhaftigkeit.

Diese Momente sind nun aber freilich von sehr verschiedenem Gewicht. Daß z. B. in jenen unteren Einkommensklassen trotz Beschäftigung mehrerer Familienmitglieder außer dem Hause ein Teil jener Bedürfnisse, die man in den oberen aus dem Einkommen deckt, selbstthätig durch eigene Arbeit versorgt wird, kommt nur wenig in Betracht. Es mag ja sein, daß des Arbeiters Frau und Kind in ihren freien Stunden ihre Strümpfe stricken, ihre

[1]) Vgl. beispielsweise auch Herkner, Die soziale Reform S. 2 f.

Wäsche waschen, selbst die Wohnung scheuern, wo die Frau der mittleren Stände ihren Bedarf aus dem Laden versorgt und für jene Dienstleistungen die von ihr bezahlte Magd hat, und ferner, daß der Arbeiter selbst den Sonntagvormittag dazu verwendet, um zu nageln, zu leimen und zu zimmern, wofür sonst ein Handwerker herbeigerufen wird — trotzdem wird sich kaum sagen lassen, daß die Arbeiterfamilie mit einem absolut gleichen Einkommensteile weiter kommt als die Familie der sogenannten bürgerlichen Klassen. Nicht belanglos dagegen sind die andern drei erwähnten Umstände.

Ad 1. Wenn in Sachsen im Jahre 1890 67,5 % aller Steuerpflichtigen noch nicht 800 Mark bezogen, so ist zu beachten, daß (im gleichen Jahre) in Fabriken und anderweitigen gleichartigen Unternehmungen (mit mindestens 10 Arbeitern) des Königreichs auf 220706 erwachsene (Ueberfechzehnjährige) männliche Arbeiter 148552 weibliche und unerwachsene männliche Arbeiter beschäftigt waren, die also gleichfalls Einkommen erwarben. Ueberdies ist nicht jeder erwachsen genannte (d. h. über die 16 Jahre hinaus gelangte) Erwerber darum auch schon Familienvorstand, sondern auch von diesen männlichen Arbeitern sind, weil sie entweder in der Familie leben, oder — wenn dies nicht der Fall — ihr öfter einen größeren oder geringeren Teil ihres Einkommens zutragen, in vielen Fällen zwei, unter Umständen auch mehr Erwerber für ein und dieselbe Familie thätig. Es läßt sich hierüber etwa folgende Rechnung aufstellen.

In Preußen kommen 4,37 Personen auf jede einkommensteuerpflichtige, d. h. mit mehr als 900 Mark steuerpflichtigem Einkommen ausgestattete Haushaltung. Will man dieses Verhältnis auch auf Sachsen übertragen, so würde hier jede Familie 1,75 Erwerber zählen[1]). Da die sächsische Durchschnittsfamilie

[1]) Berechnet nach dem Verhältnis: 1404000 Erwerber (nach den Steuerlisten) auf eine Gesamtbevölkerung von 3500000 (darunter ungefähr 2½ Millionen Ueberfünfzehnjährige).

jedoch stärker ist als die preußische, überdies auch der Umstand zu berücksichtigen ist, daß von den bereits *mittleren* Einkommen an auf jede Familie selten mehr als ein Erwerber kommt, in diesen Einkommensklassen also lange nicht das Verhältnis von 1,75 gilt, so geht man kaum fehl, wenn man speziell für die sogenannten unbemittelten Stände rund zwei Erwerber pro Familie annimmt. Das Bild der Einkommensverteilung verschiebt sich dann sofort. Die Ziffern sprechen nicht mehr aus, daß 67,5 % aller Steuerpflichtigen noch nicht 800 Mark, sondern 67,5 % aller Haushaltungen noch nicht 1600 Mark (jeweils verdient wohl der Familienvorstand mehr als ein unverheirateter Einzelsteuernder, dagegen das zweite Familienmitglied weniger als ein solcher) bezogen.

Die von uns früher angeführten *preußischen* Ziffern bleiben allerdings zu Recht bestehen. Denn sie weisen für die Haushaltungen die Haushaltungseinkommen aus, und der Umstand, daß oft auch ein Einzelstehender, wenn infolge äußerer räumlicher Verhältnisse von seiner Familie getrennt, ihr einen Teil seines Einkommens zufließen läßt, kommt für uns kaum in Betracht. Dagegen spielt allerdings in Preußen mehr als in Sachsen die (ad 2) *Steuerhinterziehung* eine Rolle. Soetbeer stellt fest (Vierteljahrsschrift f. Volkswirtsch. 24. Bd.), A. Samter und andere hätten den Mehrbetrag des thatsächlichen gegen das eingeschätzte Einkommen durchschnittlich auf 50 % veranschlagt. Von amtlicher Seite, nämlich im *Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin*, Jahrg. 1888 (X.) S. 298 ff., wird „eine erhebliche Unterschätzung bei vielen Steuerpflichtigen" zugegeben.

Soetbeer selbst meint in seiner Einkommenstatistik bei den Einkommen bis 100 000 Mark bloß 25 % den eingeschätzten Beträgen und bei den Einkommen von über 100 000 Mark nur 10 % zuschlagen zu sollen. Jedoch wird er hin und wieder zweifelhaft, ob dies genug sei.

In der That hat man bei weiterer Prüfung des vorliegenden Materials nicht den Eindruck, als ob er mit jenen Ansätzen

an die durchschnittliche Steuerhinterziehungsquote herangekommen wäre. Ad. Wagner wenigstens nennt es (Schönbergs Handbuch 3. Auflage, III. S. 307, Anmerkung 207) „kaum begreiflich", daß er bei höherem Einkommen einen kleineren Zuschlag (10 %) als bei kleinerem (hier 25 %) macht, und fügt hinzu: „Besser umgekehrt, da gerade die großen Einkommen beim jetzigen preußischen Verfahren am ungenügendsten getroffen werden." Belege für diese Ansicht Adolf Wagners haben insbesondere in letzter Zeit die bekannten Enthüllungen im Bochumer Steuerprozeß (Sommer 1891) geliefert. Nur geht aus denselben mit ziemlicher Deutlichkeit hervor, daß auch ein Zuschlag von 25 %, um zu den wirklichen Einkommen zu gelangen, für den Durchschnitt des preußischen Staates viel zu gering ist. In jenem Steuerprozeß erklärte der Kläger Baare, welcher von dem angeklagten Redakteur Fusangel mit einem Einkommen von 330000 Mark, von der Steuerkommission aber nur mit 32400 Mark eingeschätzt worden war: die erstere Angabe überschreite sein Einkommen um das Dreifache; 1889 habe es 110000 Mark betragen, während er 1890, da er Verluste erlitten, nur 92640 Mark gehabt habe. Daß es sich hier nicht um eine vereinzelte Erscheinung handle, wurde gleichzeitig festgestellt. So erklärte das Organ der rheinisch-westfälischen Großindustrie, die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", der eine Betonung dieses Standpunktes sicher nicht nahelag, Ende Juni 1891, es sei „nicht übertrieben zu behaupten", daß in den preußischen „Westprovinzen, in allen großen und kleinen Städten Rheinlands und Westfalens Niemand, auch der letzte Arbeiter nicht, das an Steuern geleistet hat, was er strenge nach dem Gesetze hätte aufbringen können und moralisch müssen" [1]). Es ist nun zweifellos, daß gleich „himmelschreiende Mißstände", welchem Ausdruck in den Entscheidungsgründen für das Urteil

[1]) „Höchstens der Schwadronör, wie man am Rheine sagt, wurde mit der Steuerschraube fester (aber auch noch nicht in gesetzlicher Höhe) gefaßt, wenn er es mit maßgebenden Steuerkreisen durch eine vielleicht zu freie Kritik verdorben hatte."

im Bochumer Steuerprozeß die amtliche Beglaubigung wurde, nicht auch im übrigen Königreiche herrschen, sondern hier die Verhältnisse annehmbarer sind[1]). So haben sich Angehörige der Berliner Kommunalverwaltung auf das Entschiedenste dagegen verwahrt, als ob Steuerhinterziehung in solchem Umfange auch in der Hauptstadt gang und gäbe und überhaupt möglich wäre. Jedenfalls ist sie aber im Durchschnitt sehr erheblich größer, als die Soetbeerschen Annahmen es aussprechen, und wohl auch in Berlin — vgl. das oben mitgeteilte Zeugnis des städtischen statistischen Bureaus — größer als in Sachsen. Nun liegt uns hier allerdings nur die Frage vor, inwiefern speziell die Einkommen der unbemittelten Klassen in den Steuerlisten zu gering angeschlagen sein mögen. Da ist dann aber wieder das richterliche Zeugnis im Bochumer Prozeß heranzuziehen, wonach es bedeutend schwerer ist, die Wohlhabenden angesichts der Kompliziertheit ihres Einkommens richtig einzuschätzen, als die Minderwohlhabenden. „Die Lebenshaltung gewährt auf die Einnahmen keinen Rückhalt, zumal die Einnahmen der wohlhabenden Klassen vielfach auf Zufälligkeiten beruhen." Aber wenn danach auch der rektifizierende Zuschlag zu den geringen Einkommen kleiner sein muß als bei den hohen, so ist nichtsdestoweniger durchaus sicher, daß auch jene nicht unwesentlich zu niedrig eingestellt sind. Sollen wir an dieser Stelle einen schätzungsweisen Vorschlag machen, so würde er dahin gehen, bei den niedrigsten Einkommen einen Zuschlag von 25—33 %, bei den mittleren und hohen einen solchen von 66—75 % vorzunehmen (Fall Baare 186 %!). Danach hätte also die eingangs hingestellte Bemerkung, daß 1890/91 im Königreich Preußen 4 Millionen von im ganzen 5 762 000 Haushaltungsvorständen unter 900 Mark bezogen, eine Modifikation in dem Sinne zu erfahren, daß an Stelle jener 900 Mark 1100—1200 Mark zu setzen sind.

[1]) Auch die mit 1892 gemäß der neuen Einkommensteuer ins Werk gesetzte Selbsteinschätzung scheint soviel bisher über ihre Ergebnisse verlautet — diese Annahme zu unterstützen.

Ad 3 haben wir dann angeführt, daß, um nicht zu schwarz zu sehen, auch noch bedacht werden müsse, daß die niedrigsten Einkommen vorzüglich Gebieten billigster Lebensführung angehören. Die Zahl der kleinsten Einkommen ist zur Rechten der Elbe außerordentlich viel größer als links vom Strom: am größten in der Provinz Ostpreußen, sodann in Westpreußen und Schlesien, endlich in Pommern, das den Uebergang zu vergleichsweise besseren Lebensverhältnissen anbahnt. Aber auch das Leben im Osten Preußens ist erwiesenermaßen viel billiger als in Preußen links von der Elbe [1]). Auf ein Jahreseinkommen unter etwa 550 (offiziell 420) Mark waren 1890/91 angewiesen rechts von der Elbe ungefähr 5 Millionen von im ganzen 7¼ Millionen preußischen Einkommensbeziehern dieser Klasse, während sich die Bevölkerung des Staates ziemlich genau je zur Hälfte rechts und links vom Strom verteilt. Wo es dort also 5 solcher kleinster Einkommen hat, gibt es hier deren nur 2¼.

Von der Gesamtbevölkerung mußten sich mit Einkommen bis 550 (offiziell 420) Mark als Einzelstehende oder in Haushaltungen behelfen:

in Ostpreußen	nahezu 58 %	der Censiten
„ Posen, und zwar		
im Reg.-Bez. Posen	„ 55 „	„ „
„ „ Bromberg . . .	ca. 42 „	„ „
in Westpreußen	„ 43 „	„ „
„ Schlesien	„ 40 „	„ „
im übrigen Preußen nur .	„ 22 „	„ „

[1]) Vgl. Hirschberg, „Ergebnisse der für die Arbeiterkrankenversicherung vorgenommenen Lohnstatistik in Preußen und den freien Städten" in den Conradschen Jahrbüchern X (1885), S. 263 ff. Im Kalenderjahr 1882 standen in den Ostprovinzen die Preise für Weizen, Roggen, Gerste, Erbsen, Kartoffeln, Rind-, Schweine-, Kalb-, Hammelfleisch, Eßbutter, Eier unter dem Durchschnitt des Gesamtstaats, während mit vereinzelten Ausnahmen die Preise in den Westprovinzen über dem Durchschnitt standen. Uebrigens drücken die hierüber mitgeteilten Ziffern lange nicht die Differenz der Kosten der Lebensführung hier und dort aus, da auch der Zwischenhandelszuschlag, die Miete 2c. im Osten geringer sein dürfte.

Ganz besonders scharf tritt die Anpassung an den „Preis" des Lebens bei Heranziehung noch der nächst höheren Einkommen von 550—1100 (oft. 420—900) Mark hervor. Genau wie in den Gegenden billigeren Lebens mit Einkommen bis 550 (420) Mark, hat sich in Gegenden teureren Lebens die halbe Bevölkerung mit Einkommen von 550—1100 Mark zu behelfen. Wir bringen hierüber im folgenden eine genauere Uebersicht für Preußen [1]):

in	Mit Einkommen bis 550 Mark sind ausgestattet	Mit Einkommen von 550—1100 Mark (ungefähr) Proz der Bevölkerung
Ostpreußen . . .	58	27
Posen	49	36
Westpreußen . . .	43	42
Schlesien	40	42
Pommern	27	53
Schleswig	24	48
Hannover	23	52
Brandenburg . . .	22	48
Rheinprovinz . . .	22	54
Hessen	20	53
Westfalen	19	54
Sachsen	19	56

[1]) Wenn man nach der Statistik (für 1884) der Löhne „gewöhnlicher Tagesarbeiter", d. h. der Arbeiter, welche mangels technischer Fertigkeit keinem bestimmten Gewerbe zuzurechnen sind, gehen wollte (nach Hirschberg a. a. O., über ihre Brauchbarkeit vgl. Mithoff im Schönbergschen Handbuch 3. Auflage I, S. 642), so würden bei Annahme von 250 Arbeitstagen im Jahre Mann und Frau zusammen durchschnittlich verdienen in

Schlesien	255	+ 167,50	= 422,50	Mark
Posen	272,50	+ 165	= 437,50	„
Ostpreußen . . .	292,50	+ 175	= 467,50	„
Pommern	315	+ 190	= 505	„
Westpreußen . . .	315	+ 197,50	= 512,50	„
Brandenburg . . .	375	+ 225	= 600	„
Sachsen	392,50	+ 237,50	= 630	„
Westfalen	372,50	+ 262,50	= 634	„
Hannover	397,50	+ 270	= 667,50	„
Hessen	410	+ 275	= 685	„
Schleswig-Holstein .	500	+ 222,50	= 722,50	„
der Rheinprovinz .	442,50	+ 300	= 742,50	„

Auch nach dieser Revision, die wir den Ziffern der amtlichen Einkommenstatistik haben angedeihen lassen, ist nicht zu bezweifeln, daß der Großteil des Volkes — ein weit größerer wohl, als die „öffentliche Meinung", das „Publikum" voraussetzt — in Armut und Dürftigkeit, wenn auch nicht geradezu in furchtbarem Elend lebt. Denn daß auch nur „im Osten" des Reiches, wie von Industriellen gelegentlich gesagt worden ist, Einer, der 120, 150 oder 200 Mark bezieht, „unter Umständen ein wohlhabender Mann" sein könne, wird denn doch kaum zuzugeben sein, und der Kritiker jener Aeußerung (Platter) hat sicherlich Recht, wenn er seine Meinung dahin ausspricht, selbst mit 250 Mark könne man im größten Teile von Deutschland ohne die schwersten Entbehrungen, ohne auf eine gesunde Wohnung, eine irgend genügende Kleidung und ausreichende Nahrung zu verzichten, nicht leben. Die heute an Tagesarbeiter verabreichten Löhne scheinen in der That nicht mehr als eben das nackte Existenzminimum zu bezeichnen,

---

In den Städten wäre das Einkommen von Mann mit Frau (immer Tagelöhnern) durchschnittlich

und zwar in jenen						
von mehr als 100000	Einwohnern	540	+ 360	= 900	Mark	
„ 50000—100000	„	515	+ 317,50	= 832,50	„	
„ 20000— 50000	„	442,50	+ 285	= 727,50	„	
bis 20000	„	360	+ 235	= 595	„	

Für das ganze Königreich aber betrüge der Durchschnitt des Einkommens der in Betracht gezogenen Arbeiter 365 + 240 = 605 Mark. Unsre vorliegende Rechnung schließt bei 52 Sonntagen im Jahre die Annahme von 14 Krankentagen und — vielleicht etwas zu weit gehend — weiteren 40 freiwilligen oder unfreiwilligen „Feiertagen" in sich, wogegen, wenn man die Summen in Betracht zieht, wieder nicht zu vergessen ist, daß sie die Thätigkeit ebensowohl der Frau wie des Mannes für das Einkommen des Haushaltes voraussetzen. Wenn an die Stelle der Frau (deren Lohn im Durchschnitt $^2/_3$ desjenigen des Mannes beträgt) ein Sohn („männlicher jugendlicher Arbeiter") für die Familie thätig ist, so erwirbt er im Durchschnitt $^1/_6$ weniger als die erwachsene weibliche Arbeiterin (eine Tochter um $^1/_3$ weniger). Vgl. etwa noch den Artikel „Arbeitslohn" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften I, S. 696.

wobei jedoch, sollen Entbehrungen vermieden werden, das genaueste Haushalten mit den vorhandenen Mitteln geboten ist. In dieser Lage befinden sich aber heute in Deutschland noch die Millionen [1]).

---

[1]) Die weitaus exaktesten Untersuchungen (auf physiologischer Grundlage) über das Existenzminimum in Deutschland sind zweifellos die von Karl von Rechenberg unter dem Titel „Die Ernährung der Handweber in der Amtshauptmannschaft Zittau" veröffentlichten (gedruckt mit Unterstützung der königl. sächsischen Gesellsch. d. Wissenschaften, Leipzig 1890). Rechenberg beginnt seine Darstellung wie folgt: „Die Handwebindustrie arbeitet mit den niedrigsten Löhnen. Trotz dem außerordentlich geringen Einkommen pflegen diese Familien im allgemeinen einen wohlgeordneten Haushalt und führen ein zufriedenes, in keiner Weise elendes Leben. Die Handweber werden alt, ist ein Ausruf, den man gleichsam als Merkwürdigkeit bei ihrem kärglichen Leben oft zu hören bekommt und oft bestätigt findet. Die Männer sind schwächlich, zuweilen so sehr, daß sie zu einer mehr Muskelkraft erfordernden Arbeit, z. B. zu Taglöhnerarbeit auf dem Felde während der Bestell- oder Erntezeit nicht fähig sind. Die Frauen gleichen den Männern im allgemeinen." Immerhin reichen die Kräfte des Webers zu seiner im Sommer 13—15stündigen, im Winter 14—16stündigen Arbeit aus. Die kinderlose Familie verdient durch solche Arbeit im Jahre 397 Mark. (Seit Rechenberg dies schrieb, allerdings weniger, daher die Not in den Weberbezirken!)

Man ist erstaunt zu hören, daß Mann und Frau bei 397 Mark Einkommen einen „wohlgeordneten Haushalt, ein zufriedenes, in keiner Weise elendes Leben" zu führen und „alt" zu werden vermögen. Das Rätsel löst sich damit, daß die Nahrungswirtschaft der Weber auf das allergenaueste mit der heutigen, teilweise erst im Laufe der allerletzten Zeit gewonnenen wissenschaftlichen Einsicht hinsichtlich der im Verhältnis zum wirklichen Nährwerte billigsten Speisen übereinstimmt. Sie essen genau soviel als sie brauchen, kaum auch nur den geringsten Bruchteil darüber hinaus. Daß sie aber trotz ihres kärglichen Einkommens überhaupt soviel essen können, führt sich auf die aus dem Kostenstandpunkt über alle Maßen rationelle Auswahl der Nahrungsmittel zurück.

Die Kost der Handweberfamilien ist höchst einfach zusammengesetzt. Nur vier Nahrungsmittel sind herangezogen: Brot, Kartoffeln, Butter und Mehl. 90% der Gesamtzufuhr wird aus diesen Produkten geschöpft, aus dem Brot 55%, aus der Kartoffel 35%, während der Masse nach allerdings die Kartoffelzufuhr überragt und man deswegen von Kartoffelkost spricht. Rechenberg stellt aber fest, daß diese Kost nicht bloß den Hand-

Wir sind weiterhin für die Darstellung des „Elends um uns" mit einem Worte auf die englischen Verhältnisse eingegangen. Es wird hier von sozialistischer Seite jene eine Thatsache, daß in London 1 auf 4 (3) Menschen im Spital verendet, mit besonderem Nachdruck betont und gleichsam als letzter Niederschlag aller Elendsverhältnisse betrachtet. Deswegen haben wir sie mitgeteilt. Indes ist auch hier wieder die Vorstellung insofern einer Korrektur bedürftig, als es sich dabei um spezifisch

---

webern, sondern dem ganzen Zittauer Kreise eigentümlich und überhaupt als typisches Beispiel der sogenannten Kartoffelkost zu betrachten ist, die wir in verschiedenen Gegenden Deutschlands noch finden. Fleisch, Fleischwaren werden nicht genossen. Von den verhältnismäßig besser gestellten Familien werden hin und wieder Häringe, das billigste Fleisch, und an hohen Festtagen Schlachtfleisch gekauft. Rechenberg konstatiert nochmals, daß der Weber sich damit durchaus zufrieden gibt, daß er nicht nach Fleisch in häufiger Wiederkehr verlangt, daß auch wohlhabende Bauern die fleischarme Kost zu der ihrigen machen, und Grundbesitzer der Zittauer Gegend vergebens versucht haben, bei ihren Tagelöhnern auf dem Felde eine fleischreichere Kost einzuführen. Das hauptsächlichste Getränk, das fast zu jeder Tageszeit, zu jeder Mahlzeit erscheint, ist ein Gemisch von Kaffee und Kaffeesurrogaten.

Was aber jene Beschränkung auf sogenannte Kartoffel-, thatsächliche Kartoffel- und Mehlkost wirtschaftlich bedeuten will, geht aus folgenden Daten deutlich hervor. Der physiologische Energiewert der Nahrungsmittel wird bekanntlich in Wärmeeinheiten, Kalorien, ausgedrückt. Nun kosten (nach Leipziger Detailverkaufspreisen) 1000 Kalorien in

Kartoffeln	7	Pfg.
Roggenmehl	10	„
Zucker	18	„
Weißbrot	20	„
abgerahmter Milch . .	23	„
Marktkäse	31	„
Salzhäringen	40	„
Schweinefleisch . . .	48	„
Pferdefleisch	84	„
Rindfleisch	134	„
Rind-Filet-Fleisch . .	246	„

Gewöhnliches Rindfleisch ist also im Verhältnis zum Nährwert 20mal so teuer wie Kartoffeln.

Londoner und nicht allgemein englische Verhältnisse handelt. In keiner andern Stadt Englands, geschweige auf dem Lande, liegen die Dinge so. Wir teilen in der Anmerkung [1]) eine Liste mit, welche die Singularität jener Londoner Verhältniszahl nachweist. London steht an dem einen Ende der Reihe. In andern Städten höchst entwickelter Industrie und mit sehr starker Bevölkerung wie Bradford, Leeds, Sheffield ist es nur jeder zehnte Mensch, unter Umständen (Bolton) auch nur jeder fünfzehnte, den das Schicksal in die öden Mauern dieser „public institutions" treibt, um ihm dort den Rest zu geben.

Wir sind nun weit entfernt davon, diese Verhältnisse oder jene in Preußen oder Sachsen beschönigen zu wollen, oder angesichts der Not, die sie ausweisen, empfindungslos zu bleiben. Wir haben bloß unserer wissenschaftlichen Pflicht genügt, indem wir die Dinge darzustellen unternahmen, wie sie *sind*. Die schreckhafte Frage jedoch: „Woher soviel des Jammers in dieser Welt, im Bannkreis dieser Gesellschaft, die mit jedem Jahre neue und unermeßliche Reichtümer hervorbringt?!" bleibt nach wie vor bestehen und starrt mit halb geöffnetem Munde gleich einem Meduſenhaupt ins scheu sich abwendende Auge.

---

[1])

	In öffentl. Anstalten sind verschieden: Proz. der Gestorbenen		In öffentl. Anstalten sind verschieden: Proz. der Gestorbenen
London	23,3	Birkenhead	10,7
Manchester	20,0	Halifax	10,4
Brighton	17,6	Bradford	10,4
Liverpool	17,4	Hull	10,4
Birmingham	16,9	Norwich	10,2
Bristol	16,7	Leeds	9,5
Wolverhampton	14,7	Blackburn	9,2
Salford	14,5	Huddersfield	9,2
Derby	13,0	Sheffield	9,2
Leicester	12,9	Plymouth	8,5
Cardiff	12,9	Oldham	8,3
Portsmouth	11,6	Sunderland	7,6
Nottingham	11,5	Bolton	7,4
Newcastle	11,3	Preston	5,6

Vgl. Financial reform almanack 1891, S. 30.

D. Woher soviel des Elends?

Die Frage „Fortschritt und Armut!" ist die alte, oft schon aufgeworfene nach dem Gegensatze von Arm und Reich, nur in neuer Komplikation, mit einem Zusatze. Sie lautet aufgelöst nicht anders wie: Woher noch immer jener Gegensatz — trotz der enormen Reichtümer, die der Fortschritt jetzt seit einem Jahrhundert geschaffen hat.

Die in ökonomischem oder technologischem Sinne „antike" Zeit hat als Erklärung von Reichtum und Armut stets die gegenseitige Bedingtheit angenommen. Im Altertum, wo die politischen Reichtümer die große Rolle spielten, sicher mit vielem Recht. Wer die Macht hatte, hatte das Geld. Den Feinden abgenommen, oder im Unterthanenland erpreßt, ist es von den Optimaten der Masse des Herrnvolks vorenthalten. Weil Jene reich, sind Diese arm, oder doch ärmer, als sie sonst sein müßten.

Wenn man späterhin mit dem Eintritt in die christliche Periode bei den Kirchenvätern ganz stereotyp die berühmte Formel findet: „Der Reiche ist ein Dieb", so ist dies nur stellenweise eine Theorie des Vermögenserwerbs, häufig dagegen nichts andres als die Verdammung der Einrichtung des Privateigentums als solchen, sowie jenes Reichen, der von seinem Reichtum nicht den Armen gibt. Die Verpflichtung, seine Schätze mit den Armen zu teilen, ist hier dem verstockten Reichen in etwas drastischer Weise zu Gemüte geführt.

An der Schwelle der modernen Zeit trifft man die Bezeichnung von Reich und Arm als der zwei Seiten derselben Erscheinung, als Avers und Revers Einer Medaille, häufig an. Labruyère führt uns vor „jenen frischen, so blühenden Burschen von so strahlender Gesundheit, der Herr einer Abtei ist und von zehn andern Benefizien. Alle zusammen bringen ihm 120000 Livres Einkünfte, die ihm nur in blanken Goldstücken gezahlt werden. Anderwärts gibt es 120 arme Familien, die

sich während des Winters nicht wärmen können, keine Kleider haben, um ihre Blöße zu decken, und oft des Bissens Brot ermangeln: ihre Armut ist außerordentlich und entsetzlich." Er schließt dieser Betrachtung die bittere und tiefe Bemerkung an: „Welche Verteilung! und das sollte nicht klar ein zukünftiges Leben beweisen?" Der Kontrast, der hier noch zwischen Adel und Armut spielt, wird von ihm später nochmals aufgegriffen, um den neu erworbenen Reichtum auch des Bürgers in seiner sozialen Rolle zu kennzeichnen: „Es gibt Elend auf der Erde, welches das Herz ergreift. Manchen fehlt es sogar an Lebensmitteln; sie erschrecken vor dem Winter und fürchten sich zu leben. Anderswo speist man frühreife Früchte; man zwingt die Erde und die Jahreszeiten, für einen verwöhnten Gaumen zu sorgen. Bloße Bürgersleute haben, rein auf Grund ihres Reichtums, den Uebermut gehabt, in einem einzigen Bissen den Betrag der Nahrung für hundert Familien zu verschlingen." Dem folgt ohne viel Umschweife die „Moral": „Nächste Veranlassung zur Armut sind große Reichtümer."

Vom Altertum bis in diese Zeit ist man also in der Beurteilung des Problems „Reichtum und Armut" nicht weiter gekommen. Seine naivste Auffassung war auch die allgemeine.

Mit dem ersten Schritt in die große Revolution wechselt die Scene. Die öffentliche Meinung macht Kehrt. Während Brissot 1780 noch das alte Wort von Eigentum und Diebstahl variiert, ist Mirabeau mit wehenden Fahnen schon ins andere Lager übergegangen. „Puisque la mendicité," entwickelt er in seinem Discours sur la caisse La Farge, „est presque la même chez les peuples les plus riches et parmi les nations les plus pauvres, c'est n'est donc pas l'inégalité des fortunes qu'il faut en chercher la véritable cause, elle est tout entière dans l'imprévoyance de l'avenir, dans la corruption des moeurs (et surtout dans cette consommation continuelle sans remplacement, qui changerait toutes les terres en désert, si la nature n'était pas plus sage que l'homme)." Der begrenzte Reichtum der Natur ist hier nur leise angedeutet, ist

doch die Natur „weiser" als der Mensch genannt. Der Nachdruck für die Erklärung der Armut ist gelegt auf die unzureichende moralische und intellektuelle Begabung des Menschen, auf seinen Mangel an Selbstbeherrschung, seine unverzeihliche Sorglosigkeit, seine Genußsucht. — Erst mit der Zeit wird auch die „Grenze der Natur" ein paritätisches Moment und schließlich tritt noch die „Unfähigkeit der Regierungen" hinzu als drittes. Das ist die Offenbarung der neuen Zeit. „Wer," so lautet die vielberufene Sentenz des Malthus, „in einer bereits in Besitz genommenen Welt geboren wird, hat, wenn er die Mittel der Existenz weder von seinen dazu verpflichteten Verwandten erlangen noch durch Arbeit finden kann, durchaus kein Recht auf Ernährung; thatsächlich ist er überflüssig auf der Welt. An dem großen Bankett der Natur ist für ihn kein Couvert aufgelegt. Die Natur befiehlt ihm, sich zu entfernen, und sie säumt nicht, diesen ihren Befehl auszuführen." Hier ist also die gottgesetzte Ordnung als Schuldige bezeichnet. — Die persönliche Verschuldung ist wieder herangezogen, ihr aber gleichzeitig eine Rolle in der Vorsehung („Es soll so sein") zugeschrieben von dem Apologeten der Louis Philippschen Epoche, Dunoyer. „Es ist nützlich," meint dieser, „daß es in der Gesellschaft untergeordnete Plätze gebe, auf welche solche Familien herabsinken, die sich schlecht betragen. Das Elend stellt diese furchtbare Unterwelt dar; es ist ein unvermeidlicher Abgrund zur Seite der Thoren, der Verschwender und der Ausschweifenden." Das Elend ist also die über Unwürdigkeit verhängte Strafe. Und wie jede Strafe will es nicht nur dem Schuldigen gelten, sondern gleichzeitig eine Warnung aufstecken für jene, die den inneren moralischen Halt nicht haben, sondern halb auf dem Wege sind, sich zu den „Thoren, den Verschwendern und Ausschweifenden" zu gesellen!

Auf einem dem malthusischen verwandten Standpunkt steht der moderne Pessimismus, an der Spitze Schopenhauer, der ganz grimmig gegen jene zu Felde zieht, die den Regierungen die Schuld an dem, was die Natur verbrochen hat, zuschieben

möchten: „Ueberall und zu allen Zeiten hat es viel Unzufriedenheit mit den Regierungen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen gegeben; großenteils aber nur, weil man stets bereit ist, diesen das Elend zur Last zu legen, welches dem menschlichen Dasein selbst unzertrennlich anhängt, indem es, mythisch zu reden, der Fluch ist, den Adam empfing, und mit ihm sein ganzes Geschlecht. Jedoch nie ist jene falsche Vorspiegelung auf lügenhaftere und frechere Weise gemacht worden, als von den Demagogen der ‚Jetztzeit'. . . . Die kolossalen Uebel der Welt schreiben sie gänzlich den Regierungen zu: thäten nämlich nur diese ihre Schuldigkeit, so würde der Himmel auf Erden existieren, d. h. alle würden ohne Mühe und Not vollauf fressen, saufen, sich propagieren und krepieren können."

Dies also eine Anzahl Voten über unsre Frage. Seit der Renaissance des deutschen Sozialismus aber ist die Nebenströmung, welche nach wie vor die Armut der Einen aus dem Reichtum der Andern erklärt, und die während der Probezeit des Manchestertums in die Tiefe gedrängt war, wieder emporgekommen. *Marx* hat kundgethan: „Die Akkumulation von Reichtum auf dem einen Pol ist *zugleich* Akkumulation von Elend . . . auf dem Gegenpol." Nur freilich liege der Zusammenhang in unseren komplizierten Verhältnissen nicht mehr so greifbar auf der Oberfläche wie auf den Stufen primitiver Wirtschaftsführung: „Der innere Zusammenhang zwischen Hungerpein der *fleißigsten* Arbeiterschichten und auf kapitalistischer Akkumulation begründetem grobem oder raffiniertem Verschwendungskonsum der Reichen enthüllt sich nur mit Kenntnis der ökonomischen Gesetze."

E. Die Armut der Gesellschaft.

Nach der Lage der Dinge wird die „Erklärung" jenes Gegensatzes von „Fortschritt und Armut" auch weiterhin eine Reihe von Berichtigungen sein müssen, bis der Widerspruch auf ein Minimum zusammenschrumpft, und zwar von Berich-

tigungen einmal hinsichtlich des Fortschritts, den wir durchlebt, und sodann hinsichtlich dessen, was wir sozial erreicht haben.

Der Fortschritt ist allerdings eine zweifellose Thatsache, und er hat die technische Leistungsfähigkeit unseres Geschlechts enorm gesteigert. Sein wirtschaftliches *Resultat* drückt sich im Gesamteinkommen der Bürger eines Staates aus. Wir haben also die absolute Ziffer des Volkseinkommens heranzuziehen. Des Einkommens welches Volkes? Die englischen Verhältnisse standen für uns im Vordergrunde, als es galt, die *Entwickelung* zu zeichnen; denn, wie Schippel sagt, England bezeichnet die Zukunft, die uns erwartet. Was aber den sozialen *Thatbestand* betrifft, so liegen die deutschen Verhältnisse uns wesentlich näher, und zwar nicht bloß örtlich und persönlich, sondern auch insofern Deutschland den Boden für die moderne sozialistische Bewegung abgibt, die von hier aus ihre unmittelbarsten Anregungen empfängt. Wir wollen also von deutschen Ziffern den Ausgang nehmen. Uns kommt dabei zugute, daß hier die Frage nach der im Volkseinkommen sich ausdrückenden ökonomischen Leistungsfähigkeit verhältnismäßig leichter und sicherer als anderswo zu beantworten ist. Insbesondere *Soetbeer* hat sich um Feststellung der betreffenden Ziffern verdient gemacht. Das Volkseinkommen Sachsens läßt sich allerdings aus dem amtlichen Material im Wege der einfachsten Division ermitteln. Weit mehr Mühe und ein kritisches Auge erfordert die Berechnung des preußischen.

Wie groß soll nun nach Soetbeer das Einkommen der Einwohnerschaft des preußischen Staates sein? Er berechnet es für 1888[1]) auf 9332 Millionen Mark. Pro Censit bedeutet dies 941 und *pro Kopf* nicht mehr als 329 Mark. Das wäre das letzte Facit aller Wirtschaftsthätigkeit im Königreich.

Soetbeer ist bei dieser Berechnung von den Einkommensteuerlisten ausgegangen und hat (vgl. oben) für Einkommen bis 100000 Mark einen Zuschlag von 25 %, für solche über

[1]) Conrads Jahrbücher 1889, N. F. 18. Bd. S. 418.

100000 Mark einen Zuschlag von 10 % gemacht. Diese Zuschläge erreichen nach früher Gesagtem lange nicht das Maß der Steuerhinterziehung. Würden aber selbst die Ansätze gewählt, von denen wir als ungefähr richtig gesprochen haben, so würde auch damit für 1888 das Einkommen pro Kopf in Preußen kaum sich über rund 500 Mark erhöhen, und heute wäre es zwischen 500 und 600 Mark.

Das Einkommen der Reichen wie der Armen in Preußen in eine Masse zusammengeworfen und ganz gleichmäßig durch das ganze Land auf den Kopf verteilt, ergäbe also 500 bis 600 Mark pro Kopf der Erwachsenen und Unmündigen. Wir gehen sicher nicht fehl in der Annahme, daß dem Leser damit eine kleine Enttäuschung bereitet ist. Er hat sich die Resultate des Fortschritts — und Preußen gehört zu den wirtschaftlich vorgeschritteneren Staaten, es steht jedenfalls über dem gesamteuropäischen Mittel — ungleich gewaltiger gedacht.

Man greife nun zurück auf jenen am häufigsten wiederkehrenden Erklärungsversuch für die Armut der Einen aus dem Reichtum der Andern. Man nehme einen Augenblick an, daß die Reichen Schuld an jener Armut tragen, und ziehe daraus die praktische Konsequenz einer Zuteilung des unrechten Gutes dieser Reichen an die Armen. Das Ergebnis würde in Preußen, wie gesagt, sein, daß der Arme (aus der Durchschnittsverteilung aller Einkommen im Staate) 500—600 Mark pro Kopf und Jahr empfinge.

Ist der Fortschritt nicht also selbst noch die Armut? Sind die beiden Begriffe überhaupt ein kontrastierender Gegensatz?! Es ist zweifellos, daß der Fortschritt hinter dem vermuteten weit zurückbleibt, und daß wir in einer Ueberschätzung der technischen Errungenschaften unsres Jahrhunderts nach der Seite ihrer ökonomischen Gesamtwirkung hin leben. Der Fortschritt ist allerdings eine Thatsache; aber daß er, wenn nur Gerechtigkeit wäre, heute schon ein richtiges Wohlleben sichern könnte, davon ist für Mitteleuropa noch keine Rede.

Der Leser als ein ungläubiger Thomas besteht vielleicht

auf seinem „Schein“. Sind, erwidert er uns, die Dutzende, ja Hunderte von Millionären nicht ebensoviele „Fakta“? Sind das Berliner Tiergartenviertel, die Straße Unter den Linden, sind die von gesättigtem Komfort strotzenden Villenquartiere von Dutzenden deutscher Mittelstädte bloße Chimäre? Und trotzdem sollten 500—600 Mark jährlich pro Kopf das Um und Auf des preußischen Wohlstandes bezeichnen!? In der That, es ist nicht anders. Und unser hartnäckiger Gegner folgt nur der begreiflichen Versuchung, die Aussagen jener lauten Zeugen zu sehr nach dem Lärm, den sie machen, anzuschlagen. Nach Soetbeer hat es in ganz Preußen 12000 (genauer 11869) Censiten, die über 20000 Mark Einkommen beziehen. Das ist alles. Verdoppeln wir diese Ziffer und sagen wir, es seien 24000, so verteilen sich doch diese 24000 über das ganze Königreich hin von Memel bis Aachen und besitzen überall die Quartiere, die man besucht, weil sie den Schmuck der Städte bilden, begegnen uns auf den Straßen, da sie doch in Werkstätten und Fabriken nichts zu schaffen haben, sind von uns überall gesehen, wo die „Gesellschaft“ sich versammelt.

Uebrigens wurde auf die optische Täuschung, welche hier in der Regel Platz greift, des öftern schon aufmerksam gemacht. Weitaus am packendsten hat es Lassalle in der berühmten Stelle einer vielberufenen Gerichtsrede gethan. Als er vor Gericht stand, um sich gegen die Anklage, die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich angereizt zu haben, zu verteidigen, benutzte auch er die Einkommensteuerlisten, um die Armut des preußischen Volkes ans Licht zu ziehen. Er resumiert längere Ziffernachweise folgendermaßen: „Also 11400 Personen im ganzen Staate mit über 2000 Thalern Einkommen und, diese inbegriffen, 44400 Personen im ganzen Staate mit über 1000 Thalern Einkommen. Das ist der Status der gesellschaftlichen Bilanz! Nicht wahr, meine Herren, das würden Sie nie geglaubt, nie für möglich gehalten haben, wenn es hier nicht in amtlichen Publikationen vorläge?“ — „Es ist,“ und damit wird uns die Erklärung des

Irrtums, dem wir ergeben sind, „dieselbe lächerlich kleine Handvoll Menschen mit ihren Familien, die in allen Städten alle Theater, alle Konzerte, Gesellschaften, Bälle, Kränzchen, Restaurationen und Weinstuben füllen, vermöge ihrer Ubiquität den Schein einer wunder wie großen Anzahl erregen, nur an sich denken, nur von sich sprechen, die sich dünken, die Welt zu sein, und indem sie allein über alle Zeitungen und alle Fabrikanstalten der öffentlichen Meinung disponieren, wahrhaftig sogar alle andern dahin bringen, es zu glauben und sich einreden zu lassen, daß sie, diese 11000 oder diese 44000, die Welt sind!" Lassalle mag in den letzten Worten etwas aufgetragen haben; aber darin hat er sicher Recht, daß wir unsre Vorstellungen von dem Reichtum der Gesellschaft aus dieser „lächerlich kleinen Handvoll Menschen" ziehen, die als Statisten immer neu über die Bühne schreiten, und indem sie einen Augenblick in den Coulissen verschwinden, um im nächsten wieder herauszutreten, uns glauben machen, es seien ihrer so „gewaltig viel".

Während des Vierteljahrhunderts, das seit Lassalle verflossen ist, ist es allerdings etwas anders geworden[1]). Heute (1888, nach Soetbeers Berechnung) hat es im preußischen Staate nicht 11400 (die obern „Zehntausend"!), sondern 96000 Personen, die sich jenes Einkommens, von dem Lassalle meinte, daß es „wirkliche Wohlhabenheit" bezeichne, erfreuen. Aber immerhin nur 96000, und wenn wir die Ziffer verdoppeln, auch kaum 2 % der Censiten, und mit ihren Angehörigen 2 % der Gesamtbevölkerung[2]).

---

[1]) Auch waren Lassalles Ziffern noch weit unzuverlässiger als die der heutigen Einkommensteuerstatistik; vgl. Michaelis, Die Gliederung der Gesellschaft nach dem Wohlstand, 1878, S. 6 ff. und Nasse in der „Concordia" 1873, S. 273 ff.

[2]) Die Gerechtigkeit erfordert, hier auch den Namen Eugen Richters zu nennen, der nach Lassalle, wenn auch sicher ohne aus ihm zu schöpfen, in seinen „Irrlehren der Sozialdemokratie" neuerlich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Ueberschätzung gelenkt hat, welche dem nationalen Reichtum widerfährt. Die von ihm gebrachten Daten sind mehrfach Gegen-

F. Ueberschätzung des Fortschritts: seine Richtung, sein Maß.

Die Gesellschaft ist weit ärmer als wir denken. Mit der Feststellung dieser Thatsache ist aber nur der erste Schritt für die Erklärung von „Fortschritt und Armut" gethan, und die nächste Frage lautet: „Warum sind wir ärmer?" Die Antwort hierauf ist mit wenigen Worten gegeben.

Zunächst müssen wir auf die Richtung verweisen, die der technische Fortschritt des letzten Jahrhunderts genommen hat. Es steht fest, daß er weit mehr den Erzeugnissen der Industrie als jenen der Landwirtschaft und Viehzucht galt. Speziell für den Arbeiter bedenke man nun, daß er 60—70 % seines Einkommens für Nahrung ausgibt und durchschnittlich nur 20 % für Gewerbserzeugnisse[1]). Von dem Fortschritt der industriellen Technik, insoweit er in der Verbilligung der Waren zum Ausdruck kam, konnte der Arbeiter also nur sehr wenig profitieren. Ein strikter Vergleich zwischen dem Fortschritt auf landwirtschaftlichem und jenem auf gewerblichem Gebiet ist bisher allerdings nicht gezogen. Summarisch läßt er sich auch unbedingt nicht liefern. Aber man ist in der Lage, Typen herauszugreifen. Wir wollen im folgenden einander gegenüberstellen die Entwickelung der englischen Landwirtschaft und jene der Baumwollindustrie der Insel.

Die Entwickelung der Produktivität in der Landwirtschaft ist mit wenigen Ziffern ausgewiesen. Der Weizenertrag des

---

stand von Anfechtungen gewesen, und Bebel (Die Frau, 9. Aufl. S. XIII) stellt der preußischen Ziffer Richters die sächsische als die korrektere (hinzuzufügen wäre gewesen: als die eines verhältnismäßig reicheren Landes) entgegen. Im übrigen meint er, aus der Leistungsfähigkeit der kapitalistischen Gesellschaft dürfe man nicht Folgerungen auf die sozialistische ziehen. Das ist auch unsre Meinung (nur in entgegengesetztem Sinne wie Bebel). Doch ist an dieser Stelle der Augenblick noch nicht gekommen, auf Erörterungen hierüber einzutreten.

[1]) Vgl. hiezu den Anhang „Der Haushalt des Arbeiters und der Mittelklassen".

Acre in Großbritannien wurde von Arthur Young, dem bekannten Reisenden, Statistiker und Landwirt, 1770 auf 23 Bushel angeschlagen. Für die Jahre 1857—77 von Caird, einem nicht minder Berufenen, auf 28 Bushel. Dazwischen liegen Schätzungen von Comber, wonach 1810—15 der Ertrag 22 Bushels, und von Mac Culloch, wonach der Ertrag schon 1840—46 31 Bushels gewesen wäre. Die Steigerung des Ertrags während eines Jahrhunderts (1770—1867) hätte also 20—30% erreicht. Wollte man übrigens auch höher gehen, so würde dadurch das letzte Resultat unsrer Vergleichung in keiner Weise verschoben.

Die englische Landwirtschaft befand sich allerdings schon im vorigen Jahrhundert auf hoher Stufe der Entwickelung, und infolgedessen war der Spielraum, den sie nach oben vor sich hatte, ein kleinerer als in andern Ländern. Für Frankreich beispielsweise teilt Neumann-Spallart nach offiziellen Aktenstücken und mehreren ihm zur Benutzung überlassenen handschriftlichen Darstellungen mit (Uebersichten über Produktion, Verkehr und Handel in der Weltwirtschaft 1878, S. 47), daß der Weizenertrag pro Hektar 1815: 8,6, 1875: 14,2 Hektoliter gewesen ist, doch hatte hier das Jahr 1875 eine besonders reiche Ernte. Auf englische Maße umgerechnet, war jener Ertrag von 1815: 9,4 Bushels pro Acre, der von 1875: 16 Bushels, stand also noch 1875 bei überdurchschnittlicher Ernte hinter dem Ertrag, den England ein Jahrhundert zuvor nachwies, wesentlich zurück. In England wurden 12 Bushels pro Acre (wenn wir Rogers im Journal of the statistical society 1864 glauben dürfen) bereits 1380—1484 erzielt, während Frankreich erst im dritten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts auf diese Ziffer kam. Jedenfalls sagen uns die englischen Ziffern, was mit den Mitteln jeder Zeit überhaupt bestenfalls erreichbar war. Und darum handelt es sich uns. Wir wiederholen also:

	Weizenertrag des Acre
1380/1484 . . .	12 Bushels
1770 . . .	23 „
1887 . . .	28 „

Doch sollen diese Ziffern das letzte Wort nicht sprechen. Denn für ihre Würdigung ist noch in Betracht zu ziehen, daß 1887 viel mehr Boden angebaut war als 1770, und der neu zur Kultur gezogene Boden gemeinhin von schlechterer Qualität als der ursprünglich allein benutzte war; sodann auch, daß der englische Boden heute neben Getreide noch viele andre Produkte liefert, insbesondere Hackfrüchte und Futterpflanzen, die den durchschnittlichen Getreideertrag pro Acre schmälern mögen, dem „Ertrag" überhaupt jedoch zuzurechnen sind. Die vorausgewiesenen Daten sind also in der That nicht „à la lettre" zu nehmen. Trotzdem dienen sie — in Zusammenhalt mit dem eben angeführten — unsrer Einsicht in die agrarische Entwickelung Englands und sagen uns, daß von einer Vervielfachung des Ertrags in etwa das Fünf- oder Zehnfache nicht entfernt die Rede sein kann. Dem ist nun die Entwickelung der Produktivität in der englischen Baumwollindustrie gegenüberzustellen. Nach Ellison, dem heute besten Kenner des Gebiets (The cotton trade 1886. S. 66 und Tabelle Nr. 1), war die Zahl der in der britischen Baumwollindustrie beschäftigten Arbeiter:

	1819/21	1880/82
in Maschinenspinnereien	110 000	240 000
„ Maschinenwebereien	10 000	246 000
„ Handwebereien	240 000	—
Bleicher, Drucker 2c.	85 000	200 000
Zusammen	445 000	686 000

Verbraucht wurden in Großbritannien:

Ballen Baumwolle zu 400 Pfd.	
im Durchschnitt 1819/21	im Durchschnitt 1880/82
298 000	3 560 000

Von Einem in der Gesamtindustrie beschäftigten Arbeiter wurden also verarbeitet:

Ballen Baumwolle	
670	5200

Die Steigerung in der Produktivität der in der englischen Baumwollindustrie thätigen Arbeit beträgt also während 60 Jahren rund 680 % [1]) und das Verhältnis des „Fortschritts" in der Baumwollindustrie gegen jenes im Weizenbau wäre (wenn wir uns jener gewissen Rücksichten entschlagen wollten) 1 : 27.

Doch ist auch das nicht zu vergessen, daß jene Steigerung der „Produktivität der Arbeit" in der Baumwollindustrie — es ist immer von der gesamten Baumwollindustrie die Rede — nur mit dem Aufwand der Aufstellung von Maschinen möglich gewesen ist, die an sich Kosten, Kapital bedeuten und im Maße dieser letztern den wirtschaftlichen Wert des Fortschritts beeinträchtigen [2]).

---

[1]) Die Vergleichung des Acre mit dem Arbeiter geht in der That besser an als irgend eine andre, die uns für den gleichen Zweck etwa zur Verfügung stände. Wollte man beispielsweise die Preise der landwirtschaftlichen Produkte und der Industrie früher und jetzt vergleichen, so kämen allerhand in höchstem Grade störende Momente dem Nachweis, um den es uns zu thun ist, in die Quere: das Phänomen der Grundrente beim Boden-, der wechselnde Lohn und Unternehmergewinn beim industriellen Produkt. Eine Vergleichung aber von Arbeiter hier und Arbeiter dort ist unmöglich, weil sich nicht ermitteln läßt, wieviel Arbeiter sich speziell dem Weizenbau gewidmet haben, bezw. weil der Ackerbau überhaupt keine derartige Arbeitsteilung kennt, sondern der landwirtschaftliche Arbeiter ebensogut sich am Anbau von Roggen, Klee und Rüben beteiligt wie an dem von Weizen. Wenn wir also erfahren (vgl. Mulhall, Dictionary S. 15), daß 1821 auf einen in der Landwirtschaft beschäftigten Arbeiter landwirtschaftliche Erzeugnisse im Werte von 65 Pfd. Sterl. kamen, 1851 solche von 63 und 1881 von 98 Pfd. Sterl., so vermögen wir damit wenig weiter anzufangen. Wir dürfen bloß die Produktionserträge einander gegenüberstellen, und dies kann nicht gut auf einer andern Basis als der oben gebrauchten geschehen.

[2]) Will man die vorhin schon gestreiften Bedenken, die einer Heranziehung des Preises entgegenstehen — Veränderung des Lohnniveaus, Zahlung einer Grundrente im Baumwollpreis ꝛc. —, überwinden und annehmen, daß auch das Verhältnis des Unternehmergewinns zum Preise früher und später das gleiche blieb, so daß die Entwickelung des Preises uns gleichzeitig die Entwickelung der Produktionskosten zeichnet, so wären (nach Ellison S. 61) speziell für die Baumwollspinnerei folgende Ziffern anzuführen:

Immerhin ist nicht im geringsten strittig, daß der Fortschritt des letzten Jahrhunderts auf landwirtschaftlichem Gebiete sich mit dem auf einem von uns ausgewählten industriellen nicht entfernt messen kann, ja daß er trotz aller lobenswerten Anstrengungen und Errungenschaften hinter diesem letztern förmlich verschwindet.

Man kommt zu gleichen Resultaten, wenn man die Vergleichung noch weiter zurückerstreckt, etwa das Altertum mit unsrer Zeit in eine Parallele stellt. So läßt sich berechnen,

---

	Verkaufspreis pro Pfund	
	Garn Nr. 40	Garn Nr. 100
1779	10 s. — d.	38 s. — d.
1784	10 „ 11 „	19 „ — „
1799	7 „ 6 „	7 „ 2 „
1812	2 „ 6 „	5 „ 2 „
1830	1 „ $2^1/_2$ „	3 „ $4^1/_2$ „
1860	— „ $11^1/_2$ „	2 „ 4 „
1882	— „ $10^1/_2$ „	1 „ 10 „

Der Garnpreis ist also für Garn Nr. 40 im Laufe eines Jahrhunderts im Verhältnis von (16 s. =) 192 d. : $10^1/_2$ d. = rund 18 : 1 zurückgegangen, für Garn Nr. 100 im Verhältnis von (38 s. =) 432 : (1 s. 10 d. =) 22 = rund 20 : 1. Dies gilt aber für ein volles Jahrhundert, während wir oben eine Steigerung in der „Produktivität der Arbeit" während bloß 60 Jahren von 1 : 8 (= rund 700 %) berechneten. Der Preisfall während der gleichen 60 Jahre ist außerordentlich viel kleiner gewesen, etwa (Durchschnitt aus Garn Nr. 40 und 100) 3,3 : 1. Nur ist wieder zu berücksichtigen, daß es sich da nur um Garn, nur um die Spinnerei handelt, wo der Fortschritt in der „Produktivität der Arbeit" von 1819/21 bis 1880/82 nicht so groß gewesen ist wie in der gesamten Baumwollindustrie, welche 1819/21 noch eine große Zahl Handweber zählte, während es Handspinner damals nicht mehr gab. In der Spinnerei speziell hat sich die Produktivität des Arbeiters während jener 60 Jahre bloß im Verhältnis von 1 : 5,3 gehoben. Diesem Fortschritt der technischen Produktivität der Arbeit von 1 : 5,3 steht die Preisminderung des Arbeitsproduktes im Verhältnis von 3,3 : 1 gegenüber.

Was den englischen Weizenpreis betrifft, so ist er in der gleichen Zeit zurückgegangen, aber nicht infolge der gestiegenen Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit, sondern infolge Aufhebung der Kornzölle und der überseeischen Konkurrenz. Er ist also mit den eben für Baumwollgarn gebrachten Ziffern durchaus unvergleichbar.

daß die Maschinenspindel gleichwertig 110 Handspindeln ist, wobei der einzelne Spinnereiarbeiter aber nicht eine einzige Maschinenspindel, sondern 300 Spindeln bedient[1]), so daß hier der Fortschritt von Homer bis heute 1 : reichlich 30000 wäre. Dem gegenüber sei angeführt, daß der Weizenertrag auf Sizilien im Altertum 12,5 Hektoliter pro Hektar war, und daß er heute 11,68 Hektoliter beträgt (vgl. Beloch, Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt 1886, S. 272)!

Wir sind in diese Betrachtungen eingegangen, um unsre für die Erklärungen von „Fortschritt und Armut" gebrachte Behauptung, daß der „Fortschritt" jenen Waren, für welche der Arbeiter vorzüglich Käufer ist, wenig zu gute gekommen ist, zu belegen. Brot und Fleisch werden heute mit nahezu demselben Arbeitsaufwand wie vor 100 und vor 2000 Jahren erzeugt. Billiger erzeugt werden Wäsche und Kleider und die Dinge des Hausrats. Wenn Marx anführt (S. 473), zur Zeit des Adam Smith verfertigten 10 Männer durch Teilung der Arbeit täglich über 48000 Nähnadeln. Eine einzige Maschine liefert dagegen 145000 in einem Arbeitstag von 11 Stunden. Eine Frau oder ein Mädchen überwacht im Durchschnitt 4 solche Maschinen und produziert daher mit der Maschinerie täglich an 600000, in der Woche über 3000000 Nähnadeln — oder (S. 474): Das Handwerk lieferte die ersten 12 Dutzend Stahlfedern 1820 zu 7 Pfd. Sterl. 4 Schill., die Manufaktur lieferte sie 1830 zu 8 Schill., und die Fabrik liefert sie heute dem Großhandel zu 2 bis 6 d — so haben wir keinen Grund, an diesen Angaben zu mäkeln. Irrig aber wäre es, aus ihnen die Folgerung zu ziehen, angesichts solch ungeheuren Fortschritts

[1]) Ein Oldhamer Spinner beschäftigt für 2 Spinnstühle zu 1250 Spindeln einen Spinner, einen Ansetzer, einen Aufstecker.

Bei der Handspindel ist in Anlehnung an Herrmann, Prinzipien der Wirtschaft 1873, S. 273, eine Spinnerin vorausgesetzt, welche die Kunkel in der einen, die Spindel in der andern Hand hält. Ueber die Zeit und Verbreitung dieser primitivsten Spinnmethode vgl. auch Buch der Erfindungen 1874, VI. S. 300.

müßte die Lage der großen Masse, der arbeitenden Klassen, wenn nur alles nach Recht und Billigkeit ginge, die allerglänzendste geworden sein. Auch Hertzka mit seinen Arbeitssklaven in Maschinenform pro Kulturmensch und Henry George mit seiner tief empfundenen Schilderung jenes Gegensatzes von „Fortschritt und Armut" verkennen, betäubt vom Schnauben der Maschinen, die Richtung, welche der „Fortschritt" genommen hat. Was dient es mir viel, wenn ich heute die Feder um einen Bruchteil der Kosten des Gänsekiels und die Nähnadel um 1 Pfennig kaufe! Das aber sind in der That die vorzüglichsten Früchte des Fortschritts. Die Arbeitssklaven stehen großenteils auf solchen halb „verlorenen Posten". Verloren aus dem Gesichtspunkte des ganzen Kreises der Bedürfnisse, die der Mensch besitzt.

Das Leben ist mir durch billigere Nähnadeln und billigere Stahlfedern, und selbst was weit mehr und was am meisten von allem, was die Maschine geleistet hat, in Anschlag kommt, durch billigere Wäsche und Kleider, billigere Personen- und Frachttarife [1]) nicht wesentlich leichter geworden. Wüßte die Maschine 10 Metzen Korn, wo früher Einer wuchs, und 5 Stück Vieh, wo wir früher Eines aufgezogen haben, aus dem Boden zu stampfen, dann allerdings stünde es anders. Aber wann, wann wird solches möglich sein?

Man wird unsern Ausführungen entgegenhalten, daß die Maschine immerhin auch in der Landwirtschaft Eingang gefunden hat und die Verbilligung des Eisens auch im Preis des Pfluges und andrer Gerätschaften sich ausdrückt. Dies trifft sicher zu. Die Aufnahme vom 5. Juni 1882 hat beispielsweise dargethan

[1]) Die Kosten der Beförderung mit Frachtenfuhrwerk auf der Landstraße waren vor Einführung der Eisenbahnen in Deutschland 40 Pfennig pro Tonnenkilometer, die von den preußischen Eisenbahnen pro Tonnenkilometer erhobene Durchschnittsfracht 1844: 15, 1890: 3,81 Pfennig. (Nach Ulrich, Die fortschreitende Ermäßigung der Eisenbahngütertarife, in Conrads Jahrbüchern 1891, 3. Folge, 1. Band S. 53 f. u. 57.) Vgl. übrigens noch die nächste Anmerkung.

(vgl. Conrads Jahrbücher für Nationalökonomie 1890, N. F. XXI, S. 306), daß in Deutschland

0,03 % der landwirtschaftlichen Betriebe Dampfpflüge,
2,00 „ Sämaschinen,
0,62 „ Mähmaschinen,
2,38 „ Dampfdreschmaschinen,
9,36 „ andre Dreschmaschinen verwenden.

Aber diese Ziffern, die übrigens eine sicher nicht überwältigende Beteiligung der Landwirtschaft an dem in Form von Maschinen zugänglich gemachten technischen Fortschritt bezeichnen, vermögen nicht gegen die eine Thatsache aufzukommen, daß die Landwirtschaft erfahrungsgemäß höhere Intensität des Betriebes, also den „Fortschritt" nur zu leicht mit höheren Kosten bezahlt. Der Umstand aber, daß die Dampfmaschine im Schiffskörper oder auf der Eisenbahn durch Verbilligung der Transporte, durch die Abfuhrmöglichkeit der Landwirtschaft unter die Arme greift, wird, so bedeutend sich die Transportverbilligung beim Vergleich mit den Frachtraten der früheren Zeit darstellt, und so schwer sie in der That für das einzelne Landgut wiegen mag (vgl. Conrad im Schönbergschen Handbuch, 3. Aufl., II. Band, S. 211 f.), durch die ungünstigere Verteilung der Bevölkerung (Großstädte!), welche eine Zufuhr nötig macht, wo es früher einer solchen nicht bedurfte, zu einem Teile wettgemacht. Auch liegt hier keinesfalls eine Vermehrung des Ackerprodukts bei gleichem Aufwand vor.

Die Beförderung speziell eines Tonnenkilometers Getreide hat gekostet:

vor der Eisenbahnzeit, bei Benützung eines Frachtfuhrwerks	40	Pf.
in der ersten Zeit der Eisenbahnen (in Preußen)	13,4	„
der regelmäßige Satz gegenwärtig ist (in Preußen) . . .	4,5	„
der Ausnahmetarifsatz geht herab bis auf (in Preußen) . .	2	„ [1]

[1] Die stärkste Frachtermäßigung hat durch Einführung der Eisenbahnen die Kohle erfahren, deren Beförderung durch Frachtenfuhrwerk und in der ersten Zeit der Eisenbahnen das gleiche wie die von Getreide kostete,

Gleichzeitig sind die Schiffsfrachten außerordentlich gesunken, und infolgedessen ist allerdings, wenn der Weizenpreis in Preußen (alten Bestandes) 1841/50 8,39, 1851/60 10,57 Mark pro Zentner von 50 kg war[1]), derselbe 1889 und 1890 in Berlin (für unverzollte Ware) auch nicht höher als 9,40 und 9,77 Mark (nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich 1891, S. 120) gewesen. Aber eben: Nur „nicht höher"! während der Preis des Baumwollstoffs auf einen geringen Bruchteil seines früheren Standes *gesunken* ist.

Bloß insofern das Produkt der Landwirtschaft eine industrielle Bearbeitung erfahren muß, um Konsumartikel werden zu können, sind ihm die Fortschritte der Technik in höherem Grade zugute gekommen. *Branntwein* wird heute außerordentlich viel billiger erzeugt als früher, seitdem es gelungen ist, statt aus Wein ihn zuerst aus Korn und schließlich aus der noch billigeren Kartoffel darzustellen. Ebenso kann Zucker in unsren Tagen außerordentlich viel billiger verkauft werden, als etwa vor einem Jahrhundert. Der *Zuckerpreis* in England war (in heutigem Geldwert) in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts 1200 Schilling pro englischen Zentner. 1791—1800

---

welche im regelmäßigen Tarife aber heute mit 2,2, im Ausnahmetarif mit 1,25 Pfennig befördert wird. Die Steigerung der Produktivität drückt sich hier also in einer Preisermäßigung von rund 18 : 1, bezw. 32 : 1 aus, während eines halben Jahrhunderts (genauer während 55 Jahren).

[1]) Nach *Conrad* im Schönbergschen Handbuche 3. Auflage, II. Band S. 217, wo die Weizenpreise in Preußen alten Bestandes mit folgenden Ziffern ausgewiesen sind:

1816—20	10,31	Mark pro 50 kg
1821—30	6,07	„ „ „
1831—40	6,92	„ „ „
1841—50	8,39	„ „ „
1851—60	10,57	„ „ „
1861—70	10,23	„ „ „
1871—80	11,76	„ „ „
1881—85	9,45	„ „ „

Aus den Preisen welcher Plätze diese Daten berechnet sind, wird nicht gesagt.

153 Schilling (nach Lippmann, Geschichte des Zuckers 1890, S. 419), heute (Ende November 1891) ist er 16 Schilling. Der Raffinationsprozeß, d. h. die Herstellung von Raffinade aus Rohzucker kostete 1817 (nach Dubrunfaut, Le sucre 1873, I, S. 9) 170 Fr. pro Meterzentner, heute erfordert er nur mehr 12 Fr. Zucker und Branntwein sind aber auch ziemlich die einzigen Genußmittel, die eine derart günstige Preisentwickelung zu verzeichnen haben. Beim Bier beispielsweise liegt die Sache schon ganz anders. Der Bierpreis in England war (vgl. Mulhall, Dictionary, S. 90):

1201—1300	3	Pence	per	Gallone
1301—1600	5	„	„	„
1601—1700	6	„	„	„
1701—1800	11	„	„	„
1801—1880	17	„	„	„
1882	20	„	„	„

(Diese Preise berechnet nach dem Silbergewicht des Penny von heute; der nominelle Preis war beispielsweise im 13. Jahrhundert bloß 1 Penny.)

Trotz der außerordentlichen Konzentration der Betriebe hat sich doch der Bierpreis gegen das vorige Jahrhundert verdoppelt, gegen das 17. Jahrhundert verdreifacht.

Es ist also durchaus zweifellos, daß derjenige Fortschritt, der Henry George und Hertzka, ja uns alle blendet und der in der That gewaltig ist, nichtsdestoweniger nur einige Gebiete menschlicher Thätigkeit umfaßt, und leider gerade jene weniger, aus denen wir den größten und besten Teil unsrer Bedürfnisse entnehmen [1]). Mag die Maschine den Preis der industriellen Produkte auch auf $^1/_{1}$ und $^1/_{10}$ und selbst $^1/_{100}$ des bisherigen Standes herunterdrücken — auch dies hat seine Grenzen, da jedes Industrieprodukt nur die Erhebung eines Naturstoffes zu höherer Zweckmäßigkeit ist — so kann doch aus dieser Verbilligung keine Umwälzung des Arbeiterhaushaltes

[1]) Vgl. hier vielleicht auch Chevalier, Die Weltindustrie in der 2. Hälfte des 19. Jahrh. Deutsche Uebersetzung. 1869. S. 159 ff.

sich ergeben, da im Arbeiterhaushalt nicht Industrieprodukte, sondern die des Bodens die große Rolle spielen; um es zu wiederholen, diese mit $^4/_5$, jene nur mit $^1/_5$ an den Ausgaben beteiligt sind. Wollte das eine Fünftel selbst auf nur $^1/_{500}$ zusammenschrumpfen, so würde damit doch das Lebensniveau des Arbeiters bestenfalls um (rund) $^1/_4$ gebessert sein!

Indes ist zu diesen Ausführungen eines doch anzumerken. Wohl, der Fortschritt in der Produktivität der Landwirtschaft ist eng begrenzt, und Produkte der Landwirtschaft vorzüglich sind es, von deren Preis die ökonomische Lage der Massen abhängt. Aber — sollte der Arbeiter, wenn der industrielle Produktionsprozeß, in dem er beschäftigt ist, doppelt so viele Produkte hervorbringt wie früher, nicht auch doppelt so viele Produkte der Landwirtschaft dafür eintauschen können? Wie wäre England zu seinem Reichtum gelangt, wenn nicht auf diesem Wege! Seine Produktion ist eine vorzugsweise industrielle; aber es führt seine Industrieprodukte großenteils aus und erhält dafür Produkte der Landwirtschaft, und wenn es heute mit gleichem Kraftaufwand zehnmal so viel Industrieprodukte hervorbringt, so zahlt ihm auch die Landwirtschaft wenn nicht zehnmal so viel, so doch ein Vielfaches. Wie ist diese Thatsache nun mit der vorhin festgestellten in Einklang zu bringen, und zu welcher Berichtigung unsrer bisherigen Darstellung führt sie?

Folgendes ist hierauf zu antworten: In der That, England exportiert heute seine Waren in alle Welt und erhält von überall her agrikole Produkte dafür. Und wenn es doppelt so viel erzeugt, erhält es auch doppelt so viel. Daher sein Reichtum. Aber wird es, wenn es seine industrielle Produktion nun auch vervierfacht und verzehnfacht und verfünfzigfacht, viermal, zehnmal, fünfzigmal so viel Erzeugnisse der Landwirtschaft dafür ausgefolgt erhalten? Wird nicht die Masse dessen, was es erhält, durch das, was die Landwirtschaft überhaupt besitzt, überhaupt auf dem Markte anbieten kann, begrenzt sein? Und bestimmt sich dieses letzte Maß des landwirtschaftlichen Angebots nicht durch das Maß der landwirtschaftlichen Produktivität?

Es läßt sich nicht leugnen, daß dem so ist. Wenn die Landwirtschaft völlig stille stände in ihrer Produktivität, und heute nicht mehr erzeugen würde als vor hundert Jahren, so würde auch eine hundertfach gesteigerte industrielle Produktion für alle ihre Produkte nicht mehr einzutauschen vermögen, als sich vor hundert Jahren für hundertfach weniger eintauschen ließ! Wenn England im Laufe eines Jahrhunderts ganz außerordentlich reicher geworden ist, so hat es dies dem Umstande zu danken, daß gleichzeitig mit dem Wachstum seiner Industrie sich die Landwirtschaft in Amerika, in Ostindien, in Australien, aber auch in Europa räumlich ausgedehnt hat und die Ergiebigkeit des Bodens in Europa um etwas gestiegen ist. Hier liegt die Ursache, daß es heute für seine außerordentlich vergrößerte Ausfuhr von Waren auch erheblich mehr Rohstoffe einführen kann, als vor Jahrzehnten. Das früher gewonnene Ergebnis, daß der Fortschritt in der Produktivität der Landwirtschaft dem sozialen Fortschritt seine Grenzen setzt, bleibt (aus dem weltwirtschaftlichen Standpunkt) aber zu Recht bestehen. Dabei ist nur nicht zu leugnen, daß, wenn eine spezielle Industrie heute mit gleichem Aufwand das zwei-, drei-, x-fache erzeugt als kurz vorher und ihre Produkte nicht direkt zurückgewiesen werden, sie auch entsprechend mehr landwirtschaftliche Erzeugnisse dafür einkaufen kann. Eine Industrie gegen die andre, ein Land gegen das andre, wenn die Produktivität des einen die des andern überflügelt, vermag also über die allgemeine Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität hinaus mehr einzutauschen; aber die Gesamtmasse des Eintauschbaren wird nichtsdestoweniger durch die Gesamtmasse des überhaupt vorhandenen bestimmt. Versteht es ein Land, eine Industrie, sich rascher vorwärts zu bringen als andre, dann wechselt nur der Schlüssel, nach welchem zwischen ihnen die (gleichzeitig um einen Bruchteil vermehrten) Produkte der Landwirtschaft geteilt werden, das eine, welches stehen geblieben ist, erhält nun weniger, und zwar rein auf Grund der Thatsache der Differenz in der Produktivitätsentwickelung. An der Masse der landwirtschaftlichen Produkte

insgesamt ändert aber aller Fortschritt auf industriellem Gebiete nichts, und der agrikole Fortschritt bleibt für den sozialen in gewissem Sinne letzter Maßstab und Grenze. Eine Exterritorialität gegenüber der Allgemeinentwickelung vermag ein einzelnes Land auf Grund gewaltiger singulärer Vorzüge seiner Naturausstattung, seiner Lage, seiner Volksindividualität zu behaupten, aber auch dieses nur in beschränktem Umfang. England — das ist zweifellos — hat infolge eines Industriefortschritts, sagen wir, im Maßstab 1 : 10 von dem sich im Verhältnis 1 : 2 ausdrückenden landwirtschaftlichen Fortschritt andrer Länder, einen Löwenanteil an sich gezogen. Aber jener landwirtschaftliche Fortschritt ist doch nur 1 : 2 gewesen![1]) Und damit waren der Verbesserung des Lebenshaushaltes, wie aller Völker so auch Englands, engere Schranken gesetzt.

Eine sicher entschuldbare Vorliebe ist es, wenn wir die letzten Ergebnisse unsrer Untersuchungen jeweils durch Aeußerungen auch aus dem gegnerischen Lager zu stützen suchen, in der Meinung, daß wir mit diesen Zeugen bei Freund und Feind mehr Eindruck machen, als mit den Worten grundsätzlich Gleichgesinnter. In der Teilerklärung, die wir bisher für das Phänomen „Fortschritt und Armut" in der Richtung des Fortschritts gesucht haben, kommt uns die sozialistische Litteratur wieder zu Hilfe. Niemand anders als Lassalle macht (im Offenen Antwortschreiben) — nur allerdings aus andrem Gesichtspunkt als dem unsrigen, der dem seinen direkt entgegengesetzt ist — zur Zielscheibe seines beißenden Spottes die Volkswirte, die die Arbeiter „ohne Unterlaß mit den Vorhaltungen amüsieren, wie teuer der Kattun im vorigen Jahrhundert war, und wie viel Kattunkleider sie jetzt verbrauchen, und mit ähnlichen Gemeinplätzen, die man aus jedem Kompendium abschreiben kann". Ganz richtig bemerkt er, daß solche Rückblicke „um so problematischer

[1]) Die Frage der Repartition würde selbstverständlich noch eine nähere Auseinandersetzung verdienen. Hier würde eine solche zu weit führen. In andrem Zusammenhang kommt übrigens Band II auf die in Rede stehenden Erscheinungen zurück.

sind, als gerade die immer mehr der äußersten Billigkeit verfallenden Industrieprodukte nur in weit geringerem Maße zu dem Konsum des Arbeiters gehören, während die hauptsächlich seinen Konsum bildenden Lebensmittel keineswegs von der gleichen Tendenz immer steigender Billigkeit beherrscht werden."

So wie Lassalle hier, haben wir im obigen nur den Fortschritt in der Produktivität der Landwirtschaft jenem in der Industrie gegenübergestellt: als ob es Produzenten wirtschaftlicher Werte außerhalb dieser beiden Berufe nicht gäbe. Selbstverständlich ist dies nur um der größern Einfachheit der Untersuchung willen, die auch so genug zu schaffen gibt und in der trotz allem das letzte Wort hier nicht gesagt ist, geschehen. Auch wird durch die Berücksichtigung der andern Produzentengruppen das oben gewonnene Bild nicht wesentlich verschoben. Insofern es aber eine Verschiebung erfährt, geschieht dies nur nach der Seite und zu weiterer Unterstützung unsrer Auffassung. Denn weniger noch als die Landwirtschaft (in Deutschland 43,3 % der Erwerbsthätigen) haben die andern nicht industriellen Berufe ihre Produktivität zu steigern vermocht: Beamte, Geistliche und freie Berufsarten, die häuslichen Dienstboten, die Gastwirtschaft, und von Gewerben selbst sind viele, da sie Maschinenbeihilfe nur beschränkt vertragen, selbst über ihre Produktivität zur Zeit des Mittelalters um weniges hinausgekommen, vornehmlich die Bau- und einige von den Bekleidungsgewerben. Das Gebiet, innerhalb dessen sich wirklich eine enorme Steigerung der Produktivität vollzogen hat, bildet nur eine Enklave in der Gesamtwirtschaft, keinesfalls deckt es sich mit letzterer.

Anhang.

Der Haushalt des Arbeiters und der Mittelklassen.

Durch Vergleichung einer sehr großen Zahl von Arbeiterbudgets ist festgestellt[1]), daß bei dem Arbeiter in Zentraleuropa

[1]) Vgl. insbesondere Hampke, Die Ausgabebudgets der Privatwirtschaften, Jena 1888.

die Ausgabe für Speise und Trank 60—65 % der Gesamtausgaben in Anspruch nimmt. Es folgen die Ausgaben für Kleidung und Wäsche und jene für Wohnung, jede dieser beiden mit im Durchschnitt 10—15 %, wobei aber die Unter- und Obergrenze bei der Miete viel weiter auseinandergehen, als bei der Kleidung. Die Ausgaben für die Miete sind nämlich außerordentlich verschieden in Stadt und Land, in ersterer 10—20—25 %, auf dem Lande nur 5—6—8 %. In der Stadt steht also die Miete hinsichtlich ihrer Ausgabenbedeutung der Kleidung voran, auf dem Lande ist es umgekehrt.

Diese Verhältniszahlen wechseln mit höherem und niedrigerem Einkommen. Und zwar scheint sich diese Veränderung des verhältnismäßigen Anteils der verschiedenen Ausgabezwecke an den Gesamtausgaben ganz gesetzmäßig zu vollziehen. In der That hat man versucht, „Gesetze" hiefür aufzustellen. Zuerst hat der an Ideen überaus fruchtbare Statistiker Ernst Engel (Zeitschrift des statistischen Bureaus des sächsischen Ministeriums des Innern, Jahrgang 1857) gemeint aussprechen zu dürfen: „Je ärmer durchschnittlich eine Familie ist, um so mehr Prozente der Gesamtausgaben verwendet sie durchschnittlich auf Nahrung." Laspeyres hat dies mit den Worten bestätigt (Concordia 1875): „Je wohlhabender eine Familie ist, eine um so größere Summe, aber einen um so geringeren Bruchteil der Einnahmen verwendet sie auf Nahrung." Aber Engel hat seinem Gesetz einen noch schärferen mathematischen Ausdruck gegeben, indem er meinte: „Die Höhe der Ausgaben für Nahrung, in Prozenten der Gesamtausgaben ausgedrückt, wächst bei Abnahme des Wohlstandes in geometrischer Progression." Er ist damit zu weit gegangen. Wollte Engel mit jener Progression auch nur ein Ungefähr bezeichnen, so ist doch auch in dieser Weise ausgelegt sein „spezialisiertes Gesetz" nicht richtig. Die Wirklichkeit läßt eine nähere Formulierung des eingangs ausgesprochenen Gesetzes nur in der Weise zu, daß — in Deutschland wenigstens — die 60 % Nahrungsausgaben bei über 900 oder 1000 Franken Einkommen unterschritten werden, d. h. von hier an der bruchteilige Aufwand für Speise und Trank herabzugehen beginnt. Und zwar scheint er zuerst rascher herabzugehen, dann langsamer. Bei 20000 Franken Einkommen nehmen Speise und Trank nur mehr etwa 20 % des Einkommens oder doch nicht allzuviel mehr in Anspruch. In 40808 Hamburger Familien-

budgets, von 1863, die Laspeyres untersucht hat, betrugen bei einer durchschnittlichen Gesamtausgabe von

750	Fr. die Nahrungsausgaben	503	Fr.	= 67 %
1800	„ „ „	1020	„	= 57 „ (56,7)
5700	„ „ „	1950	„	= 34 „ (34,2)
18000	„ „ „	3910	„	= 22 „ (21,7)

Es ist aber klar, daß es nicht gleichartige Speisen und Getränke sein können, für welche der ein Einkommen von 20000 Franken Genießende 4000 Franken ausgibt, wie jene, die der Verdiener von 750 Franken mit 500 Franken bezahlt. Der erstere mit dem 27fachen Einkommen nimmt nicht im Verhältnis von 4000 : 500 das achtfache an Speisen zu sich. Allerdings sind in jenen 4000 Franken auch die Ausgaben für Speise und Trank nicht bloß von Frau und Kind, sondern auch der Dienerschaft enthalten; aber doch hat der ein Einkommen von 20000 Franken Genießende in der Regel nicht auch gleich so viel Dienstboten zu versorgen, um sich mit ihnen in die gleichen Speisen in der gleichen Menge teilen zu müssen, wie sie der Bezieher eines Einkommens von 750 Franken verzehrt. Die Entwickelung mit steigendem Einkommen erfolgt nicht in der Masse, sondern in der Qualität, und zwar läßt sich sagen, daß bei niedrigstem Einkommen Brot- und Kartoffelkost mit vorwiegender Kartoffel und fast vollständigem Verzicht auf Fleisch die Regel ist, und daß dann mit jeder Einkommensbesserung die Kartoffel zurücktritt und ihre Stelle, während der Brotverbrauch ziemlich gleich bleibt, vom Fleisch eingenommen wird. Mittlere Einkommen sind durch eine sehr starke Vertretung der Fleischkost, und hohe Einkommen durch große Ausgaben für Obst und Getränke ausgezeichnet. Der Stufen hat man danach etwa fünf zu unterscheiden: 1. Kartoffel und Getreide mit Betonung der Kartoffel; 2. Kartoffel, Getreide, etwas Fleisch, die Kost vorzugsweise Getreide-, d. h. Mehlkost; 3. Getreide, bezw. Mehl- und Fleischkost, paritätische Kost; 4. die Kost bei gleichbleibendem Mehlverbrauch, aber wachsendem Fleischverbrauch, vorzugsweise Fleischkost; endlich 5. die unter 4. geschilderte Kost, mit Heranziehung teuren Obstes und teurer Getränke.

Was die nächste Ausgabenkategorie, die Ausgaben für die Wohnung betrifft, so hat hier der Statistiker Schwabe eine ähnliche Tendenz festgestellt, wie sie beim Nahrungsaufwand obwaltet, nämlich, daß bei steigendem Einkommen der Wohnungsaufwand wohl absolut größer, prozentuell aber geringer wird,

während Hampke meinte, auf Grund Hallenser Materials, erst wenn ein Einkommen von 3000 Mark erreicht ist, eine Verminderung der prozentuellen Ausgaben zugeben zu dürfen, wobei er aber hinzufügt, daß wenn als Wohnungsaufwand nicht bloß die Miete, sondern auch Wohnungsausstattung verstanden werde, bis auf Einkommen von 30 000 Mark hinauf der Wohnungsaufwand relativ gleich bleibt.

Eine andre Tendenz als bei Nahrung und Wohnung macht sich bei dem Kleider- und Wäscheaufwand bemerkbar. Er steigt nämlich mit sich erhöhendem Einkommen nicht bloß absolut, sondern auch relativ. Etwa 6 % bei 600 Franken Einkommen betragend, ist er 10—15 % bei 1000 Franken Einkommen, und durchschnittlich etwa 20 % bei 2000 Franken Einkommen. Dann tritt unter Umständen eine Stockung, hin und wieder sogar ein Rückgang ein.

Um das bisher Gesagte zu resumieren, so läßt sich sagen: Alle drei Ausgabeposten steigen mit steigendem Einkommen, aber der Nahrungsaufwand sinkt prozentuell, sobald man zu den höheren Arbeitereinkommen gelangt, der Mietaufwand gleichfalls, doch erst von einer entfernteren Grenze an. Der Wohnungsaufwand insgesamt steigt im Maße des Einkommens, die Prozente bleiben gleich. Der Kleideraufwand endlich steigt nicht nur absolut, sondern auch relativ. Näher aber als in dieser Weise lassen sich die in der Einkommensverwendung geltenden Tendenzen nicht bezeichnen.

Diesen Ausführungen seien einige Mitteilungen aus dem Budget eines ganzen Volkes, und zwar eines reichen, des englischen, angefügt. Der englische Statistiker Leone Levi entwirft in seinem Werke: „Wages and earnings of the working classes“ 1885 (S. 69) davon folgende Tabelle:

Totalausgaben	879 700 000	Pfd. Sterl.	= 22 Milliard. Fr.
Davon Ausgaben für:			
Speise und Trank . . .	500 400 000	„	= 56,8 %
Kleidung, Wäsche, Silberzeug, Juwelen	147 800 000	„	= 16,8 „
Wohnung (auch Einrichtung), Heizung, Beleuchtung, Wasser	116 400 000	„	= 13,2 „
Tabak	13 100 000	„	= 1,5 „
Erziehung, Kirche und Lektüre	35 000 000	„	= 4,0 „
Ortsbeförderung	7 000 000	„	= 0,8 „
Theater und Amüsement .	12 500 000	„	= 1,5 „
Steuern	47 500 000	„	= 5,5 „

Die Prozentziffern für die hervorragendsten Ausgaben: Speise und Trank, Kleidung, Wohnung, wie Leone Levi sie hier schätzungsweise angibt, stimmen deutlich mit den vorhin von uns mitgeteilten überein. Wir stellten fest, daß die arbeitenden Klassen für Speise und Trank 60—65 %, bei sehr geringem Einkommen noch mehr verausgaben; die englische Ziffer ist 56,8 %, etwas niedriger, weil auch die Ausgaben der Wohlhabenden und Reichen einbezogen sind, welche für den gleichen Zweck prozentuell weit weniger aufwenden. Ebenso fallen die unter den beiden Haupttiteln Wohnung und Kleidung nachgewiesenen Ausgaben von 16,8 und 13,2 % mit den von uns aus deutschen Budgets ausgezogenen Daten ziemlich zusammen. Leone Levi teilt übrigens die gesamten Ausgaben in solche der arbeitenden und der mittleren und reichen Klassen und berechnet, bezw. schätzt die Ausgaben:

der arbeitenden Klassen[1]		der mittleren und höheren Klassen
im ganzen auf		
421 500 000 Pfd. Sterl.		458 200 000 Pfd. Sterl.
woran beteiligt sind die Ausgaben für		
	arbeitende Kl.	mittlere u. höhere Kl.
Speise und Trank	mit 70,9	41,7
Kleidung 2c.	„ 15,0	19,0
Wohnung 2c.	„ 9,2	16,8
Tabak	„ 2,1	0,9
Erziehung, Bücher 2c.	„ 0,9	6,8
Ortsbeförderung	„ 0,2	1,3
Amüsement	„ 0,5	2,1
Steuern	„ 1,2	9,4

Auch diese Ziffern setzen sich nicht in Widerspruch mit den von uns festgestellten Gesetzmäßigkeiten der Ausgabenbeteiligung und Ausgabenentwickelung. Daß der Aufwand für Speise und Trank mit zunehmendem Einkommen prozentuell abnimmt, der Kleideraufwand dagegen ebensowohl absolut, wie auch relativ steigt, haben wir festgestellt. Vom Wohnungsaufwand meinten wir allerdings, daß er sich prozentuell bei niedrigerem und höherem Einkommen ziemlich gleichbleibt; doch kommt bei summarischen Ziffern wie den obenstehenden in Betracht, daß die arbeitenden Klassen zu viel größerem Teile auf dem Lande wohnen als die mittleren und höheren Stände, so daß für ihre Gesamtheit eine geringere Miete in Anschlag kommt. Bemerkenswert ist der so viel höhere Aufwand, den die mittleren und reichen gegen die arbeitenden Klassen für die unter Erziehung

[1]) Mit Einkommen unter 150 Pfd. Sterl. = 3750 Fr.

summarisch zusammengefaßten Zwecke, sowie für Ortsbeförderung, „Amüsement", und doch auch gleich für Steuern machen.

Eine nähere Erklärung bedürfen noch die Prozentziffern der Ausgaben für Speise und Trank. Sie sind in England auffallend hoch für die arbeitenden Klassen: 70 %, trotz der verhältnismäßig guten Lebensstellung des englischen Arbeiters, hoch aber auch für die oberen „Hunderttausend". Es ist kaum zuviel gesagt, wenn man schätzt, daß in Deutschland die einen wie die andern für den gleichen Zweck in gleicher Lebenslage je um 10 % weniger, d. h. ca. bloß 60 und 30 % aufwenden dürfen. In England sind aber an der Gesamtausgabe von 500 400 000 Pfd. Sterl. für Speise und Trank, bezw.:

	299 400 000 Pfd. Sterl. bei den arbeitenden Klassen	201 000 000 Pfd. Sterl. bei den mittleren und höheren Klassen
	beteiligt mit Prozenten	
Brot, Kartoffeln, Gemüse	28,1	21,7
Fleisch und Fische . . .	19,6	27,7
Butter, Käse, Milch u. Eier	12,8	19,7
Obst	1,1	3,9
Zucker, Thee, Kaffee . .	12,7	8,7
Bier und Branntwein .	28,8	14,3
Wein	0,3	4,0

Wir wiederholen, daß diese Ziffern nicht auf direkten Erhebungen, sondern auf Schätzungen beruhen, aber auf solchen, die mit Hilfe zuverlässigen Materials von einem Kenner der Verhältnisse rechnerisch gewonnen wurden. Aus diesen Gründen kommt den vorliegenden Ziffern zweifellos größere Brauchbarkeit zu als dem, was wir so allgemeinhin zu beobachten glauben, und woraus wir nur zu oft die schwerwiegendsten Folgerungen ziehen. Speziell die eben vorgeführten Daten zeigen, daß sich die Nahrung bei den oberen und den arbeitenden Klassen in England nicht so sehr verschieden zusammensetzt.

Die vorliegenden Daten geben uns aber wieder Veranlassung, auf deutsche Budgets zurückzukommen. Wir hätten uns ohne sie nicht erlaubt, die in einem Schriftchen „Dr. Karl, Ein Beitrag zur Beurteilung des Verbrauchs und der indirekten Abgaben bei verschiedenem Einkommen" (in den „Volkswirtschaftlichen Zeitfragen", Heft 84, Berlin 1889) gebrachten Ziffern zu benutzen. Dr. Karl hat für sechs Haushaltungen, denen verschiedene Einkommen von 4100 bis 18 000 Mark zur Verfügung standen, den Ausgaben-Etat ermittelt, wie er sich im Durchschnitt einiger Jahre ergab. Dies schien uns auch nicht

entfernt eine genügende Unterlage für Schlüsse auf den Haushalt der mittleren Klassen in Deutschland zu sein. Aber was diese Ziffern sagen, stimmt wieder in so vielen Stücken mit dem, was uns Leone Levi aus dem Haushalt der entsprechenden Klassen in England mitteilt, daß wir unser Mißtrauen gegen sie bis zu gewissem Grade überwunden haben und sie dem Leser nicht ganz vorenthalten zu müssen glauben. Wir heben aus den sechs Budgets, die Karl uns vorführt, drei heraus, welche uns in höherem Grade typisch erscheinen als die übrigen, jene, wo es sich um Einkommen von F 4100 Mark, E 6400 Mark und B 15000 Mark handelt. Ueberall ist aus diesem Einkommen eine Familie zu ernähren. Rechnet man mit Karl ihre jüngeren Mitglieder nur zu einem Bruchteil einer Personaleinheit und die Dienstboten zu 0,6, so waren bei F 5,72 Personaleinheiten zu versorgen, bei E 5,23 und bei B 3,55 (Einheiten bloß der Familie aber bei F 3,35, bei E 3,30, bei B 2,95). Karl teilt die Ausgaben in 21 Kategorien. Ziehen wir einige von ihnen zusammen, so ergibt sich nachstehendes Bild:

		B	E	F
Einkommen	Mark	15000	6400	4100
Ausgaben für				
Brot, Mühlwaren	„	233	254	160
Fleisch, Fleischwaren . . .	„	943	734	385
Milch, Butter, Käse	„	321	333	223
Gemüse, Obst, Kartoffeln . .	„	458	340	125
Kolonialwaren u. Zuckerwerk	„	288	294	126
Getränke aller Art	„	876	175	120
Speise und Trank	„	3119	2130	1139
Rauchen	„	340	110	90
Wohnung, Feuerung, Beleuchtung	„	2712	1535	1332
Einrichtungsgegenstände u. dgl.	„	1582	599	293
Kleider, Wäsche, Arzt . . .	„	2665	926	501
Löhne, Geschenke, Vereine .	„	991	313	269
Gesellschaften, Reisen . . .	„	1392	289	127
Blumen, Hunde, Vögel . .	„	208	43	11

Man sieht also: bei einem Einkommen von 4100 Mark werden 28 % für den Tisch des Hauses benötigt, über 32 % werden für Wohnung, Heizung, Beleuchtung ausgelegt, nicht viel mehr als 10 % für Anschaffung und Reinigung von Kleidern und Wäsche, sowie für Körperpflege und den Arzt. Der verhältnismäßig geringe Rest verteilt sich auf Ausgaben für Hausrat, Löhne u. dgl. Bei einem Einkommen von 6400 Mark

zeigen sich nicht die Luxusausgaben, sondern immer noch die sogenannten notwendigen wesentlich gesteigert. Für Speise und Trank wird auch prozentuell etwas mehr als in der vorigen Einkommensklasse aufgewendet, nämlich 33 %; für Wohnung 2c. prozentuell erheblich weniger, nämlich 24 %, wenn auch absolut etwas mehr, beide Posten nehmen 57 % gegen 60 % im früheren Falle in Anspruch. Es verbleibt also hier und dort relativ ziemlich die gleiche Summe zur Deckung anderweitiger Ausgaben. Bei einem Einkommen von 15 000 Mark sodann beträgt der Aufwand für den Tisch des Hauses nur rund 20 % des Einkommens, und reichlich ein Viertel hievon entfallen auf Getränke, während solche bei den Einkommen E und F nur etwa mit einem Zehntel in den Gesamtausgaben für Speise und Trank figurieren. Auch die Ausgabe für Wohnung erreicht im Falle des Einkommens von 15 000 Mark noch nicht 20 % desselben. In den Vordergrund treten jetzt aber die Ausgaben für Hausrat und noch mehr jene für Kleidung und Wäsche. Speziell diese letzteren Posten beanspruchen jetzt Summen, die hinter dem Erfordernis für Wohnung nicht zurückstehen, während bei F das Verhältnis der beiden Ausgaben 5 : 13 ist. Auch für Gesellschaften, Reisen 2c. wird jetzt ein Aufwand gemacht, wie ihn die unteren Einkommensklassen selbst relativ nicht kennen: mit nahezu 10 % des Einkommens, während er bei E und F nur 3 % beträgt.

G. Ansprüche an den Fortschritt: die Bevölkerungsvermehrung.

Die indogermanische Sage, in der Fortbildung, die sie auf europäischem Boden erfahren hat, macht bekanntlich den Drachen zum verderbenschwangeren Bringer alles Reichtums. Es ist ein in seinem Werte höchst zweifelhaftes Geschenk, das er durch den Schornstein fahrend auf dem Herde niederlegt; mehr oder minder unmittelbar knüpft sich das Unheil daran. An diese Sage ist man erinnert, wenn man der Saat des nun über hundertjährigen Fortschritts, der uns Reichtum über Reichtum gebracht hat, Menschen in ungeheurer Zahl und alle Wohlleben heischend, entsprießen sieht.

Der technische Fortschritt, alle Arbeit der Entdecker und Erfinder hat in ein Faß geschöpft, welches, wenn auch nicht

das bodenlose der Danaiden, doch undicht ist, und derart einen Teil der in gewaltigem Strahle niederprasselnden Flüssigkeit wieder entweichen läßt. Um weniger bildlich zu sprechen: die technischen Errungenschaften des letzten Jahrhunderts sind zum Teil zu Schanden geworden an der maßlosen, in diesem Umfange nie erlebten Prokreation. Mit jeder Erfindung, die 10 aus 1 machte, gingen 5 Menschen ins Leben ein, statt vierer oder dreier, die genug gewesen wären. Der europäische Kontinent, im Jahre 1800 mit 175 Millionen Menschen besetzt, hat heute deren 360 Millionen zu versorgen. England (mit Wales), 1751 einer Bevölkerung von 6½ Millionen Menschen ein bescheidenes Wohlleben gewährend, hat heute Pflichten für eine solche von 30 Millionen. Sachsen, 1815 1 179 000 Menschen zählend, kommt nun für 3½ Millionen auf. Bloß um das Lebensniveau des Einzelnen, wie es zu Beginn des Jahrhunderts gegeben war, festzuhalten, mußte die gesamte Produktivität der Volkswirtschaft Europas eine Steigerung auf über das Doppelte, in England und Sachsen auf weit über das Dreifache erfahren[1]).

Wollte man den Vergleich etwas weiter zurück ins Altertum erstrecken, so würde zu notieren sein, daß das römische Weltreich bei Augustus Tode (nach Belochs, Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt, Leipzig 1887, uns zuverlässig scheinenden Berechnungen) 50 bis 60 Millionen Freie und Sklaven, genauer etwa 54 Millionen besessen hat, eine Ziffer, die nicht viel größer ist als die heutige Bevölkerung des Deutschen Reiches (mit 50 Millionen), und daß ganz Europa um den Anfang unsrer Zeitrechnung mit etwa 30 Millionen bevölkert war gegen jene 360 Millionen gegenwärtig. Italien hat im Altertum das Maximum seiner Bevölkerung um die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christo, in der Zeit seiner höchsten wirtschaftlichen Blüte, mit 7 Millionen erreicht, während

[1]) Die Produktivität ist gleich dem Realeinkommen, nicht gleich dem Vermögen.

es heute — das Königreich ohne Sizilien und Sardinien — trotzdem es ein armes Land ist, rund 28 Millionen beherbergt. (Jene Ziffer von 7 Millionen soll auch noch für die Renaissance gegolten haben!) Cäsar schätzt die Helveter jeden Alters und Geschlechts auf 368000 Seelen. Heute bietet die Schweiz 3 Millionen Unterhalt.

Wir führen dies alles — man erinnere sich — an, um die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe zu bezeichnen, welche der modernen Volkswirtschaft in ihrem Streben, steigende Menschenmassen entsprechend zu nähren und auszustatten, gestellt ist.

Man wird sich gestehen müssen, daß diesen kolossalen Zuwachsziffern gegenüber die vorhin ausgewiesenen Zahlen der Unversorgten, selbst wenn man die nicht der Armenpflege verfallenen Arbeitslosen hinzuzählen wollte, nicht erheblich sind. Sie sind es insbesondere dann nicht, wenn man bedenkt, daß diesem unaufgearbeiteten Rückstande nicht so sehr die Arbeitsfähigen, sondern die Alters-, Verstandes- und Charakterschwachen, die Kranken, die Witwen und Waisen und neben vom Unglück völlig Zerschmetterten die nur augenblicklich vom Sturm Verschlagenen angehören. Indes haben wir freilich die Größe unsrer „Unkultur" nicht so sehr an diesen Armenheeren, als an der kläglichen Existenz der vielen Millionen Mitarbeiter am Fortschritt gemessen. Sollte ein Teil der Schuld nun auch hier — also beispielsweise an jenen höchstens 1200 Mark, mit welchen sich 70 % aller preußischen Haushalter durch das Leben schlagen müssen — der Bevölkerungsvermehrung zuzuweisen sein?

Henry George, der sich diese Frage stellt, verneint sie, und der Sozialismus, aber auch die meisten Nicht-Sozialisten thun desgleichen. Rümelin dagegen hat es abgelehnt, über diesen (Georgeschen) Standpunkt überhaupt zu diskutieren, da die Sophistik denn doch zu durchsichtig sei, um einer ernsthaften Widerlegung zu bedürfen. Thatsache ist, daß trotz Rümelin der Sozialismus zu jenem Standpunkt hält.

Indem wir nun daran gehen, uns mit demselben auseinanderzusetzen, beabsichtigen wir nicht, die ganze große Bevölkerungsfrage an dieser Stelle aufzurollen — solches ist in Zusammenhang mit den vorzuschlagenden Maßnahmen der Bevölkerungspolitik dem zweiten Bande vorbehalten – aber doch wird es, da die strittige Frage das größere Problem in einem seiner zwei Kernpunkte aufgreift, ohne einige Vertiefung in den Gegenstand nicht abgehen.

Die Theorie von Henry George gipfelt in der Erklärung, daß in jedem gegebenen Zustand der Civilisation eine größere Anzahl von Menschen, als Gesamtheit, besser versorgt werden kann als eine kleinere. „In einem Zustande der Gleichheit würde die natürliche Bevölkerungszunahme beständig darauf hinwirken, jeden Einzelnen reicher und nicht ärmer zu machen." Der Beweis für die Richtigkeit dieser Thesen wird statistisch und theoretisch geführt. „Die Thatsachen — meint Henry George — sind so greifbar, daß man nur die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken braucht." „Ist nicht unter ähnlichen Verhältnissen — d. h. in Ländern von gleichartiger Bevölkerung auf gleicher Civilisationsstufe — das am dichtesten bevölkerte Land auch das reichste? Sind nicht die dichtbevölkerten östlichen Staaten (von Nordamerika) im Vergleich zur Bevölkerung reicher als die schwächer bevölkerten westlichen oder südlichen Staaten? Ist nicht England, wo die Bevölkerung noch dichter als in den östlichen Staaten ist, auch im Verhältnis reicher? Woher kommt das überströmende Kapital zu gewinnbringender Anlage? Kommt es nicht aus den dicht bevölkerten Ländern zu den schwach bevölkerten? — Alles dies zeigt unwiderleglich, daß der Reichtum am größten, wo die Bevölkerung am dichtesten ist, daß die Güterproduktion, die auf eine gegebene Summe von Arbeit kommt, mit steigender Bevölkerung zunimmt. Auf gleichem Niveau der Zivilisation, auf gleicher Stufe der produktiven Gewerbe, der politischen Verfassung ꝛc. sind die bevölkertsten Länder immer die reichsten."

Für die Interpretation dieser „Thatsachen" geht H. George

auf das Phänomen der Produktivität der Arbeit ein. „Die reichsten Länder", belehrt er uns, „sind nicht die, wo die Natur am verschwenderischsten ist, sondern jene, wo die Arbeit am wirksamsten ist." „Zwanzig vereint arbeitende Leute werden auch da, wo die Natur geizt, mehr als zwanzigmal so viel Güter produzieren, als ein einziger an einem Orte produzieren kann, wo die Natur überaus freigebig ist. Je dichter die Bevölkerung ist, desto größer wird die Teilung der Arbeit, desto bedeutender die Ersparungen bei der Produktion und bei der Verteilung. Somit ist das genaue Gegenteil der Malthusischen Lehre wahr, und innerhalb der Grenzen, in denen, wie wir mit allem Grund annehmen dürfen, die Bevölkerungszunahme noch fortschreiten wird, kann in jedem gegebenen Zustande der Civilisation eine größere Anzahl Menschen eine verhältnismäßig größere Summe von Gütern produzieren und ihre Bedürfnisse besser befriedigen, als es eine kleinere Anzahl vermag."

Aehnliche Meinungen sind — wie erwähnt — schon vor Henry George vertreten worden [1]). Der deutsche Nationalökonom Friedrich List sucht darzuthun, wie die Vermehrungsmöglichkeit der Bevölkerung ihren Maßstab habe an der jederzeitigen Organisation der produktiven Mittel und wie die fortwährende Verbesserung dieser letzteren der Uebervölkerungsfurcht Unrecht zu geben geeignet sei. Der Statistiker Ernst Engel meint ganz wie Henry George, daß gerade die größere Volksdichtigkeit die Möglichkeit größeren Wirtschaftseffektes bei gleicher Kraftanstrengung gewährleiste. Die Menschenmenge bedeute die Möglichkeit der Arbeitsteilung und Arbeitskombination und bedeute gleichzeitig einen Markt. Aehnlich vordem auch Carey und Bastiat.

Alle diese Letztgenannten wollen keinen Beweis gegen die Einrichtungen unsrer Gesellschaft führen; sie finden, insofern

[1]) Vgl. Elster, „Bevölkerungswesen" im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

größere Menschendichtigkeit den Wohlstand des Landes zu steigern vermag, diesen ziemlich schon unter den heutigen Verhältnissen verwirklicht. Ein andres Gesicht nimmt die gleiche Theorie bei den Kritikern der heutigen Gesellschaftsverfassung an. Im Gegensatz zu List, Engel u. s. w. nehmen sie eine Uebervölkerung als heute gegeben und meinen die Realisierung ihrer Theorie, wonach ein Mehr an Menschen ein noch größeres Produkt an Gütern schafft, nur in einer andern Gesellschaft erhoffen zu können. In diesem Sinne hat schon Godwin, durch dessen Arbeiten Malthus zur Abfassung seines berühmten Buches angeregt worden sein soll, und Sismondi, der Genfer Sozialpolitiker, geschrieben. Und nicht anders meint es Friedrich Engels, wenn er ausspricht, daß jeder Erwachsene mehr produziere, als er verzehren kann.

Mit Engels gelangen wir ins direkt sozialistische Fahrwasser, und da ist die Reihe dann selbstverständlich mit Karl Marx zu schließen, der die sogenannte Uebervölkerung aus den historischen Naturgesetzen der kapitalistischen Produktion erklärt. Nicht wie Plautus erklärt: „Homo homini lupus", sondern (S. 443) die Maschine, „das Arbeitsmittel erschlägt den Arbeiter" (indem es ihn überzählig macht). Marx nennt die Malthusische Theorie als aus den moralischen und praktischen Bedürfnissen der Bourgeoisie abgezogen. Denn „weit bequemer und den Interessen der herrschenden Klassen viel entsprechender" sei es ja, die „Uebervölkerung" aus den „ewigen Gesetzen der Natur", statt aus der Schuld dieser Gesellschaft zu erklären. Wenn die Bevölkerung „sich gegenseitig auffrißt" (Carlyle) — moderner Kannibalismus —, also doch wieder der römische Dichter Recht behält, so sei dies der industriellen Reservearmee zu danken. Die Bettler führen den Straßenkampf mit den Armen, und das bestimmte Kontingent muß Jahr für Jahr dem Moloch geopfert sein.

Nicht alle Sozialisten teilen übrigens die Auffassung der deutschen Schule, so beispielsweise nicht die englischen „Fabier", die Mitglieder der Fabian Society, diese sind Malthusianer.

In der deutschen „Hochkirche“ dagegen ist auch der Anti-Malthusianismus zu einem Dogma erster Ordnung (deren Annahme bekanntlich zur Seligkeit unerläßlich) ausgerufen; wenn jemand andrer Ansicht zu sein vorgibt, so kann er, wie der „Vorwärts“ vom 26. September 1891 bestätigt, nur vom bösen Geist der mala fides besessen sein.

Brentano stellt zwar einmal fest (Das Arbeitsverhältnis gemäß dem modernen Recht, S. 207), „die große Mehrzahl der bedeutendsten Nationalökonomen“ gehöre zur Gefolgschaft des prinzipiellen Malthusianismus. Aber was will das vor den Ketzerrichtern heißen! Man möchte den Arbeitern weißmachen – „vorschwindeln“, heißt es in dem vorgenannten Blatt —, ein Zuviel an Bevölkerung sei auch ohne Zuthun des Kapitalismus möglich. Doch die Arbeiter wissen, was sie von dieser Bauernfängerei zu halten haben und bilden sich ihre „eigene“ Meinung. Um wörtlich zu zitieren, so lesen wir: „Der alte Malthus geht immer noch um, und es gibt furchtsame Menschen, die in Schreck geraten, sobald sie das modrige Gespenst sehen.“ Diese „Angstphilister“ wissen nicht, daß „alle die alten dicht bevölkerten Länder“ auch heute nur mehr „einen verhältnismäßig geringen Bevölkerungszuwachs aufweisen“, alle Furcht also in der That höchst überflüssig ist.

Auch der Umstand, daß der als Arbeiterfreund anerkannte Albert Lange (sein letztes Wort vgl. in der „Geschichte des Materialismus“ II, S. 481 ff.) oder der heute zum Sozialismus bekehrte Franz Mehring (Die deutsche Sozialdemokratie, 2. Aufl., S. 192) sich ins Lager des „modrigen Gespenstes“ schlugen, letzterer mit den Worten, die (Malthusische) Hypothese sei nun als „naturwissenschaftliche Thatsache“ ausgewiesen und anerkannt, wird keinen rechtgläubigen Sozialisten zu einem Schritt vom Wege ab verführen.

Rümelin (im Schönbergschen Handbuch der politischen Oekonomie, I. Band) hat sich, wie oben erwähnt, nur mit Ueberwindung entschließen mögen, ein paar Worte zu jener Annahme, ein Zuviel der Bevölkerung sei unmöglich, zu sagen.

Es sei deswegen schwer, hier Stellung zu nehmen, „weil man sich scheue, die trivialsten Wahrheiten zu erwähnen". Rümelin läßt sich denn auch nur zu einer knappen Widerlegung herbei, und verweist darauf, daß neben der Arbeit Natur und Kapital nötig seien, um Werte zu erzeugen, und daß der Wert auch eine stete Nachfrage nach den Objekten, denen er beigelegt werden will, zur Voraussetzung hat; wenn diese Nachfrage aber oder jene Hilfsmittel der Arbeit nicht vorhanden seien, habe der Arbeiter die Anwartschaft, dem Hungertode zu verfallen.

Rümelin geht mit diesen Ausführungen allerdings weniger auf die Argumente der Sozialisten, wie auf die der anderweitigen Gegner der Malthusischen Lehre ein, und wir dürfen darum nicht hoffen, daß die kurze Abfertigung, zu der er sich versteht, Jedermann überzeugt. Und weiter noch: uns scheint dieselbe die Sache in der That nicht zu erschöpfen, und richtige, mit entscheidende Gesichtspunkte ganz zu übergehen.

Henry George beruft sich zuerst auf die sinnenfällige Erfahrung: von Ländern auf gleicher Kulturstufe sind die dichter bevölkerten die reicheren. Siehe England, siehe in der amerikanischen Union die Ost- gegen die Weststaaten! — Was ist hierzu zu bemerken?

Das gleichzeitige Auftreten von Bevölkerungsdichtigkeit und nationalem Reichtum in England und auf amerikanischem Boden in den Neuenglandsstaaten ist nicht zu leugnen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß *weil* sie dicht bevölkert, sie *auch* die reicheren sind — vielleicht steht es gerade umgekehrt, daß weil sie die reicheren, sie auch dichter bevölkert sind. Ohne den produktiven Wert einer *gewissen* Bevölkerungsdichtigkeit zu übersehen, wird man doch auch kaum leugnen können, daß gerade in diesen reichen Ländern und Gebieten auch die Bevölkerungs-*Ueberschüsse* größer sind. Henry George selbst hat ja diesen Gegensatz aufs schärfste markiert: wie der Reichtum und das Elend ein untrennbares Paar bilden. Uebrigens — ist die Masse wirklich reicher in England und in den amerikanischen Oststaaten als anderswo? Ist unter allen Arbeitern nicht viel-

mehr der australische, auf dem weitaus am dünnsten bevölkerten Kontinente der am besten gestellte und nicht in dem verhältnismäßig auch noch dünn bevölkerten Nordamerika der Arbeiter wieder besser dran als im Mutterland? Was Henry George Reichtum eines Landes nennt — die Fähigkeit, andern zu leihen — ist der Reichtum einer kleinen Zahl mit Glücksgütern Gesegneter. Anzunehmen aber, daß diese Vermögen der Dichtigkeit der Bevölkerung allein oder auch nur vorzugsweise zu danken seien, ist sehr gewagt. Die Dichtigkeit der Bevölkerung über ein Land hin oder in einem städtischen Gebiete vermag allerdings an sich schon Renten zu schaffen. An diese Renten, welche den Haus- und Grundbesitzern und den Inhabern ähnlicher Monopole zufließen, denkt Henry George an dieser Stelle aber weniger, wie an die reelle Produktivität der Volkswirtschaft. Auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet sei das Einkommen in dichter bevölkertem Gebiete höher als in andrem. Da sind wir aber vom Gegenteile überzeugt: daß nämlich auf den Kopf der Bevölkerung das Einkommen in Australien größer ist als in Nordamerika, und in Nordamerika größer als in England[1]).

Anders beim Vermögen. Vermögen pro Kopf gibt es in Großbritannien und den Neuenglandsstaaten wohl mehr als an den pazifischen Küsten. Hiefür wirken aber eine Reihe von Umständen zusammen, die der Bevölkerungsdichtigkeit nicht zu danken sind. Jene reicheren Gebiete sind die älteren; sie haben viel früher zu sammeln begonnen. Als die älteren haben sie wirtschaftliche Zentra gebildet, in welche Vermögen aus den jüngeren Ländern hinüberströmt; lange Zeit sind ihnen diese jüngeren Gebiete, bloß weil jünger, tributär gewesen, und sind es heute noch. Als im Mississippithale an den Urwald kaum

[1]) Als Mulhalls Dictionary so weit erschienen war (Ende 1891, S. 320), erfuhren wir in der That, daß, nach ungefährem Anschlag, das Kopfeinkommen im Vereinigten Königreich auf 33,7, in der Nordamerikanischen Union auf 39, in Australien auf 40,2 Pfd. Sterl. sich belaufen soll.

noch die Axt gelegt war, und in den weiten Ebenen von Kansas, Nebraska, Dakota der Indianer, unendlich fern von aller europäisierenden Kultur sich fühlend, in der Weise seiner Väter auf die Büffeljagd ging und die Skalps an seinem Gürtel zählte, legten in Philadelphia, in Boston, in New-York Schiffsreder, Handelsleute, Bankiers, Fabrikanten schon Dollar auf Dollar. Kalifornien ist noch mexikanische Provinz gewesen, Australien nahm noch Gefangenentransporte auf, als über den Broadway schon eine bunte Menge flutete und in Wallstreet der Dienst des goldenen Kalbs nach allen Regeln der Kunst versehen war. Was aber England betrifft, so „sammelt" es nun seit fünfhundert Jahren. Im 15. und 16. Jahrhundert, auch früher, prägte es Wolle und Tücher zu blanken Souvereigns, im 17. und 18. Jahrhundert nahm es sich „väterlich" der Kolonien an, und vor allem im 19. schwang es sich durch seinen Reichtum an Kohle, an Eisen, an Erfindungen, an Initiative zur industriellen Vormacht empor. Die Besiedelung des Landes wurde dichter, weil aus jenen Verhältnissen ein Menschenbedarf entsprang, weil die Voraussetzungen und Bedingungen für die Erhaltung einer größeren Bevölkerung gegeben waren; aber das prius ist diese Dichtigkeit der Bevölkerung nicht gewesen[1]).

Ratzel spricht (in seiner Anthropogeographie 1891, S. 286) von den unglücklichen Ländern, „die bis zum Rande mit Menschen gefüllt sind, so daß jegliches Schwanken der Lebensgrundlage einen Teil der Vernichtung anheimgibt, und die ihre Hilfsquellen und -mittel nicht in dem Maße entwickelt haben, wie

[1]) Auch hier einige nachträgliche Ziffern nach Mulhall (a. a. O. S. 589). Er veranschlagt das Volksvermögen pro Kopf im Vereinigten Königreich auf 247 gegen 210 in der Amerikanischen Union und 370 in Australien. Danach hätte also Großbritannien selbst Vermögen nur wenig mehr als die Union (absolut sogar erheblich weniger: 9400 gegen 12800 Mill. Pfd. Sterl.) und Australien stünde sogar um rund 50% über dem Mutterlande!! Eine solche Rechtfertigung unsres Standpunkts durch die Ziffern einer Statistik, die, wenn auch sehr unsicher, doch ungleich wertvoller ist als die vage Anschauung, die wir von den Dingen haben und auf die H. George sich stützt, hätten wir nicht gehofft.

ihre Bevölkerung zunahm." Hier zumindest hätte also trotz dichter Bevölkerung diese die Garantien ihres Wohlergehens sich noch nicht geschaffen. In der That „noch nicht"? So daß die spätere Zeit wohl nachholen könnte, was bisher versäumt worden ist? „Kein deutlicherer Beweis für Völkergreisenalter" — fährt Ratzel fort — „als eine Dichtigkeit, wie Ferdinand von Richthofen sie in der abgeschlossenen Thalebene von Tschingtu-fu im westlichen Teile der Provinz Sz-tschwan fand, welche auf einem Areal von 133 Quadratmeilen 19 Städte, darunter eine von 800000 Einwohnern, enthält. Der geringste wahrscheinliche Betrag für die Dichtigkeit ist hier 31860 für die Quadratmeile." Hier scheint also „Greisenhaftigkeit" und übermäßige Dichte der Bevölkerung für Ratzel eins zu sein.

Henry George und Ernst Engel sind der Meinung, daß das enge Zusammenleben der Menschen an sich schon in unsrer Gesellschaft neue Fähigkeiten zur Entfaltung bringt, daß gleichsam die Reibung des Menschen am Menschen eine Kraft entstehen läßt, ähnlich wie Tuch an Bernstein den elektrischen Funken erzeugen. Sie treffen dabei allerdings mit einer allgemeineren Wahrheit zusammen, die Oskar Peschel (in seiner Völkerkunde) so ausspricht: „Jede Vermehrung der Bevölkerung auf einer gegebenen Fläche legt dem Menschen den Zwang auf, seine gesellschaftlichen Instinkte weiter auszubilden." Aber der Fehler unsrer Autoren ist die viel zu weit gehende Ausbeutung dieses Faktums, die Verkennung seiner historischen Relativität. An das Hirtenvolk gerichtet, hatte die Einladung des Alten Testaments „Seid fruchtbar und mehret euch" noch ihren Sinn. „Die Zunahme der Bevölkerung", sagt Ratzel, „bedeutet nicht bloß Verdichtung, sondern auch Befestigung. Und was festhält, das ist immer kulturfördernd." Das ist eine geschichtliche Wahrheit. Die Bevölkerung muß angesessen sein, um Kultur „zeugen" zu können. Daß darum aber die Verdichtung ins Unbegrenzte kulturfördernd sei, daß es eine Uebervölkerung für uns heute nicht geben könne, daß wo 10 Millionen Menschen Güter im Wert von 10 Millionen er-

zeugen, 15 Millionen Menschen es auf 20 Millionen bringen — das sind alles — vielleicht plausible, nichtsdestoweniger aber — durchaus falsche Behauptungen[1]). Engel und George stellen die Arbeitsteilung als abhängig von der Volksdichte hin. Klar ist jedoch, daß auch bei geringer Dichtigkeit in den einzelnen gewerblichen Produktionsstätten die wenigen Dutzende oder Hunderte, ja selbst Tausende, welche die größte Industrieunternehmung fordert, zusammengefaßt und organisiert werden können. In keinem Lande der Welt ist die Arbeitsteilung so weit getrieben und überhaupt die Arbeitsorganisation mit so großer Sorgfalt durchgebildet, wie in der nordamerikanischen Union. In den Maschinenfabriken Cincinnatis greift die Arbeit von 30—40 Leuten ineinander. In Massachusetts zählt man 58 Subdivisionen und 100 Klassen von Webern. „Der heutige Weber ist nur der 158. Teil eines Webers“[2]). Und doch hat die nordamerikanische Union nur 400 Menschen auf die Quadratmeile gegen 4600 in Deutschland, 14600 in der Kreishauptmannschaft Zwickau, 17000 in Ostflandern.

Wir gestanden der Engel-Georgeschen Behauptung zu, daß sie plausibel sei. Auch ein Quentchen Wahrheit macht, wenn man das Auge auf dieses Quentchen starr gerichtet hält, einen Zentner Unwahrheit „plausibel“. Und richtig ist ja, daß „je dichter die Menschen zusammenrücken, sie desto mehr Zeit und Mühe ersparen, welche von den weit auseinander Wohnenden auf den Verkehr verwendet werden muß.“ Aber diese Ersparnis macht die Volkswirtschaft nur um weniges fruchtbarer und reicht lange nicht aus für die Annahme, „daß in einem Zustande der Gleichheit die natürliche Bevölkerungszunahme beständig darauf hinwirken würde, jeden einzelnen reicher und nicht ärmer zu machen“, umsomehr als der „Ersparnis“ die städtische Konzentration, also die Entfernung der Verbraucher von den Produktionsstätten der Unterhaltsmittel entgegenwirkt.

[1]) Vgl. auch Knies, Die polit. Oekonomie. 2. Aufl. S. 64.

[2]) Vgl. Sartorius v. Waltershausen, Die nordamerikanischen Gewerkschaften, 1886. S. 118 ff.

Henry George gelangt schließlich dazu — in deutlicher Anlehnung an seinen Landsmann Carey — deswegen, weil der Mensch seinen Körper als Dünger dem Boden zurückgibt und mit undeutlichem Hinweis auf das Gesetz von der Erhaltung der Kraft die Unerschöpflichkeit der Naturmittel zu behaupten[1]). Damit ist uns aber, nachdem wir bisher bloß Kritik geübt haben, die Handhabe zur Entwickelung unsrer positiven Theorie geboten.

Wir greifen für diesen Zweck auf die Ausführungen des vorigen Abschnittes über die begrenzte Produktivität der Landwirtschaft und die geringsten Produktivitäten als Maßstab des Wertes aller übrigen zurück[2]).

Wir haben ausgeführt, daß die Steigerung der Produktivität in der Landwirtschaft weit langsamer vor sich geht, als in den meisten Industrien und der technische Fortschritt daher ein beschränkter ist. Es ist grundfalsch, was Henry George sagt und mit ihm die andern: „Die Fähigkeit, Güter irgendwelcher Art zu produzieren, ist die Fähigkeit, Unterhaltsmittel zu produzieren.“ National kann dies zur Hälfte richtig werden. Weltwirtschaftlich widerstreitet es der Erfahrung, da wir nicht Garn und Nägel essen, sondern Brot und Fleisch, und eine Verdoppelung der auf Garn und Nägel gerichteten Arbeitsproduktivität nicht als solche auch eine Verdoppelung der Produktivität auf dem Gebiete der Landwirtschaft und Viehzucht bedeutet.

Diese Erfahrung ist hier nun aber weiter zu entwickeln. Eine fernere Beobachtung sagt nämlich, daß im Gegensatze zu der Industrie ein Mehr an Produkten in der Landwirtschaft

---

[1]) „Wir treten,“ so sagt George wörtlich, „in das Weltall mit nichts ein, und nehmen beim Scheiden nichts mit fort. Physikalisch betrachtet ist der Mensch nur eine vorübergehende Form des Stoffes, eine wechselnde Art der Bewegung. Der Stoff bleibt und die Kraft dauert. Nichts wird vermindert, nichts geschwächt. Und hieraus folgt, daß die Bevölkerungsgrenze der Erde nur die Grenze des Raumes sein kann.“

[2]) Eine Theorie des „Grenzwertes“ auf andrem, bedeutenderem Felde.

meist nicht mit Erniedrigung der Kosten für die Einheit verbunden ist, sondern die zusätzlich geforderten Güter eines größeren Aufwandes bedürfen als die früheren. Es ist eine von der nationalökonomischen Theorie in ihrer Grundrentenlehre längst verarbeitete Wahrnehmung, daß man vom bessern Boden bei steigendem Bedarf zum schlechtern übergeht, und jeder weiß, daß es in der Welt besonders ergiebige, mittelmäßige und magere Böden gibt. Weiter dann! Wenn man in einer Spinnerei doppelt so viel Spindeln aufstellt, so kann man doppelt so viel Garn erzeugen als zuvor. Wenn man in einen Acker doppelt so viel Dünger thut, so wird das, was man vom Ertrag dem Dung dankt, damit in der Regel nicht verdoppelt, sondern bloß zu einem Bruchteile des Mehraufwands hereingebracht. Und eine Verdreifachung der Ration wird sich in noch kleinerem Maße als rentabel erweisen; zuletzt werden die Kosten den Ertrag sogar übersteigen. Endlich liegt noch die Erfahrung vor, daß nicht nur mehr Dünger von einer gewissen Grenze an sich nicht mehr im Verhältnis der Mehrzufuhr verwertet, sondern auch die weitere, daß, auf je geringere Böden man greifen muß, desto mehr jene Disproportion in die Erscheinung tritt, indem schlechtere Böden den Dünger noch weit weniger verwerten als gute. Was aber vom Dünger, gilt ganz ebenso für jede sorgfältigere Behandlung des Bodens, für jede Verintensivierung des Betriebs[1]). Daher auch der geringe geschäftliche Erfolg der sogenannten Musterwirtschaften, und mit daher die Zähigkeit, mit der der Bauer an den ein-

[1]) Vgl. darüber insbesondere Roscher, „Grundlagen der Nationalökonomie" § 34 u. 150, sowie „Nationalökonomik des Ackerbaues" § 30 ff. Weiters Puricelli, Ueber den wirtschaftlichen Erfolg der Düngung auf Böden von verschiedener natürlicher Fruchtbarkeit, 1891. Liebig, Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie (9. Aufl. 1876), spricht (S. 80) mit Beziehung auf J. St. Mill davon, „daß die Mehrerträge des Feldes nicht proportional der auf das Feld verwendeten Arbeit sein können." Die Erscheinung verhältnismäßig sinkenden Arbeits- und Aufwandertrags auch auf andern Gebieten beobachtet von Marshall, Principles of economics 1891, I.

fachen technischen Traditionen früherer Zeiten hängt. Es ist wie mit dem Entgegenkommen, das Menschen in der Gesellschaft finden. Sind sie aufdringlich, so wird ihnen die Thür gewiesen; sind sie bescheiden in ihren Ansprüchen, so gewährt man ihnen mehr als sie verlangen.

Wir wollen nun nicht behaupten, daß bisher schon mit sich vermehrender Bevölkerung der Durchschnittsertrag des in der Welt angebauten Ackerbodens oder mit Vieh besetzten Weidelandes zurückgegangen sei, aber daß, wenn die Zahl der Menschen geringer wäre, wir in der That die Maßeinheit landwirtschaftlicher Produkte mit geringerem Aufwande darzustellen vermöchten, ist zweifellos.

Seit Mitte des vorigen und Ende des 17. Jahrhunderts hat in mitteleuropäischen Kulturstaaten eine außerordentliche Erweiterung des landwirtschaftlich benützten Areals stattgefunden. Das Bild, das Macaulay in seiner Geschichte Englands von dem flachen Lande der britischen Insel, wie es vor zwei Jahrhunderten beschaffen war, entwirft, gilt genau so für den mitteleuropäischen Kontinent: „Viele Tausende (englische) Quadratmeilen, die jetzt mit reichen Getreidefeldern und Wiesen bedeckt, mit Hecken durchschnitten, mit Dörfern und freundlichen Landsitzen besetzt sind, waren damals Heideland mit Ginster überwachsen, oder Sümpfe mit wilden Entenschwärmen." In Frankreich, um dies ziffernmäßig zu belegen, hat sich bloß von der Restauration an bis etwa 1880 das Getreideland um 40 % ausgedehnt [1]).

Selbstverständlich waren es aber im Durchschnitt mindere Böden, an die man sich wandte. Nun ist trotzdem gewiß, daß die gesteigerte Produktivität auch der Landwirtschaft heute, ungeachtet der Inangriffnahme solcher minderer Böden, auf den Hektar Landes durchschnittlich keinen kleineren, ja selbst einen größeren Ernteertrag fallen läßt, als ihm vor jener Erweiterung

[1]) Vgl. Foville, La transformation des moyens de transport. 1880. S. 251.

des Areals zukam. Daß jedoch, wenn die Arbeit auf die besten Ländereien beschränkt geblieben wäre, wir heute auf ein gleiches Maß von Aufwand in der Landwirtschaft einen größeren Ertrag zu gewärtigen hätten, ist darum nicht minder zweifellos. Die Produktivität der Landwirtschaft wäre, auch wenn solcher minderer Boden nicht hätte verwendet werden müssen, vorgeschritten, und da besserer Boden auf den gleichen Arbeitsaufwand ein größeres Erträgnis liefert als mäßiger und schlechter, wäre auf die Arbeits- und überhaupt Aufwandspartikel ein Mehr an Produkt, bezw. auf einen geringeren „Kostenwert" ein größerer Leistungswert zu verzeichnen. So aber müssen die auf andern Produktionsgebieten erzielten Errungenschaften herhalten, um das landwirtschaftliche Defizit — immer verhältnismäßig gesprochen — zu decken: was dort an Arbeit gespart wird, wird hier zugesetzt.

Hiezu kommt noch, daß, wie die Dinge einmal liegen, die Kultur bis auf Ländereien fortgesetzt wird, wo sie direkt unergiebig genannt werden müßte, wären nicht die Bauern dahier, da alle andern Produktionsgebiete besetzt sind, bereit, ihre persönlichen Entbehrungen einzuwerfen im Sinne jenes Sprüchworts, das den Genügsamsten den Reichsten nennt. Ratzel (a. a. O., S. 249) erwähnt, wie schon heute „der Anbau in den deutschen Mittelgebirgen überall bis in Höhen hinaufgeht, wo er nicht mehr lohnend genannt werden kann, an den Südseiten durchschnittlich 100 bis 150 Meter höher als an den Nordseiten. Von der Eifel bis zum Altvater prägen von 700 Metern die spätreifen Roggenfelder wie ihre Bewohner den Hunger und die Not aus, etwa wie wenn sie in den Alpen zu 2000 Metern z. B. über Zermatt ansteigen." — —

So sehr nun die Beurteilung, die diese Verhältnisse und Entwickelungen fordern, auf der Hand zu liegen und sich dem Betrachter aufzudrängen scheinen, so wenig ist sie doch bisher Voraussetzung der Erörterungen über Bevölkerungs- und Nahrungsspielraum gewesen. Bebel (Die Frau) verweist unbedenklich auf Nordbrasilien und Südsibirien als noch unaufgeschlossene

und zur Mithilfe an der Lösung der sozialen Frage bereite Landschaftsgebiete, und der „Vorwärts“ sekundiert ihm mit der Bemerkung: „Wenn erst die Verwüstung und der Raubbau, die in der Natur des modernen Kapitalismus begründet sind, aufgehört haben werden und eine geregelte Produktion an Stelle des heutigen unheilvollen Wirrsals getreten sein wird, dann werden die Vorräte, welche die Erde für die Ernährung ihrer Bewohner zu liefern vermag, unendlich reicher und nicht so leicht zu erschöpfen sein.“ Der Engländer Cunningham (Use and abuse of money 1891) bemerkt, daß erst, wenn das Vierfache der gegenwärtigen Menschenzahl erreicht sei, also zirka 6000 statt der gegenwärtigen rund 1500 Millionen Menschen (nach Juraschek, Geographisch-statistische Tabellen 1891/92) die Erde bevölkern, von einem Anlangen an der Grenze der Ergiebigkeit gesprochen werden könne. Und noch weiter gehend, versichert Atkinson (The distribution of products. 1890), allen Ernstes, von dem für Weizenanbau fähigen Land der Erde sei bisher kaum $^1/_{20}$ besetzt und ein kleiner Teil der nordamerikanischen Union würde für die Versorgung der Welt genügen. Die sehr zweifelhafte Richtigkeit dieser Daten vorausgesetzt, übersehen sie mindestens das eine, daß nicht jedes Fleckchen Erde, das überhaupt Pflanzen trägt, darum schon so viel davon trägt, um die daran gewendete Arbeit bezahlt zu machen, so wie man sie heute und weiterhin bezahlt wünscht[1]).

[1]) Man vergleiche hier etwa auch, daß (wie Alfred Wallace — Remuner. Conf. S. 375 — mitteilt, nach englischen Verhältnissen) bloß 5 Menschen von der auf 100 Acres Weideland produzierten animalischen Nahrung leben können, während nicht weniger als 250 auf Weizenland und 683 Menschen auf Kartoffelland ihren Unterhalt finden. Der Uebergang von Kartoffel- zu Brot- und schließlich zu Fleischkost, der sich mit zunehmendem Einkommen nach vormitgeteilten Daten vollzieht, ist also an sich wieder geeignet, zur Inangriffnahme schlechteren Bodens in weitem Umfang zu verleiten. Der Ersatz der Kartoffel durch Fleisch erhöht den Bodenbedarf auf das 136fache. Nur zu begreiflich darum, wenn beispielsweise Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft aus d. geschichtl. Standpunkt 1878, I. S. 170 registriert, „daß man die animalische Nahrung in China

Die Thatsache der abnehmenden Fertilität zusätzlich in die Wirtschaft einbezogenen Landes und — von einer gewissen bald erreichten Grenze an — der abnehmenden Fertilität zusätzlich an den Boden gewendeten Aufwands liefert uns die Erklärung für manche auffallendste Differenzen im Völkerwohlstand. Wenn es in Australien und der Amerikanischen Union einen dritten Stand nicht gibt, wenn dagegen 800 Millionen Inder und Mongolen in den Sklavenfesseln eines unerhört erbärmlichen Lebens schmachten, so liegt die Erklärung mit in jenem Phänomen der „abnehmenden Fruchtbarkeit." Aehnlich wie in einer vom Feinde belagerten Stadt schließlich Ratten und Mäuse gegessen werden und Stiefelleder zum Range eines Leckerbissens aufsteigt, da der Hunger ja noch weniger „lecker" ist — wird schließlich, wenn die andrängende Menschenmasse es verlangt, auch die dünnste über den Stein gebreitete Humusschicht um ein Scherflein für die Armen angegangen.

Ueber die Lage des Arbeiters in Australien wurden jüngst folgende Daten mitgeteilt[1]): „So groß ist der allgemeine Wohlstand, daß der regelmäßige Dienstbotendienst ausstirbt und durch die gelegentliche Aushilfe junger Leute oder durch Einwanderer, bevor sie einen guten Posten erhalten, ersetzt wird." Ein Amerikaner (J. S. Jeans) schätzte für 1884 die durchschnittlichen Löhne in denselben Berufen in Australien um 3,6 % über den Durchschnitten von Massachusetts, um 77 beziehungsweise 157 % über jenen von Großbritannien und Deutschland. Diese Skala erklärt sich aber ganz einfach daraus, daß in Australien und Nordamerika noch nicht die minder ergiebigen Abbaugelegenheiten,

---

großenteils abgeschafft hat" und wenn sie seit Urbarmachung des Bodens in Europa zurückgegangen ist, um erst in unsrem Jahrhundert wieder einen Aufschwung zu erfahren.

[1]) Vgl. Stefan Bauer, Arbeiterfragen und Lohnpolitik in Australien, in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie 1891, 3. Folge, II. Bd. S. 669 ff. Allerdings scheinen die Mitteilungen dahier in manchen Stücken der Berichtigung zu bedürfen. Vgl. „Vorwärts" vom 12. März 1892. Augenblicklich ist Australien von einer Krise heimgesucht.

noch nicht die minder ergiebigen Produktivitäten haben in Angriff genommen werden müssen, um der Nachfrage zu genügen. Der Güterertrag der Volkswirtschaft auf den Kopf ist ein höherer, und auch der Arbeiter bekommt mehr ab davon. Genau so einfach führt sich die unsäglich niedrige Lebenshaltung des Inders darauf zurück, daß hier 10000 Menschen im Durchschnitt, und strichweise noch viel mehr aus der Quadratmeile die Nahrungsmittel pressen müssen, wo die reinen Ackerbaugebiete Mitteleuropas bei allerdings viel geringerer natürlicher Ergiebigkeit nur 2000 Menschen nähren [1]).

Es ist also unbestreitbar: ein Plus der Bevölkerung über ein gewisses Maß hinaus zwingt dazu, Produktivitäten aufzugreifen, die sonst des Anbaues nicht würdig geachtet würden, „Erzadern", die unter glücklicheren Verhältnissen dem tauben Gestein zugerechnet worden wären, anzubrechen und in den Schmelzofen zu schicken. Ein nicht geringer Teil der Armut um uns herum ist jener — wie erwähnt — einzig dastehenden Thatsache einer Bevölkerungsvermehrung binnen eines Jahrhunderts von 150 auf 360 Millionen in Europa und der Nichtachtung der Thatsache geringerer Fertilität neu in Kultur gezogenen Bodens zu danken.

Justus von Liebig hat — wie man weiß — den Untergang des römischen Weltreichs mit der Verwilderung der Landwirtschaft und der Erschöpfung des Bodens daselbst in engsten Zusammenhang gebracht. Diese Erklärung hat Anfechtungen erfahren, und sie scheint uns zum allermindesten die Erscheinung, um die es sich handelt, nicht in ihrem Kern zu packen. Es wird im zweiten Bande noch auseinanderzusetzen sein, wie die

[1]) Um noch eine besonders charakteristische Ziffer anzuführen, so sei bemerkt, daß die Zählung von 1890 in den Vereinigten Staaten 73045 Personen in Armenhäusern vorfand, d. h. auf eine Bevölkerung von 62622000 Menschen: 0,012 %, während selbst England am 1. Jan. 1891 192942 „Indoor Paupers" zählte, d. h. auf 29000000 Menschen 0,67 %, also 50mal so viel.

sklavenmäßige Organisation des spätrömischen Staates, der durch die Jahrhunderte fortgesetzte Raub am Menschentum eines ursprünglich freiheitbegabten Volkes dieses um die Kraft und Energie, die für die Zurückwerfung der nordischen Barbarenhorden erforderlich waren, gebracht hat. Daß wie die Führung aller Geschäfte, auch die der Landwirtschaft bei diesem System immer tiefer sank, war anders überhaupt nicht möglich. Wenn uns Liebig daher mit seiner Hypothese nur eine etwas oberflächliche Teilerklärung zu liefern scheint, so möchten wir doch seine Betrachtung über die römische Feldwirtschaft und ihre Folgen in gewissem Sinne in die Zukunft hin projizieren. Geringschätzung der Gesetze des Kraftersatzes ist allerdings die Gefahr der Zukunft nicht. Aber daß, *wenn* die Gesellschaft zu immer niedriger veranlagten Böden fortschreitet und immer größere Teile der auf andern Gebieten wachsenden „Arbeitsproduktivität" aufwenden muß, um diesen Leck zu stopfen, damit in der That ihrer Entwickelung engere Grenzen gesetzt sind, als sie es *sonst* wären — diese Feststellung scheint uns über jede Möglichkeit eines Zweifels erhaben zu sein.

H. Unterschätzung der fortschrittlichen Errungenschaften.

Der Fortschritt wird gleichzeitig *überschätzt* und *unterschätzt*: überschätzt als ökonomischer, unterschätzt als sozialer. Dies kann auch so gefaßt werden, daß wir, was uns der Fortschritt *vermittelt* hat, viel zu unbedeutend achten, sein absolutes Maß aber viel zu hoch anschlagen. Was uns gewährt worden ist, erscheint uns gering, kaum kennen wir es. Die *Mittel* der Gewährung dagegen stehen unter der optischen Täuschung des Vergrößerungsglases, indem wir von einzelnen und wenn auch absolut umfassenden, so doch relativ nicht dermaßen entscheidenden Fortschritten her generalisieren, indem vom Fortschritt überhaupt nur der rapideste, weil auffälligste, unsern Blick gefangen nimmt. Die *Errungenschaften* sind unauffällig. Die erlöschende Erinnerung an das Selbst-

erlebte wird dabei durch das unzureichende Wissen über das von unsern Vorfahren Erlebte unterstützt. Wir für uns haben freilich die zuversichtliche Empfindung, daß unser Erinnerungsbild, soweit es vorhanden, ein getreues sei. Aber darin bezeichnet sich nur ein weiterer psychologischer Defekt. Hätte sich — wir wissen nicht, ob es geschehen ist — die Psychologie mit der Frage, von welcher Art Lebenserfahrung wir das genaueste Bild bewahren, je beschäftigt, so wäre eines ihrer Resultate sicherlich gewesen, daß alles, was allmählich, im Uebergangswege geschah, in unsrer Erinnerung außerordentlich zurücktritt vor allem plötzlich Erlebten. Schopenhauer hat das Gedächtnis einmal mit einem Tuche verglichen, das geglättet, im nächsten Augenblicke sich wieder in die alten Falten legt, und mit einem Siebe, das die kleinen Körner durchfallen läßt und nur die großen aufbehält. Diese Bilder scheinen uns unzureichend. Näher liegt der, wenn auch minder packende, Vergleich mit einer zäh-elastischen Masse, die nicht von einem stumpfen Instrument, und sei es noch so nachhaltig angewendet, sondern nur von einem Messer einen dauernden Eindruck annimmt. Bloß das uns, wenn nicht verblüffend, so doch erstaunlich Gewesene, das unerwartet Gekommene, das, was uns überfiel, ist im Gedächtnis sorglich gehütet; das andre verdampft von Tropfen zu Tropfen, wie es kommt. Und darum ist gerade auch jene Art Entwickelung, um die es sich hier handelt, die selbst erlebte Lebensverbesserung, nur in sehr verblaßten Bildern, wenn überhaupt in unsrer Erinnerung erhalten. Tempora mutantur et nos in illis. Wir haben uns bewegt im bewegenden Element. Und nun glauben wir stehen geblieben zu sein, auch wo der zurückgelegte Weg genau meßbar ist nach Metern und Kilometern.

Die Geschehnisse der ökonomischen und sozialen Geschichte sind also mit einem weit dichteren Schleier bedeckt als die der politischen. Und doppelt gilt daher für jenes Geschichtsgebiet, was Schiller einmal gemeinhin von der Geschichte gesagt hat („Was heißt Universalgeschichte?"): Aus ihr erst lerne

man „einen Wert auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gerne unsre Dankbarkeit rauben."

Es wurde oben nachgewiesen, daß wir ärmer sind, als wir denken. Das hindert nicht, daß wir vor Beginn der Maschinenära noch außerordentlich viel ärmer gewesen sind. Daß der Fortschritt kein Phantom ist, wurde zwar schon in der Kritik des modernen Sozialismus ins Licht gestellt. Aber doch verdient er auch an dieser Stelle, wo der Nachweis geführt werden will: „Wir sind undankbar und unbescheiden", noch eine kurze Würdigung.

Wir registrieren vorerst die erfreulichen Symptome eines gewissen Wohllebens in weitesten Kreisen aus unserer Zeit. Wenn ein Volk wie das deutsche schon vor einigen Jahren über 1700 Millionen Mark für geistige Getränke ausgab[1] — heute wird die Jahresausgabe dafür kaum wesentlich zurückbleiben hinter der Hälfte der französischen Kriegskostenentschädigung von 1871 — so kann es sich dabei nicht um einen nationalen Akt der „Verzweiflung" über den allgemeinen Notstand handeln, sondern vermutlich wird diese Summe, die den tollsten Luxus der römischen Kaiserzeit tief in den Schatten stellt, nur aufzubringen sein, wenn in der That etwelche Einkommens-„Ueberschüsse" auch in der Masse vorhanden sind. In gleichem Sinne ist es erfreulich zu nennen, wenn der Jahresverbrauch an Kartenspielen im Deutschen Reiche die 4 Millionen übersteigt (1889/90 4 137 500[2]), und von 1879/80 auf 1889/90 absolut um rund 18 %, relativ d. h. pro Kopf der Bevölkerung um

[1]) Aus dem Gesetzesentwurf über den Beitritt Württembergs zur Branntweinsteuergemeinschaft vom September 1887. Die Ausgabe für Branntwein wird hier auf 500 920 000 Mark, jene für geistige Getränke überhaupt auf 1 711 405 060 Mark angeschlagen. Der Umstand, daß in diesen Beträgen die Steuer enthalten ist, ändert natürlich nichts an der Thatsache, daß die Ausgabefähigkeit des Volkes für diese mindernötigen oder direkt überflüssigen Genüsse so weit reicht.

[2]) Vgl. Statistisches Jahrbuch f. d. Deutsche Reich 1891, S. 183.

rund 8 % gestiegen ist. Soetbeer stellt fest[1]), daß in Deutschland die Kosten des sogenannten standesgemäßen Lebensunterhaltes für die große Mehrzahl der Bevölkerung während 30 Jahren um ca. 60—80 % gestiegen sind, während das allgemeine Niveau der Warenpreise eine Erhöhung um etwa 18 % erfuhr. Das „teurere Leben" ist danach entschieden ein doppelsinniger Begriff, trotzdem das Publikum solches nicht Wort haben will und in der That über die Steigerung der Preise die weit bedeutendere Steigerung der Lebensansprüche übersieht.

Man hat also, das ist zweifellos, einen ganz tüchtigen Schnitz vom Brotlaib des Fortschritts abbekommen, und dies gilt für den Städter so gut wie für den Bauer. Als Oesterreich-Ungarn im Jahre 1890 eine der besten Ernten auf die Tennen führte, wurde übereinstimmend berechnet, 10 Millionen Meterzentner Getreide würden an das Ausland abgegeben werden können. Als aber 4 Millionen außer Landes gegangen waren, war nichts mehr für die Ausfuhr übrig. Man hatte übersehen, daß heute „der ärmste Bauer sich gestattet, gutes Mehl zu konsumieren, während er vordem mit Gerstenschrot oder mit dem sogenannten ‚Hinterweizen', den er sich in irgend einer kleinen Mühle vermahlen ließ, vorlieb nahm[2])".

Bis in die verlorensten Alpenwinkel hat sich die Kultur den Weg gebahnt. Willibald Nagl, der uns in seinen meisterhaften Schilderungen des österreichischen Landvolks[3]) sozusagen eine neue Welt entdeckt hat, berichtet, daß beim niederösterreichischen Alpenbauer, wie immer er auch sonst noch Angehöriger einer heute verschwundenen Generation sein mag, doch

---

[1]) Materialien zur Beurteilung der wirtschaftlichen Edelmetallverhältnisse, 1886, S. 117.

[2]) Ueber das Brot früher und jetzt in England vgl. Faber, Die Entstehung des Agrarschutzes in England, 1888, S. 20, und Prittwitz, Grenzen der Zivilisation, 2. Aufl. 1855, S. 23.

[3]) „Bauernspiegel", zuerst veröffentlicht in den „Deutschen Worten", 1888, 1889, 1890.

beispielsweise die Wohnung schon „um vieles besser" ist, als noch vor 40 bis 50 Jahren. „Damals gab es viele ungebühnte Stubenböden; in nassen Jahrgängen sprudelte das Wasser in Ecken und Winkeln aus den gestampften Fußböden. Wo der Boden mit Läden belegt war, kam man vielleicht einmal des Jahres zum Aufwaschen." „Heute ist es, wie gesagt, viel besser. Die Stuben werden jährlich einmal mit Kalk geweißt, die Fußböden vor allen höheren Festtagen gescheuert; man hat warme Betten mit Federpolstern und flaumengefüllte Bettdecken (‚Tucheten') 2c."

Wer immer sich einmal in die leider wenigen Lebensschilderungen, die wir aus früherer Zeit besitzen, vertieft hat, hat die Beobachtung gemacht, daß, was man hier erfährt, mit dem Bilde, das man sich gemeinhin von der „guten alten Zeit" entwirft, nicht stimmen will, und daß der Lebensfortschritt in Wahrheit ganz außerordentlich viel gewaltiger ist, als man ihn anzunehmen geneigt ist. Wie einmal dem Litterarhistoriker und Arbeiterfreund Viktor Aimé Huber, dessen Geschichte des Cid das Datum des Jahres 1829 trägt, nach jahrzehntelanger Beschäftigung mit historischen Gegenständen ein paar Dokumente in die Hand fallen, die ihm einen halben Einblick gewähren in das Alltagsleben des 16. Jahrhunderts an verschiedenen Orten, bekreuzigt er sich abwechselnd und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen: daß vor 300 Jahren noch derartiges möglich war[1])! Und wiederholt verweist er den laudatores temporis acti ihr Beginnen. Nachdem er im Vorbeigehen den „Zunftoptimisten" vorgehalten, daß ihm kein einziges Zeugnis bekannt ist, welches die Zunftgenossen von der allgemeinen Zuchtlosigkeit ausnähme, „weder vor noch nach der Reformation" —, gibt er das Resultat seiner Untersuchung mit den Worten wieder: „Jener rückwärts gewendete Optimismus entbehrt in der That in seiner allgemeineren und trivialeren Form und Haltung jeder historischen Begründung," und: „In welchem

[1]) Vgl. Huber, Concordia 1861, V. Heft II: „Die gute alte Zeit".

Sinne und Beschränkung wir demnach auch jenen antimodernen Pessimismus nehmen mögen, immer ist ihm eine genügende historische Berechtigung durchaus abzusprechen."

Gustav Freytag beginnt seine klassische deutsche Kulturgeschichte, die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", mit der gleichen Zurückweisung des allgemeinen, der Vergangenheit günstigen Vorurteils: „Vergebens sucht der Deutsche die gute alte Zeit. Auch ein frommer Eiferer, der Hegel und Humboldt als die großen Atheisten verdammt, auch der konservative Grundherr, welcher für die Privilegien seines Standes mit den Mächten der Gegenwart hadert, sie würden, in eins der früheren Jahrhunderte zurückversetzt, zuerst ein maßloses Staunen, zuletzt einen Schauder vor ihrer Umgebung empfinden."

Der dänische Statistiker Westergaard gelangt auf Grund historisch-statistischer Untersuchungen zu dem Ergebnis[1]): „Es muß immer festgehalten werden, daß zwischen der Kultur der Vorzeit und der Gegenwart ein weit größerer Unterschied besteht, als der, welcher jetzt die Armen von den Reichen scheidet." Daß dem in der That so ist, dafür seien einige Thatsachenbelege hier von uns zusammengestellt[2]).

Hollingshead, der unter der Regierung der Königin Elisabeth (1558—1603) lebte, sagt, die älteren Leute seiner Zeit haben die Errichtung so vieler Schornsteine als eine merkwürdige Neuerung angesehen, da in ihrer Jugend in den meisten Städten im Innern des Reiches, mit Ausnahme der Gebäude der Geistlichkeit, der Schlösser und Paläste des Adels, kaum zwei oder höchstens drei zu sehen gewesen. — Daß man Abtritte in den Häusern auch in dem zu jener Zeit gegen England weit vorgeschritteneren Deutschland (Schornsteine hatte es ein Jahrhundert früher als in England) vor dem 13. Jahrhundert nicht

[1]) H. Westergaard, Die Lehre von der Mortalität und Morbilität, Jena 1882. S. 106.

[2]) Vielfach mit Benützung von „Die gute alte Zeit", aus Wilh. v. Reinöhls handschriftlichen und artistischen Sammlungen von J. Scheible, Stuttgart 1847.

gekannt hat[1]), könnte auf manchen Bewunderer der Staufenzeit ernüchternd wirken. Weniger erregt unser Entsetzen, daß die Straßen der Städte bis ins 14. Jahrhundert noch ganz den ländlichen Charakter eines Feldes trugen, in welches man Häuser hineingebaut hat, d. h. daß sie ungepflastert und ungeschottert waren[2]). Wir finden uns damit ab, da uns erklärt wird, daß die städtische Bevölkerung, weil „viel barfuß gehend, den Kot nicht zu scheuen" hatte[3]). Im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts erregten ziemlich gleichzeitig in Frankfurt a. M. und Nürnberg die sich auf der Straße wälzenden Schweine Anstoß bei den städtischen Behörden. Strohgedeckte Holzhäuser sind im 13. Jahrhundert in den deutschen Städten ganz gewöhnlich. Der nach dem reichen Zürich ausgewanderte Alois von Orelli berichtet aber selbst im 16. Jahrhundert an seinen Bruder in Locarno von den vielen alten hölzernen Häusern mit armselig papierenen Fenstern darin. Im 15. Jahrhundert hatte der Adel auf seinen Burgen allgemein Fenster aus Weidengeflecht.

---

[1]) Vgl. weiteres hierüber bei Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, 1879, I, S. 85. Hier lesen wir u. a.: „Zuweilen wurde auch im Palast selbst eine Kloake angelegt. Im Erfurter Schlosse befand sich dieselbe gerade unter dem Saale, und als Friedrich I. 1183 da einen Reichstag hielt und die Balken des Saales brachen, stürzten eine Menge Leute in die Düngergrube; acht Fürsten (nach Ann. S. Pauli Virdun. ada. 1184 fünf Grafen), „viele Edele und über 100 Ritter fanden da ihren Tod". (Man mag sich danach eine Vorstellung vom Umfang jener „Düngergrube" machen!) „Merkwürdigerweise verunglückte kein Priester; der Kaiser sprang noch rechtzeitig zum Fenster hinaus (Ann. Stadenses)."

[2]) „Bei Regenwetter werden sie fast unpassierbar; der Fußgänger mußte vorsichtig auf einzelnen Steinen fortbalancieren und lief Gefahr, bei jedem Fehltritt in dem bodenlosen Morast zu versinken. Ja selbst für den Reiter war es dann bedenklich, eine solche Straße zu passieren, da der aufspritzende Kot seine Kleider verdarb, auch das Pferd leicht zu Falle kommen konnte." Nach Schultz a. a. O. S. 101. Weitere Daten in des gleichen Verfassers Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, 1892, S. 21.

[3]) Von den Besseren waren die „Trippen" („Patins" in Frankreich), hohe hölzerne Sandalen, verwendet, um bei schmutzigem Wetter auf die Straße zu gehen. Schultz, Höfisches Leben I, S. 223.

Daß die Universität Paris im 13. Jahrhundert Bänke ihren Studierenden nicht gönnen mochte, sie als sündhafte Ueppigkeit verbot, und die Herren einlud, auf Stroh und Schilf, wie es „vordem stets" (in der guten alten Zeit!) gewesen, Platz zu nehmen, zeigt uns den Bruder Studio von damals von notwendig bescheideneren Ansprüchen als heute. Geering in seiner Zunft- und Wirtschaftsgeschichte Basels wundert sich mit Unrecht darüber, daß in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts im reichen Basel Zunftordnungen die Bestimmung enthalten, die Zunftgenossen sollen auf die Zunftstube nicht ohne Hosen gehen, „sie hätten denn" — jene Vorschrift erwies sich unter Umständen als zu streng — „einen langen Rock an, daß man ihnen die Beine nicht sehen mag". Hosen waren damals und noch lange später Gegenstand eines Komforts, den sich nicht jeder gönnen konnte! So wird den Leipziger Studenten noch 1440 zur Pflicht gemacht, den Mantel zu gürten, wenn sie keine Hosen anhatten[1]). Die zum Gegenstand einer litterarischen Polemik gemachte Versicherung von Giovanni Lumbroso in einer 1882 veröffentlichten Studie über die Gabel, wonach dieselbe in Deutschland erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und in England im 17. Jahrhundert aufgekommen sei, eine Feststellung, die zur Charakteristik der Errungenschaften unsrer Kultur mit Vorliebe verwendet wird, will unter solchen Verhältnissen recht wenig bedeuten.

Aber man sieht nun, Westergaard hat mit der Behauptung, daß der Abstand zwischen früher und jetzt größer sei als heute der zwischen arm und reich, kaum übertrieben. Ja man muß sagen, ganz wie es Gregorovius zur sittlichen Charakteristik der höchsten mittelalterlichen Kulturperiode, jener der italienischen Renaissance gethan hat, daß ein moderner Mensch,

[1]) Schultz, Deutsches Leben S. 211. Dabei könnte es allerdings fraglich sein, ob unter „Hosen" nicht bloß die von dem (schwimmhosenartigen) „bruoch" unterschiedenen Knie- und Schenkelbekleidungen zu verstehen wären. Ohne Bruoch zu gehen, galt mindestens in der guten Gesellschaft für unanständig (Schultz, Höfisches Leben I, 218).

in die äußeren Lebensverhältnisse des letzten mittelalterlichen oder des ersten neuzeitlichen Jahrhunderts versetzt, durch diese nicht minder zur Verzweiflung getrieben werden und darin umkommen würde, wie durch das sittliche Elend.

Unterm 10. Oktober 1718 schreibt Lady Mary Montagu aus Paris an Lady Rich: „Nichts ist mir so schrecklich, als Elend ansehen zu müssen, ohne helfen zu können — und alle Dörfer Frankreichs bieten nichts andres als dieses Schauspiel dar. Während man die Postpferde wechselt, kommt die ganze Stadt heraus, um zu betteln, mit so erbärmlichen, verhungerten Gesichtern, in so dünnen, zerlumpten Kleidern, daß sie keine andre Beredsamkeit nötig haben, um uns von ihrer elenden Lage zu überzeugen." — Die Lady hätte diesem Bericht noch etwa hinzufügen dürfen, daß es in ihrer Heimat nicht viel anders stand. Die Statistiker King und Davenant zählen (vgl. Süßmilch, Göttliche Ordnung 1762, II. S. 509) gegen Ende des 17. Jahrhunderts in England 1 330 000 Arme auf eine Bevölkerung von 5½ Millionen, d. h. rund 25 % der Bevölkerung. Ueber die Kriminalität in England weiß uns Marx nach einem älteren Gewährsmann zu berichten (S. 762): „Unter Heinrich VIII. wurden 72 000 große und kleine Diebe hingerichtet; zu Elisabeths Zeit wurden Landstreicher reihenweise aufgeknüpft; indes verstrich gewöhnlich kein Jahr, worin nicht 300 oder 400 an einem Platz oder dem andern dem Galgen anheimfielen; in Somersetshire wurden in einem einzigen Jahre 40 Personen hingerichtet, 35 gebrandmarkt, 37 ausgepeitscht und 183 „verzweifelte Bösewichter" freigegeben; dennoch schließt diese große Zahl der Angeklagten nicht ein Fünftel der peinlichen Verbrecher ein, dank der Fahrlässigkeit der Friedensrichter und dem albernen Mitleid des Volkes [1] [2]).

[1]) Ueber die Zustände noch zu Schluß des vorigen Jahrhunderts vgl. u. a. R. Grazer, Englisches Gefängniswesen vor hundert Jahren, Neue Zeit 1891/92, S. 662 ff., wo, da die Beschreibung im „wissenschaftlichen Organ" des Sozialismus erscheint, aus dem Umstand, daß 1749 bis 1771 in London allein 1121 Menschen zum Tode verurteilt wurden und

Noch ein paar Worte aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Es war am 11. Dezember 1891, daß der Führer der englischen Liberalen, Gladstone, auf einer Versammlung von Delegierten englischer Landarbeiter, Bauern und Pächter, das Wort ergriff, um ein Streiflicht auf die soziale Entwicke-

---

weiterhin aus der furchtbaren Behandlung, die die Verbrecher damals in den Gefängnissen erfuhren, sowie dem entsetzlichen Zustand dieser letzteren eine Waffe gegen die kapitalistische Gesellschaft geschmiedet wird. „Mit pharisäischen Augenverdrehungen", heißt es, „vergleicht der moderne Bourgeois die russischen Verhältnisse mit jenen des humanen fortschrittlichen Europa." „Ein Rückblick auf die Justizverhältnisse der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts aber enthüllt uns Greuel und Brutalitäten, die in keinem Punkte den von Kennan geschilderten nachstehen." Mittel dieses „Blicks auf die Justizverhältnisse der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts" ist die Schilderung der Verhältnisse im zweiten Drittel des vorigen! Und weil die Justizverhältnisse in Kultureuropa im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts jämmerlich waren, will der Fortschritt der Humanität nichts bedeuten und steht Europa heute auf keiner wesentlich höheren Stufe wie Halbasien.

[2]) Ein „pittoreskes" Bild aus weiter zurückliegender „romantischer" Zeit entwirft Alwin Schultz in seinem „Höfischen Leben zur Zeit der Minnesänger". Vielleicht darf auch dieses hier mitgeteilt werden. „Andre lästige Besucher waren die Bettler, die vor der Burg lagerten und die Almosen des Herrn oder die Abfälle von seiner Tafel erwarteten. Lahme und Blinde, verkrüppelte und verstümmelte Leute, die mit Stelzfüßen sich fortschleppten oder auf allen Vieren krochen und kleine Schemel unter die kranken Gliedmaßen gebunden hatten; sie alle lebten von der Güte und Milde der reicheren Mitmenschen, vor allem von den Gaben der Burgbewohner. Einen solchen elenden Krüppel, der mit Schemelchen sich auf der Erde forthilft, nannte man einen ‚schemeler'; abgebildet sind solche Unglückliche zumal in späterer Zeit häufig. So teilt Vaublanc (La France au temps des Croisades IV, 166) eine Miniatur aus der Pariser Hds. des Roman de Saint-Graal Nr. 6769 mit. Ich erinnere nur noch an das bekannte Gemälde Masaccios in der Brancacci-Kapelle der Florentiner Kirche St. Maria del Carmine, welches den hl. Petrus darstellt, wie er den Armen Almosen spendet. Angenehm war diese ständige Staffage der Burg nun gewiß nicht, aber doch eher zu ertragen, als wenn Aussätzige . . ."

Noch sei den „laudatores temporis acti" Haefers große Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten zum Studium empfohlen.

lung der landwirtschaftlichen Stände in England zu werfen[1]). Er ging in das Jahr 1767 zurück. Beim Wiederaufbau einer Mühle in Hawarden wurde ein Stein gefunden, der eine Inschrift trug. „Bauet auf Gott," hieß es daselbst, „für euer Brot und auf den König für Schutz und Gerechtigkeit. Diese Mühle wurde im Jahre 1767 errichtet." Sodann kamen die merkwürdigen Worte: „Weizen kostete dieses Jahr 9 Schill.[2]), Gerste 5½ Schill. pro Bushel. Der Luxus war auf einen Höhepunkt gestiegen (sic!) und weithin wurde Barmherzigkeit geübt, aber die Armen fürchteten den Hungertod, stifteten Aufruhr und wurden gehängt." — Hierzu wolle man etwa noch vergleichen, daß Ad. Smith die Lage der Masse in dieser Zeit als glücklicher wie in den zunächst vorangegangenen Jahrhunderten bezeichnet.

Das moderne Elend erreicht in den Kulturstaaten von heute seinen Gipfel beim Einbruch einer wirtschaftlichen Krise. In den Jahrhunderten hinter uns sind die Hungersnöte die stets wiederkehrenden Heimsuchungen gewesen. Und Roscher in seiner Nationalökonomie des Ackerbaus sowie Rosières in seiner ausgezeichneten Geschichte der französischen Gesellschaft im Mittelalter (auch andere Autoren noch, z. B. E. Jacobi, Ländliche Zustände in Schlesien während des vorigen Jahrhunderts 1884, S. 100, nach der Chronik von Breslau 1805, S. 647 48) erwähnen mit Entsetzen die Fälle der Menschenfresserei, die aus der Zeit solcher Krisen uns berichtet werden. Als ob damit das Höchste an Abscheulichkeit geleistet wäre! Das 17. Jahrhundert weiß uns aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als gleichzeitig eine Hungersnot weite Gebiete verheerte, noch ganz andres zu berichten. Gottfr. Andrä in seiner Lebensbeschreibung (1635) erzählt, „der Hunger sei in der Gegend von Worms so groß gewesen, daß auch die Toten in den

[1]) Vgl. The Condition of the rural population. A verbatim report of the proceedings of the rural reform conference etc. London 1892. S. 72 f.

[2]) Am 1. Jan. 1892: 4½ Schill. pro Bushel.

Gräbern nicht mehr sicher gewesen, „so daß der Magistrat den Kirchhof mit einer Wacht müssen versehen". Desgleichen im Jahre 1636, wo die Hungersnot fast noch größer, so daß ebenfalls die Toten aus den Gräbern gestohlen und verzehrt worden seien. „Zu Neustadt an der Hardt mußte der Kirchhof deshalb wie zu Worms verwacht werden." „Auch Lebende wurden hin und her erschlagen und verzehret." „Wie denn bei Worms eine Bande, von ihrem Feuer verjagt und in den Töpfen die schaurigen Ueberbleibsel von Händen und Füßen gefunden wurden." Unser Autor überblickt nur einen kleinen Kreis aus den reichsten Teilen Deutschlands; aber was er erzählt im Verein mit früher Angeführtem, dürfte dem Leser genügen. Er weiß nun, was er von der guten alten Zeit, von welcher selbst Heine trotz aller grundsätzlichen Skepsis schwärmt (im Buch der Lieder): „Die Welt war damals noch so wöhnlich, und ruhig lebten hin die Leut", zu halten hat.

Dabei hatte aber doch die „gute alte Zeit" ihren Hochmut, und wann immer wir sie befragen, weiß sie viel Rühmens von dem Wohlleben, das sie ihren Bürgern gewährt. Die Klage über die Ueppigkeit, in der man sich ergeht, ist auf der einen Seite historisch genau so stereotyp, als auf der andern die über das jetzt so schwer gewordene Leben. Auch hier jene merkwürdige Paarung von Kleinmut und Ueberhebung, von der wir eingangs sagten, daß sie als positiver und negativer Pol des Menschentums Kräfte auslöst und für seinen Fortschritt wirksam macht. Jede Zeit des Fortschritts nimmt die Klage als ihr Monopol in Anspruch und steckt die Enttäuschung als ihr Wappen auf. Nie schreitet die Befriedigung im Maße der Gewährung voran, sondern immer bleibt sie eine Strecke Wegs zurück, und aus den Wegdifferenzen entspringen dann die Widersprüche und Disharmonien, entspringt die „Klage" über das Heute und die Sehnsucht nach der besseren alten Zeit, die zwar weniger besaß, aber das Wenige richtiger zusammenhielt, so daß jedes seinen Seelenfrieden hatte.

Man hätte alles Recht, von diesem Verfahren als Undank-

barkeit zu sprechen und die zeitgenössische Gesellschaft mit jenen italischen Bettlern zu vergleichen, auf deren Gesicht immer und immer nach empfangener Gabe, ob sie reichlich oder ärmlich war, sich die bitterste Enttäuschung widerspiegelt, — geschähe es nicht unbewußt, nämlich in Unkenntnis, in Empfindungslosigkeit gegenüber den längst zur Selbstverständlichkeit erwachsenen Errungenschaften. Und wenn Selbstzufriedenheit als das stärkste Fortschrittshindernis betrachtet werden kann, so ist jene gegen das eigene Fleisch gerichtete Tadelsucht, das endlose Schmälen und Hadern als ein Hebel unsres Fortkommens förmlich zu hegen und zu pflegen. Doch, an dieser Stelle wollen wir ja das allein zeigen, wie die „Klage" nicht von heute ist und nicht von gestern, sondern in dem Augenblick beginnt, wo die Kulturmenschheit sich Ziele setzt. Zu einem System hat sie freilich erst unsre durch und durch revolutionäre Zeit auf die Anregungen des Pessimismus und Sozialismus hin ausgebildet.

Wir setzen an den Eingang der Reihe jenes Wort Schippels: „Das Elend ist heute **größer** als es **je** war." Das ist das Motto der modernsten Zeit. Wir begeben uns aus ihr zurück in das „je", d. h. in die vorrevolutionäre Periode, und zwar das Frankreich zu Schluß des 17. Jahrhunderts. Hier betreffen wir La Bruyère, wie er seinen Zeitgenossen wieder die Leute und Verhältnisse von „dazumal" als Muster vorführt: „Sie (die Leute damals) sagten nicht: Die Zeit ist schwer, das Elend ist groß, das Geld ist selten; sie hatten dessen zwar weniger als wir, aber sie hatten genug." Was die Leute von damals nicht gesagt haben sollen, sagen alles selbstverständlich die Leute von jetzt, also: „Die Zeit ist schwer, das Elend ist groß, das Geld ist selten." Wieder einen Schritt zurück. Etwa zu den Moralisten des deutschen Reformationszeitalters! Wehmütig gedenkt Brant im Narrenschiff der schönen Zeit, „wo die Bauern einfältig waren und in Gerechtigkeit glücklich, in strohern Hütten". „Niemands denckt, wer die fordern waren." Wieder also: die Zeit hat es verlernt, glücklich zu

sein. Und die Kunst ist ganz plötzlich verloren gegangen. Das Paradies, es war von gestern und vorgestern, jetzt, gerade jetzt sind wir durch den Cherub mitleidslos daraus verjagt.

Wir nehmen den Stab des Historikers also wieder zur Hand und gehen weiter auf die Suche „nach dem Glück". Wir schreiten tüchtig aus durch die Jahrhunderte und halten erst still bei Hugo von Trimbergs „Renner" an jener Stelle, wo er erzählt: „Man sprichet gerne, swen man lobt heute, Er sei der alten frenkischen leute: Die waren einveltigh, getreu, gewere." Immer noch der Hymnus auf die gute alte Zeit! Hugo von Trimberg hat uns gelegentlich weiter gewiesen in jenem allbekannten Verschen voll Verehrung für den großen Lyriker des Mittelalters: „Herr Walther von der Vogelweide, Swer des vergaez, der taet' mir leide." Er soll von uns nicht vergessen sein. Hat Er doch die ergreifendsten Töne für die Klage der Jahrhunderte gefunden. Schwermütig streicht er seine Fiedel und klagt um das verlorene Glück. Zuletzt in jenem schmerzvollen Rückblick auf sein Leben „Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr." Hier singt er:

„Die früher nichts gewußt von Leid und Traurigkeit,
Die kennen jetzt nur Sorgen, weh, was thun sie so?
Wohin auch fällt mein Auge, Niemand find' ich froh!"

„Niemand find' ich froh" — der Refrain der Jahrhunderte vor Schopenhauer und der Jahrzehnte nach ihm. Und trotzdem vermeint jedesmal der Chronist eine Entdeckung zu thun, wenn er das stereotype Stimmungsbild entwirft. Daß jene Unzufriedenheit in unsrem Jahrhundert eine Gradsteigerung erfahren hat, mag freilich zugegeben sein, denn der Fortschritt war ja unendlich größer als jemals. Ernst Moriz Arndt hat sicher Recht, wenn er in seinem „Geist der Zeit" die Klage anhebt: „Der große Text (der Zeit) ist Brot, Brot. Danach läuft und schreit die Menge." Wohl, das war auch früher, aber — war nicht so wie jetzt. „Sie (die Zeit) hat es von jeher gethan, aber nicht mit solcher Angst und mit solcher wahren

Angst." Wir sind in das nervöse Zeitalter getreten. Der kleine Rest von Beschaulichkeit, den frühere Jahrhunderte uns überlieferten, ist preisgegeben. Fieberhaft jagen wir nach einem unfindbaren Glück — unfindbar, denn Glück ist bloß möglich in der Beschränkung, und diese ist uns unleidlich. Wie auch Heine, der von allen, die an der Pforte dieser neuen Zeit standen, das stärkste Organ der Beobachtung hierfür besaß, es einmal schildert:

„Doch jetzt ist alles wie verschoben,
Das ist ein Drängen, eine Not!
Gestorben ist der Herrgott oben,
Und unten ist der Teufel tot.

Und alles schaut so grämlich trübe,
So kraus verwirrt und morsch und kalt,
(Und wäre nicht das bißchen Liebe,
So gäb es nirgends einen Halt)."

Wir wollen diesen Beitrag zur geschichtlichen Psychologie der Kulturgesellschaft nicht über Gebühr ausdehnen. Was wir darzuthun versuchten, dürfte nun nach Erfordernis erhärtet sein. Wir wollten die Klage über das „heute" mit aus einer Verkennung unsrer Errungenschaften, aus einer in der Gesellschaft „erblich" gewordenen psychopathischen Anlage erklären, einer sozialen Hypochondrie, die allen Zeiten des Fortschritts eigen war. Auch hier trägt die Gesellschaft den Typus des Einzelmenschen. Die Klage ist ewig, aber eben deswegen ihre Glaubhaftigkeit gering. Wir sehen, was uns fehlt, nicht was wir besitzen. Ueber das noch zu Erringende ist das Errungene zurückgestellt. Wir opfern die Gegenwart auf dem Altar der Zukunft.

Es hat dem Menschen übrigens an Beobachtern dieser seiner Eigenart nicht ganz gefehlt[1]) und jüngst noch konnte man einen vielgelesenen Autor, nicht bedenkend, wie er damit ins Fleisch der eigenen pessimistischen Zeitbetrachtung schneide, die Bemerkung

[1]) Für das röm. Altertum vgl. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms (6. Aufl.) III. S. 25.

Grazianos — „Ein jedes Ding wird mit mehr Trieb erjaget als genossen" — variieren hören. Bellamy spricht am Eingang seines „Rückblicks" von der „Leichtigkeit, womit die Leute sich, als an etwas Selbstverständliches, an Verbesserungen ihrer Lage gewöhnen, welche, als man zuerst an sie dachte, nichts zu wünschen übrig zu lassen scheinen." Er knüpft ein Wort daran über die „Dankbarkeit" dieser Welt.

Und doch möchte, wie erwähnt, in diesem „Undank" nicht bloß ein Laster zu sehen sein. Spricht man bei Menschen von den Fehlern ihrer Tugenden, so läßt sich umgekehrt auch das Wort von der Lichtseite vieler Laster halten. Das Nichtzufriedensein ist ein Sichnichtzufriedengeben, und das letztere ist Veranlassung (wenn auch nicht Ursache) des Fortschritts[1]).

I. Uebersicht.

Behufs Erklärung der „Armut um uns herum" hat vorerst unser Gesichtsbild eine Korrektur erfahren müssen. Wir stellten fest: Der ökonomische Fortschritt erscheint uns allgemeiner und vollkommener, als er ist, und gerade jenes Gebiet, auf welchem die Lebensbedingungen der Masse sich entscheiden, die landwirtschaftliche Produktion, ist von ihm stiefmütterlich bedacht. Das ist Eines. Zum andern sind wir uns unsrer Ansprüche an den Fortschritt nicht bewußt. Und

[1]) Das Berliner Volksblatt stellt einmal (Oktober 1889, nach Hammann, Die kommunistische Gesellschaft, 1891, S. 55), freilich ins unzurechnungsfähige vergröbert, folgende Betrachtung darüber an: „Keine Dummheit, keine Branntweinpest, kein andres Laster kann so sehr ein Volk zurückbringen, als Zufriedenheit. Zufriedenheit ist moralischer Tod und zieht nach sich geistige und körperliche Vernichtung. Zufriedenheit ist der Ausdruck träger geistiger Verkommenheit. Zufriedenheit schließt alles Streben nach irgend welchem Fortschritt aus, tötet jedes geistige Leben. . . . Zufriedenheit ist das sicherste Anzeichen eines schon gebrochenen Geistes, ist an und für sich schon ein geistiges Fehl, ein Wahnsinn der Selbsterniedrigung, das Gegenteil des Größenwahns, aber ebenso wie dieser das Zeichen einer Gehirnkrankheit." !!

dies wieder nach zwei Richtungen. Vor allem würdigen wir nicht die Menschenmassen, die aus dem unerschöpflichen Füllhorn menschlicher Zeugungskraft ans Licht des Tages steigen. Es gibt — was immer man bisher dagegen gesagt haben mag — ein Zuviel an Menschen. Ein Zuviel ist möglich, und „das moderne Elend oder die moderne Uebervölkerung" ist vorzüglich solcher Menschenüberschuß, der im Kampf ums Dasein von den Fähigeren — da man der Minderfähigen nicht bedarf — abseits gedrängt ist. Was diesen „Zuviel-Menschen" an persönlichen Qualitäten des Intellekts — wozu etwa auch die Verschlagenheit gehört —, der Initiative, der Zähigkeit abgeht, müssen sie, insoweit ihnen auch gesellschaftliche Beziehungen mangeln und sie nicht durch ein gütiges Geschick gleich beim Eintritt in die Welt versorgt sind, durch ein Uebermaß obskurer Arbeit ersetzen, und sind schließlich auch von dieser abgedrängt. Hiezu kommt die früher schon weitläufig erörterte sozialgeschichtliche Vergeßlichkeit. Der Kulturmensch ist nie so undankbar gegen Einzelne, die ihm Wohlthaten erwiesen haben, als für die Zeit und für die Gesamtheit, der er die zum Gemeinbesitz gewordenen Wohlthaten verdankt.

Man könnte etwa auch meinen, daß die größeren Durchschnittsanforderungen, welche unsre Gesellschaft, das moderne Industriesystem, an die Fähigkeit des Menschen stellt, eine größere Zahl zum Ueberschuß werfen und der Elendsarmee einrollieren. Aber europäische Erfahrungen scheinen, so erklärlich ein solches Phänomen auch wäre, sein Vorhandensein bisher nicht zu bestätigen. Man hat ja bekanntlich die Beobachtung gemacht, daß die Zahl beispielsweise der Taubstummen verhältnismäßig im Steigen begriffen ist[1]), und diese Thatsache

[1]) Es gab (vgl. Mulhall S. 324) Taubstumme auf 1 Million Menschen:

in	1831	1871
Großbritannien und Irland	597	611
Frankreich	630	603
Deutschland	724	770
Oesterreich	802	980
Italien	628	702

ließe sich recht wohl in Verbindung bringen und weiter entwickeln aus modernen naturwissenschaftlichen Theorien (in Annäherung an H. Spencer), wonach die durch die neuere Zeit geforderte größere Ausgabe speziell an geistiger Kraft beim Einzelnen der Fähigkeit zur Erzeugung tüchtiger Menschen Abbruch thut, — vorerst aber scheint uns doch auch selbst jene eingangs erwähnte Beobachtung, an die wir anknüpften, noch zu wenig gesichert [1]), abgesehen davon, daß sie einem Phänomen von verhältnismäßig wenig umfassender Bedeutung gilt, und wenn schon wahr, recht wohl in Verbindung mit andern modernen Schädlichkeiten gebracht werden könnte.

Für eine über die ökonomische und die psychologische hinausgehende, sozusagen physiologische Teilerklärung von „Fortschritt und Armut": „je mehr einzelne potentiell über den Durchschnitt hinausragen, desto mehr bleiben notwendig hinter ihm zurück" — liegt also bisher kein zwingender Anlaß vor; mindestens ist lange nicht ausreichendes Material dafür gesammelt. Nur das läßt sich sagen, daß die Thatsache des unverwerteten Menschenüberschusses, der sogenannten Armut, u. a. eben auch durch die Unterwertigkeit der überschüssigen Personen verschuldet ist.

Zudem dürfte das, was von uns als feststehend für die Deutung der Antinomie herangezogen wurde, uns der „Lösung" des uns von George als solchen aufgegebenen Rätsels der Sphinx bereits nahebringen. Und das Geheimnis wäre enthüllt, der Schleier gelüftet, ohne daß uns eine gräuliche Fratze, das gefürchtete Meduſenhaupt entgegenblickte. Es ist ganz umgekehrt gekommen. Denn die Moral der Fabel läuft in jene Aufforderung Cannings aus, die da lautet: „Let us be sensible of the advantages which is our happiness to enjoy."

in	1831	1871
Spanien	633	655
Schweiz	1996	2620
Schweden und Norwegen	605	920
Vereinigte Staaten von Nordamerika .	460	480

[1]) Ueber die Unzuverlässigkeit der Taubstummenziffer vgl. Compendium of the tenth Census of the United States II. S. 1660.

II.

Die kapitalistische Volkswirtschaft.

A. Einleitung.

Die „Philosophie des Elends" ist mit dem Nachweis, was am Elend entschuldbar sein mag, nicht erschöpft; denn nicht alles ist entschuldbar. Und wenn wir bisher bei Beurteilung des Problems die spezifischen Einrichtungen unsrer Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung aus dem Spiel gelassen haben, so ist es rein aus dem Bedürfnisse der Sichtung, des analytischen Auseinanderhaltens verschieden gearteter Dinge, gemäß wissenschaftlicher Methode also, geschehen, nicht aber in der Absicht, die Frage, inwieweit etwa dieser Ordnung die Schuld zu geben sein mag, ungeprüft zu lassen.

Jede Wirtschaftsverfassung läßt eine Würdigung aus zwei Gesichtspunkten zu: aus dem der sozialen und jenem der wirtschaftlichen Bewährung. Bisher hat sich die Kritik, insbesondere die sozialistische, mehr nach der ersten Seite hin versucht, und auch wir werden in diesem System der „Sozialpolitik" die Frage der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit verhältnismäßig zurückzustellen, wenn auch sie nicht, da jedes wirtschaftliche Phänomen seine soziale Seite hat, zu übergehen haben.

Auf die kritische Untersuchung unsrer Wirtschaftseinrichtungen sind wir hingewiesen durch die Auffassung, die der Sozialismus dem Thatbestand von „Reich und Arm" entgegenbringt. Man weiß, daß er die Ursache für die Armut der Einen im Reichtum der Andern erblickt. Um dies wissenschaftlich zu bezeichnen, ist nach ihm dem Arbeiter Einkommen vorenthalten durch den Unternehmer und den Rentenbezieher. Der Unternehmergewinn, der Kapitalzins, die Grundrente sind Ausbeutereinkommen, die in Wahrheit dem Arbeiter gehören, aber von drei Bourgeois-Gruppen beiseite geschafft werden, nachdem

der Arbeiter für seine Arbeit mit dem Notdürftigsten, dem Existenzminimum, abgefunden worden ist. Denn jenen drei Einkommen steht Arbeit als Einkommensanspruch nicht gegenüber. Es sind dreierlei verschieden aufgestutzte Faulenzer, die an der berühmten „Pumpe" stehen. Der Unternehmer nimmt den Schwengel in die Hand, die zwei andern stellen die Bütten daneben und darunter, um was der Unternehmer über oder durch die seine abfließen läßt, aufzufangen.

Unsre vorhin gegebene Kritik des Sozialismus hat sich bis zu einem gewissen Punkte mit dieser Auffassung bereits abgefunden. Sie hat gezeigt, daß, was Marx für dieselbe anführt, entschieden unstichhaltig ist. Aber wir haben schon damals angedeutet, daß Marx nicht alles sagt und sein Anhang sich vieles hinzudenkt; daß er an sein Thema nicht geraden Weges herangeht, sondern es von der Seite faßt, indem er als alter Hegelianer die „Idee" der wirtschaftlichen Einrichtungen entwickelt. Was er nicht ausdrücklich sagt, was aber überall bei ihm zwischen den Zeilen zu lesen ist, und was als Tenor, als Stimmung das ganze Buch durchweht, ist die Auffassung der sogenannten besitzenden Stände als Bärenhäuter, die nichts thun und reichlich dabei leben. Arbeit allein soll Einkommen schaffen; der Unternehmer aber bezieht seinen Unternehmergewinn und Kapitalzins arbeitslos und ebenso der Grundbesitzer die „Rente".

Wir nehmen keinen Anstand, dem Sozialismus auch auf diesen Boden der Arbeitstheorie zu folgen und mit einem Seitenblick auf sie diese kritische Betrachtung der kapitalistischen Volkswirtschaft zu beginnen.

B. Zur Theorie der Arbeit.

Daß die Arbeit ein Produktionsfaktor von größter Bedeutung sei, wird von der nicht sozialistischen Nationalökonomie so gut wie von der sozialistischen zugegeben. Nur stellt die erstere neben die Arbeit das Kapital und die Natur als Produktions-

elemente. Aber auch dagegen hat die sozialistische Theorie in gewissem Sinne nichts einzuwenden. Die Uebereinstimmung erstreckt sich zuletzt sogar auf das Wesen, den Begriff der Arbeit als jeder in der Gesellschaft wertgeschätzten Mühewaltung. J. St. Mill hat uns noch weiterhin erklärt, alle menschliche Arbeit bestehe in Ortsveränderungen; menschliche Arbeit bestehe einfach in der Verrichtung, Dinge in die rechte Lage zu bringen. Das sei alles, was Menschen mit dem Stoffe thun oder zu thun vermögen. Der Mensch habe keine andern Mittel, auf den Stoff einzuwirken, als indem er ihn bewegt. „Der Mensch," so führt Mill aus, „thut weiter nichts, als daß er ein Ding dem andern nahe bringt oder davon entfernt. Er bringt die Saat in den Boden, und Kräfte, die außerhalb des Menschen liegen, schaffen nach und nach eine Wurzel, einen Stiel, Blätter, Blüte und Frucht. Mit der Axt durchhaut der Mensch einen Baum, und dieser fällt durch die natürliche Schwerkraft. Der Fall könnte allerdings auch durch menschliche Arbeit bewirkt werden. Aber weiter: der Mensch durchsägt dann den Stamm auf besondere Weise, und die physische Eigenschaft, wonach eine weichere Substanz einer härteren weicht, zerteilt den Stamm in Bretter, welche der Mensch in gewissen Stellungen etwa zu Tischlerarbeiten zusammensetzt oder zu einem Hause."

Es wäre falsch, aus dieser zweifellos höchst richtigen und geistvollen Beschreibung der Arbeit folgern zu wollen, die menschliche Arbeit sei keine andre als manuelle. Dies zu behaupten, ist auch nicht Absicht Mills gewesen. Und in der That: Wenn wir jene von Mill beschriebene Arbeit nie anders denn als bloß manuelle geleistet hätten — wir wären noch heute nicht über den Urzustand hinaus, ja mehr — wir wären noch nicht Mensch geworden. Bereits der Höhlenbewohner, der sich aus Knochen seine Speerspitze verfertigt, hat mehr gethan, als einen Stein an die Knochen gesetzt. Wenn wir zwei Dinge zusammenbringen, um sie gegenseitig auf einander einwirken zu lassen, so leisten wir mehr als Ortsveränderungen und Muskelarbeit. Wir erwägen nämlich einen Augenblick zuvor die gegenseitige

Einwirkung der zwei Gegenstände. Damit wir aber diese Erwägung anstellen und auf Grund ihrer handeln können, muß die Entdeckung jener Einwirkung vorhergegangen und in unsrem Gedächtnis haften geblieben sein. Der manuellen Arbeit steht also zur Seite die „Kenntnis" von Eigenschaften der in Betracht kommenden Gegenstände, oder die Kenntnis gewisser, außerhalb dieser Gegenstände liegender, aber zur Einwirkung vermöge der Eigenschaften der Dinge befähigter Naturkräfte. Die Menschenarbeit stellt sich danach von vornherein als eine zweiseitige dar: sie löst 1. Muskelkraft aus und 2. Gedankenarbeit, und zwar Gedankenarbeit nicht nur, indem man den Zweck ins Auge faßt (auch das ist schon Gedankenarbeit), sondern für die Erreichung dieses Zweckes eben jenes Verfahren einschlägt, welches einem oberflächlichen Beobachter bloß als Auslösung von Muskelkraft erscheint.

Der geschilderte Doppelcharakter der Arbeit zeigt sich uns dann am deutlichsten, wenn, was recht gut möglich ist und in der That häufig geschieht, die scheinbar einfache Arbeit an zwei verschiedene Personen ausgethan wird: an Eine, welche Dispositionen trifft, und eine Andre, die sie ausführt. Dieser letzte Teil der Arbeit ist der weitaus einfachere. Was dagegen den ersteren betrifft, so hat er zur Voraussetzung: 1. die Kenntnis gewisser Eigenschaften des in Betracht kommenden Gegenstandes, beziehungsweise die Kenntnis seines Verhaltens gewissen Kräften gegenüber; 2. die Kenntnis von wirtschaftlichen Zwecken, denen diese Eigenschaften nutzbar zu machen sind; 3. die Kenntnis von Verfahrungsweisen, um diese Eigenschaften in den Dienst jener Zwecke zu stellen.

Um dies an einem Beispiel zu erläutern! Die ersten Versuche, Dampf zur Erzeugung von Bewegungen auszunutzen, finden wir in einer Schrift Herons von Alexandrien 120 v. Chr.[1]).

[1]) Das Folgende nach den allgemein geläufigen Darstellungen der Geschichte der Dampfmaschine; vgl. etwa Reuleaux, Kurzgefaßte Geschichte der Dampfmaschine, 1891 oder den Artikel „Dampfmaschine" in Meyers Konversationslexikon.

Auch Archimedes soll schon vorgeschlagen haben, die Spannkraft des Dampfes zu benutzen, und zwar zum Fortschleudern von Geschossen aus einem Rohr. Ktesibios, der Lehrer Herons, soll eine solche Wurfmaschine auch ausgeführt haben. Die Alten haben also sehr wohl Kenntnis von der Dampfkraft gehabt, auch von einigen Zwecken, für die sie zu benutzen wäre, und selbst an Verfahrungsweisen für die Erreichung dieser Zwecke dachte man. Aber sowohl die Kenntnis der Dampfkraft, wie auch und insbesondere die Kenntnis der möglichen Zwecke, denen sie dienstbar zu machen wäre, waren ganz unzureichend. Die Frage der Verfahrungsweisen war, da man keine Zwecke kannte, noch nicht fällig. Und so ruhte denn die Idee volle 1800 Jahre. Erst im 17. Jahrhundert erweckten Torricellis Beweis von der Schwere der atmosphärischen Luft und die bekannten Demonstrationen Otto v. Gerickes das Verlangen, den Luftdruck industriell zu verwerten. Papin konstruierte daraufhin seinen Topf, vermittelst dessen auf einfache Weise ein luftleerer Raum gewonnen wird. Das von ihm erfundene Verfahren wurde 1690 bekannt gemacht, doch verhielt sich die Mitwelt indifferent. Verbesserungen an dem Papinschen Topfe brachte der Engländer Savery, Papin wieder Verbesserungen an dessen Apparat an, ohne daß aber die verbesserten Verfahren in größerem Umfange benutzt worden wären. Erst als der Schlosser Newcomen gemeinsam mit dem Glaser Cawley noch weitere Verbesserungen durchführte, begann man (1705) die Maschine in den Dienst der Industrie zu stellen. Aber die Verwendung war immer noch eine bescheidene, bis nach weiteren 60 Jahren James Watt, einer der eifrigsten Schüler von Black, dem Begründer der Lehre von der freien und gebundenen Wärme, die Maschine durch glänzende Erfindungen auf eine ungleich höhere Stufe und zu einem solchen Grade der Vollkommenheit brachte, daß man bis auf den heutigen Tag nicht im stande gewesen ist, prinzipielle Verbesserungen in den Hauptteilen der Maschine anzubringen. Jetzt begann die Dampfmaschine als Motor langsam Eingang zu finden. 1769

hatte sich Watt mit Boulton zu einer Maschinenfabrik associiert. 1810 gab es 5000 Dampfmaschinen in England.

Ueberblickt man nochmals die Geschichte der Dampfmaschine bis zu dieser Zeit, so findet man in einer entlegenen Epoche die Kenntnis einiger Eigenschaften des Dampfes und Anregungen für eine gewisse Art seiner Benutzung. Jene Kenntnis ist aber doch zu gering, als daß diesen Anregungen viel Nachdruck hätte gegeben werden können. Dann schläft die Idee nahezu zweitausend Jahre, bis theoretische Arbeiten uns die Einsicht in das Wesen der in Betracht kommenden Faktoren: Luft, luftleerer Raum, vermitteln und man sich fragt, ob diese Entdeckungen nicht eine industrielle Verwertung zulassen. Das „ins Auge fassen" wirtschaftlicher Zwecke tritt also neben die bessere Kenntnis der wirksamen Elemente. Jetzt handelt es sich noch darum, eine dritte Arbeit zu thun: Verfahrungsweisen zu finden, welche die Ausnützung jener nunmehr ausreichend gekannten Eigenschaften der Luft, des luftleeren Raumes, des Wasserdampfs für wirtschaftliche Zwecke ermöglichen. Mit der Entdeckung solcher Verfahrungsweisen (die dann ihrerseits allerdings die Einsicht in weitere Zweckmöglichkeiten eröffnen) müht man sich weitere 80 Jahre ab, bis Watt die erlösende Idee hat. In diesem Augenblick erst ist die Erfindung, an welcher sich, wenn wir vom Altertum absehen[1]), doch 120 Jahre beteiligt haben, fertig. Im Laufe eines Jahrhunderts verbreitet sie sich über die Welt.

Zu welchem Behufe nun diese Darstellung? Sagt sie etwas zur Charakteristik der Arbeit? Man hat bisher aus der — vorhandenen — Kenntnis jener Entwickelung, die wir mit einigen Randbemerkungen hier wiedergaben, *kein* Material für die theoretische Betrachtung der Arbeit geschöpft. Und doch will uns scheinen, als ob sie solches in reicher Fülle böte. Sie deutet bereits an, was wir nun ganz bestimmt dahin formulieren, daß *dreierlei Arbeit zu unterscheiden* ist, nämlich:

---

[1]) Wir dürfen es billig nach Reuleaux (u. a. S. 36).

1. schöpferische Arbeit,
2. dispositive,
3. exekutive u. z.

schöpferische Arbeit als Arbeit des Erfinders, dispositive als Arbeit des Unternehmers, exekutive als die des Arbeiters.

Es sind in der That völlig verschiedene wirtschaftliche Funktionen, um die es sich bei diesen drei Kategorien Arbeit handelt. Jede von ihnen repräsentiert eine Gattung für sich.

Um dies näher auszuführen, so ist die exekutive Arbeit Arbeit desjenigen, der nur mit der Hand zulangt, Ausübung einer Hand- oder Körperfertigkeit im Dienste, unter den Befehlen, auf die Anordnungen eines Andern. Die Verrichtungen dieser Arbeit wiederholen sich fortwährend oder periodisch in immer gleicher oder nahezu gleicher Weise.

Mit dem Begriff der dispositiven Arbeit ist dagegen das Erfordernis, sich in stets neuen Situationen zurecht zu finden, wechselnden Aufgaben gleichmäßig gerecht zu werden, verbunden; es ist die Arbeit, welche nicht durch das, was die Hand macht, sondern das, was gedacht wird, charakterisiert ist, und wo die Hand bloß die Exekutive übernimmt. Der dispositive Arbeiter ist für sich selbständig und verantwortlich, und für die Ausführung der dispositiven Arbeit gibt es im Gegensatz zur exekutiven verschiedene Wege.

Schöpferische Arbeit ist regelgebende Arbeit. Schöpferisch ist die Arbeit des Erfinders. Der besondere Charakter von dessen Arbeit gegen die exekutive spricht sich darin aus, daß seine Arbeit auf Arbeitsersparung ausgeht, während die exekutive Arbeit nicht Arbeitsersparung, sondern eben „Arbeit" ist. Bei der schöpferischen Arbeit ist bloß der Aufwand Arbeit; die Leistung ist Arbeitsersparung.

Was die dispositive Arbeit betrifft, so nimmt sie eine Mittelstellung ein. Als Arbeit ist sie wohl solche schwierigerer Art, Arbeit zumindest, die von weniger Personen gekonnt wird als die exekutive; danach allein bemessen wir ja die Schwierigkeit. Aber sie ist nicht bloß schwierigere, sondern auch erfolg-

reichere Arbeit. Nannten wir die Arbeit des Erfinders schöpferisch, so ist dispositiv die des Kaufmanns, exekutiv die des im engeren Sinne so genannten Arbeiters. Daß diese Unterscheidung aber nicht in einen einheitlichen Begriff hineingetragen und wieder auch nicht bloß äußerlich beobachtet ist, ist, wenn man so will, selbst „experimentell" erwiesen: u. a. in den sogenannten Produktivgenossenschaften, welche meist daran zu Grunde gingen, daß die „exekutiv" vortrefflichsten Arbeiter sich für dispositive Arbeit untauglich zeigten[1]).

Immerhin — das darf nicht übersehen werden — hält sich die Natur durch die von ihr statuierte Dreiheit der Arbeitsqualitäten nicht dermaßen für gebunden, daß sie nicht in zahllosen Menschenexemplaren uns die Uebergänge von der einen zur höher gearteten Fähigkeit präsentieren würde, ebenso wie sie Rassenmischlinge kennt. Der sogenannte Subalternbeamte stellt ziemlich überall einen Uebergangstypus von exekutiver in dispositive Befähigung dar; der Oberbeamte muß, wenn er seinen Aufgaben gerecht werden will, die dispositive Befähigung in vollem Umfange besitzen.

Andrerseits ist nicht zu verkennen, daß jenen drei „Arten" Arbeit nach unten hin noch eine vierte angehängt werden muß, die automatische Arbeit. Menschliche Arbeit setzt sonst gemeinhin das Bewußtsein ihrer selbst voraus. Bei automatischer Arbeit ist dies nicht mehr der Fall. Eine Arbeit charakterisiert sich als automatisch, wenn man, in ihrer Ausführung begriffen, gleichzeitig entweder etwas andres als die Arbeit oder „nichts" denken kann. Sie nimmt dann den Charakter der auch beim Tier, wenn auch mit Unrecht sogenannten Arbeit an: einer Auslösung von Kräften, welche nicht mehr verstandesmäßig mit Willen und Bewußtsein, sondern in Entsprechung eines unabhängig vom Verstande oder bei Nichtvorhandensein des Verstandes wirksamen Dranges erfolgt. Die Hände des an einer Maschine wirkenden Menschen setzen sich schließlich unter dem

[1]) Vgl. hierüber den II. Band.

leichten Zwange eines solchen angezüchteten, sich selbstthätig einstellenden und entfaltenden Impulses in Bewegung. Und ähnlich wie exekutive zu automatischer, kann auch dispositive in der Routine zu exekutiver Arbeit herabsinken.

Wenn wir aber vorhin anführten, daß es Uebergangsfähigkeiten, Mischlinge in Hinsicht der Art intellektueller Ausstattung gebe, so ist Gleiches mit Bezug auf die Aufgaben, die dem Wirtschafter gestellt sind, der Fall. Immerhin vermischt sich eher exekutive und dispositive Arbeit, als Arbeit letzterer Art mit schöpferischer. Selbst der Kaufmann, der im Augenblick der Not durch einen Handstreich alles rettet und damit die größte „That" seines Lebens vollbringt, wird damit kaum schon schöpferische Arbeit geleistet haben.

Schöpferische, dispositive, exekutive Begabung sind Naturanlagen. Daß jedes einen Begriff für sich darstellt, hat die Sprache anerkannt, indem sie Genie, sodann Talent jener Begabung, die alle Welt besitzt: Arbeitskraft verbunden mit einem gewissen Maß Arbeitsgeschick — entgegenstellt. Was den Inhalt von Genie gegen Talent betrifft, so sucht ihn ein Sprachgelehrter, Adelung, so zu fixieren: „Das Genie schafft, das Talent setzt nur ins Werk." Daß nicht jedes Ins-Werk-setzen schon Talent ausweist, ist Adelung selbstverständlich nicht entgangen. Er wollte mit jenen Worten nur die Grenze ziehen zwischen den zwei superioren Begabungen. Der Wortbegriff hat im Deutschen übrigens seine Geschichte. Goethe unterscheidet in „Dichtung und Wahrheit" eine Vorzeit und jene, wo nach dem Wortsinn ausgesprochen werden konnte, daß Genie diejenige Kraft des Menschen sei, welche durch Handeln und Thun Gesetze und Regeln gibt[1]). Schopenhauer (Parerga II)

[1]) Vordem „manifestierte sich's nur, indem es die vorhandenen Gesetze überschritt, die eingeführten Regeln umwarf und sich für grenzenlos erklärte". „Daher war es leicht, genialisch zu sein." — Vgl. hier auch die Charakteristik des Genies bei Schiller (Naive und sentimentale Dichtung): „Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten immer noch zu Hause zu sein, und die Natur zu erweitern."

vergleicht das Genie einem Fürsten, und leicht ist es dann, das Bild weiterzuführen, indem man den Souverän, den Volksbeherrscher, zunächst mit der „Aristokratie" umgibt. Daß sich das Genie züchten lasse, ist, trotzdem uns Bebel in seiner „Frau" für den künftigen sozialistischen Staat Michelangelos und Leonardo da Vincis die Masse in Aussicht stellt, ein toller Gedanke. Den Erziehungs-Optimisten aber, welche meinen, jeden Menschen mindestens auf die Stufe dispositiver Befähigung hinauf erziehen zu können, möchten wir die Betrachtung eines der Ihren, des Evolutionisten L. Büchner entgegenhalten, der (in „Kraft und Stoff") die Bemerkung eines größeren, des Goetheschen Mephisto „Ein jeder lernt nur, was er lernen kann", so variiert: „Kräfte lassen sich nicht mitteilen — sondern nur wecken." Der ursprüngliche Besitzstand des Menschen, die Naturausstattung entscheidet über die Fähigkeit zu assimilieren, das Simile muß von vornherein vorhanden sein, Erziehung kann nur qualitativ Vorhandenes quantitativ entwickeln. Auch Lessing bemerkt (Erziehung des Menschengeschlechts): „Erziehung gibt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte." Ganz besonders anschaulich aber führt es wieder Schopenhauer aus (Parerga II): „Jeder leistet im Grunde nur das, was schon in seiner Natur, d. h. eben in seinem Angeborenen unwiderruflich feststeht. Die intellektuellen Fähigkeiten bedürfen zwar der Ausbildung, wie manche Naturprodukte der Zurichtung, um genießbar oder sonst nutzbar zu sein. Wie aber hier keine Zurichtung das ursprüngliche Material ersetzen kann, so auch dort nicht[1])."

Auch „geflügelte Worte" von gutem Kurs wie Moltkes, der Fleiß mache das Genie, oder Buffons, das Genie sei nichts „qu'une grande aptitude à la patience" dürfen über die Ursprünglichkeit der Begabungen nicht täuschen. Jene Mots

[1]) Schopenhauer läßt dem die Aeußerung folgen: „Die oberflächlichen freilich und, aus guten Gründen, die gemeinen Naturen werden der entgegengesetzten Ansicht seyn, um bei Allem, was ihnen abgeht, sich getrösten zu können, es werde noch kommen."

sind nur insoweit richtig, als — wie Carlyles Frau es einmal sagte — „das Genie eines Mannes allerdings keine Sinekure" ist. Arbeiten muß auch das Genie, unter Umständen sich in Arbeit begraben, um etwas vor sich zu bringen. (Und das Genie eines Carlyle mußte dies in höherem Grade, als das eines Voltaire oder Goethe.)

Genies werden sich also weder synthetisch noch evolutionistisch erzeugen lassen, auch im sozialistischen Staate nicht. Zudem drückt die Natur gerade auch hier den Menschen von vornherein, mit sinnfälliger und nicht mißzuverstehender Deutlichkeit den Stempel ihrer Bestimmung auf. Kleinpaul berichtet in seinen Physiognomicis (vor einigen Jahren in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht): „Bei den arbeitenden Klassen pflegt der Kopf zurückzutreten, was um so mehr auffällt, als er gerade bei den höheren (?) Ständen stark entwickelt ist. Alle Hutmacher wissen, daß die kleinsten Köpfe den Arbeitern und den Handlangern angehören, die Maurer im besondern haben den Kopf so klein, daß man in Paris von einem kleinköpfigen Individuum sprichwörtlich sagt: il a une tête de maçon. Daher auch die Hutmacher in den Arbeiterquartieren, z. B. im Quartier Mouffetard nur kleine Hüte auf Lager haben (2,5 points = 52 cm bis 3 points = 53 cm). Umgekehrt die Huthändler im Schulenquartier brauchen große Hüte, weil die Kunden große Köpfe haben (5,5 points = 58 cm bis 6,5 points = 60 cm)." Auf dem Münsterer Anthropologenkongreß von 1890 stellte Schaaffhausen drei Schädelinhalte einander gegenüber: den des Gorilla mit 485 ccm, des Neanderthalmenschen mit 1099 und jenen Kants mit 1730 qcm[1]). Ohne phrenologische Spielereien treiben oder uns der evolutionistischen Welterklärung verschreiben zu

[1]) Der Schädelinhalt der heutigen Menschheit geht nach H. Welckers unübertroffen exakten Untersuchungen (vgl. Ranke, Der Mensch, II. S. 228) im allgemeinen von 1260 bis 1500 qcm. Obenan die Europäer und Semiten, sodann die Mongolen, weiterhin Papuas und Malayen, alsdann Indianer, Neger, und zu unterst die vorderindischen Völker und die Australier.

wollen, darf man aus Daten wie diese gewisse Nutzanwendungen ziehen.

Und schließlich weisen ja auch die verschiedenen Völker und innerhalb einiger Volksgemeinschaften die feststehenden sozialen Gliederungen die Ursprünglichkeit der verschiedenen Begabungen aus. Die Kasteneinteilung ist nur eine andere Form der Sklaverei. Beide werden gerechtfertigt (vgl. das zu Beginn über die Auffassung der Sklaverei in der Antike Gesagte) mit einer Verschiedenheit der Anlagen, die meist dann auch auf eine mindestens nationale Verschiedenheit sich zurückführt, wie ja auch beispielsweise der indische Name für Kaste, varna, Farbe, es ausspricht. Die ursprüngliche Verwendung der dispositiv Veranlagten (die heute die „Unternehmer" stellen) ist die als Vorsteher der Hauskommunionen gewesen. Von der Tüchtigkeit des Hausherrn, sagt ein indisches Gesetzbuch, hängt das Gedeihen der Familie ab. Deshalb wird unter Umständen auch ein jüngeres Familienmitglied, das sich hierzu als befähigt zeigt, an die Spitze der Kommunion (die bekanntlich unter Umständen bis 50 Köpfe zählt) berufen. Wenn man weiterhin heute noch über das Kriterium der Rasseneinteilung streitet, so wäre zu begreifen, wenn man die in den Völkern vertretene intellektuelle Fähigkeit zum Maßstabe erhöbe. Die indogermanischen und die semitischen Völker haben fast alle schöpferisch begabten Menschen hervorgebracht, insbesondere auch alle Religionsgründer: Zoroaster, Moses, Buddha, Jesus, Muhammed. Daneben besitzen sie eine überaus große Zahl dispositiv Befähigter, und selbst die exekutiv Arbeitenden zeichnen sich durch besondere Leistungsfähigkeit aus. Die schöpferische Veranlagung der Mongolen dagegen ist gering[1]). Immerhin stehen sie den Indogermanen

[1]) Ueber Chinesen gegen Weiße vgl. Sartorius v. Waltershausen: Die Chinesen in den Ver. Staaten von Nordamerika in d. Zeitschr. f. d. ges. Staatswissensch. 1883, S. 342 f. Hier heißt es: „Der Chinese hat wenig Sinn für die Erfindung bei der mechanischen Arbeit, aber ein großes Nachahmungstalent. Er vollführt das, was ihm aufgetragen, genau so wie es ihm gezeigt ist, arbeitet mit großer Sorgfalt, aber oft ganz

noch verhältnismäßig nahe, wie ja auch jene ursprüngliche Zusammenfassung der beiden Rassen als Japhetiten es ausspricht. Wenn Bagehot in seinem „Ursprung der Nationen" einmal meint, 20 Durchschnitts-Engländer würden sich vor Aufgaben der Güterproduktion ungleich leistungsfähiger als 1000 Australneger zeigen, so ist dies eine völlig selbstverständliche Thatsache. In Ratzels Anthropogeographie lesen wir (S. 259): „Der Gegensatz zwischen den Bevölkerungsdichtigkeiten von 7000 in Java und Madura, 4—5000 auf kleineren Inseln der Philippinen, 2300 auf Luzon zeigt die Unergiebigkeit der von Europäern unbeeinflußten tropischen Wirtschaft trotz der stellenweise so intensiven Reis- und Sagogewinnung." Auch auf europäischem Boden fehlt nicht der Zusammenhang zwischen der Zahl hervorragend dispositiv und etwa gar schöpferisch veranlagter Menschenexemplare zur Bevölkerungsdichtigkeit. Ratzel berichtet weiterhin (S. 340) von einem ausgezeichneten Stamme südamerikanischer Indianer, der durch weiße Weiber, die sie raubten — die Tradition ist, wenn nicht wahr, so doch bezeichnend — sich einige sehr „hervorragende Eigenschaften zugeführt" haben soll. Zuletzt erzählt er von der prädominierenden Rolle der Mischlinge bei den Indianerstämmen (S. 353): „Der Erfinder des oft genannten Tscherokialphabetes war ein Mischling. Trotzdem wiederholt Gerland, dem die Thatsache bekannt, daß Sequojas Großvater ein Weißer gewesen war, die ganz irreleitende Behauptung, er habe mit dieser Erfindung einen Beweis für die angeborene Intelligenz seiner Rasse abgelegt. Besonders bei den Indianern der östlichen Südstaaten schwangen sich solche Mischlinge, oft ausgezeichnet durch Talent, zu hohem

---

schablonenhaft und ohne den einzelnen Fall sich zu überlegen. Es glückt ihm, vorwärts zu kommen, weil er geeignet ist, gedankenlos und ununterbrochen mechanische Arbeit zu verrichten." Immerhin „liegt auf der Hand", daß es unter der großen Masse Chinesen „auch einzelne Leute gibt, welche sich durch höhere Intelligenz auszeichnen. Sonst wäre es nicht denkbar, daß manche Bergwerksbetriebe von chinesischen Unternehmern gehalten wurden 2c."

Ansehen bei ihren Volksgenossen empor, das sie aber nicht selten auf eine für diese verderbliche Weise benutzten[1])."

Bekannt ist übrigens, daß die Versuche der Rasseneinteilung sich immer mehr zur Erhebung des Schädels zum Rassenmerkmal hingedrängt sehen. Merkwürdig gut haben hier die Germanen bestanden, die in der That auch (als Germanen im weiteren Sinne) nach dem von uns gebrachten Einteilungsmaßstabe sich an die Spitze stellen. Die Frage, ob sie nicht das vorzugsweise begabte Volk seien, hat, wie man weiß, schon das Altertum beschäftigt, und der Kirchenvater Tertullian (vgl.

---

[1]) Anders äußert sich Ratzel in seiner Völkerkunde. Hier führt er aus (I. S. 10): „Man muß es mit der größten Entschiedenheit betonen, daß der Begriff Naturvölker nichts Anthropologisches, nichts Anatomisch-Physiologisches in sich hat, sondern ein rein ethnographischer, ein Kulturbegriff ist. Naturvölker sind kulturarme Völker, und es können Völker von jeder Rasse, von jedem Grade natürlicher Ausstattung entweder noch nicht zur Kultur fortgeschritten oder in der Kultur zurückgegangen sein. Man sieht, die Rasse hat mit dem Kulturbesitze an sich nichts zu thun."

Wir sehen in diesen Aeußerungen Ratzels, denen sich ähnliche weiterhin in seiner Völkerkunde anschließen, nur einen Rückfall in die heute gang und gäben Anschauungen, die — weil in den Banden einer für alles haftbar gemachten Evolutionstheorie stehend — überall mindestens Entwickelungsfähigkeit sehen zu müssen glauben. Aber so groß und so berechtigt die Autorität Ratzels auf ethnographischem Gebiete und so sehr sein Urteil in den andern unsre Zeit beherrschenden Theorien wurzelt, stehen wir doch keinen Augenblick an auszusprechen, daß er mit vielen (allen?) Andern uns die Erklärung, die zu liefern er sich anheischig macht, schuldig bleibt. Die Neger, die Polynesier, die Indianer haben so gut ihre vieltausendjährige Vergangenheit, wie die Indogermanen. Das hindert nicht, daß sie „geschichtslos" sind. Läge ein „Kulturrückgang" vor, so müßten sich Kulturreste finden; wäre die Fortschrittsfähigkeit gegeben, so müßten sie längst „fortgeschritten" sein. Keines von beiden ist der Fall. Man wolle also mit dem Geständnis weiter nicht zurückhalten: die Begabung auch ihrer Begabtesten — Meteore ausgenommen — erhebt sich nicht zu der Begabung eines englischen self-made-man. — Es scheint aber, daß man derartige Dinge heute nicht sagen dürfe, ohne anzustoßen — dogmatisch, weil die Evolutionstheorie ein Kraut für alles sein soll (in der That beherrscht sie uns bis zur Urteilslosigkeit), und sittlich, weil man dann inhuman genug

Nöldechen, Tertullian, 1890, S. 481) bricht gegen sie und für die semitischen Punier eine Lanze[1]).

Für die höhere Leistungsfähigkeit der Europäer auch bei exekutiver Arbeit ist eine große Anzahl Daten zusammengestellt. Nasse bringt in einem Aufsatze der Conradschen Jahrbücher 1887 (Neue Folge, XIV. Band, S. 122) nach englischen Quellen von 1884 die folgenden:

	Quantität geleisteter Arbeit in einer gegebenen Zeit	
	Erdarbeiten	Maurerarbeiten
Engländer	100	100
Franzosen, Belgier, Deutsche . .	75— 90	80—100
Südeuropäer	60— 85	—
Inder bester Klasse	40— 70	40— 50
„ schlechterer Klasse	25— 40	30— 40

Indes wollen wir auf Unterschiede solcher Art kein übergroßes Gewicht legen, trotzdem die früher auf Grund der Beobachtungen des englischen Bauunternehmers Brassey (so dessen viel verbreitetes Buch „Work and Wages" 1872) angenommene und in Deutschland insbesondere von Brentano (Arbeitsverhältnis nach modernem Recht, S. 255 ff.) und Marx (S. 577) vorgetragene, zuletzt noch von Schulze-Gävernitz (Zum sozialen Frieden II., S. 261 ff.) des längern entwickelte Theorie, daß die niedrigsten Löhne eigentlich die teuersten oder mindestens nicht die billigeren seien, durch jüngere Erhebungen (so neben

ist, nicht humaner sein zu wollen als die Natur. Für uns steht unumstößlich fest, daß die Menschen und die Rassen verschieden veranlagt sind und es trotz aller Erziehung bleiben, bezw. das Nivellement, das von letzterer ausgeht, lange nicht bis zur Ausgleichung führen kann. Wir halten uns hier an ein Wort Hegels, der in seiner Philosophischen Encyklopädie (3. Aufl. S. 531) einmal meint: „Was zunächst die Gleichheit betrifft, so enthält der geläufige Satz, daß alle Menschen von Natur gleich sind, den Mißverstand, das Natürliche mit dem Begriffe zu verwechseln; es muß gesagt werden, daß von Natur die Menschen vielmehr nur ungleich sind."

[1]) Ueber Semiten gegen Arier vgl. insbesondere Bluntschli, Arische Völker und arische Rechte, 1857 im Deutschen Staatswörterbuch und in den „Gesammelten kleinen Schriften" 1879, I.

dem Nasseschen Aufsatze noch Remuneration Conference, S. 280) sich als nicht, mindestens nicht mehr zutreffend herausgestellt hat, und in Verbindung damit auch die Annahme, man könne den Arbeiter jeder Nationalität durch generationenweise Verabreichung kräftiger Kost zur Gleichwertigkeit mit dem englischen erziehen[1]), ins Wanken geraten ist. Ueber ursprüngliche Begabung selbst im Gebiete der exekutiven Arbeit und ihre Verschiedenheiten auch im kleinsten Kreise vergleiche man bei Schuler (im Archiv f. soz. Gesetzgbg. 1891, S. 98) die Aeußerung jenes schweizerischen Arbeiters, der, seine eigene Unfähigkeit beklagend, meint: „Es gibt viele Sticker, denen es ein Spaß ist, 3—400 Stiche mehr zu machen per Tag, wenn sie pressant haben. Dieses ist aber natürlich nicht jedem Arbeiter gegeben." Und wieder, wie bei den Kulturnationen eine unter Umständen nicht geringe Anzahl Arbeiter „mit schwachem Gelingen" zu verzeichnen sind, gibt es auch da ganze Nationen, die dieses Prädikat verdienen. Bereits dem Südeuropäer fehlt die kolossale Arbeitsenergie des Engländers, eine nicht mehr physische Eigenschaft, die dessen exekutive Arbeit als die in Wahrheit höchststehende charakterisiert[2]).

Um nun aber zur Charakteristik der drei Arten Arbeit zurückzukehren, so sei zunächst angeführt, daß dieselben sich nicht bloß inhaltlich, sondern auch in Hinsicht ihrer Designation insofern unterscheiden, als es der Beruf schöpferischer Arbeit ist, im Unterschied von dispositiver und exekutiver, Gemeingut zu werden. Der dauernd errungene Vorteil in der Produktion, oder genauer und gleichzeitig weiter: der Gedanke, der für alle Zeit dazu führt, ein gleiches Resultat mit geringerem Aufwande zu erzielen, gleiche Werte mit geringerer Wertabsorption darzustellen, ist schöpferische Arbeit. Unsre moderne Kultur hat die

[1]) Vgl. hier auch Moleschotts „Der Mensch ist, was er ißt"; sodann etwa Tornier, Der Kampf um die Nahrung, 1884, der, jenen noch übertrumpfend, alle Evolution auf die Nahrung zurückführt.

[2]) Ueber äußere Gründe derselben vgl. Jäger, Die menschliche Arbeitskraft, 1878, S. 398 und frühere.

schöpferische Arbeit der vorangegangenen Zeitalter bei freier Verfügbarkeit über dieselbe zur eigentlichsten Voraussetzung. Die Disponibilität solcher schöpferischer Arbeit früherer Generationen für uns ist das Fundament, auf dem das moderne Kulturgebäude sich erhebt, und jeder neue Akt schöpferischer Arbeit fügt einen neuen Stein dazu.

James Watts Denkmal in der Westminsterabtei trägt die Inschrift:

James Watt
welcher die Kraft eines schöpferischen,
in wissenschaftlichen Forschungen früh geübten Geistes
wandte auf die Verbesserung der Dampfmaschine,
dadurch die Hilfsquellen seines Landes erweiterte,
die Kraft der Menschen vermehrte,
und sich zu einem hervorragenden Platze erhob
unter den berühmtesten Männern der Wissenschaft und den
wahren Wohlthätern der Welt.

Buckle generalisiert nur diesen Epitaph, wenn er bemerkt: „Die Entdeckungen großer Männer verlassen uns nie, sie sind unsterblich."

Im Unterschied von schöpferischer Arbeit ist dispositive Arbeit bloß planmäßige Wirtschaft zu gunsten eines Einzelnen, seiner eigenen Wirtschaft; und auch die exekutive Arbeit führt nicht weiter als zur Ausstattung des eigenen Haushalts. Nur insofern scheint die dispositive Arbeit etwas der schöpferischen Verwandtes zu besitzen, als sie wenigstens sehr häufig nicht bloß Kraftleitung (in Distinktion von Kraftleistung der Exekutive), sondern auch schon — wie jene Arbeit höherer Art — Kraftersatz sein wird. Folgt sie darin jedoch bestimmten Regeln, so haben diese Regeln das Schöpferische vorweg genommen. Denn Arbeit ohne Originalität ist selbstverständlich nicht schöpferische Arbeit.

Wie die Einleitung es sagt, haben die vorangegangenen Ausführungen über die drei Arbeitsspezies die Absicht, die Beurteilung des Systems, nach dem in unsrer Wirtschaftsordnung die Einkommensbezüge erfolgen, vorzubereiten. Im Interesse

dieser Aufgabe wird nun aber insbesondere noch das Wesen der dispositiven Arbeit näher zu erläutern sein. Daß die dispositive der exekutiven näher steht als der schöpferischen, dürfte nach den bereits für sie namhaft gemachten Charaktermerkmalen jedenfalls feststehen. Aeußerlich tritt dies darin hervor, daß, insoweit philosophische Betrachter der Kulturmenschheit ihr eine Einteilung nach den größeren und geringeren Begabungen zu geben versuchten, sie stets nur zwei Arten von Menschen unterschieden: Volk als Exekutive und „Dispositive" — und „Führende Geister":

„Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort."

Indes hat es und braucht es Zwischenhände, die die Korrespondenz zwischen der schöpferischen Kraft und dem „publico" vermitteln. Diese Zwischenhände bemächtigen sich dann auch gleich andrer Aufgaben und sind damit „Unternehmer".

Was den Unternehmer als solchen bezeichnet, ist — es sei auch hier gestattet, an die Anschaulichkeit des Dichterwortes zu appellieren [1]) — das:

„Wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen."

Daß dies nicht jedermanns Sache sein kann, sondern es sich dabei um eine besondere Art Befähigung handelt, läßt sich an vielerlei Beobachtungen erhärten. Es geht beispielsweise aus den vorerwähnten Erfahrungen in den Ländern bloß exekutiv veranlagter Bevölkerung, d. h. in den Kolonien mit nichteuropäischer Bevölkerung hervor. Man vergleiche sodann die (vielleicht etwas zu markierte?) Aeußerung bei Marx (S. 575): „Die Dirigenten russischer Fabriken sind natürlich Engländer,

[1]) Vgl. auch die sprachliche Verwandtschaft von „Unternehmer" und „Unternehmungsgeist".

da die eingeborenen russischen Kapitalisten nicht fürs Fabrikgeschäft taugen." Sie „taugen" nicht. Was besagt dies anderes als mangelnde Eignung für dispositive Arbeit[1])? Auch die geringe Bewährung der sogenannten Produktivgenossenschaften, d. h. Arbeitergenossenschaften zur Führung von Industrieunternehmungen, wenn nicht ein tüchtiger „Disponent" gewonnen ist, wurde bereits gestreift. Daß selbst der höchstbefähigte exekutive Arbeiter darum noch kein dispositiver Arbeiter ist, zeigen weiters die Erfahrungen der englischen Hilfskassen. Bärnreither in seinem vortrefflichen, auch von sozialistischer Seite gewürdigten Buche über „Englische Arbeiterverbände" läßt sich an mehreren Stellen S. 275 ff. darüber aus, daß es der „richtigen Männer" für die Leitung der Hilfskassen bedürfe, daß die Mitwirkung der „oberen und mittleren Klassen", wo sie stattgefunden, sich als

[1]) Anatole Leroy-Beaulieu, L'empire des Tsars, deutsche Uebersetzung 1887, I. S. 131, meint freilich: „Die Flachheit des Bodens und die Schwächlichkeit der Natur scheinen mir für einen der Vorwürfe verantwortlich zu sein, die am häufigsten und wohl mit dem wenigsten Rechte dem russischen Volke gemacht worden sind: der Vorwurf des Mangels an Individualität, des Mangels an Originalität, des Mangels an schöpferischer Kraft. Die Geschichte und eine lange Zeit zurückgehaltene Zivilisation haben sicherlich auch daran Schuld; aber wenn dieser Mangel — woran wohl gezweifelt werden darf — allgemein und unheilbar ist, so muß die Schuld daran zuerst der Natur zufallen. Was den Mangel an Persönlichkeit betrifft, so gleicht der Russe hierin noch seinen Feldern. Ihrer Armut und Monotonie entstammt ein Teil der verhältnismäßigen Unfruchtbarkeit des russischen Denkens." Warum hier Leroy-Beaulieu bloß von Geschichte und Natur, also äußeren Einwirkungen etwas wissen will?! Sollte nicht auch die ursprüngliche Befähigung eine Rolle spielen und die Grenzen derselben einer Erwähnung wert sein? Bekannt ist ja, wie wenig sich bisher die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland bewährt hat. Selbst jenen allergeringsten Ansprüchen, die die kleinbäuerliche Wirtschaft mit ihren kalendarischen Traditionen an den Wirtschafter stellt, hat sich der Russe vorläufig nicht gewachsen gezeigt. Daß er mit der Zeit der Aufgabe Herr werden werde, ist allerdings nicht zu bezweifeln. Denn die Krise, in der Rußland sich wirtschaftlich heute befindet, haben alle Völker bei Auflösung der ursprünglichen gemeinwirtschaftlichen Verbände durchgemacht. Vgl. hierüber unten die Geschichte der Großvermögen.

ein großer Vorteil für die Hilfskassen erwiesen habe. Und doch bedarf es hier noch gar nicht einer mit der Unternehmerarbeit vergleichbaren Thätigkeit. Denn diese Kassen arbeiten für keinen Markt. Von „pflanzen und schaffen, erlisten, erraffen, wetten und wagen" ist bei ihnen keine Rede. Die Erfahrungen, die man trotzdem mit ihnen macht, stehen danach ungefähr auf einer Linie mit der — in letzter Zeit vielerwähnten — Schwierigkeit der Beschaffung eines tüchtigen Unteroffizier-Materials im Analphabeten-freien! Deutschland.

Zuletzt werfe man einen Blick auf die jährlichen Verlustlisten, die Jene bezeichnen, die sich als Unternehmer aufgethan, aber nicht genügende Befähigung für ihren Beruf besessen, sich schwächer als die „Verhältnisse" erwiesen haben und darum untergingen. Mit großer Deutlichkeit ergeben sich aus der Konkursstatistik als Ursache des Untergangs der meisten Unternehmungen nicht „höhere Gewalten", sondern mangelnde moralische oder dispositive Befähigung. So hat ein jüngster Bearbeiter der internationalen Konkursstatistik, Wirminghaus, in einer Anzahl Aufsätze „Die Ergebnisse der Konkursstatistik" in Conrads Jahrbüchern 1891 (Dritte Folge, II. Band) aus dem ihm vorgelegenen Material u. a. die Auffassung geschöpft, „daß die Zahl der Fälle, in denen der Konkurs ohne jedes Verschulden des Betroffenen hereingebrochen ist, bei näherem Zusehen sich sehr stark reduzieren wird." Man dürfe sich nicht dadurch täuschen lassen, „daß der Schuldner selbst sich gewöhnlich als das Opfer aller erdenklichen Verhältnisse hinstellt, nur nicht seiner eigenen Nachlässigkeit und Unfähigkeit." Wirminghaus macht noch weiterhin Mitteilungen, welche besagen, daß die Konkursiten sich vorzugsweise aus den kleinen Leuten, welche an der Grenze exekutiver und dispositiver Begabung stehen, rekrutieren. Er bestätigt „die wiederholt hervorgehobene Thatsache, daß die untergeordneten wirtschaftlichen Existenzen das weitaus größte Kontingent der Konkursfälle stellen." „Es handelt sich hier in erster Linie um Handwerker und kleine Händler, welche, ohne geordnete Buchführung und genügenden Ueberblick

über ihren Vermögensstand, bei planlosem Kreditgeben und -nehmen weiter wirtschaften, obwohl sie vielfach längst nicht mehr ihre Schulden zu decken vermögen." Meist suchen sie dann in etwas verspäteter Selbstbeschränkung in einer rein oder doch größernteils exekutiven Beschäftigung ihr Auskommen.

C. Zur Theorie der Arbeitseinkommen.

(Erfinderlohn, Unternehmerlohn, Arbeitslohn i. e. S.)

Der vorige Abschnitt hat den drei Arbeitsarten begrifflich gerecht zu werden versucht und sie zu diesem Zwecke auch stufenmäßig gegliedert. Daß mit dieser Gliederung aber alles gethan sei, dessen es bedarf, um über das Maß des der Arbeit gemäß des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag zukommenden Güterwertes ein Urteil zu gewinnen, läßt sich nicht behaupten. Für diesen Zweck müssen die von den verschiedenen Arten Arbeit ausgehenden Leistungen doch noch etwas näher ins Auge gefaßt werden, als es bisher geschehen ist.

Seitdem Ad. Smith sein klassisches Werk über Natur und Ursachen des Wohlstandes der Nationen mit der Schilderung der ungeheuren Arbeitsersparung, die von der sogenannten Arbeitsteilung ausgeht, begonnen und damit, nach dem Ausspruche Karl Mengers, jene Organisation der Arbeit „zum Angelpunkt des wirtschaftlichen Fortschritts" gemacht hat, ist die nationalökonomische Wissenschaft nur zu sehr bei der Annahme, hier, in der Arbeitsteilung, liege das Heil, stehen geblieben. E. v. Plener stellt in seiner Würdigung Lassalles[1]) mit vollem Rechte auch als dessen[2]) theoretische Ansicht fest: „Der Kapitalprofit beruht auf der Produktivität des Kapitals und diese auf der Teilung der Arbeit." „Mit Rodbertus bezeichnet Lassalle die Teilung der Arbeit als die Quelle aller Kultur und Produktivität."

---

[1]) Ernst v. Plener, Ferdinand Lassalle. Separatabdruck aus der Allg. deutschen Biographie 1884.

[2]) Vgl. dagegen Marx S. 349.

Aber auch sonst ist diese Auffassung von der Arbeitsteilung als dem wirksamsten Hebel jedes Fortschritts die allgemeine.

Nun ist die Arbeitsteilung, wenn auch ihrerseits nur ein Stück im weiteren Rahmen der Arbeitsdisposition, in der That ein überaus wirksames Werkzeug der Arbeitsersparung. Aber weder repräsentiert sie das Um und Auf der Mittel, die wir hiefür besitzen, noch dürfte sie auch das erfolgreichste zu nennen sein. Obzwar ohne richtige Arbeitsorganisation, ohne richtige Applikation der vorhandenen Arbeitskräfte an das Arbeitsobjekt keine Arbeit gedeihen wird, hätte sie allein uns doch lange nicht zu den modernen wirtschaftlichen Errungenschaften verholfen. Arbeitsteilung, Arbeitsorganisation, soweit solche ohne Maschine möglich, hatte auch die vormaschinelle Zeit, die sogenannte Manufakturperiode, aber seitdem das Arbeitsersatzmittel der Maschine die weiteste Verbreitung und die größte Vervollkommnung erlangt hat, trägt die Güterproduktion ein ganz anderes Gesicht. In der That, der Vortritt gebührt nicht dem Organisator der Arbeit, sondern dem Erfinder.

Einige ziffermäßige Aufschlüsse darüber, was wir der Maschine zu danken haben, sind von uns schon früher bei Darstellung des ökonomischen Fortschritts des letzten Jahrhunderts gegeben worden. Da es sich dort jedoch um Darstellung des gesamten Fortschritts handelte, der auf Rechnung der Maschine geht, während hier bloß die Frage in Betracht kommt, inwiefern in einem gegebenen Betriebe, auf einem beschränkten Produktionsgebiete die Maschine den Arbeitserfolg zu steigern vermag, so seien jenen summarischen Daten noch einige aus den wichtigsten Industrien, die durch die Maschine eine Wesensänderung erfahren haben, an die Seite gestellt. Wir bringen je ein Beispiel aus dem Transportgewerbe, der Textilindustrie und der Eisengewinnung, sind also ziemlich vollständig in Hinsicht jener Güterproduktionen, welche bei gleichzeitig überragender wirtschaftlicher Bedeutung das meiste dem in der Maschine verkörperten technischen Fortschritt verdanken.

„Stellen wir die alte Galeere mit ihren Ruderbänken dem

neuen Ozeandampfer gegenüber, und nehmen wir an, der Dampf sei nicht entdeckt und das Schiff werde durch Ruder in Bewegung gesetzt. Seine Länge betrage 200 Meter. Diese Länge gestattet allenfalls, auf jeder Schiffsseite 400 Ruder anzubringen. Zur Bedienung eines jeden Ruders sind 3 Mann erforderlich, macht also eine Gesamtbemannung von 2400 Mann. Nehmen wir ferner an, je 6 Mann leisten so viel wie eine Dampfpferdestärke, so haben wir 400 Pferdestärken. Verdoppeln wir die Zahl der Ruderer, so erhalten wir 800 Pferdestärken und 4800 arbeitende Matrosen, wozu eine ebenso starke Reserve kommt, falls die Fahrt ohne Aufenthalt vor sich gehen soll. Vergleichen wir nun dieses winzige Ergebnis mit demjenigen der 19500 Pferdestärken der neuesten Maschine. Nach dem obigen Verhältnis wären zur Erzielung einer gleichen Leistung 117000 arbeitende Ruderer und ebensoviel Reservemannschaften erforderlich. Und selbst wenn es gelänge, die 234000 Mann auf einem Schiffe von 200 Meter unterzubringen, so würden sie niemals eine 20-Knotengeschwindigkeit erreichen."

Die eben gegebene Darstellung der Ueberlegenheit des mit der modernen Schiffsmaschine bewehrten Dampfers über die Galeere verdanken wir der Rede, die Sir Fr. Bramwell bei Eröffnung der 1888er Session der British Association of Science gehalten hat. Sie dürfte damit als sachverständig bezeichnet und ihr letztes in dieser Form allerdings von Sir Bramwell nicht gezogenes Resultat, daß, wenn von der mit Segeln ausgestatteten Galeere die Fahrtgeschwindigkeit unsrer Dampfer angestrebt würde[1]), dieselbe ideal eine Bemannung von rund Einer Million aufbieten müßte, um jenem 20000-Pferdekräfte-Dampfer gleich zu kommen, vor Anfechtungen gesichert sein.

Werfen wir nun einen nächsten Blick in den Werksaal

---

[1]) Ueber die Geschwindigkeit des antiken Segelschiffs vergleiche insbesondere die ausgezeichnete Abhandlung von H. Stephan, Das Verkehrsleben im Altertum, in Raumers Histor. Taschenbuch 1868. Hiernach S. 50 f. legte dasselbe durchschnittlich 5—6 Knoten per Stunde zurück.

einer Spinnerei![1]) Eine Feinspinnmaschine der Gegenwart bewegt 1270 Spindeln auf einer Spindelbank mit einer Geschwindigkeit von 11000 Umdrehungen in der Minute. Eine Spinnerin, welche die Kunkel in der einen, die Spindel in der andern Hand hält (das Spinnrad ist ja schon Maschine), kann diese höchstens 100mal in der Minute drehen. Eine Spindel des Selfaktors repräsentiert demnach die Spindeln von 110 primitiven Spinnerinnen und die Spindelbank einer einzigen Spinnmaschine ist einem Etablissement gleich zu achten, in welchem 140000 Spinnerinnen in der von Homer beschriebenen und noch heute in Italien gebräuchlichen Art spinnen. Nun gibt es aber gegenwärtig in England rund 45 Millionen, auf dem Kontinent rund 25 Millionen Spindeln, = zusammen 70 Millionen. Diese 70 Millionen Spindeln thun die Arbeit von 7700 Millionen, oder sagen wir — mit Rücksicht auf ältere Etablissements, wo die Anzahl der Umdrehungen nicht so groß ist — von 7000 Millionen Spinnerinnen. Die Gesamtbevölkerung Europas ist 350 Millionen Menschen. Die Spindeln allein leisten also 20mal so viel als die Gesamtbevölkerung Europas zu leisten vermöchte, wenn Mann und Weib, Kind und Greis, alles ohne Ausnahme jahraus jahrein nichts andres thäten als spinnen. Gegenwärtig sind in europäischen Spinnereien noch nicht 1½ Millionen Arbeiter beschäftigt.

Aus der Eisenindustrie seien ganz kurz nur zwei Daten mitgeteilt. Für die Versammlung des allgemeinen Bergmannstages von 1888 in Wien hatte es eine österreichische Montangesellschaft „um der Kuriosität willen" unternommen, Stahl nach der urkundlich überlieferten Weise der Römer darzustellen. Die Kosten beliefen sich per metrischen Zentner auf nicht weniger als 124 fl. Im Jahresdurchschnitt 1891 war der Stahlpreis in London 4 5/16 Pfd. Sterl. pr. Tonne = rund 5 fl. pr. Meterzentner.

[1]) Vgl. oben S. 341, sowie Bertheau, Die gegenwärtige Lage der schweizerischen Baumwollspinnerei 1888, S. 5 und Herrmann, Prinzipien der Wirtschaft 1873, S. 214.

Man wird es nun doppelt begreifen, wenn uns vom Genie gesagt wird (Schopenhauer, Parerga II), es leiste, „was den übrigen schlechthin versagt ist", und „der Verstand sei keine extensive, sondern eine intensive Größe". „Daher kann hierin einer es getrost gegen Zehntausend aufnehmen." In der That, es hat Menschen an verschiedenen Stellen des Zahlensystems: Einer, Hunderter, Tausender, auch „Millionäre". Die Erdbevölkerung ist heute 1555 Millionen Menschen, jene Europas 358 Millionen. Wieviel schöpferische Geister gibt es darunter?

Aber nicht um die Betrachtung über die verschiedene Begabung verschiedener Menschen zu erneuern, sondern in der Absicht, damit den Fragen der Einkommenslehre zu Hilfe zu kommen, wurden jene Ziffern von uns aufgeboten. In dem Lichte, das sie verbreiten, läßt sich ein Urteil darüber viel leichter gewinnen.

„Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will," ist ein Refrain, der in Arbeiterohren tönenden Widerhall findet[1]). Sicherlich mit Recht. Es leidet keinen Zweifel: „Alle Räder stehen still", wenn der Arbeiter sich weigert, die Maschine zu bedienen. Ist darum auch schon die These richtig, die auf dem Boden jenes Bildes ruht: Der Arbeiter am Rade ist Erarbeiter alles Reichtums? Daß dem so sei, ist — man darf es wohl aussprechen, ohne der Uebertreibung geziehen zu werden — nicht nur die beim Arbeiter, der anbetend vor seinem Ebenbilde niedersinkt, geläufige Annahme, sondern wieder auch Glaubenssatz der öffentlichen Meinung. Wer anders sollte Hervorbringer des Reichtums sein, wenn nicht der Bäcker, der den Brotteig

---

[1]) Der Arbeiterfeiertag des 1. Mai (1890) hat ihn populär gemacht. Damals schrieb Friedrich Engels an Max Schippel: „Der offizielle Festlärm macht nicht das Erhebende der Feier aus. Nein, die Thatsache, daß zu derselben Stunde die Räder auf dem weiten Erdenrund still stehen, und zwar auf Geheiß des einfachen unbedeutenden Arbeitsmannes. Diese Thatsache scheint uns das wahrhaft Großartige an der Feier zu sein."

knetet, der Bergwerksarbeiter, der die Kohle bricht, der Spinner und Weber, der die Thätigkeit der Spindel und des Webstuhls leitet! Mit vollem Rechte streife der Arbeiter das Hemd zurück und weise den geschwellten Muskel des Oberarms als die Quelle aller wirtschaftlichen Kräfte, die wir objektiviert in Gestalt der Güter vom Markte nehmen.

Auch hier also eine Theorie, die im Laufe der Zeit Fleisch von unsrem Fleisch und Bein von unsrem Bein geworden ist. Man fasse nun aber den Sachverhalt etwas schärfer ins Auge. Man stelle Arbeiter und Erfinder einander gegenüber. Was können sie sich gegenseitig sagen? Als Anwalt des Arbeiters ergreift Marx das Wort. Seine Taktik ist die folgende: Dem Erfinder wird, wenn auch etwas widerwillig, in thesi alles zugestanden. Immerhin handle es sich bei dem Werte um ein gemeinsames Produkt von Arbeiter und Erfinder. Auch seien es ja nichts andres als Naturkräfte, die der Erfinder dem Arbeiter zuträgt. Und wer wolle für den Naturgenuß eine Abgabe fordern? Sei die Natur nicht Allen gemeinsam? Habe der Arbeiter nicht ein so gutes Recht auf sie wie jeder andre? Gerecht könne also nur die Verteilung nach Köpfen sein!

Marx anerkennt für die letzten Jahrzehnte einen „titanischen Fortschritt“ (S. 667). Er spricht gelegentlich davon, daß die Maschinerie Menschenkraft durch Naturkraft ersetze vermittelst „bewußter Verwendung der Naturwissenschaft“ (S. 390). Er citiert aus David Urquhart (S. 775): „Der Pflug, das Joch waren die Erfindung von Göttern[1])[2]) und die Beschäfti-

[1]) In hohem Grade charakteristisch für die Würdigung, die das Altertum dem Erfinder angedeihen ließ, ist eine Arbeit aus Spätrom aus der Hand Tertullians über die Frage: „Sind göttliche Ehren mit Recht erfindsamen Köpfen verliehen und verdienten Entdeckern zu teil geworden?“ (Nöldechen S. 141.) Ein weiterer Beweis, wie sich die alte Zeit des Unterschieds der Begabungen inhaltlich weit mehr bewußt war als wir heute! Der exekutive Arbeiter Sklave, der Bürger, wenn dispositiv begabt, Unternehmer, wenn exekutiv begabt, Bärenhäuter, der Erfinder: ein Gott. Dagegen gibt der erzmoderne Castelar in einer seiner Reden aus der allgemeinen Zeitstimmung die folgende Phrase zum besten: „Die großen Männer

gung von Heroen: sind Webstuhl, Spindel und Spinnrad von minder edler Abkunft?" Er enthält uns nicht vor (S. 620): Die „Produktivkraft der Arbeit" erweitert sich in der „Geburtsstätte der Arbeitsmittel", und sie entwickeln sich fortwährend mit dem ununterbrochenen Fluß der Wissenschaft und der Technik. Er geht schließlich so weit, auszusprechen: „Die vorhandene Produktivität der Arbeit ist nicht Gabe der Natur, sondern einer Geschichte, die Tausende von Jahrhunderten umfaßt."

Aber diese Lichtblicke erhellen nicht die Nacht seiner Befangenheit. Kaum daß er all dies zugestanden und weiter noch (S. 158): „Der Gebrauch und die Schöpfung von Arbeitsmitteln, obgleich im Keime schon gewissen Tierarten eigen (?)[1]),

---

verschwinden — Wer hat es nicht beobachtet! weil das Menschengeschlecht zu hoch wächst."

[2]) Vgl. weiters aus Ratzel (Völkerkunde I. S. 46) die merkwürdige Bemerkung Livingstones: „Das Dasein der mannigfachen Werkzeuge, die unter den Afrikanern und andern teilweise zivilisierten Völkern üblich sind, weist auf die Mitteilung einer Belehrung hin, die zu irgend einer Zeit von einem über dem Menschen selbst stehenden Wesen ausging."

[1]) Darwin sieht in der Unfähigkeit des Tieres, etwas zu erfinden, das Trennungsmerkmal zwischen diesem und dem Menschen (im Unterschiede von Häckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte, dem mit vollem Rechte, wenn auch von ihm zurückgewiesen, der Vorwurf gemacht worden ist, er habe bei Ueberleitung des Affen zum Menschen die von Darwin zugestandene Thatsache des Abstands viel zu sehr verwischt). In seiner „Abstammung des Menschen" führt Darwin nämlich aus: „Es läßt sich nicht bezweifeln, daß die Verschiedenheit zwischen der Seele des niedrigsten Menschen und der des höchsten Tieres ungeheuer ist. Wenn ein anthropomorpher Affe leidenschaftslos seinen eigenen Zustand beurteilen könnte, so würde er zugeben, daß, obgleich er einen kunstvollen Plan sich ausdenken könnte, einen Garten zu plündern, obgleich er Steine zum Kämpfen oder zum Aufbrechen von Nüssen benutzen könnte, doch der Gedanke, einen Stein zu einem Werkzeug umzuformen, völlig über seinen Horizont ginge." Aehnlich bei Taylor: „Es ist eine alte und oft wiederholte Erzählung, daß wenn Reisende in den Wäldern Zentralafrikas an der Stelle, wo sie übernachteten, ein brennendes Feuer zurücklassen, große menschenähnliche Affen, die Pongos (wahrscheinlich Gorillas), herbeikommen, sich um die brennenden Stämme niederlassen und solange sitzen bleiben, bis das Feuer erloschen ist, daß sie

charakterisieren den spezifisch menschlichen Arbeitsprozeß", höhnt er (S. 325, Anmerkung 13) Benjamin Franklin über seine Aeußerung, der Mensch sei ein Werkzeug machendes Tier, a toolmaking animal, als „so recht charakteristisch für das Yankeetum". Schließlich ist er so weit (S. 157), von dem Arbeitsmittel (mehr als bildlich) als einem Organ zu sprechen, das der Arbeiter nur seinen eigenen Leibesorganen hinzufügt, „seine natürliche Gestalt verlängernd, trotz der Bibel". Und zuletzt heißt es, in bekannter Weise: „Nimm an (S. 182), irgend eine Erfindung befähige den Spinner, in 6 Stunden so viel Baumwolle zu verspinnen, wie früher in 36 Stunden. Als zweckmäßig nützliche, produktive Thätigkeit hat seine Arbeit ihre **Kraft** versechsfacht."

Hier fällt die Klappe, und die Maschine, die dem Arbeiter die Kraft *zuführt*, wird unsichtbar. Es ist — wer wollte es leugnen — die Kraft des Arbeiters, die sich im Handumdrehen versechsfacht. An andrer Stelle (S. 149, Anmerkung 44) spricht Marx von Verwechslungen, denen Ad. Smith zum Opfer gefallen sei, indem er der Annahme geduldigt habe, die *Arbeiter* in der Manufaktur hätten dieser die Erfindungen, denen sie ihre Produktivität verdankt, zugeführt. „Es sind", berichtigt er, „nicht Manufakturarbeiter, sondern Gelehrte, Handwerker, selbst Bauern u. s. w., die hier eine Rolle spielen"! Die Wissenschaft erhält hier als Schöpferin des technischen Fortschritts abermals ein beifälliges Kopfnicken. Sie sei es, die dem Arbeitsprozeß als „selbständige Potenz" einverleibt wird. Und die Technologie weise uns daher die Idee nach, die in Wahrheit den Weltenlauf bestimme[1]). „Selbst alle Religionsgeschichte,

---

aber nicht klug genug sind, um das Feuer durch Auflegen von Holz zu unterhalten. Man hat diese Erzählung oft benutzt, um den großen Unterschied zwischen dem Verstande des Menschen und der geringen geistigen Begabung selbst der höchsten Affen hervorzuheben."

[1]) Man vergleiche hierzu (nach *Caro*, Problèmes de morale sociale 1887, S. 305) in *Foucous* Théorie du mouvement die Idee des „Soziometers", wonach zum Maßstabe des sozialen Fortschritts die Zahl der

die von dieser Basis abstrahiert", sei unkritisch. Schließlich aber, trotz allem und allem, verschwinden Maschine, Technik, Wissenschaft, ohne eine „selbständige" Würdigung erfahren, ohne eine Prüfung ihrer „selbständigen" Rechtsansprüche durchgesetzt zu haben, in der bekannten Versenkung, wo der Begriff der „Produktivität der Arbeit" sie liebend umfängt, an seinen Leib drückt und erstickt. Von nun an gibt die Maschine begrifflich keinen Laut von sich. In der Werttheorie wirft Marx sie zu dem alten Eisen; sie sei in Hinsicht ihrer „Wert" erzeugenden Kraft nur dem Rohstoff ebenbürtig. Jeder Anspruch darüber hinaus setze sich mit den Grundgesetzen der Wirtschaft in Widerspruch. „Betrachtet man", sagt Marx, „den ganzen Prozeß vom Standpunkt seines Resultats, des Produkts, so erscheinen beide, Arbeitsmittel (Maschine) und Arbeitsgegenstand (Rohstoff), als „Produktionsmittel" und die Arbeit selbst als „produktive Arbeit". Der Erfinder ist Arbeiter wie andre Arbeiter, die Maschine ist Eisen wie andres Eisen.

So viel zur Stellung der sozialistischen Theorie gegen den Erfinder. Wie macht sie es den minores gentes, den dispositiven Arbeitern, den Unternehmern? Sie darf auch hier nicht anders: da alle Kräfte in der Exekutive wurzeln, sind jene gleichfalls zu verleugnen. Und wirklich, nachdem er sein Gewissen durch Zugeständnisse jeder Art salviert hat, spricht Marx auch da zum zweiten- und drittenmal wie Petrus: „Ich kenne den Menschen nicht", und geht vorbei.

Immerhin ist der Unternehmer ein unleugbares Faktum, und — „hart im Raume stoßen sich die Sachen". So oder

---

jeweils technisch verwerteten sogenannten Naturkräfte genommen werden soll. Die antike Gesellschaft verfügte bloß über drei solche Agentien: Schwere, tierische und menschliche Muskelkraft und den Wind als Motor, welch letzteren Foucou die merkwürdigste von den Entdeckungen des primitiven Menschengeistes nennt. Erst im 15. Jahrhundert trat in Gestalt des Schießpulvers und der Bousssole die Ausnützung der Volumveränderungen gleichartiger Körper und des Magnetismus hinzu. Im 18. und 19. Jahrhundert lernte man sich des Dampfes und der Elektrizität bedienen.

so war der Sozialismus daher genötigt, ihn zu bemerken und weiterhin sich mit ihm abzufinden. Er that es, indem er es höhnisch in sein Belieben stellte, sich behandeln zu lassen: entweder als unnützer Eckensteher und Flaneur, oder als — Schurke. Das sind die zwei Saiten, die der Sozialismus, wenn er das Lied vom Unternehmer singt, auf seine Violine spannt, und die, wie alles, was der Sozialismus an grundsätzlichen Auffassungen sein Eigen nennt, in der öffentlichen Meinung lebhaften Widerhall finden. Man werfe einen Blick in ein modernes Sittendrama, etwa in Fuldas „Verlornes Paradies", eines der besten, dessen Autor sich als wohlwollender Beurteiler der Verhältnisse darin zeigt, daß er den Unternehmer einen braven, unschuldigen Alten sein läßt, während er ihn ebensowohl als Bösewicht hätte über die Bühne führen können[1])! Oder man vertiefe sich in das prächtige, lebensvolle Bild, das Bellamy an den Eingang seines „Rückblicks" hängt, um uns die ganze Verächtlichkeit unsres Treibens und unsrer Zustände zu zeigen: wir meinen das Gleichnis von der Kutsche, das sich würdig den besten biblischen Parabeln an die Seite stellt. Bellamy denkt bei den Kutschenpassagieren freilich nicht so ausschließlich an die Unternehmer, wie bei den Zugkräften an die Arbeiter. Aber in irgend einer Person müssen jene Passagiere zu fassen sein, und daß der Unternehmer, der Kapitalist in erster Linie dabei gedacht ist, leidet keinen Zweifel.

„Um dem Leser einen allgemeinen Einblick in die Art und Weise zu geben — beginnt Bellamy —, wie die Menschen in jenen (unsren) Tagen zusammenlebten, und wie im besonderen die Beziehungen der Reichen und Armen zu einander waren, kann ich vielleicht nichts Besseres thun, als die Gesellschaft, wie sie

[1]) M. Sievers, „Die soziale Frage auf der Bühne" in der „Neuen Welt" (Beiblatt des „Vorwärts", 1892, Nr. 6), gibt den „sozialpolitischen" Dichtern die Richtung an, indem er von „unsrer Bourgeoisie, gleichviel ob sie mit Herrn Baare nationalliberal oder mit den Gebrüdern Sommerfeld deutschfreisinnig ist", redet; kurz vorher findet er in den „fetten, satten Bankiers und Depotschwindlern" ihre Verkörperung.

damals war, mit einer riesenhaften Kutsche zu vergleichen, vor welche die Masse der Menschen gespannt waren, um sie mühselig auf einer sehr hügeligen und sandigen Straße dahinzuschleppen. Der Kutscher war der Hunger, und er verstattete keine Rast; dennoch kam man sehr langsam vorwärts. Ungeachtet der Schwierigkeiten, diese Kutsche auf einer so mühseligen Bahn vorwärts zu bringen, war das Verdeck des Wagens mit Passagieren gefüllt, die niemals abstiegen, selbst nicht an den steilsten Stellen. Die Decksitze waren sehr luftig und angenehm. Sie waren außer Bereich des Staubes, und die Inhaber konnten sich mit Muße der Scenerie erfreuen, oder über die Verdienste des sich anstrengenden Vorspannes ihre kritischen Bemerkungen machen. Solche Plätze waren natürlicherweise sehr begehrt, und der Mitbewerb um dieselben war sehr hitzig, da jeder es als seine erste Lebensaufgabe betrachtete, einen Sitz auf dem Wagen für sich selbst zu erlangen und ihn seinem Kinde zu hinterlassen. Nach dem Kutschenreglement konnte jeder seinen Sitz überlassen, wem er wollte; aber andrerseits gab es manche Zufälle, durch welche ein Sitz jederzeit völlig verloren werden konnte. Denn obschon diese Sitze sehr bequem waren, so waren sie doch sehr unsicher, und bei jedem plötzlichen Stoße der Kutsche flogen Personen aus ihnen und fielen zu Boden, wo sie sogleich gezwungen wurden, den Strick zu ergreifen und die Kutsche, in welcher sie noch kurz zuvor so angenehm gefahren waren, fortziehen zu helfen. Es wurde natürlich für ein schreckliches Unglück gehalten, seinen Sitz zu verlieren, und die Besorgnis, daß dies ihnen oder den Ihrigen begegnen könnte, lastete stets wie eine Wolke auf dem Glücke derer, welche fuhren."

Die Passagiere auf dem Verdeck des Wagens sind die Unternehmer. Sie lassen sich einfach von den Arbeitern ziehen und fächeln sich frische Luft zu oder spannen den Schirm auf, wenn die Sonne brennt. Beginnt es zu stürmen oder zu regnen und wird es draußen ungemütlich, so flüchten sie ins Innere des Wagens. —

Als Schurke wird der Unternehmer von der Tagesschrift-

stellerei nicht oder nur ausnahmsweise an den Pranger gestellt. Dagegen lagert es sich wie Sonnenschein auf den Gesichtern, wenn der sozialistische Redner vor versammeltem Volk die Bibel aufschlägt und den Text, den er predigen will, nach Anmerkung 250, S. 787 des Marx (von diesem einem englischen Autor entlehnt) wie folgt zur Verlesung bringt: „Kapital flieht Tumult und Streit und ist ängstlicher Natur. Das ist sehr wahr, aber doch nicht die ganze Wahrheit. Das Kapital hat einen horror vor Abwesenheit von Profit, oder sehr kleinem Profit, wie die Natur vor der Leere. Mit entsprechendem Profit wird Kapital kühn. 10 % sicher, und man kann es überall anwenden; 20 %, es wird lebhaft; 50 % positiv waghalsig; für 100 % stampft es alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; 300 %, und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf Gefahr des Galgens. Wenn Tumult und Streit Profit bringen, wird es beide encouragieren. Beweis: Schmuggel und Sklavenhandel."

„Schmuggel und Sklavenhandel" sind noch heute beim Sozialismus für die Charakteristik des Unternehmers und seiner sittlichen Grundsätze gangbare Begriffe. Und wie sich, ohne daß man am Worte haftet, aus dem Kapitalisten, der 100 und 300 % erstrebt, der Typus des Kapitalisten überhaupt kneten läßt, weiß jeder, der einmal über Urteilsbildung bei der Masse seine Studien gemacht hat. Marx fügt jenen Worten noch seinerseits die Erklärung bei (S. 787): „Wenn das Geld nach Augier[1]) ‚mit natürlichen Blutflecken auf einer Backe zur Welt kommt', so das Kapital von Kopf bis Zeh, aus allen Poren blut- und schmutztriefend."

Indem wir nun von uns aus die Rolle, die der Unter-

[1]) Nicht Emile Augier, der Dichter des „Fils de Giboyer", sondern irgend eine obskure Größe, über die wir vergebens etwas in Erfahrung zu bringen suchten. Marx gibt bloß an, dieser sein Augier, dem er das letzte Wort zur Würdigung des Kapitals entnimmt, habe Marie mit Vornamen geheißen und etwas „du Credit Public" geschrieben — wann, wird uns gleichfalls nicht gesagt.

nehmer in Wahrheit spielt, zu bezeichnen suchen — und zwar nicht als Kapitalist, als Rentenbezieher, denn hievon wird erst später zu sprechen sein — ist uns die Aufgabe durch das bereits vorhin über das Wesen „dispositiver" Arbeit Gesagte wesentlich erleichtert.

Die Arbeit des Unternehmers als Unternehmers besteht in der Organisation und steten Neuorganisation und sodann in der Leitung des Unternehmens. Man nehme einen Kapitalisten, der daran geht, ein Unternehmen zu errichten und zu führen. Welcher Art Obliegenheiten erwachsen ihm? Er wird von vornherein dazu sehen, daß er einen rentablen Geschäftszweig ergreife, und ihm alsdann den richtigen Standort gebe, richtig hinsichtlich der äußeren Mittel: so der zum Bau erforderlichen Materialien; richtig hinsichtlich der motorischen Kraft (Wasser oder Kohle); richtig hinsichtlich der Entfernung von den Rohstoff- und Fabrikatmärkten, sowie der Transportwege; richtig hinsichtlich des vorfindlichen Arbeitermaterials und des ortsüblichen Lohnes; richtig hinsichtlich der Staats- und Gemeindeangehörigkeit, insofern verschiedene Staaten (und Gemeinden) verschiedene Verwaltungen, Steuern und Zölle haben. Ist der Standort unter allen diesen Gesichtspunkten richtig gewählt, so heißt es, den Betrieb richtig organisieren, d. h. die Fabrikation technisch überhaupt wirksam machen, derart, daß eins ins andre greift und alles mit geringstem „Reibungswiderstand" dem Erzeugungszwecke zustrebt. Erfordernis des „laufenden Geschäfts" ist es, richtig vorzugehen auch bei der Wahl der Mitarbeiter, sowohl der Beamten, wie der im engeren Sinne sogenannten Arbeiter, und bei Zuweisung der Arbeit an diese alle; Disziplin zu halten, das Auge auf alles zu haben, keine Unregelmäßigkeit zu übersehen, jede Schadensgefahr im Keime zu ersticken. Aber nicht minder entscheidet sich das Schicksal des Unternehmers im externen Geschäft. Hier besteht die Aufgabe der Leitung darin, nichts zu verfehlen beim Einkauf der Rohstoffe und Verkauf der Fabrikate, nämlich für Ein- und Verkauf je den günstigen Augenblick zu benützen, beim Einkauf

auch das Material, beim Verkauf die Zahlungsfähigkeit des Geschäftsfreundes richtig zu beurteilen; unter Umständen auch die Absatzorte zu suchen und sich der richtigen Vermittler zu bedienen; die Produktion sodann dem Bedarf nach Eigenart und Menge möglichst anzupassen, aber auch den Bedarf, die Konsumenten sich selbst zu erziehen; nach der andern Seite jeden neu sich meldenden Produktionsvorteil, insbesondere jede Erfindung richtig zu würdigen, nicht zuviel zu wagen und doch keine günstige Chance von der Hand zu weisen. Wenn diese Voraussetzungen und eine Reihe andrer hier jedenfalls übersehener im ganzen und großen richtig erfüllt sind, dann kann der Unternehmer auf Gewinn rechnen.

Das Geschäft des Unternehmers ist also, wie man sieht, doch nicht ganz die Sinekure, als die es gemeinhin betrachtet wird, und wenn der Sozialismus dem Unternehmertum gegenüber das Wort Oxenstiernas variiert: „Mein Sohn, du weißt nicht, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird", so beweist er damit nur neuerdings, daß ihm für nicht körperliche Arbeit Beobachtung und Gerechtigkeitssinn gänzlich fehlen. Selbst der Umstand, daß er die „Tintenkulis", wie er das Schriftstellertum nennt, als Leidensgenossen zu betrachten bereit ist, vermag ihn in dieser Richtung nicht zu rehabilitieren.

Wir haben im vorstehenden, um ein anschauliches Bild der Unternehmerthätigkeit zu liefern, seine Aufgaben als Organisator und Leiter mit jenen, die ihm ganz speziell dadurch erwachsen, daß er sein Gefährt den Abgrund des Bankerotts entlang zu steuern hat, vermengt. Aber jene Funktionen und diese bedürfen der Auseinanderhaltung. Was die ersteren betrifft, so läßt sich Marx darüber in einer dunkeln Ecke seines Buches wie folgt aus (S. 329): „Alle unmittelbar gesellschaftliche oder gemeinschaftliche Arbeit auf größerem Maßstab bedarf mehr oder minder einer Direktion, welche die Harmonie der individuellen Thätigkeiten vermittelt und die allgemeinen Funktionen vollzieht, die aus der Bewegung des produktiven Gesamtkörpers im Unterschied von der Bewegung seiner selbständigen

Organe entspringen. Ein einzelner Violinspieler dirigiert sich selbst, ein Orchester bedarf eines Musikdirektors. Diese Funktion der Leitung, Ueberwachung und Vermittlung wird zur Funktion des Kapitals, sobald die ihm untergeordnete Arbeit kooperativ wird."

Wir nennen den Ort, wo Marx uns dieses Zugeständnis macht, deswegen einen dunklen, weil er im weiteren Verlaufe seines Buches das Gedächtnis für diese Aeußerung zu verlieren scheint und fortan immer nur von dem „systematischen Raub an den Lebensbedingungen des Arbeiters", nicht mehr aber von den Aufgaben der Betriebsleitung als einer unter allen Umständen, auch im sozialistischen Staate notwendigen Arbeitsleistung der an die Spitze der Betriebe Gestellten spricht. Er sucht übrigens auch an der Stelle, wo er einmal im Vorübergehen unter dem Zwange mißlicher Umstände dem Unternehmer nach einer Seite hin gerecht wird, dessen Sache doch gleichzeitig in ein schiefes Licht zu stellen, als ob die speziell im kapitalistischen Betrieb (im Gegensatz zum genossenschaftlichen) notwendige Subordination des Arbeiters und seine Interesselosigkeit am Arbeitserfolg im Gegensatz zum Betrieb im sozialistischen Staate die betreffenden Aufgaben des Kapitalisten provoziere und sie unter andern Verhältnissen überhaupt nicht vorhanden wären. Er spricht darum (S. 329) von einem „Kommando" des Kapitals als Erheischnis für die Ausführung des Arbeitsprozesses, als einer wirklichen Produktionsbedingung, und führt dies weiter aus: „Der Befehl des Kapitalisten auf dem Produktionsfeld wird jetzt so unentbehrlich wie der Befehl des Generals auf dem Schlachtfeld."

Der Unternehmer hat aber nicht bloß dem toten Stoff Leben einzuhauchen, er hat nicht bloß zu organisieren, zu kontrollieren und zu führen, sondern er spielt noch eine Anzahl Nebenrollen: 1. die eines Goldsuchers, 2. die eines Pioniers des technischen Fortschritts, 3. die eines Wellenbrechers.

Was die erste Funktion betrifft, so wollen wir, um deutlich zu machen, was darunter verstanden sein soll, mit Anführung einiger Vornahmen vorangehen, die diesem Aufgabenkreise an-

gehören. Im französischen Moseldepartement sind im Laufe der vierziger und fünfziger Jahre für ca. 50 Bohrlöcher, die die Kohlenlager nicht nachwiesen, nach denen man suchte, ca. 10 Millionen Franken verausgabt worden. Die gelegentliche Notiz, der wir dies entnehmen, verzeichnet weiter, daß im Pas de Calais sich einige Leute „mit bemerkenswertem Mute" bis auf den Bettelsack gebohrt haben. Ruhland in einem Aufsatze „Die Zukunft des Goldes" (Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 1891, S. 512) führt aus einem amtlichen südaustralischen Handbuch an: „Zehntausende von Pfunden Sterling werden oft ausgegeben, bevor die Goldlager im tieferen Alluvium ergiebig werden, und oft genug scheitert das Unternehmen; nichtsdestoweniger 2c." Von fehlgeschlagenen Unternehmungen dieser Art ist das gewaltigste, seitdem es eine Menschheitsgeschichte gibt, jedenfalls der Lesseps'sche Versuch eines Durchstichs der Landenge von Panama. Die gesamten Kosten des Unternehmens waren auf 2612 Millionen Pfd. Sterl. (662,5 Millionen Fr.) angeschlagen. Als im Januar 1889 die Arbeit eingestellt wurde, hatte man insgesamt 60 Millionen Pfd. Sterl. = 1500 Millionen Fr. — fruchtlos — aufgewendet.

Die Funktionen, um die es sich hier handelt, und bei denen sich der Unternehmer mit Wissen (vergleiche die ersten Fälle) oder ohne solches (Panama-Unternehmen) dem Zufall ausliefert, d. h. der Natur Werte abzugewinnen strebt, deren Vorhandensein an sich zweifelhaft ist, sind von den übrigen Unternehmergeschäften gesondert zu halten, darum aber nicht zu überschlagen. Sie sind nicht jedes Unternehmers Sache. Jene, die sie treiben, dringen gleich den spanischen Conquistadores in fremdes Land, „entdecken", ohne darum doch Entdecker genannt werden zu können, oder vollführen das, was man mit einem euphemistischen und etwas unbescheidenen Ausdruck „Ueberwindung" der Natur nennt.

Die an zweiter Stelle genannte Funktion des Unternehmers hat ihr Verwandtes mit solcher „Ueberwindung", unterscheidet sich aber von der Schatzgräberei durch ihre weit be-

stimmteren Anhalte und ist infolgedessen auch die weit allgemeiner geübte Funktion.

Wir haben früher die ungeheure Bedeutung der Errungenschaften hervorgehoben, die wir dem Erfinder danken. Der Erfinder ist aber nicht allein beteiligt daran. Er hat einen Impresario, der, wie auch andre Impresarii, den Künstler nicht bloß in Scene setzt, sondern ihm einmal die Wege ebnet, vor allem aber ihn stets stimuliert. Fast alle Erfindungen haben drei wohlgeschiedene Perioden: die des Versuchs bis zum theoretischen Gelingen, die des Anlangens bei der geschäftlichen Verwertbarkeit, und die weiterer Vervollkommnungen. Den beiden letzteren Akten, insbesondere dem dritten, steht der Industrielle fast stets Gevatter. Und mehr als das: oft übernimmt er geradezu Mutterstelle und ist Initiant. Wenn, wie wir vorhin einmal mitteilten, von 1812 bis 1882 der Garnpreis von 30 auf 7 1/8 Pence gesunken ist, so hat teil an dieser Verbilligung immer noch der Erfinder, aber als Pathe und rastloser Promotor auch der Unternehmer[1]), und der letztere allein, insoweit als eben Aufwandsverminderung nicht bloß solchen Verbesserungen an der Maschine, sondern ziemlich gleichwertig den Anlage- und Betriebsverbesserungen, Material- und Kraftersparungen, die häufig des Unternehmers eigenstes Werk sind, zu danken ist. Hier liegt nun eine spezifische Funktion des Unternehmers, die sich als solche dadurch bezeichnet, daß er, wenn er ihr nicht gewachsen ist, fällt. Aus der letzten gewaltigen Krise wären wir heute noch nicht heraus ohne des Unternehmers Arbeit, der den

---

[1]) Ueber die Erheblichkeit des Fortschritts auch in dieser dritten Periode vgl. etwa Marx S. 443, wo er die Thatsache zugesteht, und nur über die mißlichen Folgen, die sie für den Arbeiter hat (wie die Einführung der Maschine überhaupt) Klage erhebt: „Die kleineren Verbesserungen in der Maschinerie, welche Oekonomie der Bewegungskraft, Verbesserung des Machwerks, vermehrte Produktion in derselben Zeit oder Verdrängung eines Kindes, eines Frauenzimmers oder eines Mannes bezwecken, sind konstant, und obgleich scheinbar nicht von großem Gewicht, haben sie dennoch wichtige Resultate."

infolge der überseeischen Konkurrenz eingetretenen Preisherabsetzungen auf dem Warenmarkte im Laufe weniger Jahre sich angepaßt hat, indem er den bereits geringen Produktionsaufwand immer noch da und dort herabzusetzen verstand. Mit seiner Hilfe stehen wir bereits die längste Zeit im Vollgenuß der niedrigeren Preise, ohne doch von diesen Preisherabsetzungen her in unsrer Kaufkraft irgend dauernd geschwächt zu sein. Verfolgt man dies aber weiter zurück, so läßt sich sagen, daß an der ungeheuren, für das europäische Kulturgebiet nach Milliarden und Abermilliarden zählenden „Kostenersparung", die im Laufe unsres Jahrhunderts, nachdem durch Erfindung der hauptsächlichsten Maschinen und Verfahren Bahn gebrochen war, mindestens in den industriellen Produktionen eingetreten ist, der Unternehmer so gut Mitarbeiter gewesen ist, wie der Erfinder.

Erfreulicherweise ist übrigens auch diese Unternehmerfunktion dem Marxischen Sozialismus nicht völlig entgangen. Marx kommt im Kommunistischen Manifest wiederholt auf sie zu sprechen. Nur vindiziert er hier der Bourgeoisie insgemein, was wir als Funktion ihres wichtigsten Repräsentanten, des Unternehmers, verzeichnen. „Die Bourgeoisie — sagt er hier (S. 7) — reißt durch eine rasche Verbesserung aller Produktionsinstrumente, durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle, auch die barbarischsten Nationen in die Civilisation. Die wohlfeilen Preise ihrer Waren sind die schwere Artillerie, mit der sie alle chinesischen Mauern in den Grund schießt, mit der sie den hartnäckigsten Fremdenhaß der Barbaren zur Kapitulation zwingt. Sie zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen." Auch in seinem Hauptwerk spricht Marx (S. 312) gelegentlich in diesem Sinne von den Umwälzungen der Produktionsweise, die auf das Kerbholz des „Kapitals" zu setzen sind.

Aber wir haben noch von einer dritten zusätzlichen Funktion des Unternehmers gesprochen, der eines „Wellenbrechers". Dieser Name bezeichnet nur höchst unvollkommen Umfang und

Inhalt der Rolle, um die es sich hier handelt. In dem Wesen des technischen Fortschritts einerseits, in der Ungleichheit desselben auf verschiedenen Produktionsgebieten andrerseits ist es begründet[1]), daß von Zeit zu Zeit nur zu leicht zwischen Warennachfrage und Angebot eine Inkongruenz sich einstellt, die, wenn längere Zeit vernachlässigt, schließlich in den sogenannten Absatzkrisen explodiert. Es sind die Stürme, die über das Meer der Weltwirtschaft brausen. Sie bewegen sich meist in gleicher Richtung, weisen aber alle Stärkegrade auf. Für den Unternehmer sind sie Zeiten der Unergiebigkeit der Produktion. Er setzt die letztere trotzdem fort (bis zu einer gewissen Grenze) und wird hierdurch unter Umständen, die dies eigentlich *nicht* von ihm erwarten lassen, Beschäftiger von Arbeitern. In dem durch den „Wellenbrecher" geschützten Hafen treiben die Elemente nur abgeschwächt ihr Spiel. Nicht daß es drinnen völlig ruhig bliebe. Die Verbindung mit der offenen See ist ja nicht unterbrochen; aber immerhin, man hat hier weniger zu fürchten und kommt mit einer Schramme weg.

In dieser Weise also ist dem Unternehmer im Organismus unsrer Volkswirtschaft seine bestimmte Stelle angewiesen; er ist mit genau umschreibbaren Verrichtungen betraut. Er ist nicht Gaudieb und Beutelschneider und muß nicht, wie *Kautsky* (S. 125) meint, über die Mauer steigen und Aepfel stehlen, um etwas zu thun, was einer Arbeit gleichsieht, sondern er kann, wie ein beliebiger Andrer rechtschaffen in das Licht der Sonne treten und auf sein „Arbeitsbuch" verweisen. Daß es räudige Schafe in der Herde gibt, daß so mancher seinen Mangel an Befähigung für dispositive Arbeit dadurch, daß er Umwege zur Reichtumsgewinnung einschlägt[2]), wettzumachen sucht oder trotz solcher Begabung jene Umwege einschlägt, wer wollte es leugnen! Darum aber „frei nach Marie Augier" den Kapitalisten zu einer Dreckgeburt stempeln zu wollen, ist

[1]) Nähere Ausführungen dem zweiten Bande vorbehalten.

[2]) Vgl. hierüber weiter unten „Zur Geschichte der Großvermögen".

eine weit getriebene Einseitigkeit, etwa so, wie wenn man den Typus des deutschen Arbeiters bei den Berliner Rowdies suchen wollte.

Der Unternehmer ist in Wahrheit aus zweierlei Stoff gemacht. Wir haben bisher bloß von einem Unterschied der intellektuellen Begabungen gesprochen und jenen dabei in die mittlere Stelle gerückt als dispositiven Arbeiter. Aber der für solche Thätigkeit geschickte Arbeiter ist darum noch nicht der glückliche Unternehmer. Dieser ist im Unterschied von den beiden andern an einen Platz exponiert, wo es mehr braucht als einen „Arbeiter", nämlich einen „Mann der That". Und „nicht die Talente, nicht das Geschick zu diesem oder jenem machen", meint Goethe (in Wilhelm Meisters Wanderjahren), „eigentlich den Mann der That; die Persönlichkeit ist es, von der alles abhängt".

Jene Einteilung der Begabungen, die wir brachten, war also weit entfernt, den Menschen nach der Seite jener Qualitäten, die wirtschaftlich bedeutsam zu werden vermögen, zu erschöpfen. Auch im Punkte der Willensenergie, der Regsamkeit und Zähigkeit gibt es Menschen und Völker auf verschiedenen Stufen der Entwickelung. Unsre Sprache ist viel reicher an Bezeichnungen hiefür wie an solchen für die intellektuellen Werte. Eine lange Reihe führt vom stumpfen, dämlichen, schlappen, kraftlosen Menschen über Rührigkeit, Thatkraft und Reckenhaftigkeit hinaus bis zu den Graden, wo die Vernunft, man sagt: „ihrer", richtiger des Temperaments nicht mehr Herr zu werden vermag, und die Kühnheit sich zur Toll(kühn=)heit überschlägt.

Sicher ist nun, daß der Unternehmer, den Marx dem Heerführer vergleicht, von den Eigenschaften der „Persönlichkeit" weit mehr besitzen muß nicht nur als der Arbeiter, sondern auch als der intellektuell höher stehende Erfinder. Es verdient hier bemerkt zu werden, obzwar man in dieser Formulierung dem nicht wird beistimmen können, daß Schopenhauer geradezu ein Merkmal des Genies in dem Zurücktreten des „Willens"

im Vergleich zu andern Geschöpfen sieht. Bei diesen andern Geschöpfen hat er aber die Erwerber kat'exochen, die Unternehmer im Auge.

Es wäre nun dargethan 1., daß der Erfinder und der Arbeiter verschiedene Persönlichkeiten sind, und 2., daß auch dem Unternehmer eine gewisse Existenzberechtigung zukommt, ja ihm sogar im sozialistischen Staate, soll er nicht geradezu anarchisch sein, Aufgaben, deren Bewältigung nicht Jedermanns Sache ist, erwachsen würden.

Diese Feststellungen erfolgen behufs Würdigung der Einrichtungen unsrer Gesellschaftsordnung. Darum sind aber auch die Folgerungen nicht zu übersehen, die sich aus ihnen mit Bezug auf die dieser Ordnung eigentümliche Einkommensrepartition entwickeln lassen. Denn mit dem Nachweis, daß der Unternehmer nicht bloß Sklaventreiber ist, sondern unter Umständen ein recht brauchbares Glied und Werkzeug im gesellschaftlichen Organismus, ist noch nicht alles gethan. Möglich ist ja immerhin, daß unsre Wirtschaftsordnung die Dienste, die er ihr leistet, weit über Gebühr belohnt, und auf *diesem* Wege dann die „Ungebühr" Einzug in den Rechtsstaat hält.

Was darf er *verlangen*, was *empfängt* er heute? Er leistet dispositive *Arbeit* und verwertet die Eigenschaften des Temperaments und des Charakters, von denen wir vorhin aussprachen, daß sie meist Mitbedingung der erfolgreichen Unternehmung sind. Sie sind solches überall dort, wo der Unternehmer stets neu den Kampf auf dem Markte kämpfen muß, d. h. dem scharfen Ostwind der Konkurrenz ausgesetzt ist. Denn vereinzelte Unternehmungen gibt es wohl, die fern vom Schuß ein verhältnismäßig behagliches, windstilles Dasein führen und sich in ihrer Kundschaft förmlich einer Rente erfreuen, wobei in der Produktion jedoch nach wie vor dispositive Arbeit zu leisten sein wird. Im Kleingewerbe und Kleinhandel wird vom Unternehmer überdies in der Regel auch exekutive Arbeit gefordert, und unter Umständen tritt die dispositive überhaupt gegen

die exekutive zurück. Letzteres ist dann der Fall, wenn der Unternehmer gleichzeitig sein eigener und einziger Arbeiter ist. Beim Boutiquier, beim Kleinhändler und Eckensteher spielt die dispositive Arbeit selbstverständlich eine kleine Rolle, obzwar er einige Begabung wohl auch dieser Art besitzen muß.

Für die zweierlei Bethätigung, die hier also erfordert ist, jene intellektuelle und die moralische, wird dem Unternehmer nur ein *Lohn* gezahlt, der je nach seiner Tüchtigkeit, wie sie sich aus der dispositiven Arbeitsbegabung und der „Persönlichkeit" ergibt, verschieden sein soll. Doch sind, wie man gehört hat, mit dem Amt des Unternehmers eine Reihe weiterer Funktionen verbunden, und auch hiefür bezieht er Emolumente. Nur tragen diese weit weniger den Charakter eines Lohnes, sondern sind völlig ins Ungewisse gestellt, sowohl in Hinsicht ihres Eintreffens, wie ihrer Höhe. Als Schatzgräber oder — wie wir es vorhin nannten — „*Goldsucher*" empfängt er sein Entgelt im „Schatz", wenn er ihn glücklich findet. Doch erinnere man sich, daß solche Schatzgräberei durchaus nicht Sache aller oder auch nur einer großen Zahl Unternehmer ist, und wie die Funktion, kommt natürlich auch das eventuell daraus zu ziehende Einkommen für uns wenig in Betracht.

Anders verhält es sich mit dem Einkommen, das ihm als „*Impresario des Fortschritts*" zufällt. Dieses hat die Gestalt eines zeitweiligen Monopolgewinns, ist aber von zweierlei Art, je nachdem es sich um *Neueinführung* einer Maschine u. dgl.[1]) oder um ihre „Ausfeilung", um die Weiterbildung einer bereits *vorhandenen* und *bewährten* Installation handelt. Ersteres ist in der Regel mit Risiko verbunden, letzteres nur selten. Wenn sich eine Neueinführung nun bewährt, so bezieht der Unternehmer aus ihr ein Einkommen ähnlicher Art wie jenes, das

[1]) Ebensowohl kann es sich um ein chemisches Verfahren, um Ersetzung kostbareren Materials durch minder kostbares, um Ausfindigmachung einer Nutzbarkeit bei einem bisher unbenutzt gebliebenen Stoffe oder um eine andre bisher ungenutzt gebliebene Naturkraft handeln.

dem „Goldsucher" zufällt; nur teilt er hier mit dem Erfinder, und spät erst tritt er seinen Anteil an das Publikum ab. Handelt es sich aber weiterhin um Verbesserungen von sicherem Erfolge, so ist meist (vergleiche das oben hierüber Gesagte) auch seine Mitarbeit eine größere gewesen. Es ist indes zweifellos, daß hier vielfach der Unternehmer einen Gewinn als bloßer Mittelsmann bezieht, weil er zwischen dem Erfinder und dem Publikum steht und ersterer bloß dann in der Lage ist, seine Erfindung zu verwerten, wenn er einen Teil ihres Wertes an den Unternehmer abzutreten bereit ist.

Die Fortschrittsprämie als Teileinkommen des Besitzers ist wieder auch von Marx bemerkt. Er spricht (S. 414) von einem außerhalb des normalen Mehrwertes stehenden *speziellen* Mehrwert, den der Unternehmer in der ersten Zeit der Einführung einer neuen Maschine erlangt. Doch denkt er dabei nur an das Kindesalter der Maschine und nicht daran, daß der Vorgang stets und stets sich wiederholt. Im übrigen wird jener Monopolgewinn von ihm als quasi-exzeptionelle Erscheinung, als wiederkehrende *Störung* des reinen Mehrwertbildungsprozesses aufgefaßt, als eine Nebenkraft, welche immer neu die Hauptkraft von ihrer Richtung (Bildung des Mehrwertes bloß durch Ausbeutung der Arbeiter) ablenkt.

Allerdings nun, so kann man jene Betrachtung fortsetzen, führt eben die Höhe der Gewinne in Kürze zu einer Ueberladung des Marktes, der dann ein Teil des Gewinns, und wenn die Verbesserung allgemein geworden, schließlich das Ganze zum Opfer fällt. „Mit der Verallgemeinerung der Maschinerie im selben Produktionszweig", kommt uns wieder Marx zu Hilfe (S. 464), „sinkt der gesellschaftliche Wert" — das will sagen: der *Preis* des Maschinenprodukts auf seinen „individuellen Wert", zu deutsch: gegen die *Produktionskosten*. Und weiter dann: „Die Zeiten der Prosperität abgerechnet, rast zwischen den Kapitalisten heftigster Kampf um ihren individuellen Raumanteil am Markt" (S. 465). „Der Konkurrenzkampf wird durch Verwohlfeilerung der Waren geführt. Die Wohlfeilheit der Waren

hängt, caeteris paribus, von der Produktivität der Arbeit, diese aber von der Stufenleiter der Produktion ab" (S. 643).

Der Monopolgewinn, welchen der Unternehmer als Impresario des Fortschritts bezieht, hat in der Reichtumsbildung dieser Klasse eine sehr große Rolle gespielt[1]) und spielt sie noch

[1]) Wieder können wir, um dies zu illustrieren, uns einer Darstellung bei Marx bedienen. Er gibt (S. 607) einen Auszug aus der 1795 erschienenen Schrift eines Dr. Aikin. Hier heißt es: „Die Industrie von Manchester kann in vier Perioden geteilt werden. In der ersten waren die Fabrikanten gezwungen, hart für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten." „Sie bereicherten sich" — schiebt Marx hier ein — „besonders durch Bestehlung der Eltern, die ihnen Jungen als apprentices (Lehrlinge) zuwiesen und dafür schwer bluchen mußten, während die Lehrlinge ausgehungert wurden. Andrerseits waren die Durchschnittsprofite niedrig, und die Akkumulation verlangte große Sparsamkeit. Sie lebten wie Schatzbildner und verzehrten bei weitem nicht einmal die Zinsen ihres Kapitals." „In der zweiten Periode" — Aikin nimmt wieder das Wort — „hatten sie begonnen, kleine Vermögen zu erwerben, arbeiteten aber ebenso hart als zuvor (denn — fügt Marx hinzu — die unmittelbare Exploitation der Arbeit kostet Arbeit, wie jeder Sklaventreiber weiß) und lebten nach wie vor in demselben frugalen Stil. . . . In der dritten Periode begann der Luxus, und das Geschäft wurde ausgedehnt durch Aussendung von Reitern (berittenen Commis voyageurs) für Ordres in jede Marktstadt des Königreichs. Es ist wahrscheinlich, daß wenige oder keine Kapitale von 3000 bis 4000 Pfd. Sterl., in der Industrie erworben, vor 1690 existierten. Um diese Zeit jedoch oder etwas später hatten die Industriellen schon Geld akkumuliert und begannen steinerne Häuser statt der von Holz und Mörtel aufzuführen. . . . Noch in den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts setzte sich ein Manchesterer Fabrikant, der ein Pint fremden Weins seinen Gästen vorsetzte, den Glossen und dem Kopfschütteln aller seiner Nachbarn aus. Vor dem Aufkommen der Maschinerie betrug der abendliche Konsum der Fabrikanten in den Kneipen, wo sie zusammenkamen, nie mehr als 6 d. für ein Glas Punsch und 1 d. für eine Rolle Tabak. Erst 1758, und dies macht Epoche, sah man eine im Geschäft wirklich engagierte Person mit eigener Equipage!" Nun kommt aber die vierte Periode. „Die vierte Periode, das letzte Drittel des 18. Jahrhunderts, ist die von großem Luxus und Verschwendung, unterstützt durch die Ausdehnung des Geschäfts."

Ueberaus deutlich gehen hier die Zeit vor und jene nach Einführung der maschinellen Technik auseinander. Die zweite gebiert mit den „Monopol-

heute. Da es aber in der Natur dieser Gewinne liegt, daß sie nur eine Zeit vorhalten und im Licht der Sonne schmelzen wie Frühlingsschnee, d. h., wenn allgemein und jedem erreichbar geworden, alsbald schwinden, weil dann die Konkurrenz die Preise gegen die Produktionskosten zurückdrängt, macht der Unternehmer die von ihm (mit-) kreierten Gewinne in letzter Linie doch der Gesellschaft dienstbar, und ist es wieder eine soziale Funktion, eine volkswirtschaftlich wertvolle Leistung, für die er hier Zahlung empfängt. Dies hat seine Richtigkeit, trotzdem hin und wieder das Glück den Unternehmer über das Maß des Dienstes hinaus, den er der Gesellschaft leistet, begünstigen mag.

Seinen Monopolgewinn bezieht er dafür, daß er der Gesellschaft die technischen Verbesserungen, beziehungsweise ihren Wert vermittelt, fortschreitend zu immer größerem Teil, schließlich voll ausliefert, während er, wenn ein solcher Fortschritt voll abgegeben ist, nun allerdings schon einen andern aufgegriffen haben und jetzt wieder seinen Monopolgewinn realisieren mag. Das ist der Mechanismus, vermittelst dessen die Gesellschaft sich die Kräfte zuführt, die den Inhalt der Kulturentwickelung bilden. Sie überläßt ihre zeitweilige Nutznießung einem Dritten, der daraufhin alles thut, um sich ihrer zu bemächtigen.

Von den Funktionen, die dem Unternehmer aus seiner dispositiven Arbeit im eigentlichen Sinne erwachsen, dürfte die eben geschilderte nicht als die unwichtigste erscheinen. Aber auch die an dritter Stelle genannte, von der wir bisher allerdings nur als einer Versicherungsunternehmung, und zwar einer Versicherung gegen zeitweilige Arbeitslosigkeit der Arbeiter, gesprochen haben, zeigt sich bei näherem Zusehen als von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sie wächst zusehends, indem man ihr näher tritt. Die erwähnte Versicherung ist nämlich nur eine Leistung positiver Art, die einer dem Unternehmer

---

gewinnen" andre Menschen, andre Bedürfnisse, eine andre Lebensführung, einen weiteren Horizont.

übertragenen Aufgabe negativer Art von viel größerem Umfange entspringt. Jene Versicherung fällt nur sozusagen ab von einer reich besetzten Tafel von Obliegenheiten, die dem Unternehmer hier gedeckt ist.

Daß sein Beruf nicht anspruchs- und gefahrlos ist, wurde mehrfach schon erwähnt. Die Gefahren, welche er läuft, lassen aber eine Gliederung zu. Es sind etwa dreierlei zu verzeichnen. Einmal solche, deren der Unternehmer sich bei einiger Tüchtigkeit zu erwehren vermag. Es sind jene, denen er als dispositiver Arbeiter gewachsen sein soll. Ihre Ueberwindung ist ein Teil der eigentlichsten Unternehmer-Aufgabe. Danach zählen hierher auch die, welche überhaupt nur dem persönlich unzureichenden Unternehmer erwachsen, nämlich durch ihn verschuldet sind. Daß die Gesellschaft für Gefahren, die er durch Untüchtigkeit über sich heraufbeschwört, eine Risiko-Prämie nicht zahlt, ist nur recht und billig. Sie gebührt dem Unternehmer nicht, denn jene Gefahren hat er dadurch allein, daß er sich, obwohl untauglich hiefür, der Gesellschaft als Unternehmer aufgedrängt hat, verschuldet.

Ganz ähnlich ist zu beurteilen eine zweite Gruppe von Gefahren, jene, die der Unternehmer als Spieler provoziert, indem er Ungewißheiten schafft, wo er eine — wenn auch kargere Gewißheit haben könnte. Er „spielt", weil er auf diese Weise zu höheren Gewinnen zu kommen hofft, als sie ihm im regelmäßigen Gang der Geschäfte zufallen würden. Hier handelt es sich um in noch höherem Maße selbstgewollte Gefahren als vorhin. Nicht weil er, ein Arbeiter, sich an den unrichtigen Posten stellte, brechen sie über ihn herein, nicht als Strafe unzureichender Befähigung bei gleichzeitig unzureichender Selbsterkenntnis — Dinge, die in der Regel zusammenstehen —, sondern als Strafe seines Uebermuts und seiner Begehrlichkeit, d. h. sicher in höherem Maß verdammenswerter Eigenschaften als die Ueberschätzung und selbst die Ueberhebung des beschränkten Menschen. Auch hier wird die Gesellschaft sich also bedenken, dem Unternehmer die Beamtenqualität,

eine Mission, zuzuerkennen und ihn danach prämienweise zu entlohnen.

Andrer Natur sind die an dritter Stelle zu nennenden Gefahren. Es sind solche, die vollständig außer der Berechnung liegen, die den Kaufmann und Industriellen aus dem Hinterhalt überfallen, oder wenn auch nicht dies — ein volkswirtschaftlich geschulter Unternehmer wird sie häufig voraussehen, wo der Durchschnittsunternehmer blind gegen sie ist — ihm lange nicht Zeit genug lassen oder ihn völlig vor die Unmöglichkeit stellen, alles zu retten. Es sind dies Bedrängnisse, die im Mechanismus unsrer Volkswirtschaft begründet sind, und die man, wenn sie einmal an die Front gerückt sind und ihr vernichtendes Feuer eröffnen, gemeinhin als Wirtschafts„krisen" bezeichnet. Die Wirtschaftskrisen erfüllen aber, das muß hier erwähnt sein, obzwar noch nicht der Augenblick gekommen ist, es näher zu entwickeln, auch eine Mission. Sie sind nicht bloß wiederkehrende Musterungen und treffen periodisch zwischen den besser und minder gut zur Führung der Geschäfte Veranlagten und Ausgestatteten die Auswahl, sondern sie stellen gleichzeitig die Produktionsbedingungen auf eine andre Basis, hängen dem Unternehmer auch für die Folgezeit den Brotkorb höher, ziehen die Zügel straffer an. Auch nach erloschener Krise hat der Unternehmer sich weiterhin mit niedrigeren Preisen zu behelfen, sich auf sie einzurichten und die alten Gewinne dabei zu suchen. Wer sich aber, flüchtend vor der Geißel des niedrigeren Preises, nicht die Stufe höher zu heben vermag, gibt unter den Schlägen, die auf seinen Rücken fallen, schließlich als Unternehmer den Geist auf.

Man sieht daraus, daß auch mit den Krisen sich paktieren läßt. Sie sind durchaus nicht der Gipfel der Unvernunft, als welchen die sozialistische und nichtsozialistische Wirtschaftskritik sie hinstellt [1]), sondern sie sind Veranstaltungen, von denen man fast sagen könnte, wie es Voltaire von Gott gethan hat, daß

[1]) Vgl. auch Bellamy darüber S. 191.

man sie einführen müßte, wenn man sie nicht bereits hätte, oder richtiger in unsrem Fall, daß wenn man sie auch ihrer unglückseligen Wirkungen entkleiden muß, sie doch um ihres kraftsteigernden Effektes willen eine völlig abschätzige Beurteilung nicht gestatten.

Die Frage des Ersatzes ist Sache der Sozialpolitik. Vielleicht läßt sich der abgebrochene stufenmäßige Fortschritt, wobei man nach den Vergewaltigungen der Krise längere Zeit auf einer Linie beharrt, durch den gleichmäßigen Aufstieg in der schiefen Ebene ersetzen. Dann mag die Zahl der Opfer kleiner werden. Wie die Dinge aber jetzt stehen, ist die Frage der Versorgung jener Opfer eine Frage der sozialen Gerechtigkeit. Als solche Opfer kommen in Betracht: Erstens die kampfunfähig gewordenen Unternehmer. Sie treten aus der Gefechtslinie zurück, fordern aber als „Militäranwärter" anständige Versorgung. Auch jene, die unter ihren Befehlen standen, sehen sich vorerst auf das Pflaster geworfen, sind arbeitslos. Weiterhin aber, und hierüber müssen wir uns schon hier verbreiten, kommen selbst die Glücklicheren, die die Prüfung bestanden, nicht ohne einen Merks davon. Denn es handelt sich ja, das wolle man im Auge behalten, um einen Krieg mit niedrigeren Preisen. Das gesamte Unternehmertum ist auf halbe Rationen gesetzt: einige sind dem nicht gewachsen und sinken alsbald vor Schwäche um, die andern halten sich aufrecht. Eine Einbuße an Kraft haben nichtsdestoweniger auch sie erfahren. Sie haben von ihren Kraftvorräten gezehrt und retten diese nur wesentlich reduziert in die neue Zeit hinüber. Da ihnen jene Prüfung aber im Dienste, zu Nutz und Frommen der Gesellschaft aufgelegt wurde, verdienen sie für die erlittene Einbuße eine Entschädigung. Diese Entschädigung gewährt man ihnen unter dem Namen „Risiko-Prämie".

Es muß bei dieser Gelegenheit Notiz davon genommen werden, daß die Lehre, die Untergrenze des Preises sei durch die Produktionskosten gegeben, in dieser absoluten Fassung falsch ist. Denn in jedem „leistungsfähigen" Unternehmen wird weiter-

gearbeitet, auch wenn die Preise unter jene ihre angebliche Untergrenze sinken. Es geschieht dies in Rücksicht darauf, daß der Stillstand der Fabrikation fast unter allen Verhältnissen nicht bloß einen „Nicht-Gewinn", wie die Theorie vermeint, sondern einen Verlust in sich schließt, und zwar einen Verlust, der leicht größer ist, als er bei Abgabe des Produktes zu Preisen, die immerhin schon unter den Produktionskosten liegen, in Aussicht steht. Während der letzten großen Wirtschaftskrisis, die ihren Höhepunkt an der Schwelle von 1887 auf 1888 erreichte, arbeitete fast die gesamte europäische Landwirtschaft mit Verlust. Sie that es, weil die Einstellung der Arbeit bedeutet hätte die Brachlegung der in den Millionen arbeitbereiten Händen, im Ackerboden, in Regen und Sonnenwärme wirkenden Kraft und zuletzt auch noch in das Inventar eine Passivpost eingetreten wäre in Gestalt des verwildernden Ackers.

So plausibel es also klingt, unter die Produktionskosten könne der Produzent nicht mit dem Preise herabgehen, denn wenn er unter den eigenen Kosten verkaufen solle, so verliere er, und da werde er so vernünftig sein, die Produktion lieber zu lassen: so wenig hält doch diese Erklärung eine Prüfung an den Thatsachen aus. Die Ruhe, die Sistierung der Produktion, das Ungenutztlassen der Gebäude und Maschinen und der sonst zur Mitarbeit herangezogenen Natur- und andern Kräfte kann für den Produzenten einen größern Verlust bedeuten als die Weiterarbeit und der Weiterverkauf. Nicht die Produktionskosten, sondern die Kosten der Unthätigkeit in erster Linie, sodann eventuell die Einbuße im Falle eventuellen Verkaufs der Produktionsstätte oder eventuellen Uebergangs zu einer andern Produktion, sowie die persönliche Fähigkeit des Kaufmanns zur Tragung von Verlusten bezeichnen die Rückzugslinie.

Man nehme den Fall, es stünden die Preise so tief unter den Produktionskosten, daß bei Weiterarbeit (und Weiterverkauf des Erzeugten) jährlich 3000 Fr. verloren gehen. Wenn der Unternehmer die Produktion ruhen läßt, beträgt die Einbuße 5000 Fr. Er wird sich unter solchen Verhältnissen zum Still-

stand nicht entschließen, sondern wird weiterarbeiten und den Verlust (von 3000 Fr.) auf sich nehmen. Und erst, wenn der Preis sein Sinken fortsetzt, so weit, daß bei Weiterarbeit der Verlust des Unternehmers die 5000 Fr., welche ihn der Stillstand „kostet", übersteigt, wird die Arbeitseinstellung erfolgen; also dann erst, wenn der Preis so niedrig ist, um bei Fortsetzung der Produktion einen größeren Verlust in Aussicht zu stellen, als ihn der Stillstand mit sich bringt.

In dieser Weise sind also die Verluste bezeichnet[1]), die dem die Prüfung wohl bestehenden, nicht scheiternden Unternehmer durch Krisen und verwandte „Heimsuchungen" aufgelegt werden. Hiefür ist er berechtigt, wenn er es seinerseits an nichts hat fehlen lassen, ihm also die Schuld nicht beigemessen werden kann, ein Schmerzensgeld zu verlangen. Unter dem volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte stellt sich dasselbe aber als Entgelt für die in solchen Zeiten unter Hochdruck betriebene „Fortschrittsvermittlung" dar, da das, was bisher Eigentum des Unternehmers, und wofür er noch Monopolgewinn bezog, nun ungleich rascher als es sonst der Fall gewesen wäre, vorzeitig und mit einem Schlage Beute der Gesellschaft wird. Denn daß auch nach behobener Krise die Preise der Industrieprodukte nicht die alte Höhe erreichen, ist eine bekannte und beiläufig auch von uns vorhin belegte Thatsache.

In der Zeit, wo der Betrieb aufhört, rentabel zu sein, ohne doch abgebrochen werden zu können, funktioniert der Unternehmer gleichzeitig als Versicherungsanstalt gegen Arbeitslosigkeit seiner Arbeiter. Es werden Verluste getragen und der Arbeiter über die zeitweiligen Folgen der Krise hinausgehoben[2]),

---

[1]) Vgl. hier auch Marx S. 162 und Kautsky S. 84. Letzterer erwähnt: „Marx führt das Beispiel eines englischen Baumwollspinners an, der 1862 die jährlichen Stillstandskosten seiner Fabrik infolge der Baumwollkrise auf 120 000 Mark veranschlagte, darunter 24 000 Mark für Verschlechterung der Maschinerie."

[2]) Es ist sogar vorgekommen, allerdings nicht in Deutschland, daß dies von Seiten der Arbeiter anerkannt wurde. „Vor einigen Jahren,"

wenn er auch nicht geradezu trockenen Fußes über das Hochwasser gelangt. Weit schlechter ergeht es denen, die, weil ihre Verwender *erlegen* sind, nun ohne Arbeit dastehen.

Was dem Unternehmer als „Risiko-Prämie" gebührt, ist derart Entschädigung für diese Hilfeleistung und darüber hinaus für die viel weitergehende volkswirtschaftliche Funktion, in Verbindung mit welcher jene Hilfeleistung sozusagen nur im Nebenamt erfolgt. Die andern Gefahren, welche der Unternehmer läuft, fordern, wie man gesehen hat, solche „Vergeltung" nicht. Denn entweder erhalten sie, wenn es sich um Konjunkturverluste handelt, ihre Belohnung in der Chance des Gewinns, beziehungsweise, so unmöglich dies klingt, in den Gewinnen andrer; oder die Gefahren sind durch mangelhafte moralische oder intellektuelle Eignung (zu welch ersterer dann nicht nur Mangel der „Persönlichkeit", sondern auch Leichtsinn, Fahrlässigkeit u. dgl. zählt) verschuldet.

Die vorstehenden Ausführungen über das Unternehmer-

---

berichtet Sidney Whitmann in seinem Schriftchen „Der deutsche und der englische Arbeiter", 1891, S. 16, „ereignete es sich in Schottland, daß ein großer Schiffsbauer keine Bestellungen mehr auszuführen hatte. Er berief eine Versammlung seiner Arbeiter, stellte ihnen die Sachlage vor und machte ihnen den Vorschlag, auf eigenes Risiko zwei Dampfer in Bau zu nehmen, wenn die Arbeiter sich dazu verstehen wollten, für halben Lohn zu arbeiten; andernfalls müsse er die Werft schließen. Die Arbeiter, die bisher keinen Grund zur Unzufriedenheit gehabt hatten, nahmen den Vorschlag an. Mit der Zeit besserten sich die Geschäfte; es kamen wieder Bestellungen, und der Schiffsbauer fand Gelegenheit, die beiden auf eigenes Risiko gebauten Dampfschiffe vorteilhaft zu verkaufen. Jetzt hielten die Arbeiter ihrerseits aus eigenem Antriebe eine Beratung und beschlossen — man staune! — in Anbetracht des Risikos, welches der Arbeitgeber seiner Zeit in ihrem Interesse übernommen hatte, eine ganze Woche hindurch umsonst zu arbeiten. Dieser Entschluß, den der Schiffsbauer dankend ablehnte, war gleichbedeutend mit einem Geldgeschenk von über 80 000 Mark." Whitmann fügt hinzu: „Ob die Annalen der deutschen Arbeit und Arbeitgeber ein ähnlich sympathisches Vorkommnis aufweisen, vermag ich nicht zu entscheiden; aber ich neige sehr der Ansicht zu, daß der versöhnende Geist, der es möglich machte, in Deutschland selten ist."

einkommen sind in solcher Breite hauptsächlich durch die Meinung des Sozialismus erfordert, daß hier unsre Gesellschaft ihre Blöße zeigt. Doch ist, wie dargethan, die Blöße bloß eine solche der zur Gesellschaftserklärung berufenen und antwortverlegenen Theorie gewesen.

Die Frage des Arbeitslohnes aber fällt für den Sozialismus mit jener des Unternehmergewinns zusammen, und ihre Lösung findet sie nach dessen Sinne höchst einfach dadurch, daß man das parasitäre Einkommen des Unternehmers zu dem widerrechtlich beschnittenen des Arbeiters schüttet. Jedes Wort über das Unternehmereinkommen ist darum auch für den Arbeitslohn gesagt, und wir selbst glauben uns aus diesem Grunde einläßlicher Spezialausführungen über den letzteren hier noch enthalten zu dürfen. Nur nach einer Richtung möchten wir berichtigend eingreifen, nämlich der Ueberschätzung erwähnen, die das Unternehmereinkommen im Sozialismus und wieder nicht bei diesem allein, sondern gemeinhin in der öffentlichen Meinung erfährt. Nicht daß den Stimmungsbildern der Unternehmer immer ohne weiteres zu trauen wäre! Denn nur zu sehr ist jene Bauernschlauheit, die das „Nous sommes très-miserables" zum „hartnäckigen Klagelied" aller Berufe seit Jahrhunderten gemacht hat, auch ihre Tradition. Und mehr noch: Es ist offenbar, daß Bilanzen hin und wieder eine Zurichtung in ungünstigem Sinne erfahren[1]. Nichtsdestoweniger geben Aeußerungen, wie beispielsweise die folgende Herkners (a. a. O., S. 28), die wir wieder als Spiegel der Tagesmeinung nehmen: „Ein exaktes Urteil ist zur Zeit noch nicht möglich. Immerhin finden wir, daß in allen Zweigen des Wirtschaftslebens eine Anzahl von Unternehmungen 12, 15, ja 20 % an Dividenden zu verteilen vermag," ein falsches Bild der Wirklichkeit.

Dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften (Jena bei Fischer), einem auch Herkner zugänglichen Nachschlagewerke, ist

[1] Vgl. Oldenberg, „Studien zur rheinisch-westfälischen Bergarbeiterbewegung", Separatabdruck aus Schmollers Jahrbuch 1890, S. 17 ff.

zu entnehmen (Artikel „Aktiengesellschaften" 1889), daß in den Ländern, für welche wir in dieser Hinsicht besonders vollständige und vertrauenswürdige Zusammenstellungen besitzen, nämlich in Oesterreich, der Reinertrag der Aktiengesellschaften gewesen ist: 1878—81 durchschnittlich 5,6%, 1882—87 durchschnittlich 6,4%, in Großbritannien das durchschnittliche Erträgnis „im allgemeinen" zwischen 6 und 7% schwankt, in Holland die Dividende „in den letzten 26 Jahren" 5,4% im Mittel war, während deutsche Aufstellungen (a. a. O., S. 130 und 131) für 1882 und 1883 5,9, für 1886/7 4,1% zeigen. Die „Zurichtung" von Jahresbilanzen verliert im Durchschnitt mehrerer Jahre ihre Wirkung, da ein etwa zurückgehaltenes Erträgnis, ein über das notwendige Maß gehäufter Reservefonds, schließlich ja doch den Weg „ins Freie" nehmen muß. Durchschnitte jeder Art, wenn sie nur ein genügend großes Gebiet umfassen, sind für die Beurteilung der regelmäßigen Rentabilität von Aktienbetrieben daher brauchbar [1] [2].

Auch die sozialistische Presse greift jeden solchen Fall einer 15- und 20%igen Dividende auf, als ob er wirklich der typische wäre und jede niedrigere Dividende in der Unfähigkeit des Unternehmers für dispositive Arbeit oder für die moralischen Erfordernisse der Geschäftsleitung ihre Erklärung fände! Während thatsächlich doch jene ausnahmsweise hohen Dividenden allgemein entweder der glücklichen Konjunktur (die mit einer schlechten wechselt!) oder dem Umstande einer verhältnismäßigen

---

[1] Fälle der Verwässerung des Aktienkapitals sind selten, und jedenfalls kommt die Abschreibung und Abstempelung, die dann die Gewinne im Verhältnis zum ursprünglichen Aktienkapital hinaufschraubt, d. h. höher erscheinen läßt, als sie wirklich sind, außerordentlich viel häufiger vor.

[2] In den Privatunternehmungen dürfte der Durchschnittsertrag etwas höher sein; das „Auge" des selbstinteressierten „Herrn", das in dieser Weise in der Aktiengesellschaft fehlt, bedeutet an sich vielleicht 1%, 2% Mehrgewinn. Aber auch damit werden Durchschnittsgewinne von 5 und 6% nicht auf 12, 15 und 20% gehoben.

Konkurrenzlosigkeit, die wieder nur in besonderen Fällen zutrifft, zu danken sind. Wie es mit den der Konjunktur vorzugsweise unterworfenen Unternehmungen thatsächlich bestellt ist und wie wenig die günstigsten Jahre verallgemeinernde Schlüsse gestatten, darüber geben Daten wie die folgenden Auskunft.

Nach den britischen Returns of inland revenue war der einkommensteuerpflichtige Ertrag der britischen

		Bergwerke	Eisenwerke
		Millionen Pfd. Sterl.	
1862		4,4	1,1
Durchschnitt	1865/69	5,3	2,0
	1870/74	7,1	**4,0**
	1875/79	**13,2**	3,6
	1880/84	6,9	2,6
1885		7,6	2,3
1886		7,5	1,8
1887		7,5	1,5
1888		7,2	**1,2**
1889		7,3	1,4
Durchschnitt	1885/89	7,4	1,6

In den Jahren 1875, 1876, 1877 warfen die Bergwerke 14,1, **14,6** und 14,1 Millionen Pfd. Sterl. ab; heute ist ihr Ertrag auf nicht viel mehr als die Hälfte gesunken. Der Ertrag der Eisenwerke war am größten in den Jahren 1874 und 1875 mit (sic) 7,2 und 7,3 Millionen Pfd. Sterl., der Gewinn dagegen, den sie im Durchschnitt 1885/9 den Besitzern abwarfen, ist nicht mehr als etwas über $\frac{1}{5}$ jener höchsten Rendite. 1888 war er $\frac{1}{6}$ davon. Die Schwankungen sind also ungeheure und der Ertrag eines Jahres oder einiger sich zunächst folgender in keiner Weise bezeichnend für den Durchschnittsertrag der Unternehmungen.

Diese Wahrnehmungen, insoweit sie auf die oben mitgeteilten Ziffern aufgebaut sind, erfahren noch eine Verschärfung, wenn man gleichzeitig den Umfang der Produktion der Minen und Eisenwerke in Rücksicht zieht. Denn die Produktion ist in den Perioden kleineren Gewinns erheblich größer als in denen aus-

nahmsweiser Prosperität gewesen[1]), und auf die Produktionseinheit gerechnet, wächst infolgedessen der Abstand günstiger und ungünstiger Jahre noch über das eben bezeichnete Maß hinaus.

Soetbeer in seinen Materialien zur Edelmetallfrage (S. 93) und Mithoff im Schönbergschen Handbuch (I, 679) beziehen sich auf eine Schrift des belgischen Staatsministers Pirmez, welcher u. a. Mitteilungen über den Ertrag der Kohlengruben der Provinz Hennegau, wo vier Fünftel der belgischen Kohlen gewonnen werden, macht. Der Ertrag dieser Kohlengruben war im Durchschnitt 1872/76 24,4 Millionen Fr., 1877/83 1,9 Millionen, in der zweiten Periode also ein Dreizehntel des Durchschnitts der ersten! Ziffern für die einzelnen Jahre haben wir nicht zur Hand; diese würden zweifellos noch größere Abstände zeigen.

Das Betriebsergebnis der Oldhamer Spinnereien, die 1891 ein Kapital von 3622031 Pfd. Sterl. = 90550000 Fr. zu verzinsen hatten, war gegeben (nach der Commercial History des Economist für 1891):

1891	bei 93	Spinnereien	durch	einen	Gewinn	von 10763	Pfd. Sterl.
1890	„ 90	„	„	„	„	„ 376041	„
1889	„ 86	„	„	„	„	„ 220587	„
1888	„ 85	„	„	„	„	„ 250932	„
1887	„ 88	„	„	„	„	„ 85810	„

[1]) An Kohle wurden aus den britischen Bergwerken in jenen fünf Jahren, wo sie den höchsten Gewinn abwarfen, 133 Millionen Tonnen im Durchschnitt pro Jahr zu Tage gefördert (nach den Statistical abstracts for the United kingdom) gegen 165 Millionen Tonnen im Durchschnitt der Jahre 1885/89. Wird die Förderung der ersten Periode mit 100 angesetzt, so war die der zweiten 124. Aehnlich (120 : 100) war, wenn man nach der Roheisenproduktion gehen will, die Vermehrung, die die Eisenproduktion erfuhr. Auch die Zinkproduktion war in der zweiten Periode größer, dagegen die Kupfer-, Blei-, Zinn- und Silberproduktion geringer. Da Kohle und Eisen jedoch den Ausschlag geben, so überschätzt man jedenfalls nicht die Mehrproduktion der zweiten Periode, wenn man sie gemeinhin um $\frac{1}{5}$ größer (120 : 100) als die Produktion der ersten nehmen will.

Das Verhältnis der Eisenproduktion 1870/74 gegen 1885/89 war 100 : 122 (6260000 : 7660000 Tonnen).

1886 bei 90 Spinnereien durch einen Verlust von 61718 Pfd. Sterl.
1885 „ 87 „ „ „ „ „ 2730 „
1884 „ 60 „ „ „ Gewinn „ 125000 „

Hier also Schwankungen von 62000 Pfd. Sterl. Verlust auf 376000 Pfd. Sterl. Gewinn, letzterer gleich einer Verzinsung von nahezu 11 %.

Der „Vorwärts", dessen Unternehmergewinn-Statistik uns auch noch weiterhin zu beschäftigen haben wird, stellt am 24. Februar 1892 die Arenberger Bergwerksgesellschaft mit folgenden Worten an den Pranger: „Schon wieder sieht sich dieses Unternehmen in der Notlage, 80 % Dividende (für 1891) geben zu können." Wir haben diese Ziffer nicht kontrolliert, sie ist wohl richtig; sicher aber ist, daß jenes Unternehmen seit 1870 sich wie folgt verzinste[1]):

1870	6 %	1877	0 %	1884	6 %
1871	20 „	1878	0 „	1885	6 „
1872	25 „	1879	0 „	1886	7 „
1873	40 „	1880	6 „	1887	8 „
1874	25 „	1881	3 „	1888	15 „
1875	10 „	1882	5 „	1889	30 „
1876	0 „	1883	6 „	1890	80 „

Der Gewinn schwankt also zwischen 0 und jenen 80 %, die der „Vorwärts" herausgreift, wobei die 0 % von 1871 bis 1890 viermal wiederkehrten, 80 % dagegen nie vor 1890 erreicht worden sind.

Wir führen diese Daten, wie man sich erinnert, an, um darzuthun, daß man sich an einzelnen, „auf gut Glück" herausgegriffenen, oder wie Schippel bei andrer Gelegenheit sich ausdrückt, durch die „Gunst des Zufalls entdeckten" Ziffern für die Bezeichnung der regelmäßigen industriellen Gewinne kaum genügen lassen darf, sondern bloß Durchschnitte, die sich auf verschiedene Branchen und womöglich auch eine größere Anzahl von Jahren erstrecken, ein richtiges Bild liefern.

---

[1]) Vgl. Jahrbuch der Berliner Börse 1891, S. 192.

Uebrigens bewegen sich die sozialistischen Darstellungen des wirtschaftlichen Thatbestandes hier insofern in Widersprüchen, als sie gleichzeitig die Unternehmergewinne und die Risiken übertreiben. Letzteres, um die notwendig aleatorische Natur des Geschäftsbetriebes in der kapitalistischen Gesellschaft und weiterhin die große Zahl der Existenzen, die ihm immer neu zum Opfer fallen, zu bezeichnen. Man vergleiche beispielsweise bei Marx (S. 467 f.) die Schilderung der „Schicksale der englischen Baumwollindustrie", wonach dieselbe zu verzeichnen gehabt hätte auf 38 Jahre Geschichte (von 1825—63) 19 Jahre der Krise und geschäftlichen Depression, mit der Aussicht überdies, daß die Zahl dieser Jahre des geschäftlichen Verlustes von Dezennium zu Dezennium zunimmt. Einem verwandten Gedankengange folgend, meint Bellamy S. 188, daß auf 4 bis 5 mißlungenen Privatunternehmungen durchschnittlich Eine erfolgreiche kommt! Er bucht sodann 1. die Konkurrenz, die das Mittel darstellt, durch welches verfehlte Unternehmungen zu Falle kommen, 2. diese verfehlten Unternehmungen selbst, 3. die Krisen, die der Zeitpunkt sind, in welchem der Zusammenbruch meist sich vollzieht, und 4. die Erscheinungen der Krise (Nichtbeschäftigung von Kapital und Arbeit) als vier verschiedene Posten zu Lasten unsrer Gesellschaft[1]).

Also Gefahren über Gefahren, Verluste ohne Ende, nirgends ein sicherer Grund, Fangeisen überall, in denen die Unternehmer

[1]) „Vier Arten des Verlustes — heißt es bei Bellamy wörtlich — waren es hauptsächlich, welche daraus entstanden, daß die Leitung der Industrie unverantwortlichen, gänzlich ohne gegenseitige Vereinbarungen handelnden Individuen überlassen wurde: erstens der Verlust durch verfehlte Unternehmungen; zweitens der Verlust durch die Konkurrenz und die gegenseitige Feindseligkeit derer, welche ein Gewerbe betrieben; drittens der Verlust durch die periodische Ueberproduktion, die Krisen und die ihnen folgenden Unterbrechungen jeder Gewerbthätigkeit; viertens der Verlust, den die Nichtbeschäftigung von Kapital und von Arbeitskraft zu allen Zeiten verursachte. Jeder einzelne dieser vier großen Lecke würde, wären selbst alle andern verstopft, hinreichen, eine Nation arm zu machen. Beginnen wir ꝛc."

sich verstricken müssen, und trotzdem 20 % Dividende förmlich die Norm[1])!? —

[1]) Ueber die Dividendenstatistik, die die deutschen sozialistischen Blätter treiben, übrigens noch ein Wort! Eine eingehende Bearbeitung derselben findet sich im „Vorwärts" vom 12. Januar 1892. Hier erfährt man, daß in den letzten 3 Jahren, 1888—1890, Gewinne erzielten:

Hallesche Maschinen	83 %
Zeitzer	60 „
Sudenburger	56 „
L. Löwe u. Comp.	51 „
Schwartzkopf	48 „
Sächsische Webstuhlfabrik Schönherr	47½ „
Düsseldorfer Waggonfabrik	39 „
Freund	38 „
Görlitzer Eisenbahnmaterial (Lüders)	38 „
Hoffmann, Waggonfabrik	35 „
Linke, Breslau	35 „
Görlitzer Maschinen, Körner	33 „
Herbrand, Waggonfabrik	33 „
Kayser, Maschinenfabrik	33 „

Diese Tabelle ist in eine längere Notiz eingefügt; der Ziffernaufstellung geht voran die Bemerkung, die Gewinne wären noch größer ohne den Raubzug der Kohlengrubenbesitzer. Und ähnlich heißt es dann zum Schluß: Bei den meisten dieser Werke bewegt sich der Gewinn aufsteigend von Jahr zu Jahr.

Unleugbar sind die Ziffern, die das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands hier mitteilt, erstaunlich und interessant im höchsten Grade. Daß auch nur eine ausgewählte Anzahl Industriebetriebe in ausgewählt günstigen Jahren solche Gewinne liefere, wird, wie wir, so auch der Leser sicher nicht für möglich gehalten haben. Leider erfahren nur, wenn man den Ziffern näher an den Leib rückt, dieselben einige Korrekturen. Man wird gewahr, daß sie, weit entfernt, Durchschnittsgewinne dreier Jahre zu bezeichnen, Summen der Gewinne dieser 3 Jahre sind! Das macht nun selbstverständlich einen kolossalen Unterschied. Den betreffenden Unternehmungen wird das Dreifache ihrer thatsächlichen Gewinne zugeschoben. Denn so, wie jene Ziffernzusammenstellung geboten wird, muß jeder Leser zu der Meinung kommen, es handle sich um durchschnittliche Ziffern, und wir sind überzeugt, daß sie, wie zuerst auch von uns, von den meisten Betrachtern als Durchschnittsziffern gelesen worden sind. Unzureichend ist sodann die anschließende Bemerkung: Bei den meisten dieser Werke bewegt sich der Gewinn aufsteigend von Jahr zu Jahr. Denn daß aus ihr der Schluß zu ziehen ist, in früheren Jahren sei der Gewinn nicht so hoch ge-

Wir haben nunmehr eine Analyse des Unternehmergewinns vorgenommen [1]), ohne mit einem Worte die Möglichkeit, er baue

---

wesen, macht sich durchaus wieder nicht jeder Leser, insbesondere nicht jeder Leser des „Vorwärts" klar, sondern er denkt daran allein, daß die Jahre 1891, 1892, 1893 und die weitere Folgezeit noch höhere Dividenden als jene 83, 60, 56, 51% u. s. f. bringen werden.

Wir haben nun unsrerseits eine Berechnung der Durchschnittsdividenden der vom „Vorwärts" angeführten bestrentierenden Unternehmungen vorgenommen, soweit die Daten unsrer Quelle (des „Jahrbuchs der Berliner Börse" für 1891/92) reichen und teilen hiermit unsre vollständigere Aufstellung mit. Danach war die Durchschnittsdividende dieser Unternehmungen:

Hallesche Maschinen	(1873—90)	16,9%
Zeitzer	(1872—89/90)	9,6 „
Sudenburger	(1872/73—90)	13,6 „
L. Löwe u. Comp.	(1870—90)	7,7 „
Schwartzkopf	(1872/3—89/90)	12,6 „
Sächs. Webstuhlfabrik Schönherr	(1872/3—89/90)	8,3 „
Düsseldorfer Waggonfabrik	(1882/3—89/90)	7,1 „
Freund	(1871/2—89/90)	4,7 „
Görlitzer Eisenbahnmaterial (Lüders)	(1869—89/90)	6,0 „
Hoffmann, Waggonfabrik	(1872—90)	4,8 „
Linke, Breslau	(1872—90)	6,7 „
Görlitzer Maschinen, Körner	(1872/3—89/90)	3,2 „
Herbrand, Waggonfabrik	(1888/9 u. 89/90)	11,0 „

Während der „Vorwärts" die Unternehmungen nach Dividenden von 33 bis 83% (oder durch 3 geteilt von 11 bis 28) abstuft, liegen hier die Grenzen bei 3,2 und 16,9%. Weiterhin sind wir überzeugt, daß gegen die Mitte der Neunzigerjahre hin die Rentabilität dieser Unternehmungen wieder eine Reduktion erfahren wird. Die Maschinenindustrie ist eben eine von jenen, welche in höchstem Maße unter der Botmäßigkeit der Konjunktur stehen.

[1]) Ueber die Bearbeitungen, die das Problem des Unternehmereinkommens seit Ad. Smith erfahren hat, vergleicht man am besten die übersichtliche Zusammenstellung Mithoffs in Schönbergs Handbuch 3. Auflage I, S. 661 f. Zur Geschichte der Doktrin teilt hier Mithoff das Folgende mit: „In England ist keine selbständige, abgesonderte Lehre vom Unternehmergewinn ausgebildet. Der Unternehmergewinn wird als Teil des Kapitalgewinns aufgefaßt und demgemäß in der Lehre vom Kapitalgewinn behandelt. In der französischen Wissenschaft dagegen wird das Unternehmereinkommen im wesentlichen als qualifizierter Arbeitslohn aufgefaßt. Die älteren deutschen Autoren folgen unselbständig bald den Engländern, bald den Franzosen. Unter den neueren steht auf seiten der ersteren u. a. Schäffle,

sich aus Entwendungen aus der Arbeitsleistung des Arbeiters auf, gestreift zu haben. Darüber ist jetzt ein Wort nachzuholen. Denn vereinzelt trifft jene Möglichkeit immerhin zu. Sie dürfte sich im sogenannten Sweating-System und in der Hausindustrie des öfteren finden, wo der Unternehmer aber nicht Unternehmer im geläufigen Sinne des Wortes, nicht Industrieller, sondern Verleger, Zwischenhändler ist. Er ist darum oft nur ein kleiner Mann, ein findigerer Arbeiter. Mit einem kleinen Maße dispositiver Begabung ausgestattet, sucht dieser Arbeiter der Ausbeuter andrer zu werden. Die klägliche Lage der Arbeiter an sich will allerdings die Ausbeutung noch nicht beweisen. Und zweifellos ist es hier bei Sweating und Hausindustrie oft nicht jene Ausbeutung, welche die klägliche Lage der Arbeiter begründet, sondern weit mehr sind sie Opfer des Kampfes zwischen exekutiver und schöpferischer Begabung, das will heißen: zwischen Hand- und Maschinenarbeit — eines Kampfes, der in Ländern ohne zu große Bevölkerungsüberschüsse (Nordamerika und Australien bis nahezu in die jüngste Zeit) nicht gekämpft zu werden braucht, weil man hier für den Menschen eine andre als die produktivste Verwendung überhaupt nicht hat.

Auf die nähere Natur dieser immerhin als Singularitäten in unsrer Wirtschaftsordnung zu bezeichnenden Thatbestände — auch der Sozialismus rechnet Geschäfte der bezeich-

---

der den Unternehmergewinn in die Lehre vom Kapitalgewinn einfügt, auf seiten der letzteren u. a. Roscher, der das Unternehmereinkommen zwar gesondert, aber unter der seine Auffassung charakterisierenden Bezeichnung ‚Unternehmerlohn' behandelt." — Gustav Cohn zieht das Facit aller bisheriger Bearbeitung des Unternehmergewinns folgendermaßen (Grundlegung S. 582): „Die Bemühungen der Litteratur eines Jahrhunderts haben die Frage nicht zu der Lösung geführt, daß es gelungen wäre, ein eigenartiges Einkommen des Unternehmers nachzuweisen. Die mannigfaltigen Versuche haben, den bei Smith gegebenen Keimen entsprechend, teils in einer Modifikation des Arbeitslohns, teils in einer Modifikation des Kapitalgewinns, teils in einer Verbindung von beiden das Gesuchte zu finden geglaubt, um doch immer wieder aufs neue zu bestätigen, daß diese Teile dem Ganzen nicht koordiniert werden können."

neten Art einer heute im Wesen überwundenen Epoche, der sogenannten Manufakturperiode zu — wird aber besser im zweiten Bande eingegangen, in unmittelbarer Verbindung mit der Frage, wie Abhilfe zu schaffen sei.

D. Kapitalzins.

Wenn Gustav Cohn für den Unternehmergewinn feststellt (so hier S. 452), „die Bemühungen der Litteratur eines Jahrhunderts haben die Frage nicht zu der Lösung geführt, daß es gelungen wäre, ein eigenartiges Einkommen des Unternehmers nachzuweisen", so wäre es nach Karl Menger dem Kapitalzins nicht besser ergangen. Er zeigt in einem Aufsatz „Das Kapital", den er in den Conradschen Jahrbüchern 1888 (N. F., XVII. Bd.) veröffentlicht hat, wie die Frage völlig anders angepackt, in anderm Zusammenhange behandelt werden müsse als bisher, wolle man irgend welche Aussicht auf die Lösung „jenes Problems, welches wie kein andres unsrer Wissenschaft, seit Jahrhunderten die hervorragendsten Sozialphilosophen beschäftigt", gewinnen. Man habe bisher das Pferd beim Schwanze aufgezäumt und die Quellen förmlich verstopft, aus denen die Erkenntnis fließen konnte. Um also der „durch bloße antiquarische Forschungen nicht zu beseitigenden Hilflosigkeit unsrer Wissenschaft gegenüber den Theorien des Sozialismus, welche ein so bedauerliches Symptom des heutigen Zustandes ist", ein Ende zu machen, müsse man die Frage unter einen ganz andern Gesichtswinkel stellen als bisher. Menger verweist zum Schluß auf die Bestrebungen E. v. Böhm-Bawerks in dieser Richtung, und die Stellungnahme dieses scharfsinnigen Gelehrten zu unserm Problem ist in der That geeignet, das von Menger ausgesprochene Urteil mindestens nach seiner negativen Seite hin zu bekräftigen. Denn auch E. v. Böhm-Bawerk als jüngster Bearbeiter des Gegenstands (in seinem Buche „Kapital und Kapitalzins", 1884 und 1889) hat alles, was bisher in hundertfältiger Untersuchung auf dem Gebiete der Kapitalzinstheorie geleistet worden

ist, in Trümmer schießen zu müssen geglaubt, um auf den Ruinen erst ein neues Leben, eine Theorie, welche kaum auch nur einen losen Zusammenhang hat mit irgend einer der bisher von Turgot bis auf Knies gebrachten, aufsprießen zu lassen.

Nach Böhm (I, 448) spiegeln sich die Schwierigkeiten, welche die Lösung des Zinsproblems der Wissenschaft bereitet hat, vielleicht in keinem Umstande bezeichnender wieder als darin, daß die Majorität der nationalökonomischen Schriftsteller unsres Jahrhunderts es zu einer festen Ansicht überhaupt nicht gebracht hat. Und diesem den Pflegern einer Wissenschaft gegenüber harten Urteil dürfte in der That beizustimmen sein. Die Deutung indes, die wir der seltsamen Erscheinung geben, ist eine andre und mildere als jene Böhms. Nicht so sehr, weil es an einer richtigen Kapitalzinserklärung bisher gefehlt hat, sondern weil diese richtige Erklärung bisher mit zu wenig Beweismitteln ausgestattet war, oder weil die Vertreter dieser richtigen Theorie das rechte Wort am rechten Orte nicht zu finden wußten, hat sich „die Majorität der nationalökonomischen Schriftsteller unsres Jahrhunderts" zu keiner sichern, deutlichen Parteinahme zu erheben vermocht, und es bei jener dilettantischen Empfindung, so oder so könne es, dürfte, müsse es wohl sein, bewenden lassen.

Das Problem wird von Böhm-Bawerk so gefaßt (I, S. 133): „Warum ist der Bruttoertrag des Kapitals regelmäßig mehr wert als die in seiner Erlangung aufgezehrten Kapitalteile?" Und er läßt nun in seiner Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien an die sechzig Nationalökonomen, geordnet in fünf Gewalthaufen, die diese theoretische Festung zu stürmen unternahmen, Revue passieren. Nur zwei dieser Haufen haben nach Böhm in einzelnen ihrer Führer halbwegs die Richtung getroffen, in der das Problem überhaupt liegt. Die eine Gruppe, der dieses Lob zu Teil wird, ist durch die sogenannten Abstinenztheoretiker gebildet, d. h. durch genau jene, welche von der sozialistischen Kritik als die leichteste Beute betrachtet und danach mit Vorliebe als Prügeljungen der das Bourgeoisinteresse vertretenden

Nationalökonomie bedient werden. Da diese Theorie danach gewissermaßen im „Mittelpunkt" des Interesses steht, thun wir vielleicht gut, von ihr bei unsrer Untersuchung den Ausgang zu nehmen, und zwar beginnen wir mit dem Geständnis, daß sie unsrer Meinung nach weitaus den niedrigsten Rang unter allen Kapitalzinserklärungen einnimmt, d. h. von einer Erklärung weiter entfernt ist als irgend eine.

Nach Senior, dem Begründer dieser Theorie, soll der Zins eine Vergütung für die Enthaltsamkeit des Kapitalisten (reward for abstinence) sein. Senior unterscheidet zwei „primäre" Produktionsinstrumente, Arbeit und Naturkräfte. Diese können aber nicht zu voller Wirksamkeit gelangen, wenn sie nicht durch ein drittes Element unterstützt werden. Als dieses dritte Element bezeichnet Senior die Enthaltsamkeit (abstinence), worunter er das „Benehmen einer Person" versteht, „die entweder sich des unproduktiven Gebrauches der ihr verfügbaren Mittel enthält, oder die Hervorbringung entfernter Produktionserfolge jener von unmittelbaren Erfolgen absichtlich vorzieht". „In der That," meint Senior, „wir können den Schluß ziehen, daß es nicht einen einzigen Nagel (in England) gibt . . ., der nicht bis zu einem gewissen Grade das Resultat einer auf entfernte Erfolge gerichteten Arbeit, oder, in unsrer Ausdrucksweise, einer Enthaltung ist, der man sich vor der Eroberung, oder vielleicht noch vor der Heptarchie unterzogen hat." Das „Opfer", das im Genußverzicht oder Genußaufschub liegt, erheischt nun eine Entschädigung. Diese liegt im Kapitalgewinn.

Dürfen wir Böhm glauben, so wäre Senior mit dieser Theorie „seinen Vorgängern in der Zinslehre an Vertiefung, Systematik und wissenschaftlichem Ernst unendlich überlegen". „Auf Ricardo oder Malthus, auf einen Mc. Culloch und James Mill mag es passen, wenn man ihre Weise einen Verzicht auf ernste wissenschaftliche Untersuchung des Zinsproblems nennt." Senior dagegen habe wohl als erster (S. 322) mit tiefem Blick erkannt, wo überhaupt das Problem und wo die Schwierigkeiten seiner Lösung liegen. „Alle Scheinlösungen verschmähend, geht er auf

den Kern der Sache, auf den Grund des Mehrwertes der Kapitalprodukte über den Kapitalaufwand ein, — und wenn er die volle Wahrheit nicht gefunden hat", so liege es bloß daran, daß er (S. 324) „einen an sich richtigen Gedanken zu grob generalisierte und zu schablonenhaft verwendete und weiterhin dem materiell richtigen Teile seiner Theorie eine anfechtbare formelle Einkleidung verlieh". Immerhin habe (S. 333) „Seniors Abstinenztheorie unter den zinsfreundlichen Nationalökonomen große Popularität errungen".

Diese Popularität ist eine Thatsache. Und jedenfalls ist die Abstinenztheorie dem Sozialismus nicht minder willkommen gewesen wie den Zinsfreunden. „Willkommen" nur in etwas anderm Sinne. Marx gießt (Anmerkung 33, S. 212) die volle Schale seines Hohnes über die „Entdeckung", „daß der Profit aus der Arbeit des Kapitalisten und der Zins aus seiner Ascetik, seiner ‚Abstinenz' herstamme". Böhm selbst erinnert an die gleichartige Aeußerung Lassalles. „Der Kapitalprofit," so spottet dieser, „ist der Entbehrungslohn!" Glückliches Wort, unbezahlbares Wort! Die europäischen Millionäre Asketen, indische Büßer, Säulenheilige, welche auf einem Bein auf einer Säule stehen, mit weit vorgebogenem Arm und Oberleib und blassen Mienen, einen Teller ins Volk streckend, um den Lohn ihrer Entbehrungen einzusammeln! In ihrer Mitte, und hoch über alle seine Mitbüßer hinausragend, als Hauptbüßer und Entbehrer das Haus Rothschild! Das ist der Zustand der Gesellschaft! Wie ich denselben nur so verkennen konnte!"

Marx macht nun aber gleichzeitig auf ein Mißverständnis, dem die Theorie Seniors bei ihren deutschen Gegnern (auch bei Lassalle) verfallen sei, aufmerksam. Senior spreche nirgends von „Entbehrung"! Roscher allein habe „Abstinenz" richtig durch „Enthaltung" verdeutscht. „Seine minder mit Latein beschlagenen Kompatrioten, Wirthe[1]), Schulzen[2]) und andre

[1]) Max Wirth!

[2]) Schulze-Delitzsch!

Michels haben es in ‚Entsagung' vermöncht!" Nun ist aber der Unterschied zwischen Entsagung und Enthaltung hier nicht bedeutungslos. Man erwidere uns nicht, das sei ein Streit um Worte. Nein, es ist außerordentlich viel mehr. Eine „Enthaltung", ein „Verzicht" ist der viel allgemeinere und weitere Begriff, der nur unter Umständen im speziellen Falle „Entbehrung" bezeichnet, dann nämlich, wenn der Verzicht unter die Linie des Nötigen herabgeht. Es kann aber keinen Augenblick ein Zweifel obwalten, daß Senior und die andern Vertreter der Abstinenztheorie an Entbehrung in diesem Sinne (auch wenn sie ungenauer Weise das doppeldeutige Wort gebrauchten) nie gedacht haben, sondern ganz im Gegenteil ihrer Ansicht nach die Enthaltsamkeit, der Verzicht, das Opfer des Kapitalisten jener andern Hälfte des Begriffes angehörte, wo von „Aufopferung" keine Rede ist. Marx hat das für seine Art loyal zu nennende Zugeständnis dessen, was Senior mit Abstinenz in Wirklichkeit gemeint hat, später überschlagen. Vierhundert Seiten, nachdem er dessen Theorie von dem Vorwurf der Lächerlichkeit und Absurdität gereinigt hat (S. 611), gewinnt er wieder ganz die Höhe Lassalleſcher Rhetorik, indem er höhnt: „Die Welt lebt nur noch von der Selbstkasteiung dieses modernen Büßers des Wischnu, des Kapitalisten." „Die einfache Humanität gebeut also offenbar, den Kapitalisten von Martyrtum und Versuchung zu erlösen." Beträchtlich vergröbert endlich tritt die Kritik bei Kautsky (S. 218) in folgender Gestalt auf: „Man führte die Ethik in die Oekonomie ein; die würdige Dame wurde auf ihre alten Tage moralisch. Das Wissen wurde Nebensache, das ‚Gefühl' die Hauptsache, und mit Hilfe dieses Gefühls entdeckte man bald, daß der Kapitalist einen bewunderungswürdigen Heroismus an den Tag lege, wenn er, statt den Mehrwert zu konsumieren, sich dessen enthalte und ihn accumuliere." „Daß diesem neuen Säulenheiligen Verehrung und Dankbarkeit von seiten der Arbeiter gebührten, verstand sich von selbst, ebenso aber auch, daß der Heilige, trotz der größten Enthaltung, von Dankbarkeit und

Verehrung allein nicht leben konnte; und so wurde ihm denn zur Beförderung der satten Tugend und zahlungsfähigen Moral von seiten der Oekonomen ein moralisches Anrecht auf eine Belohnung für die Accumulierung unbezahlter Arbeit zugesprochen: das so gemein klingende Wort ‚Profit' wurde verklärt, und es erstand der Entbehrungslohn."

Der Sozialismus hat es sich hier mit seiner Kritik der kapitalistischen Zinstheorien leicht gemacht, hat Thüren eingerannt, die schon vor ihm, wenn nicht weit offen standen, so doch seit Roscher und jener Anmerkung 33 des Marx höchstens angelehnt gewesen sind, und der Trommelwirbel, mit dem er sich dabei in Scene setzt, darf uns über die Größe der vollbrachten Heldenthat nicht täuschen. Trotz aller Säulenheiligen ist sicher: ein Verzicht des Kapitalisten im Sinne eines Aufschubs seiner Konsumtion liegt, wenn er Kapital, statt es zu verbrauchen, in die Produktion steckt, vor. Und die schwache Seite dieser Zinserklärung liegt nur darin, daß der „Aufschub" (an sich), der Verzicht (an sich) fruchtbringend sein soll. Senior bezeichnet die Enthaltung als eine volkswirtschaftliche Funktion, ebenbürtig der Natur und Arbeit. Wir unsrerseits vermögen in der Enthaltung eine Funktion irgend welcher Art nicht zu erblicken. Der Lohn für die Enthaltung als solche kann in nichts anderm bestehen als darin, daß der Genuß, dessen der Kapitalist sich heute enthalten hat, ihm damit weiterhin noch zur Verfügung steht. Das Kapital selbst ist also der „Entbehrungslohn", mit nichten aber der Kapitalzins. Das hätte längst gesagt werden dürfen! Denn, wir wiederholen mit Böhm-Bawerk (S. 1:33), die Frage steht danach: Warum ist der Bruttoertrag des Kapitals regelmäßig mehr wert als die in seiner Erlangung aufgezehrten Kapitalteile? Und Antwort auf diese Frage kann die Seniorsche Erklärung: weil das Kapital einen Verzicht, eine Enthaltung des Kapitalisten von augenblicklichem Genuß bedeutet, unmöglich sein.

In der Abweisung dieser in unsrer Wissenschaft so „populären" Zinserklärung hat also der Sozialismus sicher Recht —

wenn auch ebensowohl die Art, in der er sie zurückweist, wie anderseits das, was er an ihre Stelle setzt, unsern Beifall nicht im mindesten besitzt. Wenn aber auch Böhm der Abstinenztheorie Worte des Beifalls spendet, vermögen wir hierin nur ein Symptom der Schwäche seiner eigenen theoretischen Position zu sehen.

Wenn wir nun im Gegensatze zur Abstinenzdoktrin unsre Theorie entwickeln sollen, so kann dies an dieser Stelle selbstverständlich nicht in der durch die Bedeutung des Gegenstandes sonst erforderten Weitläufigkeit und Vertiefung geschehen. Wir werden so knapp sein, als es irgend möglich, ohne daß die Sache dabei Schaden leidet.

Unsre Theorie hat, wie schon vorhin ausgesprochen, „in thesi" nicht den (zweifelhaften) Vorzug der Neuheit für sich. Sie spricht aus, was schon andre Zinserklärungen *vor* ihr ausgesprochen haben, und wenn sie doch über diese hinausgeht, so geschieht es nur, weil das, was jene ausgesprochen haben, bisher als wenn auch proklamiert, so doch unbewiesen galt und darum nur von wenigen geglaubt wurde. Was wir behaupten, ist kurzweg die *Wertproduktivität des Kapitals*.

Eine Wertproduktivität des Kapitals haben wir vielleicht schon einmal nachgewiesen: als wir den Unternehmergewinn behandelten. Das Unternehmen ist der Weg zur Verwertung dispositiver Fähigkeit. Erst in der Unternehmung vermag dispositive Anlage sich zu entfalten. Das Unternehmen seinerseits hat zur Bedingung: *Kapital*. Wenn aber Kapital derart indirekt Voraussetzung „dispositiver" Einkommensgewinnung ist, so liegt die Frage überaus nahe, ob nicht der Kapitalzins einfach eine Beteiligung des Kapitalisten am Unternehmergewinn, welchen Unternehmergewinn er dem Kapital verwendenden, von Haus aus kapitallosen Unternehmer ermöglicht hat, darstellt. Wird nicht der Unternehmer, um in den Genuß jener Bezüge treten, um die ihm verliehenen Fähigkeiten nutzen zu können, gern bereit sein, einen Teil seines Unternehmereinkommens demjenigen, der ihm die Mittel für die Gewinnung desselben liefert, abzutreten?!

Die Frage, um die es sich hier handelt, ist nicht leicht zu beantworten. Und eine unumwundene Antwort läßt sich auf sie überhaupt nicht geben. Konsultieren wir, einen Schritt über die rein theoretische Untersuchung hinaustretend, die Praxis, und zwar etwa die Praxis der Aktiengesellschaften, so erfahren wir allerdings, daß hier nicht der Direktor und Verwaltungsrat allein, die gemeinsam den Unternehmer des Privatbetriebs vertreten, Gehalt und Tantièmen beziehen, sondern auch an die Aktionäre ein Zins und eine „Super"-Dividende fällt. Aber, wer vermag zu sagen, daß dieser Zins und diese Superdividende nicht ein bei der Verwaltungsinstanz zwangsweise eingehobener Anteil am Gesamtunternehmergewinn ist. Der Direktor gibt sich mit seinem Gehalt vielleicht zufrieden, weil er als Nicht-Kapitalist überall — auch wenn er für sich das Geschäft betriebe — der Vermittlung des Kapitalisten bedürfte, um seine Fähigkeit nutzbar machen zu können. Es läge danach ein Abhängigkeitsverhältnis nicht so sehr des Arbeiters im engeren Sinne, wie der Sozialismus behauptet, sondern weit mehr des „reinen" Unternehmers vom Kapitalisten vor; des letzteren schwere Hand läge vornehmlich auf diesem.

Dies ist eine Möglichkeit. Hat es Wege, um von ihr zur Sicherheit vorzuschreiten? Gehört die Frage nicht zu jener Art Probleme, gegenüber denen der Verzicht das letzte Wort gerade der Wissenschaft ist, die uns damit von vergeblichen Anstrengungen zurückhält und auf nützlichere Bethätigungsgebiete weist? Nicht doch! Ist man nur beharrlich, so verziehen sich die Nebel und man gewahrt den Pfad, der da leicht angedeutet die Felswand des Problems emporführt.

Man bedenke vorerst zweierlei: 1. daß, wenn der Unternehmer des Kapitals bedarf, um Unternehmereinkommen gewinnen zu können, immerhin auch das Kapital ein „objektives" Bedürfnis, ein wahrhaftes Mittel und eine Bedingung der Unternehmergewinn-Erzielung darstellt, die Teilung also zwischen Kapitalisten und Unternehmer nichts an sich Ungerechtfertigtes in sich trägt. Diese Erkenntnis weiterführend, ist es 2. eine

Thatsache, daß 100 Kapitalsteile, wo früher dem Unternehmertalent 1 oder 2 zur Verfügung standen, den „Gewinn" aus dem Unternehmen ganz außerordentlich zu steigern vermögen. Der Wert-Produktivität des Kapitals käme danach doch eine selbständige Rolle zu.

Aber hier wäre allerdings eines noch zu erwägen. Der mit steigendem Kapitalszuschuß steigende Ertrag ist noch nicht geeignet, die Thatsache einer selbständigen Wertzeugungsfunktion des Kapitals gegen jeden Einwand sicherzustellen. Denn möglicherweise kommt erst bei 100 Kapitalsteilen das Unternehmertalent zu seiner vollen Entfaltung und wäre daher doch der höhere Gewinn auf Rechnung dieses letzteren zu setzen!? Wir wären dann nicht weiter als zuvor.

Und nun ist deutlich, daß alles abhängt von der näheren Bezeichnung der Funktion, die das Kapital, wenn auch unter den Händen des Unternehmers, doch selbständig üben soll.

Wir behaupten die Wert-Produktivität des Kapitals. Wir verstehen darunter die Fähigkeit des Kapitals, über das Maß 1. der eigenen Kosten, 2. der Kosten der technisch eventuell zum Kapitalsersatz befähigten Produktions-Faktoren — beispielsweise Arbeit des Arbeiters statt Kapitals — einen Ertrag zu liefern. Und wir belegen nunmehr unsre oben formulierte These durch folgende, jedem zugängliche Wahrnehmungen. Ueberschüsse der bezeichneten Art ergeben sich nach aller Erfahrung 1. wenn — durch Kapital — die gleichzeitige und vorschußweise Verwendung einer größeren Anzahl Arbeiter und hierdurch die sogenannte Arbeitsteilung mit ihren Produktionsvorteilen, als Ausnützung der persönlichen speziellen Fähigkeit des Einzelnen, Ausnützung der durch Beschränkung auf eine Teilarbeit erlangbaren weit höheren Arbeits-Virtuosität, Wegfall der für den Uebergang von einer Teilarbeit zur andern erforderlichen, nicht genützten Zeit ꝛc. ermöglicht ist; 2. wenn das Kapital die ungeheuren anderweitigen Vorteile des Großbetriebs gegen den Kleinbetrieb dem Unternehmen dienstbar macht, als da sind Ersparnis am Rohstoff und an allem andern Material, an den

Arbeitswerkzeugen und an Arbeit; 3. ist es wieder erst das Kapital, welches die Benützung einer entwickelten Produktionstechnik, insbesondere der Maschine genannten Produktionsbehelfe, Ueberschußerzeuger möglich macht, und 4. endlich werden durch dasselbe, durch das Kapital, Naturkräfte, die nicht als freie Güter vorhanden oder wenn schon solches, doch einen Einsatz zur Bedingung haben, weil sie, um ihre volle Wirkung zu thun, Zeit bedürfen (wie dies bei allen organischen Werde-Prozessen der Fall), dem Unternehmen tributär.

Es handelt sich hier durchaus um Verfahrungsweisen zur Erhöhung des Abstandes von Kosten- und Leistungswert, auf welche ohne Kapital verzichtet werden müßte. Ihnen gliedern sich noch einige andre von verwandter, aber sekundärer Bedeutung an, auf welche hier nicht eingegangen werden muß. Nach dem Gesagten haben wir aber zweifellos im Kapital einen objektiven Produktivitäts-Vermittler zu erblicken. Für diese sehr substantielle Funktion gebührt dem Kapital ein wirtschaftlicher Lohn, und zwar ein Lohn ganz für sich. Es ist dabei die Produktivitäts-Vermittlung, deren der Kapitalist sich annimmt, nicht mit jener zu verwechseln, für die wir dem Erfinder und Entdecker oder dem Unternehmer dankbar sind. Erfinder und Entdecker geben in der Regel nur Verfahrungsweisen an, für deren Inswerksetzung es des Kapitals bedarf, so daß beide erst zusammen das „produktive Kapital" beschaffen.

Wir haben als nur mit Hilfe des Kapitals erlangbare Errungenschaften angeführt: Arbeitsteilung, Großbetrieb, Maschine und Einsatz fordernde Naturkraft. Das seien die Titel, unter denen das Kapital einen speziellen Lohn in Gestalt etwa des Zinses zu fordern berechtigt sei. Nun gilt es diese Lehre gegen die ihr drohenden Angriffe zu halten.

Von Marx werden wir mit der Erklärung abgeführt (S. 391): „Die aus Kooperation und Teilung der Arbeit entspringenden Produktivkräfte des Kapitals kosten nichts dem Kapital. Sie sind Naturkräfte der gesellschaftlichen Arbeit." Und weiterhin: „Naturkräfte, wie Dampf, Wasser u. s. w., die zu ‚produktiven'

Prozessen angeeignet werden, kosten ebenfalls nichts." Endlich (S. 332): Nur „weil die gesellschaftliche Produktivkraft der Arbeit dem Kapital nichts kostet, erscheint sie als Produktivkraft, die das Kapital von Natur besitzt". — Was Marx hier sagt, ist in gewissem Sinne unanfechtbar. Einmal „kostet" in der That die Arbeitsteilung, „kosten" die Naturkräfte „nichts" dem Kapital. Sind sie aber darum kostenlos zu haben? Mit nichten! Denn kosten sie auch nichts „dem Kapital", so kosten sie doch — „das Kapital", haben den Kapitalseinsatz zur Voraussetzung. Und dieser Einsatz wird im sozialistischen Staate so wenig zu vermeiden sein, wie im unsrigen. Es ist auch nie behauptet worden, was behauptet worden sein müßte, sollte der von Marx gebrachte Einwand richtig sein, daß das Kapital sich selbst einsetzen und noch etwas darüber hinaus ausgeben müsse, um jene produktiven Kräfte in seinen Dienst zu bekommen. Das Kapital wird auch nicht für die Naturkräfte, die es auslöst, sondern nur wenn und insofern es einer Installation, eben des Kapitals für deren Auslösung bedarf, bezahlt. Wenn etwa noch Kapital dabei verbraucht, d. h. nicht bloß als Einsatz bedurft, sondern auch verzehrt wird, so gibt es überdies eine Kapitalsrückerstattung („Amortisation"), die mit dem Kapitalzins nichts zu thun hat. Braucht es aber für gewisse Produktivkräfte kein Kapital, so wird selbstverständlich auch Kapital nicht Anspruch auf Zins machen.

Man sieht also: Die sozialistische Theorie dürfte unsrer These von der Wertproduktivität des Kapitals nicht gefährlich werden. Im übrigen erinnern wir hier an die Deutung, die wir seiner Zeit dem Gewinn des Zwischenhandels gaben. In die vom Zwischenhandel ausgehende Arbeitsersparnis teilen sich Konsument und Zwischenhändler. Ganz ähnlich nun ist der Kapitalist in allen Fällen der Kapitalsverwendung Teilhaber in einem gleichsam zwischen ihm und dem Konsumenten (durch Vermittlung des Unternehmers) geschlossenen Geschäfte. Die Beiden arbeiten „a metà". Die Kapitalsverwendung ermöglicht die Verwendung einer Produktivkraft, die den Kostenwert der Ware

von — nehmen wir an — 10 auf 5 reduziert. Der Gewinn im Betrage von 5 wird nun zwischen Kapitalisten und Konsumenten geteilt. Letzterer erhält in Gestalt einer Preisermäßigung von 10 auf — sagen wir — 7 drei Fünftel davon; in die verbleibenden zwei Fünftel teilen sich Kapitalist, Erfinder, soweit es eines solchen bedurfte, und Unternehmer, soweit eine irgend bemerkenswerte Funktion auch des letzteren erforderlich war.

Weitaus am angelegentlichsten hat sich aber mit den Theorien, die bisher als Theorien von der Wert-Produktivität des Kapitals auftraten, Böhm-Bawerk (im ersten Bande seines Buchs) beschäftigt. Er hat sie durchweg als unbrauchbar verworfen. Ja, er äußert sich gerade über die Produktivitäts-Theorien mit nachdrücklicher Geringschätzung. „Dem Kapital eine buchstäblich wertzeugende Kraft zuschreiben, heißt — so sagt er (S. 157) — das Wesen des Wertes einerseits, und das der Produktion anderseits von Grund aus mißverstehen." Die Behauptung von der Wert schaffenden Kraft des Kapitals sei danach nicht bloß eine „vollkommen unbeglaubigte", sondern eine „unmögliche" Hypothese. „Reflektiert man (S. 165), so erweist sich diese Theorie als ein Gewebe dialektischer Erschleichungen, vermittelt durch den Mißbrauch des vieldeutigen Wortes vom ‚produktiven Mehrerfolg' des Kapitals." Und zuletzt endlich (S. 223): „Das lösende Wort konnte nicht gefunden werden, weil der Ausgangspunkt des Weges zur Wahrheit verfehlt war. Es war von vornherein ein hoffnungsloses Bemühen, aus einer produktiven Kraft des Kapitals den Zins ganz und voll erklären zu wollen."

Wir können es uns selbstverständlich nicht erlassen, auf die „Unmöglichkeiten", die Böhm-Bawerk den Produktivitätstheorien nachzuweisen unternimmt, hier einzugehen, wenn wir uns auch in diesen mehr esoterischen Erörterungen der größten Kürze — größerer vielleicht als dem unmittelbaren Verständnis dienlich ist — befleißigen müssen.

v. Böhm-Bawerk gegen die Theorie von der Wertproduktivität des Kapitals.

Was hat Böhm-Bawerk zu jener denkbar schärfsten Verurteilung der Produktivitätstheorien veranlaßt?! Vor allem der Umstand, daß Gebrauchswert und Tauschwert nicht identische Thatsachen sind, oder, wie er es gelegentlich ausdrückt, daß es keine Kraft gibt (S. 224), „die ebenso, wie auf dem Acker Weizen wächst, direkt einen ‚Mehrwert' wachsen lassen könnte"! „Der Wert wird überhaupt nicht produziert (S. 157), kann nicht produziert werden. Was produziert wird, sind immer nur Formen, Stoffgestalten, Stoffkombinationen, also Sachen, Güter. Diese können allerdings Güter von Wert sein, aber sie bringen den Wert nicht fix und fertig, als etwas Inhärentes aus der Produktion mit, sondern sie erlangen ihn immer erst von außen — aus den Bedürfnissen und Deckungsverhältnissen der Wirtschaftswelt." Es sei daher unmöglich, sinnwidrig, ein Mißverständnis, direkt eine Wertproduktivität des Kapitals behaupten zu wollen.

Aber das ist nicht alles. Zum zweiten komme in Betracht, daß sich der Wert des Kapitals nach dem Wert seiner Produkte, seiner Leistungsfähigkeit richte. Nicht umgekehrt. „Kann man mit einem Kapitalstück nichts produzieren (S. 224), so ist es auch selbst nichts wert. Kann man mit ihm wenig produzieren, so ist es auch selbst wenig wert. Kann man mit ihm viel produzieren, so ist es auch selbst viel wert, und zwar immer desto mehr, je mehr man mit seiner Hilfe hervorbringen kann, je größer der Wert seines Produkts ist. Mag daher die produktive Kraft des Kapitals noch so groß sein, ein Ueberschuß — bleibt nicht." Was das Kapital an Werten produziert, das kostet es selbst, da sich sein Wert nach dem seiner Produkte richtet. Und ein Ueberschuß, der aus einer Wertdifferenz der Produkte gegen das Kapital zu Gunsten der ersteren hervorgehen müsse, eine Wert-„Produktivität" ist daher eine Unmöglichkeit.

So weit unser Gegner. Was ist auf seine Einwände zu antworten? Zu dem ersten: daß er das Kind mit dem Bade ausschüttet, zu dem zweiten: daß er im luftleeren Raume operiert. Aus unsrer vorhin entwickelten Kapitalzinstheorie erhellt gegen Böhm: 1. Es ist allerdings nicht nötig, vielleicht sogar nicht wahrscheinlich, daß, wenn infolge Kapitalverwendung

ein Wertaufwand in Rohmaterial, Maschine ꝛc. im Betrage von x soviel Gebrauchswerte erzeugt, daß sie nach dem Preis, dem „Wert" der Einheit vor Ingebrauchnahme des Kapitals gerechnet, einen Wert von 4 x repräsentieren würden, der Konsument auch nunmehr 4 x dafür zu zahlen bereit sein wird; aber 2. es ist nötig, daß derselbe das vierfach vermehrte Produkt höher als 1 x werte, soll der Erzeuger eine Veranlassung haben, sich eines Kapitals überhaupt zu bedienen; und 3. der Konsument wird bereit sein (die wirtschaftliche Erwägung wird ihn unausweichlich dahin führen), das vierfach vermehrte Produkt höher als x zu werten, weil — und darauf kommt es an — wenn er es höher wertet, er der Werkleistung des Kapitals mit teilhaftig wird, ohne welche er für das vierfach vermehrte Produkt viermal soviel zahlen müßte, während er nun bloß das Drei- oder Zweifache zahlt. — Derjenige also, der den Wert der Waren entscheidet, ist, um einen Gewinn aus der Kapitalsverwendung zu haben, gezwungen, und zwar mit dem Zwange des vernunftgemäßen Raisonnements, dem Kapitalisten mehr zu lassen als den bloßen Wiederersatz seiner Aufwendungen, ihm also zu einem Kapitalzins zu verhelfen. Das ist der Grund, warum — wenn nur überhaupt wirtschaftliche Erwägungen die Wirtschaften beherrschen — ein durch Kapitalverwendung vermitteltes Mehrprodukt auch 1. einen Mehrwert bedeutet, und 2. die Kapital repräsentierende Installation (Maschine ꝛc.) nicht den Wert ihrer Produkte annimmt, sondern dahinter zurückbleibt und Raum für einen Zins läßt. Die Wert-Produktivität des Kapitals entspringt also aus der Thatsache, 1. der Güter-Produktivität desselben, in Kombination mit 2. der Gefahr für die Volkswirtschaft, dieser Produktivität verlustig zu gehen, wenn man sie nicht zu einer Wert-Produktivität weiterführt.

Wir meinten, Böhm-Bawerk schütte mit dem Pochen darauf, daß die Güterproduktivität des Kapitals noch keine Wertproduktivität sei, das Kind mit dem Bade aus. Er betont hier nämlich in berechtigtem Widerspruch zu jenen Theorien des Wertes, welche im letzteren eine objektive, vorwiegend von Seite der Güterproduktion her bestimmte Erscheinung sehen, seine subjektive Natur. Aber er vernachlässigt darüber und übersieht schließlich die Abhängigkeit, in die sich der Wertende zum Objekt begibt und begeben muß, soll seine Wertschätzung ein wirksamer Behelf seiner Produktions- und Konsumtionswirtschaft werden.

Die Abhängigkeit, in der der objektive Thatbestand des

Wertgegenstands den Wertenden hält, geht überaus weit. Wollte dieser sich von ihr völlig befreien, völlig im Gegensatz zum „objektiven Thatbestand" werten, so könnte sein Tod die Folge sein Von irgend welcher Souveränität auf Seiten der Person ist also keine Rede. Böhm-Bawerk aber läßt, indem er der Theorie vom objektiven Grundcharakter des Werts den Laufpaß gibt, ihr jene zweifellos vorhandene Abhängigkeit des Wertenden gleich folgen. Böhm meint (S. 493), dieses Vorurteil von der Objektivität des Wertes habe „seine große Geschichte in der Litteratur unsrer Wissenschaft. Unter immer wechselnden Gestalten habe es seit 130 Jahren unsre Wissenschaft beherrscht, und da es die Erklärung des Grundphänomens in eine falsche Richtung drängte, den Fortschritt unsrer Wissenschaft gehemmt." Das hindert ihn nicht, gelegentlich zuzugestehen (S. 489), daß der Tauschwert auf dem Gebrauchswert „basirt". Und weiterhin wird auch die Güterproduktivität des Kapitals von Böhm einigemal anerkannt. Unter diesen Umständen muß man wohl sagen, daß er die Verwegenheit des Schlusses, welcher aus der Güterproduktivität des Kapitals seine Wertproduktivität deduziert, erheblich überschätzt hat [1].

Böhm meint weiters, daß sich der Kapitalswert nach dem Produktwert richte und auch darum die den Produktivitätstheorien eigentümliche Vorstellung einer Ueberschußbildung unhaltbar sei. Diesen Einwand, von dem wir meinten, daß Böhm sich mit ihm in den luftleeren Raum begebe, formuliert er aber doch nicht so sehr gegen die in engerem Sinne sogenannten Produktivitätstheorien, sondern mehr gegen die „Nutzungstheorien", als deren heutiger Hauptvertreter Karl Knies zu betrachten ist. „Hängt — so fragt Böhm (S. 255, 256) — der Wert der Produkte von dem ihrer Produktivmittel, oder hängt umgekehrt der Wert der Produktivmittel von dem ihrer Produkte ab? — Ueber diese Frage war man bis auf Menger so ziemlich im Dunkeln umhergetappt." „Menger löst jene Frage dahin, daß der Wert der Produktivmittel (der „Güter höherer Ordnung" in der Terminologie Mengers) stets und ausnahmslos bedingt ist

[1] „Darum — läßt er sich beispielsweise S. 165 vernehmen — ist die naive Produktivitätstheorie, ich möchte sagen, die prädestinierte Zinstheorie eines primitiven und halbreifen Zustandes der Wissenschaft. Sie ist aber auch prädestiniert zu verschwinden, sowie die Wissenschaft aufhört, „naiv" zu sein; und daß sie noch bis auf den heutigen Tag eine so weite Verbreitung besitzt, ist kein Umstand, auf den die moderne Nationalökonomie Ursache hat stolz zu sein."

durch den ihrer Produkte (der „Güter niederer Ordnung") — nicht umgekehrt." Böhm-Bawerk schließt sich dieser Annahme vollinhaltlich an. Nun ist es allerdings nicht sie, die wir an dieser Stelle zu diskutieren haben. Wir sprechen unsre Auffassung einfach dahin aus, daß der „Wert" des Kapitals ebensowohl von dem Werte der Produkte abhängt, wie umgekehrt. Worauf es uns jedoch ankommt, das ist der Nachweis, daß jener Wertzusammenhang nie zu der von Böhm behaupteten Wertkongruenz auswächst, nie dazu auswachsen kann, sondern ganz gesetzmäßig der „Wert" des Kapitals hinter dem, was vom Produktwert ihm zu danken ist, zurückbleibt: aus jenem vorhin entwickelten Standpunkte der Gewinnteilung zwischen dem Erzeuger und dem Käufer des Gebrauchgutes. Damit der Warenkäufer der Vorteile der Kapitalsverwendung im Produktionsprozesse teilhaftig werde, damit er in den Genuß niedrigerer Preise trete, entrichtet er — so paradox dies klingt — dem Kapitalisten durch das Medium des Warenproduzenten Kapitalzins, und bildet sich, bezw. wird aufrecht erhalten der Unterschied zwischen dem Werte des Kapitals und der Kapitalprodukte zu Gunsten der letzteren. Böhm-Bawerk meint S. 199, die Erfahrung des Wirtschaftslebens lasse keinen Zweifel, daß der Druck der Konkurrenz soweit gehe, um den Wert des Kapitalstücks auf den Wert seiner Erzeugnisse herabzudrücken. Und S. 172 fragt er: „Warum soll die Konkurrenz früher Halt machen? Warum soll sie z. B. schon Halt machen, wenn die Bruttonutzung einer Maschine, die 100 Gulden kostet, auf 110 oder auf 105 Gulden gesunken ist, und damit einen Reinzins von 10 oder 5% gewähren?" Wir antworten darauf: damit der Kapitalist das Kapital in den Dienst der Wirtschaft stelle. S. 171 hören wir übrigens auch aus Böhms Munde: „Die Erfahrung belehrt uns, daß Maschinen und Kapitalstücke überhaupt nie ganz so viel kosten können, als sie tragen." Mindestens verzeichnet Böhm also, um nicht zu sagen, er widerspreche sich, widersprechende Erfahrungen, und solche hat es allerdings auf diesem Felde. Denn nicht selten sinkt die Ergiebigkeit eines Kapitalunternehmens für lange Zeit auf 0%. Aber der Kapitalzins erhält sich trotzdem auf dem Markte, offenbar deswegen, weil jener Ertrag von 0% des Kapitals niemals der typische und durchschnittliche und für neue Kapitalsanlagen vorgesehene ist. Böhm hat daher mit der S. 171 zugegebenen Erfahrung das Phänomen weit richtiger als sonst irgendwo getroffen, und zu verwundern bleibt nur, daß er von hier,

trotzdem er jene Erfahrung als eine allgemeine aufführt, nicht zur Anerkennung der Produktivitätstheorie gelangt ist.

Zuletzt führt Böhm-Bawerk gegen die Produktivitätstheorie noch das Eine an, daß sie stets in Verlegenheit kommen müsse, wenn es gälte, ihre Lehre mit den thatsächlichen Erscheinungen der Zinshöhe zusammenzureimen. „Die Ursache des Kapitalzinses (S. 211) liegt den Produktivitätstheorien zufolge in der Produktivität des Kapitals. Nun läßt sich kaum in Abrede stellen, daß diese mit zunehmender wirtschaftlicher Entwickelung immer mehr steigt. Man sollte daher erwarten, daß mit dem Wachsen der Ursache auch die Wirkung wachsen, also mit zunehmender wirtschaftlicher Entwickelung auch der Zinsfuß immer mehr in die Höhe gehen werde. Bekanntlich zeigt aber die Erfahrung das gerade Gegenteil: der Zinsfuß steigt nicht, sondern sinkt in dem Maße, als die wirtschaftliche Kultur vorschreitet. — Wie ist das mit der Lehre zusammenzureimen, daß die Produktivität des Kapitals die wirkende Ursache des Kapitalzinses ist?" An dieser Bemerkung ist nun *vorerst* Eines thatsächlich zu berichtigen, daß nämlich der Zinsfuß durchaus nicht „mit wachsender Kultur" sinkt, und Böhm, indem er davon ausgeht, sich mit notorischen Thatsachen der Zinsgeschichte in Widerspruch setzt. So hatte im mitteleuropäischen Nordwesten das zweite Drittel des vorigen Jahrhunderts bereits den gleichen Zinsfuß wie die Mitte des unsrigen! Sodann ist aber die Produktivitätstheorie weit entfernt davon, weil sie die Thatsache des Zinses auf die Produktivität des Kapitals zurückführt, auch den von Böhm vorausgesetzten Zusammenhang zwischen Zinshöhe und Kapitalsproduktivität konstruieren zu wollen (oder zu müssen). Zugestehen können wir Böhm das allein, daß unsre Theorie, aus der sich dieser Einwand leicht widerlegt, in der That nicht die Produktivitätstheorie früherer in die gleiche Bahn eingelenkter Theoretiker ist, indem sie jener Theorie als ein neues Element, das gleichzeitig Schlüssel sein soll, den Nachweis der Gesetzmäßigkeit (weil jedermann gegenwärtigen wirtschaftlichen Rationalität) der *Gewinnteilung* zwischen Kapitalisten und Konsumenten anschließt. Die Produktivitätstheorie in dieser Weise ausgebaut, läßt aber sicher nicht die Erklärung der Inkongruenz von steigender Produktivität des Kapitals und wechselnder, wenn auch vorzugsweis absteigender Zinsfußentwickelung vermissen. Denn das ist ja selbstverständlich: wenn auch der Konsument dem Kapitalisten eine Entschädigung für Ueberlassung des Kapitals zu Produktionszwecken leisten muß, wird er doch immer trachten, diese Entschädigung möglichst

klein, d. h. eben nur so groß sein zu lassen, daß der Kapitalist noch weiterhin sein Kapital der Wirtschaft zur Verfügung hält. Wird auch infolge einer neuen Erfindung, eines Fortschritts in der Produktivität die Kapitalsanlage ergiebiger, so wird dieser Vorteil — man vergleiche hier unsre früheren Ausführungen über den Unternehmergewinn — doch kein dauernder sein, aus Gründen, welche jenen verwandt sind, die Böhm S. 199 als Erfahrung des Wirtschaftslebens anführt, nämlich aus Gründen der — Konkurrenz der mit Kapital arbeitenden Unternehmer.

Böhm-Bawerk, am Schlusse seiner Auseinandersetzungen über die Produktivitätstheorien nochmals die allgemeinere Würdigung derselben aufnehmend, führt aus (wie schon oben berichtet), „das lösende Wort konnte nicht gefunden werden, weil der Ausgangspunkt des Weges zur Wahrheit verfehlt war." Nach dem von uns Gesagten stände es gerade umgekehrt Das letzte Stück, oder, wenn man will, die zweite Hälfte war in die Schlußkette nicht eingefügt, der Weg vom Nachweis der Güterproduktivität (die uns Böhm zugibt) zu dem der Wertproduktivität nicht gemacht. Daß Böhm den Produktivitätstheorien nicht Gerechtigkeit widerfahren ließ[1]), hängt aber nicht mit ihrer

[1]) Aehnlich wie mit den Produktivitätstheorien ist Böhm-Bawerk mit der verwandten Nutzungstheorie verfahren, als deren hervorragendster Vertreter, wie erwähnt, Karl Knies zu gelten hat. Zwischen Knies und Böhm-Bawerk schwebt die Frage, ob auch eine Nutzung an „verbrauchlichen" Gütern möglich sei. Knies bejaht sie, Böhm-Bawerk bestreitet es. Knies führte hierüber aus (in der ersten Auflage seines „Geld"): „Ein Zentner Getreide ist ein solches . . . verbrauchliches Gut. Der Eigentümer kann unter Umständen einen solchen Zentner Getreide selbst nicht veräußern, nicht vertauschen und nicht verkaufen wollen, etwa weil er ihn selbst nach 6 Monaten verbrauchen muß oder will. Aber bis zu dieser Frist braucht er ihn denn doch auch nicht. Er könnte sich deshalb allerdings wohl darauf einlassen, den Gebrauch dieses Zentners Getreide während der nächsten 6 Monate einem Andern zu überlassen, wenn er nur nach Ablauf derselben sein Gut wieder bekommen würde. Wenn dann aber ein Andrer, der das Getreide begehrt, aber nicht ertauschen oder kaufen kann, erklären muß, daß er eine Nutzung des Zentners Getreide als eines verbrauchlichen Gutes nicht erlangen könne, außer durch den Verbrauch des Getreides selbst, z. B. als Samenkorn, er wolle aber einen andern Zentner aus der durch die übertragene Nutzung erzielten Ernte zurückstellen, so kann der Eigentümer dies seinem wirtschaftlichen Interesse vollkommen genügend finden, da es sich ja hier gerade um ein vertretbares Gut handelt. In dieser Darlegung — fügt Knies hinzu — enthält nicht ein kleinstes Fragment eines Gedankens etwas Unmögliches, Gesuchtes, Erkünsteltes. Ein solcher Vorgang aber für sich genommen, d. h. die Uebergabe eines Zentners Getreide unter der Bedingung der Wiedergabe eines Zentners Getreide nach 6 Monaten — gehört unbezweifelbar zu denen, welche ein „Darlehen" genannt

Unvollkommenheit und Ergänzungsbedürftigkeit allein, sondern ebenso mit übertriebenen Anforderungen zusammen, die er an die Zinslehre stellt.

Er thut dies, insofern er von ihr die Erklärung fordert nicht nur der Thatsache des Zinses in unsrer Wirtschaft und seiner praktischen Unabweisbarkeit dahier, sondern die seines Auftretens in gewissen Zusammenhängen, die an sich eine unzulässige und, wie sich zeigt, auch unerfüllbare Präsumtion bedeuten. Wiederholt fordert er den Nachweis, „daß jene mehreren Güter auch mehr wert sein müssen als die in ihrer Erzeugung aufgebrauchte Kapitalsubstanz." (S. 162, weiters 166.) „Daß und warum vom Bruttoertrage des Kapitals nach Abzug des Aufwands an Kapitalsubstanz noch etwas als Mehrwert erübrigen müsse, das ist ja eben die große Frage des Zinsproblems." Nun steht die Sache so, daß gar nicht in jedem einzelnen Falle ein Zins er-

---

werden ... Demgemäß stellen wir das Darlehen in die Reihe der Uebertragungen einer Nutzung, nämlich der Nutzung aus vertretbaren Gütern, die zur Gebrauchsbefugnis des Eigentümers übergeben, mittelst eines gleichen Quantums zurückgestellt werden." Böhm-Bawert polemisiert gegen diese Ausführungen folgendermaßen (S. 290): „Knies identifiziert selbst die Nutzung mit dem Gebrauche von Gütern. Er weiß ferner, daß von verbrauchlichen Gütern kein andrer Gebrauch möglich ist als ein Verbrauch. Er muß daher auch wohl wissen, daß an verbrauchlichen Gütern die Nutzung identisch ist mit dem Verbrauch derselben!" An verbrauchlichen Gütern sei der Gebrauch, der Voraussetzung der Nutzung ist, nicht möglich und Knies habe sich hier einer Verwechselung oder, wie Böhm an andrer Stelle (II. S. 303), nachdem Knies auf seinen Angriff geantwortet hat (in der 2. Aufl. von „Geld"), sagt, einer „dialektischen Täuschung" schuldig gemacht. Böhm war also durch die Antwort von Knies eines andern nicht belehrt.

Trotzdem sind wir keinen Augenblick im Zweifel, daß Knies mit der Qualifizierung der verbrauchlichen als unter Umständen gleichfalls nutzungsfähiger Güter im Rechte ist. Wenn Böhm und Knies sich bisher nicht gefunden haben, so liegt dies daran, daß ihr Streit abgesehen von grundsätzlichen Standpunkten durch die Ungenauigkeit unsrer Sprache veranlaßt und gefördert ist. Das Wort „Verbrauch" ist nämlich doppelsinnig. Ich „verbrauche" Getreide, wenn ich es in Brotform esse; ich „verbrauche" es in ganz andrem Sinne, wenn ich es in den Boden lege, um aus einem Korn 50 zu ziehen. Auch in letzterem Falle wird das Getreidekorn „vernichtet", aber doch nur: um eine glänzende Auferstehung zu feiern! Nimmt man es mit dem Wort Verbrauch genau, so darf man es darum hier gar nicht anwenden, sondern trotzdem es sich um „verbrauchliche" Güter handelt, von „Gebrauch" sprechen. Will man aber letzteres nicht, so steht es doch fest, daß diese „verbrauchlichen" Güter eine „Nutzung" als Kapital zulassen. Das „Doppelspiel", die „Zweideutigkeit", welche Böhm an Knies' Darstellung tadelt, haben also ihren tieferen Sinn; sie sind durch die „Doppelheit" des Wortbegriffs erfordert; sie sind die einzig richtige Behandlung des Problems.

übrigen muß, die Erfahrung zeigt uns, wie er in vielen Fällen (mangelhafter Geschäftsgebahrung, ungünstiger Konjunktur 2c.) ausbleibt. Böhm hat also die Erscheinung nicht richtig fixiert, bezw. die Erklärung einer Vollkommenheit gefordert, die mit der Erfahrung nicht übereinstimmt. Würde unsre Erklärung diese Aufgabe geleistet haben, würde sie einen Zinsausfall nicht zulassen, so würde sie sich mit der Erscheinung nicht decken und danach geradezu eine unrichtige Erklärung sein. Während Böhm also meint, ein Nachweis, der sich nicht auf jenes „Muß" erstrecke, sei notwendig ein fehlerhafter, müssen wir ganz umgekehrt urteilen, daß ein Nachweis, der dieser Forderung nachkommt, unmöglich das richtige getroffen haben kann. Böhm-Bawerk hat offenbar die Erscheinung des Zinses auf dem Markte mit der des Zinses im Unternehmen verwechselt, und auf dem Markte hat allerdings Kapital immer Zins. Aber wenn die Erklärung der Entstehung des Zinses zu liefern ist, darf man ihn nicht auf dem Markte, sondern an den zahllosen Quellen suchen, von denen bald die eine, bald die andre stockt.

Böhm-Bawerk hat weiterhin noch im besonderen den Produktivitätstheorien die Frage insofern falsch gestellt, als er ihnen die Erklärung dafür aufgibt, daß das Kapital den Mehr-„Wert" schaffe. Das Kapital schafft, zeugt nun allerdings die Werte nicht in der Weise, wie Pallas Athene, die gerüstet und gehelmt aus des Zeus Haupte springt, von diesem gezeugt wird; das Kapital schafft ganz genau wie die Arbeit bloße Wertsubstrate, die Wertsubstanz, welcher der Konsument dann das Kleid des Wertes umhängt. Der Zins, insofern er Wertanerkennung zur Voraussetzung hat, verdankt seine Entstehung also sicher nicht „einer eigentümlichen, auf die Kreirung von Wert gerichteten Kraft des Kapitals", deswegen nicht, weil der Wert, wie Böhm richtig bemerkt, keine selbstverständliche Begleiterscheinung der Brauchbarkeit ist. Aber er ist ihre regelmäßige Begleiterscheinung. In weitaus der größten Zahl der Fälle wird dem Produzenten von Gütern das Wert-Exequatur für diese nicht versagt. Weiter als bis in diese mehr formelle Anerkennung als materielle Leistung geht aber die Verpflichtung und Funktion desjenigen, der nach Böhm zur Wertschaffung berufen ist (des Käufers), während er in Wahrheit weniger zu ihr beiträgt als der Produzent der Brauchbarkeit, mit nichten! Das von der Produktivitätstheorie auszuführende Programm schließt also nicht den Nachweis direkter Werterzeugung durch das

Kapital ein, sondern den Nachweis bloß der Erzeugung 1. von Wertsubstrat, und weiterhin etwa noch 2. den einer naturgemäßen Neigung des die Wertdignität verleihenden Publikums, diesem Substrat eine Würdigung zukommen zu lassen, daß dem Kapitalisten ein Ueberschuß über seine Aufwendungen bleibt. Durch diesen zweiten Nachweis haben wir den bisherigen Produktivitätstheorien ein neues Element zugetragen; im ersten Teile der Aufgabe haben wir sie bloß — wie wir hoffen wollen — verbessert.

Indem wir die Produktivitätstheorie auf den Schild erhoben, haben wir uns aber nicht nur zu Marx und Böhm-Bawerk, sondern zu den meisten heute Geltung besitzenden Nationalökonomen in Gegensatz begeben. Denn „seit den scharfen kritischen Angriffen — so lesen wir bei Böhm (I, 154) — die von seiten der sozialistischen und ‚sozialpolitischen' Schule gegen die Produktivitätstheorie gerichtet worden sind, ist die Einsicht in die Unzulänglichkeit der letzteren, wenigstens in der deutschen Wissenschaft, so weit verbreitet, daß" Böhm „fast besorgen muß, offene Thüren einzurennen, wenn" er sein „obiges Urteil (gegen die Produktivitätstheorien) eingehend zu begründen" unternimmt. Von der alten Garde scheint unserm Autor Roscher allein noch übrig geblieben, der, wie Böhm sagt, sich seine Meinung bildet aus einem Gemisch von naiver Produktivitäts- und Seniorscher Abstinenztheorie.

Eine große Zahl Nationalökonomen stand und steht zu der (von uns bereits früher zurückgewiesenen) Abstinenztheorie. Böhm-Bawerk nennt dahier (S. 331) unter den Engländern John Stuart Mill und den scharfsinnigen Jevons, unter den Schriftstellern französischer Zunge Rossi, Molinari und Josef Garnier, unter den Deutschen abermals Roscher mit einem zahlreichen Anhange. Bedeutende deutsche Nationalökonomen sind aber seit dem Frontwechsel zu Anfang der Siebzigerjahre zu der von Böhm sogenannten Arbeitstheorie abgeschwenkt. So schreibt Schäffle [1]): „Der (Kapital-)Gewinn ist anzusehen als die

[1]) Gesellschaftl. System der menschl. Wirtschaft II. S. 458.

Vergeltung, welche der Unternehmer für den volkswirtschaftlichen Beruf der selbständigen wirtschaftlichen Zusammenfassung der Produktivkräfte mittelst spekulativer Kapitalnutzung beanspruchen darf." Aehnlich sind für Adolf Wagner[1]) die Kapitalisten „Funktionäre der Gesamtheit für die Bildung und Beschäftigung des nationalen Produktionsmittelfondes", und der Kapitalgewinn ist ein Einkommen, das sie für diese, oder wenigstens in dieser Funktion beziehen. Wie man sieht, wird hier der Kapitalzins aus den Funktionen erklärt, um derentwillen die Volkswirtschaft den Unternehmer in den Genuß des „Unternehmergewinns" setzt! Auch wir sind dieser Konfundierung nur im Wege längerer Auseinandersetzung mit uns selbst entgangen; denn wenn man von dem Problem des Unternehmergewinns an das des Zinses herantritt, ist der erste Eindruck allerdings der, daß die den Unternehmergewinn begründenden Elemente die einzigen sind, die im Unternehmen einkommenbildend überhaupt in Anschlag kommen können. Noch sind wir weiter über den Standpunkt Gustav Cohns unterrichtet, der sich im Wesen zu der Kniesschen Nutzungstheorie bekennt. Und endlich haben ihre Gönner — vgl. Mithoff im Schönbergschen Handbuch — die von Böhm so genannten „farblosen", wir würden sagen „erklärungslosen" Theorien, welche zur Voraussetzung machen, was bewiesen werden soll, nämlich die Produktivität des Kapitals. Außerhalb der zünftigen Wissenschaft stehen die Zinstheorien jener Landreformer Henry George und Flürscheim, welche ähnlich, wie es schon im vorigen Jahrhundert Turgot als Physiokrat gethan, den Zins mit der natürlichen Ergiebigkeit von Grund und Boden motivieren. Jeder Kapitalist könne, wenn er nur entsprechend hoch biete, Grund und Boden kaufen, d. h. in den Genuß zeugender Naturkraft kommen, und durch diese Anlagemöglichkeit werde der Kapitalist veranlaßt und setze es durch, von jedem Schuldner Zins zu ver-, bezw. erlangen. Diese Theorien erfordern, da sie durch unsre Auseinandersetzungen über anderweitige Produk-

[1]) Allg. Volkswirtschaftslehre I. Grundlegg. 2. Aufl. S. 40.

tivitäten des Kapitals berichtigt sind — auch Böhm-Bawerk hat durchaus treffend gegen Henry George argumentiert — kein näheres Eingehen.

v. Böhm-Bawerks eigene Kapitalzinstheorie.

Eine durchaus neue Theorie des Zinses hat Böhm im zweiten, 1890 erschienenen Bande seines „Kapital und Kapitalzins" dargeboten. Auf welchem Wege er hier die Lösung des Zinsproblems versucht hat, und was andres noch als diese Lösung er durch seine Bearbeitung geleistet haben will, geht aus dem Schlußwort seiner Untersuchung hervor, wo er ausführt (II, S. 456): „Wäre es mir in der That gelungen, durch eine folgerichtige Ausbildung der elementaren Werttheorie die Erklärung des Kapitalzinses zu gewinnen, so läge hierin die stärkste Bürgschaft, die ich mir nur wünschen könnte dafür, daß ich und die Wissenschaft mit beiden Theorien, mit der des Wertes[1]) und der des Kapitals, auf dem rechten Wege wandeln. Meiner Kapitalstheorie kann es nur zu statten kommen, wenn sie sich als der natürliche Ausfluß einer Werttheorie legitimieren kann, die schon so manches schöne Probestück ihrer Richtigkeit abgelegt hat, und der sich heute in allen Nationen, die am Fortschritt der nationalökonomischen Theorie teilnehmen, und aus allen methodischen Lagern heraus die Ueberzeugung zuwendet; und für die Werttheorie wieder ist es ein neues und vielleicht das gewaltigste Probestück, wenn sich mit ihren Mitteln die Lösung eines Problems gewinnen läßt, an dem sich alle bisherigen theoretischen Systeme vergeblich versucht haben."

„Kern- und Mittelpunkt" der Zinstheorie, die Böhm vorträgt, ist der Satz (S. 248): „Gegenwärtige Güter sind in aller Regel mehr wert als künftige Güter gleicher Art und Zahl." Diese Feststellung enthält in nuce bereits die ganze Zinserklärung. Jene Wertverschiedenheit zu Gunsten gegenwärtiger Güter führt sich zurück bei Genußgütern auf die perspektivische Unterschätzung künftiger Bedürfnisse, Leiden und Freuden, die eine allgemein menschliche Erfahrung ist, wozu noch treten mag eine dem Schuldner günstigere Konstellation in der Zukunft. Wenn nun aber (S. 300) „die Resultante der

[1]) Es handelt sich hier um die Theorie des Grenzwertes (Jevons, Karl Menger, Wieser).

subjektiven Wertschätzungen, die den Marktpreis der gegenwärtigen und künftigen Güter bestimmt, in aller Regel zu Gunsten der gegenwärtigen Güter steht, so wird der Schuldner die gegenwärtigen Gulden, die er empfängt, mit einer größeren Summe künftiger Gulden, die er hingibt, erkaufen, er wird ein „Agio" oder „Aufgeld" bezahlen müssen: dieses Aufgeld ist der Zins, der somit auf das Unmittelbarste der Wertdifferenz zwischen gegenwärtigen und künftigen Gütern entspringt."

Dies also Böhms Theorie des Zinses. Daß wir uns zu ihr nicht verstehen können, geht schon aus dem Umstande, daß wir die von Böhm verabscheute Produktivitätstheorie zu der unsrigen gemacht haben, hervor. Was wir aber an der Theorie Böhms auszusetzen haben, ist dieses:

1. daß sie ihrer ganzen Anlage nach nicht das Zinsproblem, sondern etwas, was nie problematisch war, zu erklären, zu lösen unternimmt,
2. daß die Voraussetzung, auf der Böhm seine ganze Theorie aufbaut, von dem geringeren Wert der Zukunftsware, falsch ist.

Wir werden, da unser Buch nicht speziell der Theorie des Zinses gewidmet ist, uns in der näheren Ausführung unsres Standpunktes wieder auf das Allernotwendigste beschränken. Immerhin gebietet uns der Umstand, daß Böhm eine ganze Schule vertritt und — wie zugestanden werden muß — bei außerordentlichster Abstraktionsfähigkeit und seltener Darstellungskunst glänzend vertritt, und der weitere, daß Vertreter unsrer Wissenschaft, die in erster Linie rangieren, die Polemik mit Böhm trotz ihres gegnerischen Standpunktes nicht aufnehmen zu können meinten, in diese Auseinandersetzung mit ihm einzutreten.

Was Böhm bewiesen zu haben behauptet, ist nicht das Zinsproblem. Ursprünglich, insbesondere im ersten Bande, hat er dasselbe ganz richtig gefaßt; aber im zweiten Bande steuert seine Auseinandersetzung dem Nachweis zu, daß der Kapitalist zur Abgabe eines Darlehens sich nicht verstehen werde, wenn ihm nicht Zins gezahlt wird, während doch auf Seite des Gläubigers das Problem gar nicht liegt, sondern auf der andern Seite beim Schuldner. Denn es lautet: Warum versteht sich dieser dazu, Zins zu zahlen? Und eine Zinserklärung, welche sagt, der Schuldner müsse Zins zahlen, weil der Gläubiger ohne solche Zahlung sein Geld nicht leiht, macht stillschweigend zur Voraussetzung, was bewiesen werden soll, nämlich daß der Schuldner Gründe habe, die Zurückhaltung des Kapitalisten,

der ohne Zins nicht leihen will, zu überwinden. Daß für einen Dienst ein „Gegendienst" verlangt wird, ist auf dem Markte selbstverständlich. Das minder selbstverständliche und näher darzulegende ist der „Dienst". Welcher Art ist dieser? Das ist die Frage, ist auch in unsrem Falle das Problem. Und wenn Böhm-Bawerk selbst dasselbe im ersten Bande S. 133 so formuliert: „Warum ist der Bruttoertrag des Kapitals regelmäßig mehr wert als die in seiner Erlangung aufgezehrten Kapitalteile?" so ist es zweifellos, daß er durch die Darlegung der Gründe, die den Gläubiger zur Einhebung von Zins veranlassen, das Thema, das er sich selbst aufgegeben hat, verfehlt. Die Böhmsche Erklärung zielt in der That auf diesen — höchst überflüssigen — Beweis. Denn wie man sich erinnert, soll der geringere Zukunftswert der Güter Ursache sein, daß der Gläubiger für die Gegenwartsgüter, die er hingibt, mehr Gutseinheiten in der Zukunft fordert. Warum aber den Schuldner der geringere Wert der Zukunftsware veranlassen soll, die Verpflichtung zur Rückgabe derselben in einem Zeitpunkt, wo deren Wert, weil dann präsent, vergleichsweise höher ist, nebst einer Zinszahlung zu übernehmen, wird nicht gesagt.

Im weiteren meinten wir dann, daß nicht nur das Beweisobjekt verfehlt und die weit ausholende Untersuchung an eine Nichtigkeit gewendet, sondern stärker noch selbst jener belanglose Nachweis der Gründe, die den Gläubiger veranlassen, das Kapital nicht ohne Entschädigung wegzugeben, von Böhm verfehlt sei. Während in Wahrheit die hausbackene Beobachtung „Umsonst thut keiner was" das Rätsel (auch wissenschaftlich ausreichend) löst, warum der Kapitalist für Hingabe des Kapitals eine Entschädigung verlangt (allerdings nicht das andre, warum er sie erlangt, der Schuldner sie ihm leistet), glaubt uns Böhm das Verständnis für diese Thatsache auf dem Wege einer überaus umständlichen Untersuchung erschließen zu sollen, die auf der Supposition von dem geringeren Wert der Zukunftsgüter fußt. Es ist nun nach allem gesagten ganz nebensächlich, daß auch diese Voraussetzung falsch ist. Immerhin ist pflichtgemäß an dieser Stelle zu erwähnen und zu belegen, daß dem so sei.

Das, was Böhm-Bawerk von der perspektivischen Unterschätzung der Zukunftsgüter behauptet, ist ja sehr plausibel und hat in gewissem Sinne seine Richtigkeit. Nur leider nicht in jenem Sinne, auf den es hier ankommt.

Der Wert der Güter wird nämlich ganz unter den Ge-

sichtspunkten der Zeit, in welcher sie verbraucht werden sollen, beurteilt. Und was Böhm die perspektivische Verkleinerung nennt, sind nichts als Irrtumstendenzen, als Verführungen, welche in Ausnahmezuständen, und zwar solchen der Unkultur (vgl. die Erfahrungen mit Naturvölkern) wie denen augenblicklicher Bedrängnis, eine Rolle spielen mögen, heute und regelmäßig aber nimmermehr. Die Höherschätzung augenblicklichen Besitzes gilt (berechtigt) bloß den Kapitalien, den zeugungsfähigen Gütervorräten, nicht den genußbestimmten. Böhm hat derart die Störungen des Prozesses als den Prozeß genommen. Er nennt ganz unumwunden als zweite und dritte „Teilgründe der Minderwürdigung des Zukunftsnutzens" neben der „Rücksicht auf die Unsicherheit des Lebens": „Schätzungsfehler durch lückenhafte Vorstellung der künftigen Bedürfnisse und Willensfehler". Diese Würdigung der in der Unterschätzung der Zukunftsgüter wirksamen psychologischen Kräfte als „Fehler" beirrt ihn aber nicht in seiner Zinserklärung. Er bleibt dem Versuche treu, die große Erscheinung des Zinses mit auf dem wankenden Boden der Selbsttäuschungen aufbauen zu wollen.

Er mag uns erwidern, diese Erscheinungen seien Thatsache. Sicher sind sie dies. Sie sind so gut Thatsache, wie die Ableitung des elektrischen Stromes überall dort, wo der Isolierüberzug schadhaft geworden ist. So thatsächlich diese schadhaft gewordenen Stellen aber sind, begründen sie doch nicht die Thatsache des elektrischen Stromes; genau so begründen auch jene menschlichen Schwachheiten nicht einen Wertüberschuß für die Gegenwartsgüter. Immerhin sei hier wiederholt, daß selbst wenn dem so wäre, die Zinserklärung von dieser Seite her nicht geliefert werden kann.

Wir haben uns bisher als Gegner der Böhmschen Theorie in allen Stücken ausgewiesen. Aber einmal sind wir allerdings nahe daran, in unsrer grundsätzlichen Auffassung uns mit Böhm zu begegnen.

Eine Wertproduktivität des Kapitals gesteht Böhm, wie man weiß, nicht zu, und selbst die Güterproduktivität des Kapitals fällt für ihn nicht direkt in Betracht; aber er kennt eine Produktivität der „Produktionsumwege", und je größer ein solcher Umweg, desto größer sei seine Produktivität. Böhm zieht auch diese Thatsache der Produktionsumwege zur Erklärung der Wertverschiedenheit von Gegenwarts- und Zukunftsgütern heran. Weil Kapital außer dem Kapitalsersatz noch neue Gutseinheiten zeugt, schätzen wir seinen heutigen Besitz höher als einen sochen

in der Zukunft. (Auch) hier also der Gegenwartswert des Gutes höher als sein Zukunftswert. Ist dies richtig? Sicherlich! Aus dem Standpunkte unsrer Theorie ist es ohneweiters zuzugeben. Hingegen ist es kaum zu vereinen mit der Werttheorie Böhms. Selbst gesteht er zu, daß das Mehr an Zukunftsprodukten, das dem Produktionsumwege zu danken sei, gleichzeitig ein Minus an Wert gegenüber dem Wert des heute einzusetzenden Aufwands (Kapitals) sein könne: eben weil Zukunftsgüter weniger wert sein sollen als Gegenwartsgüter. Aber er erwidert sich auf diesen Einwand, daß, denke man sich den Produktionsumweg nur ein wenig verlängert, schließlich bei dieser Verlängerung doch eine Gütermasse resultieren werde, so groß, daß ihr Wert zuletzt den Kapitalswert übersteigt. Böhm achtet hier nicht genug darauf, daß jede solche „Verlängerung" des „Produktionsumwegs" auch die Zukunft, in der zur „Realisation" geschritten wird, weiter hinausschiebt. Jede Verlängerung des Produktionsumwegs ist neuerlicher Zeitverbrauch. Und da in der Zeit von heute aus gesehen der Wert schwindet, so ist durchaus nicht erwiesen, daß solche Verlängerung endlich zu einem Wertüberschuß des inskünftig restituierten Kapitals — Zinsen über das Kapital von heute führen muß [1]).

Es ist uns, wie eingangs schon betont, verwehrt, uns in die Böhmsche Theorie hier noch weiter zu vertiefen, sonst hätten uns beispielsweise sein Begriff des „Produktionsumwegs" und einiges andre Anlaß zu Bemerkungen gegeben. Daß der Böhmsche Lösungsversuch im ganzen aber nicht als gelungen zu bezeichnen ist, dürfte aus dem schon Gesagten zur Genüge deutlich werden. Wenn Böhm als den Inhalt des Problems bezeichnete (I. S. 187) den Nachweis der Ursache, „welche einen Arm des Güterstromes, der jährlich aus der nationalen Produktion eines Volkes quillt, in die Hand des Kapitalisten leitet", so scheint er uns gerade diesen Nachweis verfehlt zu haben.

Wir haben vorhin in längerer Untersuchung der Frage, ob der Zins sich rechtfertigen lasse oder nicht, eine bejahende Ant-

[1]) Böhm läßt den Prozeß zwischen Vergangenheit und Zukunft, nicht zwischen Gegenwart und Zukunft spielen. Er hat hierdurch die Kontrolle seines Gedankengangs außerordentlich erschwert und den Thatbestand, wenn auch selbstverständlich nicht absichtlich, verdunkelt. Der Zinsbezug heute hat, wenn er größer sein will, zur Voraussetzung den Verzicht auf den Gütergenuß in einer früheren Vergangenheit, eine größere Differenz also zwischen dem Güterwerte in jener Vergangenheit und der Gegenwart, und der Vorteil der Kapitalsinvestition bleibt also bei Böhm unerwiesen.

wort gegeben. Wir glauben dabei, wie Böhm es von dem Bearbeiter des „viel umworbenen Problems“ fordert, „nichts fingiert, nichts präsumiert“, sondern uns „schlicht und treu“ an die Erscheinung gehalten zu haben. Damit wäre unsre Aufgabe also erledigt? Sie ist es nicht. Wir haben, sprachen wir eben aus, den Zins „gerechtfertigt“. Aber der Begriff der „Rechtfertigung“ ist dunkel, insofern er über das Forum, vor welchem die „Rechtfertigung“ stattfindet, von sich aus weniger sagt als derjenige, der den Begriff handhabt, wohl meinen mag. Selbstverständlich bestimmt sich das Forum, vor welches eine „That“ oder „Einrichtung“ — zu ziehen ist, durch die Natur und den Inhalt, die Zugehörigkeit und Absicht der letzteren. Der Zins ist eine Wirtschaftserscheinung. Und was wir vorhin an ihm rechtfertigten, war in der That seine „Wirtschaftlichkeit“, d. h. seine Haltbarkeit gegenüber den Forderungen des ökonomischen Prinzips, welches höheren Leistungs- als Kostenwert für alle wirtschaftlichen Verrichtungen und Anstalten fordert.

Die Absicht des Zinses und die Ausführung, die er dieser Absicht gibt, hält einer Prüfung aus dem wirtschaftlichen Gesichtspunkte also stand. Aber der Zins, wenn auch eine „wirtschaftliche“ Erscheinung, ist darum nicht eine wirtschaftliche Erscheinung allein. Er hat noch eine andre Seite. Nicht nur der Prätor, auch der Volkstribun kann ihn vor seinen Stuhl zitieren. Er ist nämlich auch ein soziales Institut. Schon Böhm-Bawerk hat darauf aufmerksam gemacht, daß von dem theoretischen Problem des Kapitalzinses das sozialpolitische streng zu sondern sei. Er hat dann aber diese Unterscheidung nicht mit der nötigen Schärfe durchgeführt, genauer: diese Doppelrechtfertigung allerdings gefordert, die soziale Rechtfertigung aber doch aus den wirtschaftlichen Diensten, welche der Zins leistet, ableiten zu können geglaubt. Und sein Verfahren in letzterer Richtung ist unsers Wissens das allgemeine.

Nichtsdestoweniger ist der Rentner in unsrer Gesellschaft eine mißliebige Persönlichkeit. Dieser müßige Mensch, der sein Kapital zudem im Wege des Erbgangs erlangt haben mag und

als Besitzer von Staats- und Aktienpapieren bloß die Schere ansetzt, um sich in der Zeit zweier Minuten die Anweisung auf ein Einkommen zurecht zu schneiden, für welches andre die Jahre lang in Tag und Tag wiederholter saurer Arbeit sich nicht mit dem gleichen Erfolge bemühen, beleidigt unser Pflichtbewußtsein, unser Gefühl von Anstand und Gerechtigkeit. Und daß auf dem Grunde des beleidigten sittlichen Gefühls in der That eine Beleidigung ruht, ist für die Regel anzunehmen.

Wenn wir darum eine Prüfung des Zinses auch aus dem sittlichen Standpunkte versuchen wollen, so erscheinen uns, um dies gleich eingangs mit allem Nachdrucke zu betonen, die Bestrebungen, um die Thatsache des Zinsbezugs als eines arbeitslos erworbenen Einkommens herumzukommen, ganz vergeblich. Ein Ertrag des Kapitals liegt zweifellos vor, nicht aber — eine Arbeitsleistung des Kapitalisten. Denn für das, was er etwa an Arbeit geleistet hat, ist er durch das Kapital bereits, das er ihr verdankt, und die Möglichkeit, es zu verzehren, belohnt. Die Thatsache des Zinsempfangs aber gründet sich auf die vom Kapitalisten nicht erarbeitete Kapitalsfunktion, welche besteht in Verminderung der notwendigen Arbeit, Verminderung der Produktionskosten der Güter, Erweiterung des Abstandes zwischen Aufwendung und Leistung.

Die Nationalökonomie hat sich bisher gesträubt, dies anzuerkennen: nicht in der Absicht, etwas ihr *Bewußtes* zu verdunkeln, sondern weil sie sich von dem Gedanken nicht trennen konnte, der Zins, eine dermaßen in der Gesellschaft eingelebte, seit Menschengedenken vorhandene Erscheinung, *müsse* zu rechtfertigen sein; seine Rechtfertigung, wenn auch bisher nicht gegen alle Bedenken sicher gestellt, werde sich im Laufe der Zeit schon finden lassen. Letzteres ist, wie wir gezeigt haben, in dem bisher vorausgesetzten Sinne *nicht* der Fall.

Andrerseits kann aber jenes Anerkenntnis des völlig arbeitslosen Zinsbezugs nicht hindern auszusprechen: 1. daß immerhin der Löwenanteil aus dem Kapitaleinkommen weder dem Kapitalisten, noch dem Unternehmer, sondern — wie auch, allerdings

mit gewissen Klauseln, die sozialistische Theorie zugesteht — dem Konsumenten zufällt, in Gestalt der verbilligten „Kapitalprodukte". Das arbeitslose Einkommen einzelner ist also Mittel für ein außerordentlich viel größeres Einkommen der Masse. Jedenfalls ist falsch, daß der Zins aus einer „Ausbeutung" irgend welches Arbeitenden fließt. Er fließt in der That aus der Leistung des Kapitals, an welchem dem Kapitalisten das Eigentum zusteht. Aber er (nebst vielem andern, worauf der Kapitalist, wie die Gesellschaftsmaschine einmal eingerichtet ist, nicht Beschlag legen kann) fließt aus ihm, ohne daß der Kapitalist die Hände dazu zu rühren brauchte! Weiterhin ist 2. durchaus zweifellos, daß die Nicht-Kapitalisten, die Arbeiter, die etwa — als Sozialisten — Beschlagnahme des Zinses zu ihren Gunsten fordern, an dem Ertrag des Kapitals ebensowenig mit„arbeiten" wie der Kapitalist, ihr Anspruch also kaum besseren Rechts ist als der seine. Denn das Kapital ist produktiv an sich, und der Umstand, daß seine Inswerksetzung arbeitende Hände braucht, macht diese arbeitenden Hände nicht zu Quellen des Kapitalsertrags. Zum 3. ist sicher, daß ohne Zins das Kapital vom Kapitalisten der Gesellschaft nicht zur Verfügung gestellt würde; und endlich wolle 4. in Betracht gezogen werden, daß der Zins ein überaus wirksamer Stimulus der Vermögensrücklage, des „Sparens" beim Erwerbenden ist. Unverzinsliches Eigentum wäre für die Sparleistung ein weit geringerer Lohn als verzinsliches. Die Rücklage würde also härter empfunden werden und vielleicht nicht in gleichem Ausmaße erfolgen. Und es ist recht wohl möglich, daß, was auf diesem Wege durch den Zins der Gesellschaft in Form des Kapitals gewonnen wird, größer ist als die gesamte Prämie, zu der sie sich in Gestalt des Zinses versteht, wobei noch 5. etwa in Anschlag kommt, daß der Rentner in allen seinen Käufen, d. h. bei Ausgabe des Zinseinkommens in den Warenpreisen auch den Zinsaufschlag bezahlt, was aber allerdings nur eine geringe Verminderung seines Zinseinkommens, entsprechend dem jeweiligen Zins, heute also von etwa 4% bedeutet.

Unter solchen Umständen, wenn der Zins so „mäßig" ungerecht und die Beanspruchung des Zinses seitens der andern so zweifelhaft „gerecht" ist, erhält die Erörterung darüber, ob er zulässig sei, einen etwas doktrinären Beigeschmack. Nach dem Vorgesagten ist unbestreitbar, daß das Opfer des Zinses mehr oder minder wettgemacht wird durch das Mehr an Kapital, das es zur Folge hat; unbestreitbar auch die großartige volkswirtschaftliche Funktion des Kapitals; unbestreitbar, daß ebensowenig wie der Kapitalist der Nichtkapitalist die Produktivität des Kapitals erarbeitet. Will eine höhere ethische Auffassung also den Einkommensbezug von geleisteter Arbeit abhängig erklären, so hat ebensowenig der Nichtkapitalist wie der Kapitalist Anspruch auf den Kapitalsertrag. Daß der Nichtkapitalist als Warenkäufer an demselben teilnimmt, ist jedoch unangefochten. Sollte unter solchen Umständen die Beteiligung des Kapitalisten anfechtbar sein?!

Indes — ist auch sicher, daß der Teil des Kapitalsertrags, der an den Kapitalisten fällt, kleiner ist, als jener, der an die Gesellschaft in Gestalt niedrigerer Warenpreise zur Verteilung kommt, so ist andrerseits doch auch wieder nicht zu leugnen, daß der Kapitalist mehr aus seinem Kapital bezieht, als (aus ebendemselben) der einzelne Nichtkapitalist als Warenkäufer. Hier ist eine Person, die aus dem ihrem Kapital entströmenden Gütereinkommen eine größere Beteiligung genießt, als irgend welche andre einzelne Person, die man ihr gegenüberstellt. Ist das gerecht? — In dieser Weise also ist — darin besteht die Frucht unsrer längeren Untersuchung — die Frage nach der sozialen Berechtigung des Kapitalzinses zu stellen. Wir glauben damit das Problem in ein andres Licht als jenes, das bisher auf dasselbe fiel, gerückt zu haben, und wir können nun kaum Anstoß erregen, d. h. mit dem sittlichen Gefühl, das unsre Zeit beherrscht, in Widerspruch geraten, wenn wir dem Zinseinkommen ein geringeres Recht zusprechen als „reinem" Arbeitseinkommen (obzwar es letzteres nirgends gibt, und heute weniger als je, da jeder Arbeiter als Käufer oder

Einkommensbezieher auch die Früchte einer nicht von ihm geleisteten Arbeit genießt!), es darum aber nicht als unberechtigt oder rechtlos erklären. Wird der Einkommensbezug des Nichtkapitalisten aus dem Kapital als nicht unberechtigt erklärt, trotzdem ihm die Kapitalsproduktivität so wenig zu danken ist, wie dem Kapitalisten, so kann auch das Einkommen des Rentners allerstärkstens nur zu gewissen Teilen, wenn es eine gewisse Höhe übersteigt, zu verdammen sein. Und vielleicht gewährt es da einige Beruhigung, daß der Zins nun ohnedem in eine Zeit des steten Sinkens geraten ist, wie sofort des Näheren auszuführen sein wird.

Erfahrungen der jüngsten Zinsgeschichte und voraussichtliche Zukunft.

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte des Zinsfußes weiter zurück zu verfolgen. Wir stellen bloß fest, daß er nach einer nahezu hundertjährigen Periode des Steigens — er stand in Großbritannien bereits 1737 (für Konsols) bei $2^1/_2$ % — seit 1866 dahier, seit 1870 in Deutschland wieder im Sinken ist. Er war, wenn man den Kurs der zinstragenden Staatspapiere zum Maßstabe nimmt, in England 1866 $3{,}4$ %, in Preußen und zugleich auch im übrigen Deutschland 5 %. Um Mitte 1890 stand der Kurs der zu $2^3/_4$ % verzinslichen Konsols nahezu auf pari, d. h. 100 (gegenwärtig infolge größerer Kapitalverluste des englischen Kapitalistenpublikums, insbesondere an südamerikanischen und portugiesischen Papieren, wieder höher). 1880—84 waren noch die damals dreiprozentigen Konsols knapp über pari, im Durchschnitt jener 5 Jahre nämlich $100^{17}/_{80}$, so daß für die Zeit von 1880—84 auf 1890 sich ein Zinsrückgang von 3 auf $2^3/_4$ % ausweist. Die Raschheit dieses Sinkens ist bemerkenswert. Denn um von $3{,}4$ % auf 3 % Zinsertrag herabzugehen, hatten englische Konsols immerhin 15 Jahre (von 1866 bis auf 1881) gebraucht. Weit stärker aber als auf dem englischen Markte ist das Sinken auf dem in den sechziger und siebenziger Jahren noch durch hohe Zinsen ausgezeichneten deutschen Markte gewesen. In Berlin notierte im Mai 1890 die $3^1/_2$prozentige Reichsanleihe $101^1/_5$,

derart, daß sie ein ganz klein wenig unter $3\frac{1}{2}\,\%$ abwarf. In Deutschland ist danach der Zins für in Effekten niedergelegte Leihkapitalien seit 1870 um volle $1\frac{1}{2}\,\%$, nämlich von 5 auf $3\frac{1}{2}\,\%$ gesunken. Nicht anders steht es in Frankreich. In Paris notiert gegenwärtig 3prozentige Rente 96, was einem Zins von $3\frac{1}{8}\,\%$ entspricht. 1871 stand sie 50,35, warf also rund $6\,\%$ ab. Allerdings hing dieser Zins mit dem Kriegsunglück des Landes und den Schuldenmassen, die immer neu auf den Anlagemarkt gesandt werden mußten, eng zusammen. Man geht besser von dem niedrigsten Kurse der Sechziger Jahre aus. Es war der von 64,45 Fr. in 1864. Er ließ einen Zinsengenuß von nicht viel unter $4\frac{3}{4}\,\%$ zu. In etwas längerem Zeitraum als in Deutschland ist der Zins also auch in Frankreich um ungefähr $1\frac{1}{2}\,\%$ gesunken.

Ueber die Aussichten nun, die dem Zins in der Zukunft winken, haben sich einige nationalökonomische Forscher bereits vor längerer Zeit ausgesprochen. Am erschöpfendsten hat dies der Franzose Leroy-Beaulieu[1]) und in jüngster Zeit der Holländer d'Aulnis de Bourouill[2]) gethan. J. St. Mill meinte vor ihnen, daß der englische Zins unter dem Einfluß der seit dem vorigen Jahrhundert wirksamen Faktoren wahrscheinlich heute schon bis $1\,\%$ gesunken wäre, wenn nicht die Napoleonischen Kriege, die Auswanderung europäischer Kapitalien nach Amerika und Australien und die Erfindung der Dampfmaschine und des Telegraphen riesige Summen absorbiert hätten. Leroy-Beaulieu, der diese Bemerkung J. St. Mills registriert, will das „Wahrscheinlich" des englischen Autors durch ein „Sicherlich" ersetzt wissen, und er macht seinerseits (1883) die Prophezeiung, daß binnen eines halben Jahrhunderts oder eines Jahrhunderts der Zins in Westeuropa für sehr sichere und langfristige Anlagen bis auf $1\frac{1}{2}$ und $2\,\%$ heruntergehen werde. Es müßten, fügt er hinzu, die neuen Länder, beispielsweise Afrika, sehr rasch durch europäische Kapitalien erschlossen werden, damit einem solchen Sinken begegnet sei.

Die Ursache für das Sinken des Zinsfußes wird vorzüglich darin gefunden, daß die besonders rentablen Kapitalanlagen großen Maßstabes heute erschöpft sind und nur Unternehmungen

---

[1]) Im Essai sur la répartition des richesses. 3. Aufl. Paris 1888.
[2]) In einem Aufsatze „Der Zinsfuß" in Conrads Jahrbüchern 1889 (18. Bd.), weiterhin auch 1890 (20. Bd.).

von geringerer Ergiebigkeit übrig bleiben. Die Haupteisenbahnen sind ausgebaut, die Telegraphenlinien gezogen, die Industrie ist mit Dampfmaschinen versehen. Und wenn heute auch Fälle höherer Rentabilität nicht ausgeschlossen sind, so sind sie doch nicht so gewöhnlich wie bisher. D'Aulnis de Bourouill hat noch auf eine weitere Thatsache aufmerksam gemacht. Er bemerkt, daß die Aussicht auf Anwendung neuer großer Erfindungen, durch die eine Steigerung der Produktivität der Kapitalien und damit eine Erhöhung des Zinsfußes erzielt werden kann, auch deswegen geringer ist, weil die Verbesserungen meist auf einen Effekt abzielen, der als solcher bereits heute erreicht wird, nur daß die neue Erfindung eine Kostenverminderung oder Effektsteigerung mit sich bringt. Nun stehe aber die einmal für die Erzielung des betreffenden Effekts vorhandene, wenn auch nicht gleich moderne Kapitalsanlage der Nutzbarmachung solcher Erfindungen im Wege, bezw. zu deren Kosten seien die Kosten jener Kapitalsanlagen, die ja nun außer Kraft gesetzt werden sollen, zuzuschlagen, und unter solchen Verhältnissen würde häufig auf die Ausnutzung der neuen Erfindung verzichtet (vgl. beispielsweise elektrisches Licht gegen Gaslicht).

Es ist derart anzunehmen, daß die Schätzung Leroy-Beaulieus hinter der Wahrscheinlichkeit zurückbleibt hinsichtlich des Zinsfußes, den die Zukunft bringen soll, bezw. hinsichtlich der Frist, zu welcher wir in den Bannkreis des von ihm vorausgesagten Zinses treten werden. Vermutlich wird es kein halbes oder ganzes Jahrhundert von 1883 an währen, bis der Zinsfuß in Westeuropa für sehr sichere und langsichtige Anlagen bis auf $1^1/_2$ und $2\,\%$ heruntergegangen sein wird, sondern wir werden solche Zinssätze viel früher, und wir werden zu der von Leroy-Beaulieu angegebenen Zeit noch niedrigere, wenn auch nicht „viel" niedrigere, da dies förmlich eine Aufhebung des Zinses bedeuten würde, was in unsrer Gesellschaft ein Unding ist, erleben. Für uns hat heute der Gedanke an einen Zinsfuß von $1—1^1/_2\,\%$ noch etwas recht Fremdartiges. Das hindert nicht, daß er Wahrscheinlichkeit ist und Wirklichkeit werden wird.

Noch verdient hier aufmerksam gemacht zu werden auf die vollkommene Wehrlosigkeit des Kapitalisten bei sinkendem Zinsfuß. Die Situation ist für ihn theoretisch eine ähnliche, wie die sozialistische Theorie sie für den Arbeiter darstellt. Er ist,

wenn er nur sein Kapital überhaupt anbringen will, völlig ohne Einfluß auf die „Preis"-Bestimmung. Er muß sich der für ihn ungünstigen Konstellation ohne Widerspruch fügen, soll die Wirtschaft nicht über ihn „zur Tagesordnung" übergehen. Wenn der Preis einer Ware sinkt, kann der Produzent dem durch Einschränkung der Produktion oder Verminderung der Kosten zu begegnen suchen. Wenn der Arbeitslohn herabgesetzt wird, kann der Arbeiter sich durch Strikes dem entgegensetzen oder eine Lohnform suchen, wo, weil er in ihr leistungsfähiger wird, er doch wieder zu höherem Lohn gelangt. Dem Kapitalisten dagegen sind die Hände durchaus gebunden; er muß ruhig zusehen, wie der Strom der Zeit eine Zinspartikel nach der andern von der einst überansehnlichen Masse löst und ins Meer des Gemeineinkommens hinunterschwemmt. Wie lange ist es gewesen, daß der Kapitalist für sichere Anlagen 5 % Zins erlangen konnte; wie lange wird es währen, und er wird es sich gefallen lassen müssen, mit 1½ % für seinen Dienst gelohnt zu sein. Die Zeit wird kommen, wo nicht mehr um des Zinses willen, sondern um des bloßen Vermögens, um der jederzeit verzehrbaren Rücklage willen gespart werden wird; wo weiterhin Rücklagen aus dem Zinsgenuß zu den Seltenheiten gehören werden und das Geld mindestens als Leihkapital nahezu aufgehört haben wird, „Geld heckend" zu sein.

Der sozialistische Staat würde immerhin noch gründlichere Auskehr halten. Denn daß der Zins auch hier irgend Notwendigkeit wäre, läßt sich nicht behaupten. Es leidet nicht den geringsten Zweifel (obzwar die Meinungen auch hier geteilt sind, vgl. Böhm), daß der sozialistische Staat des Zinses nicht bedarf. Im sozialistischen Staate würde Kapital von Gesellschaftswegen „gespart" werden, d. h. eine Anzahl Arbeiter (vorläufig „auf Kosten" der andern, schließlich mit zu deren Vorteil) mit Herstellung der Kapitalseinrichtungen, als Maschinen, Fabriken ꝛc. betraut sein. Das Kapital stünde also zur Verfügung der Gesamtheit, ohne daß ein Kapitalist dafür prämiiert zu werden brauchte. Kapitalisten gäbe es überhaupt nicht. Und

an das Kapital würde man wohl seine Kosten, nicht aber weiterhin noch eine Abgabe zu wenden haben.

E. Rente.

Es ist nicht auf den ersten Blick entschieden, ob bei dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag, wie es insbesondere durch den Sozialismus postuliert wird, der Ton auf die ersten zwei oder letzten zwei Silben jenes Wortes „Arbeitsertrag" gelegt sein will. Denn es ist durchaus nicht gesagt, wie aus unsren Auseinandersetzungen über den Zins erhellt, daß nur Arbeit von Ertrag begleitet sei. Das Kapital als solches, die unpersönlich gewordene Arbeit, wirft Ertrag ab, und dieser war bisher in der Volkswirtschaft nicht geringeren Rechtes wie direkt aus persönlicher Arbeit abgeleitetes Arbeitsprodukt; und wenn man das Recht auf den vollen Arbeitsertrag als das Recht auf die eigene Leistung, als Recht auf das wirtschaftliche Ergebnis einer Funktion begreifen wollte, würde das Recht des Kapitalisten so zweifellos wie das Recht des Handlangers auf das sichtbar ihm zu dankende Produkt seiner Hände sein. Arbeitslohn, Unternehmergewinn sind, wie wir erfahren haben, Arbeitsäquivalente, Aequivalente von Funktionen, die sich nicht auslösen, ohne daß der Arbeiter, der Unternehmer persönlich in Mitleidenschaft gezogen würden; der Zins dagegen ist ein bloßes Leistungsäquivalent. Das Kapital verrichtet selbstthätig Funktionen, die den Vergleich mit jenen des Handlangers nicht im mindesten zu scheuen brauchen; aber es läßt den Kapitalisten ruhig dabei. Aus letzterem Grunde glaubten wir immerhin aussprechen zu sollen, daß der Kapitalzins nicht ganz auf der moralischen Höhe des Arbeitslohnes und des Unternehmergewinnes stehe. Wird er aber eine Stufe tiefer gestellt, aus jenem Standpunkte, der, wenn er schon nicht allgemeine Arbeitspflicht betont, doch das Recht auf Einkommensbezug nicht außer Zusammenhang setzen will mit wirklich geleisteter „Arbeit", so muß die Einkommens-

kategorie, die wir nun zu behandeln uns anschicken, noch eine Stufe tiefer rücken.

Wir haben vorhin nachgewiesen, daß Kapitalzins und Unternehmergewinn, die so häufig — beispielsweise auch von der sozialistischen Theorie — als verschiedene Namen für ein Ding, oder als verschiedene Teile des gleichen Thatbestands genommen werden, essentiell verschiedene Inhalte besitzen. Der gleiche Nachweis ist gewiegten Theoretikern gegenüber für die Rente gegenüber dem Kapitalzins zu führen. Man weiß, daß Rodbertus beispielsweise einen sozialen Unterschied zwischen Kapitalzins und Rente nicht anerkannt wissen will, daß diese wie jener ihm eine „Erbeutung", ein „Raub am Produkte fremder Arbeit" sind [1]), und wie Rodbertus urteilt auch der Marxische Sozialismus und ziemlich auch alle Nationalökonomen, die auf Grund der bisherigen Zinsmotivierungen die „Berechtigung" des Zinses nicht haben einsehen können.

Was ist Rente? In der Antwort auf diese Frage handelt es sich selbstverständlich nicht darum, ein sprachgebräuchliches Wort kunstgerecht mit einem sprachlich treffenden Inhalt auszustatten, sondern einen weiteren neben den bisher analysierten Einkommensthatbeständen aufzugreifen und ihn transparent zu machen wie jene, so daß wir für die Frage von Recht und Unrecht in unserer, der „kapitalistischen" Volkswirtschaft wieder einen Beitrag gewinnen. Wir geben darum der Frage bei weiterem Vordringen folgendes Gesicht: Ist neben Arbeitslohn, Unternehmergewinn, Kapitalzins noch eine große Einkommenskategorie vorhanden, die nach ihren wirtschaftlichen und moralischen Merkmalen sich mit keiner jener Kategorien deckt und ihnen daher nicht eingereiht werden kann? Dem ist in der That so. Und diese große Einkommenskategorie, welcher wir den Namen der Rente geben, unterscheidet sich von den bisher zur Erörterung

[1]) Gelegentlich freilich ist er andrer Meinung, so in der „Kreditnot des Grundbesitzes" 1869, I. S. 66, wo er von der „Zusatzrente" als „Frucht der Thätigkeit" des Landwirts spricht.

gestellten durch den Umstand, daß über den Kapitalzins „hinaus" hier weder eine „Leistung", noch eine „Arbeit" vorliegt und doch Einkommen für diese in engerem Sinne sogenannten Rentner geschaffen wird.

In der Regel ist an Grundrente gedacht, wenn von Rente gesprochen wird; indes greift der Thatbestand der Rente außerordentlich viel weiter, und ist Grundrente, insoweit sie landwirtschaftlich genutzten Boden betrifft, in den Kulturländern heute kaum die erheblichste Rentengattung. Rente entsteht, um dies vorerst kurz auszusprechen, in allen Produktionen, wo, trotzdem „der beste Wille" vorhanden, die Konkurrenz mit gleichen Machtmitteln aus natürlichen oder andern Gründen unmöglich ist (oder, wenn ins Werk gesetzt, die Wirkung notwendig versagt). Alle vorzugsweise Begabung, sowohl des Menschen wie seiner Produktionsobjekte, schafft Rente, wobei diese Rente entsteht aus der Thatsache jenes Vorzugs allein. Das vereinzelt auftretende Talent genießt, abgesehen von seiner Leistung, vermöge seiner Vereinzelung eine Rente. Der dispositive Arbeiter genoß, solange nicht Bildungsmöglichkeiten für jedermann gegeben waren, eine Rente: daraus, daß andre gleichfalls dispositiv Veranlagte zur Entwickelung dieser ihrer Veranlagung nicht gelangten. Er zieht auch heute eine Rente aus der Thatsache immerhin viel selteneren Auftretens dispositiver gegen exekutive Begabung, diese Rente allerdings mit der Bedingung, daß die vorhandene Zahl dispositiv Veranlagter nicht das Bedürfnis nach solchen Begabungen bereits reichlich deckt. Auch das Einkommen der Erfinder teilt sich, wenn gleichzeitig zwei mit einer, wenn auch etwa nicht in allen technischen Einzelheiten gleichartigen, doch in ihrem letzten Effekt gleichwertigen Erfindung hervortreten. Die Vereinzelung als solche wirkt also auch hier rentenbildend. Jeder numerus clausus, jede Zuerkennung von Privilegien, gesetzlichen oder konventionellen Charakters, an eine beschränkte Klasse sind Renteninstitute.

Neben solchen persönlichen oder „Willkür"-Momenten sind dann aber objektive in reicher Zahl rentenbildend. Die sogenannte

Grundrente entsteht aus der vorzugsweisen Ausstattung einer Bodenklasse hinsichtlich ihrer natürlichen Fruchtbarkeit oder ihrer Eignung für hoch wertende Produkte, oder ihrer begünstigten Lage in der Nähe eines Marktes oder einer Verkehrslinie, die zu diesem führt. In der städtischen Grundrente ist dieses letztere Moment der ausgezeichneten und unvermehrbaren „Lage" allein rentenbildend.

Der Gedanke nun, daß die Rente eine weit allgemeinere Erscheinung sei, als wie die nationalökonomische Wissenschaft sie in der Regel auffaßt, hat schon öfter angeklungen, und insbesondere Schäffle hat sich neben J. St. Mill für „Verallgemeinerung" des Rentenbegriffs eingesetzt. Aber die Bemühungen dieser Autoren haben nicht durchgeschlagen (vgl. die Gegnerschaft Mithoffs im Schönbergschen Handbuch I S. 613, wo dieser auch Roscher für sich anführt, früher schon Berens, Krit. Dogmengeschichte der Grundrente, 1868, an verschiedenen Stellen), weil die Rentenerscheinung fort und fort mit den Erscheinungen insbesondere des Unternehmergewinns (auch des Spielgewinns, der wieder etwas andres ist) verwechselt und vermischt wurde, wie denn Schäffle beispielsweise die moralische Rechtfertigung der Grundrente, weil eines Arbeitseinkommens!, unternommen hat. Weiterhin ist bisher eine Erkenntnis der Rente durch den Umstand verunmöglicht gewesen, daß die Erscheinung, auf die man den Begriff mit Vorliebe anwendete, und die man als reine Rentenerscheinung nahm, Einkommen nämlich des Grundbesitzers, eine in Wahrheit schon recht komplexe Einkommenserscheinung ist, in der sich vornehmlich, wenn der Betreffende Besitzer allein ist und den Betrieb nicht führt, mindestens Kapitalzins und Risikoprämie mit der Rente durcheinander mischen. Es darf an dieser Stelle gleich gesagt sein, daß der große Fehler der bisherigen Einkommenslehre uns überhaupt darin bestanden zu haben scheint, daß man zu sehr an dem Vorurteil haften blieb, die einzelnen Einkommenserscheinungen seien einfache Kategorien, während es sich in aller Regel um zusammengesetzte Thatbestände handelt.

Wenn wir vorhin jede vorzugsweise Ausstattung, insoweit durch die Menge der in einer Linie bevorzugten Personen oder Einkommensobjekte der Bedarf nicht erschöpft wird, als Rentenquelle angesprochen haben, so kann die Erscheinung ebensowohl so bezeichnet werden, daß die Inferiorität der andren rentenbildend sei, der Menschen und der Sachen. Wir erwähnen dies, um soweit nötig vollständig zu sein.

Die augenfälligste Rentenerscheinung ist bisher die der sogenannten Grundrente gewesen. Diese Grundrente allein war ein Kampfobjekt der politischen Parteien und in England spielt sie als solches heute noch zwischen Whigs und Tories eine Rolle. Auch für die nationalökonomische Diskussion der Grundrente war und ist Britannien das klassische Land. Nachdem schon Ad. Smith ausgesprochen, „die Grundbesitzer sind der einzige Stand, dessen Einkommen weder Arbeit noch Sorge kostet, sondern sich sozusagen ganz von selbst macht," und weiterhin Ricardo die Rente als antisozial bezeichnet hatte, war der Boden geebnet für die Erklärung J. St. Mills: „Der gewöhnliche, Wohlstand steigernde Fortschritt der Gesellschaft hat zu allen Zeiten die Tendenz, das Einkommen der ‚landlords' zu vermehren; ihnen einen größeren Betrag und einen größeren Anteil am Volkswohlstande zuzuweisen, ohne sie dabei irgend aus ihrer Ruhe zu scheuchen oder in Auslage zu versetzen. Ihr Reichtum wächst, ohne daß sie eine Hand dazu rühren, während sie schlafen, nicht arbeiten, nichts riskieren, nichts sparen." — „Welchen Anspruch haben sie nun, aus dem Standpunkte sozialer Gerechtigkeit, auf diesen Reichtumsgewinn?!"

Aus einem allgemeineren Standpunkte verflicht sich die Frage des Rentenbezugs mit der nach dem Recht der vorzugsweisen Begabung. Der Sozialismus schwankt bekanntlich bei Beurteilung dieses Rechts. Er ist im Zweifel, ob er im Zukunftsstaat das Recht auf Lohn im Maße der Mühewaltung oder im Maße der Leistung gewähren soll; die dem Kommunismus nähere Auffassung nimmt für die erstere Lösung das Wort.

Vermutlich wird man aber, immer aus dem Standpunkte des der Zeit eigenen Moralurteils, doch eine Scheidung eintreten lassen wollen zwischen Rente und Rente: die objektiv erwachsende Rente nämlich als moralisch geringeren Rechtes erklären wie die, persönlicher Begabung zu dankende. Nur wird sodann für die erstere nicht zu übersehen sein, daß sie sich durchaus nicht im Grund und Boden allein bildet, sondern daß sie ein Bestandteil auch vieler kaufmännischer, also eigentlicher Bourgeois- und Whig-Gewinne ist.

Die Beurteilung der Rente ist unmöglich ohne Inbetrachtnahme der Entwickelung, die sie im Laufe der Zeit erfahren hat. Das „Gesetz" der Entwickelung ist nun, wie man sich erinnert, von Mill so formuliert, daß im Laufe der Zeit unabhängig vom Grundbesitzer (rein infolge der Bevölkerungsvermehrung und der wachsenden Produktivität aller Arbeit von Arbeitern, Erfindern und Unternehmern) der Preis landwirtschaftlicher Produkte und mit ihm die Grundrente steige. In der That ist dieser Zusammenhang von Preis und Rente ein zweifelloser. Für Feststellung der Grundrentenentwickelung haben wir uns daher an die Preisstatistik zu wenden. Der Weizenpreis war [1])

	in England	in Frankreich	in Preußen alten Bestandes
	Mark pro Zentner zu 50 Kilogr.		
1816—20	18,2	13,25	10,31
1821—40	12,5	9,80	6,50
1841—60	12,25	11,00	9,48
1861—75	12,35	11,60	10,74
1876—85	9,65	10,87	10,00

Diese Ziffern bereiten dem Grundrenten-Theoretiker eine arge Enttäuschung. Denn wenn man den Zusammenhang zwischen Getreidepreis und Grundrente festhalten will, so wäre

[1]) Berechnet nach Conrad im Schönbergschen Handbuch 1891, II. S. 217.

nach diesen Daten von 1820 an in England keine Steigerung, sondern nach sechzigjähriger Stabilität schließlich ein Rückgang der Grundrente (um ein Viertel) eingetreten. Ebenso hätte Frankreich nach überaus unbedeutendem, wenn auch dauerhaftem Aufschwung gleichfalls einen Rückgang, der das Rentenniveau von 1841—50 etwa wieder herstellt, zu beklagen, und würde Preußen nach einer Periode des Aufschwungs aus 1831—40 (6,92 Mark) auf 1851—60 (10,57 Mark) zu lang andauerndem Stillstand verurteilt gewesen sein. Der Preis von 1876—85 auf den von 1821—40 aufgetragen, beträgt Prozente

in England	in Frankreich	in Preußen
77	111	154

Das also wäre die Frucht einer halbhundertjährigen Entwickelung: in England ein erheblicher Rückgang, in Frankreich ein Aufstieg, der auf jedes Jahr des halben Jahrhunderts etwa $^1/_5$ % macht[1]), in Preußen ein solcher, der pro Jahr ca. 10,9% beträgt. — „Und darum Räuber und Mörder!" wäre man versucht mit Karl Moor zu rufen. Dabei kommt aber noch in Betracht: 1. daß die Vergleichung von vornherein nicht auf die Basis der Jahre höchster Preise, 1816—20, gestellt war — in diesem Falle hätte selbst Preußen keine Steigerung zu verzeichnen! — und sodann, daß auch die niedrigsten Preise, die wir erst seit 1885 erlebt haben, unberücksichtigt geblieben sind. Der Preis in Preußen für 1886 beispielsweise ist mit 6,70 Mark sehr wesentlich unter jenem von 1816—20 und nicht erheblich über dem von 1821—40. Daß wir nicht den Preis von 1816—20 zum Ausgangspunkt unsrer Betrachtung genommen haben, wonach die Entwickelung noch viel weniger glänzend erschiene, als sie ohnedem ist, und trotzdem der Preis von 1816—20 ziemlich der Preis von 1801—20 war, wird weiter unten zu rechtfertigen sein. Daß wir aber über 1885 nicht hinausgegangen sind, erklärt sich damit, daß unsres Erachtens die Preise von 1886—90 Ausnahmspreise gewesen sind.

---

[1]) Selbstverständlich ist die Zinseszinsenrechnung zu gebrauchen!

Nach den vormitgeteilten Daten hätte also der Grundbesitzer als Rentenbezieher in unsrem Jahrhundert Reichtümer noch nicht zu accumulieren vermocht, und wären also Mill und sein Anhang mit jener Verurteilung insofern an den Unrechten geraten, als wenn — Steigerung der Grundrente vorausgesetzt — der Gutsbesitzer durchaus unverdiente Einkommenszulagen genießt, immerhin diese Zulagen bisher ausgeblieben wären! Ist dem in der That so? Nein. Die mitgeteilten Ziffern wollen für unsern Fall weit weniger beweisen, als der Leser, mit uns gehend, bisher angenommen hat.

Stellt man den Getreidepreisen etwa die Preise gegenüber, die beim Güterverkauf oder bei Güterverpachtung jeweils von Käufern und Pächtern gezahlt worden sind, so stößt man auf merkwürdige Inkongruenzen. Conrad a. a. O. S. 211 f. teilt Güterpreise aus Mecklenburg-Schwerin mit, wonach, wenn man den Güterpreis von 1770—79 mit 100 setzt, Lehngüter durchschnittlich bezahlt worden sind:

1780—99	mit	192	bei einem	Roggenpreis	von	verhältnismäßig	122,5
1800—19	„	286	„	„	„	„	„	165,5
1820—39	„	258	„	„	„	„	„	98,4
1840—59	„	518	„	„	„	„	„	155
1860—78	„	727	„	„	„	„	„	174,4

Die Domänenpacht erhöhte sich in den alt-preußischen Provinzen von 1840 bis 1880 wie 100 : 275, während der Preis der hauptsächlichsten landwirtschaftlichen Produkte wie 100 : 125 stieg. Die Steigerung der Pachtrente also siebenmal größer als die des Preises! In Mecklenburg übertrifft die Steigerung des Grundwertes von 1840—59 auf 1860—78 die des Getreidepreises sogar reichlich um das Achtfache. Und wie in Deutschland, so auch anderwärts. Foville in seinem Essai sur les variations des prix en France. 1873, preisgekrönt von der Académie des sciences morales et politiques, schätzt die Steigerung des Wertes der vegetabilischen Nahrungsmittel während 50 Jahren auf 30, die der Grundrente auf 150 %. Nach seiner (im Buche La transformation des moyens de transport.

1880, vervollständigten) Schätzung[1]) sollen in Frankreich gewesen sein

	der mittlere Wert des Hektar Franken	die Grundrente insgesamt Millionen Franken
1790	500	1440
1821	800	1580
1851	1290	2540
1874	2000	3959

Wie ist dies zu deuten? Worauf sind diese Disparitäten zurückzuführen? Conrad äußert sich nur unbestimmt darüber. „Bei weitem den größten Einfluß auf den Grundwert haben," meint er, „die Preise der landwirtschaftlichen Produkte. Verkauft ein Gut 1000 Zentner Weizen, so wird eben die Preisdifferenz pro Zentner mit Tausend multipliziert, so daß schon geringe Schwankungen die Gesamteinnahmen stark beeinflussen. Aber man ist doch in der Beurteilung dieses Einflusses zu weit gegangen."

Wir von uns aus glauben die Erscheinung und den Umstand, daß sie erklärungslos geblieben ist, zurückführen zu sollen: 1. auf eine thatsächlich andre Preisgestaltung, als die Preisverzeichnisse sie uns zeigen, bezw. eine Täuschung, in welcher wir hinsichtlich deren Relevanz für den speziellen Fall befangen sind, 2. darauf, daß der Preis hinsichtlich seiner Wirkung auf die Grundrente nicht, wie Conrad meint, überschätzt, sondern unendlich unterschätzt worden ist, und sich aus rechnerischen Gründen jede Preissteigerung oder Preissenkung sofort zu einem Vielfachen auf den Grund- oder Pachtwert aufträgt, 3. sodann auf den gestiegenen Naturalertrag der Gutseinheit, so daß der Preis sich mit einer größeren Menge als früher multipliziert. Weiters kommt 4. das dem Boden einverleibte Kapital und

[1]) Weitere Daten, allerdings nur von lokalem Wert, für Deutschland bei Roscher, Nationalökonomik des Ackerbaus II. § 161, Anm. 5 und § 92, Anm. 14, für Frankreich bei Reitzenstein, Agrar. Zustände in Frankreich 1889, S. 97. S. auch unten.

endlich 5. die Entwickelung des reinen Kapitalzinses, diese letzteren Momente aber vielleicht nur für die Gestaltung des Grundwertes, nicht auch der Rente, in Betracht.

Was

I.

betrifft, so gelten alle uns überlieferten Preistabellen für städtische Großmärkte. Die Preisentwickelung dahier ist aber eine andre gewesen als auf dem offenen Land. Diesem fehlte bis in das zweite Drittel unsres Jahrhunderts die Ab- und Zufuhrmöglichkeit auf irgend größere Entfernungen, und infolgedessen war der Preis dahier bei normaler Ernte über alle Maßen gering, bei Mißernte enorm hoch. Bei reichlicher Ernte mußte in der Regel ein Teil derselben dem Verderb preisgegeben oder geringwertigen Verwendungen geopfert werden. Ein Zusammenhang zwischen dem Preise der Hauptmärkte und auf dem Lande war nur dann vorhanden, wenn die Ernte vor den Thoren der Stadt oder an den Wasserstraßen die gleiche wie sonst im Lande war. Durchschnittlich war aber der ländliche Preis nur ein Bruchteil des zentralen Preises. Die Entwickelung der Transportmittel erst, bei gleichzeitigem Wachsen der Volkszahl, hat den Zusammenhang hergestellt, welcher bei Gebrauch der städtischen Ziffern für Kennzeichnung der Preisentwickelung im Lande supponiert wird, für früher mit Unrecht supponiert wird, wie man sieht.

Marktpreis und Effektivpreis.

Zu Anfang unsres Jahrhunderts fehlten, wenige begünstigte Striche ausgenommen, noch die Kommunikationen. Die wenigen Land- und Wasserstraßen kamen den Anrainern allein zu gute. Ein eigentliches Straßennetz gab es noch nicht. Will man ein Bild von den Zuständen, wie sie damals in allen Kulturländern herrschten, gewinnen, so thut man gut, etwa jene des heutigen Rußland ins Auge zu fassen, von welchen uns Jollos im Handwörterbuch der Staatswissenschaften III. S. 876 folgende Schilderung entwirft: „Schon in normalen Verhältnissen, d. h.

im Sommer und Winter, beträgt die Fracht auf den Landstraßen, die zur Zarizineisenbahn führen, 1/12 bis 1/3 Kopeke per Pud und Werst, und zu Odessa durchschnittlich 1/5 Kopeke. Treten aber die Herbstregen ein, so erhöhen sich die Ausgaben bis 1—2, ja in einzelnen Fällen bis 9 Kopeken per Pud und Werst, was ungefähr so viel ist wie die Seefracht von Odessa nach London. Monatelang, gewöhnlich vom September bis Ende November und vom März bis Ende April, ist auf den meisten Wegen überhaupt kein Verkehr denkbar; um ein Beispiel zu nennen, legen im Herbst die Fuhren mit Getreide von einem Dorfe, das 8 Kilometer von Samara entfernt ist, den Weg in 36 Stunden zurück. Beim jetzigen Zustande der Landstraßen können auch in den günstigsten Fällen nur diejenigen Wirtschaften am Getreidehandel partizipieren, die höchstens 60 Kilometer von einer Eisenbahn oder in der Nähe eines größeren schiffbaren Flusses gelegen sind, die übrigen aber — und dies sind noch die Mehrzahl (man darf wohl sagen: ungeheure Mehrzahl — D. V.) — sind überhaupt vom Weltmarkt isoliert." Eine nicht verwunderliche „Thatsache" ist es da, daß in gewöhnlichen Jahren in den ärmeren Distrikten wie in dem Gouvernement Orenburg und bei partiellen Mißernten selbst im reichen Samaragebiet Hungerpreise bezahlt worden sind, während die südlichen und mittleren Gouvernements auf dem Weltmarkte die Preise drückten und für ihre Ernte kaum die Herstellungskosten erzielten. — Ganz ähnlich erzählt Macaulay in seiner bekannten Schilderung des England von 1685 (Geschichte Englands, deutsche Uebersetzung 1850, II. S. 118 und 120), daß die Märkte oft mehrere Monate unzugänglich waren und daß man die Bodenerzeugnisse oft an dem einen Orte verfaulen lassen mußte, während an einem andern, nur wenige Meilen entfernten der Vorrat der Nachfrage bei weitem nicht entsprach. Desgleichen auch Mc. Culloch (Dictionary of commerce, 2. Auflage 1856, S. 1119) aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Den Archivakten des Gutes Wrisbergholzen in der Landdrostei Hildesheim entnimmt Werner Graf Goertz-Wrisberg (D. Entwickelung der Landwirtsch. auf d. G.-W.schen Gütern 1880, S. 55) für das vorige (?) Jahrhundert die Notiz: „Ein Wagen mit Korn braucht von Hildesheim nach Hannover 2 bis 2½ Tag zu fahren, und in der Regel zerbricht ein Rad von einem der Wagen, so expediert werden, weswegen Reserveräder mitzunehmen sind."

Eines der wichtigsten Getreideexportgebiete von heute ist

bekanntlich Ungarn. 1882/89 hat es durchschnittlich im Jahre 5740000 Meterzentner Weizen ausgeführt[1]) (etwa 55% nach Oesterreich, den Rest ins Ausland). Heute vor hundert Jahren dagegen, bei viel kleinerer Bevölkerung, konnte man nicht daran denken, irgend namhafte Getreidemengen aus dem Land hinauszubringen. Der Situationsschilderung eines Ungarn aus 1792 entnimmt Sax, Die Verkehrsmittel I S. 90 die folgende Klage: „Wie viele Gegenden sind noch unangebaut, welch herrliche Aussicht wäre also für dieses Land, wenn es die Mitteilung seiner Erzeugnisse an die ausländischen Staaten bewirken könnte. Seit menschlichem Gedenken aber waren die Mittel und Wege dazu unbekannt, und der gute Landmann mußte die Früchte seines Fleißes, statt sie mit Nutzen an den Mann zu bringen, im Mutterschoße wieder verderben sehen. Böte man wirklich alle Kräfte auf, so wäre es doch unmöglich, auch nur den geringsten Teil der hungarischen zwei Hauptprodukte: Tabak (!) und Getreide, auszuführen, und mit den übrigen hungarischen Erzeugnissen verbietet sich wegen der ungeheuren Transportkosten gar aller Handel." Aber auch 50 Jahre später stand es nicht wesentlich anders. In den „Pia desideria für Ungarn", Jahrgang 1839 der Augsburger Allgemeinen Zeitung Nr. 265, auch abgedruckt in „Oesterreich im Jahre 1840," erzählt ein ungarischer Patriot: „Als Ende 1839 eines der ersten Wiener Handlungshäuser Anfang August den Auftrag erhielt, so viel Frucht — 50000 bis 100000 Metzen (à 0,615 hl) — nach England zu spedieren, als nur immer mit Bestimmtheit bis Ende Oktober dahin gelangen könne (nach Ende Oktober könne die Bestellung nicht mehr nützen), konnte der Ordre auch nicht mit einer Metze entsprochen werden. Warum? Weil kein am ungarischen Getreidehandel beteiligter Geschäftsmann die Verbindlichkeit über sich nehmen wollte und konnte, die Frucht zur bestimmten Zeit nach Triest oder Fiume zur Einschiffung zu stellen." „Und doch" — fügt unser Gewährsmann bei — „ist die Entfernung im Verhältnis zur anberaumten Zeit nur unbedeutend, der Weg nach diesen beiden Häfen aus Niederungarn eben und flach, das Land mit schiffbaren Strömen durchschnitten."

Uns sind die Errungenschaften von heute derart eine Selbstverständlichkeit geworden, daß es in der That Mühe kostet, uns die Welt ohne sie zu denken. Für die merkwürdigen Erfindungen der jüngsten Tage sind wir uns der Leistung, die in ihnen liegt,

[1]) Juraschek, Uebersichten der Weltwirtschaft 1891, S. 65.

wohl bewußt, nicht aber für die weniger auffallenden Verbesserungen früher schon bestandener Einrichtungen. So mag uns heute wunder nehmen, daß ein Mann von gesundem Urteil, von Erfahrung und Wissen, wie Nolte (Stellung und Aussichten des Welthandels) auch 1845 noch eine Zufuhr von Getreide aus Amerika nach Europa als bare Unmöglichkeit hinstellen konnte. Aber das Rätsel löst sich überaus einfach, wenn man erfährt, daß damals der Frachtsatz New York-Liverpool 13 und 14½ Schilling pro Quarter war gegen 2 bis 5 Schilling heute. Noch 1867 feiert es Chevalier als einen Triumph der modernen Technik [1]), daß „ungarisches Getreide selbst nach Paris gekommen ist", in einer Weise, als ob damit — das Vorkommnis war damals übrigens noch ganz vereinzelt — in der That etwas Unmögliches geleistet worden wäre.

Die Beziehungslosigkeit zwischen dem Preise der Hauptmärkte und dem in weitaus dem größten Teile des Landes erzielbaren Preise war eine allgemeine. Wir haben neben das Rußland von heute das England von früher gestellt. Ebenso wird uns von Foville in dem schon erwähnten ausgezeichneten Buche La transformation des moyens de transport 1880 für Frankreich gesagt (S. 234): „Die zunächst den Populationszentren oder am Rande der Straßen oder der Kanäle, die die Städte unter sich verbanden, gelegenen Ländereien waren die einzigen, die eines regelmäßigen Absatzes ihrer Produkte ziemlich sicher sein konnten. Darüber hinaus fehlte es an Absatzwegen unbedingt. Die Provinzen und selbst die Gemeinden waren die einen von den andern genau so isoliert wie die verschiedenen Inseln eines Archipels." Man zieht sonst, um den Unterschied von heute gegen früher zu bezeichnen, mit Vorliebe die Frachtraten vor Anlage der Eisenbahnen in Vergleich mit den Bahntarifen von heute. Aber das sind durchaus unzureichende Vergleichungsgrundlagen. Denn nicht allein die Kosten des Transports auf den vorhandenen Straßen waren im Verhältnis zu den Bahntarifsätzen enorm (u. a. nennt Reden, Deutschland und das übrige Europa 1854, S. 207, nach dem American Railroad Journal 1853, die Kosten des Transports von 1 preuß. Scheffel Weizen auf 4 Meilen Entfernung auf „Steinstraßen" mit 5,9 Sgr. gegen 0,6 Sgr. auf Eisenbahnen, vgl. hierzu auch die früher nach Ulrich mitgeteilten Daten), sondern auch zu jenen hohen Sätzen konnte man das Getreide nicht verführen,

[1]) Die Weltindustrie, deutsche Uebersetzung 1869, S. 261.

weil die Wege für den größten Teil des Landes gänzlich fehlten. Einen viel besseren ziffernmäßigen Einblick in die Verhältnisse der alten Zeit gewinnt man, wenn man die früher in einem Lande möglichen Preisdifferenzen jenen von heute gegenüberstellt. Foville erwähnt (S. 235), daß im 16., 17. und 18. Jahrhundert sich die Pariser Preise von jenen in Straßburg weit mehr entfernten als von jenen in London oder Oxford. Während von 1650—52 und ebenso von 1661—63 in der Umgebung von Paris der Hektoliter Getreide 30, 40, 50 Fr. kostete, überstieg sein Preis in Straßburg nicht die 7 oder 8 Fr. 1623 dagegen zahlt das in Hungersnot befindliche Elsaß das Korn viermal so teuer wie Paris. 1700 ist die Preisdifferenz zwischen Paris und Straßburg 200 % des niedrigeren Preises, 1710: 300, 1725 wieder 200 % [1]).

Um noch einige Daten zu nennen, so kostete im Dezember 1836 der Scheffel Hafer in Ratibor (Preuß.-Schlesien) mit 8 Sgr. 5 Pf. kaum mehr als ein Drittel dessen in Berlin (22 Sgr.), „trotzdem, daß beide Orte damals schon durch Wasserstraßen verbunden waren" (nach Prittwitz, Grenzen der Zivilisation 1855, S. 183), und innerhalb des Gebiets der einen Provinz Schlesien (nach Jacobi, Ländliche Zustände in Schlesien 1884, S. 99) im Juli des Hungerjahres 1805 der Scheffel Weizen in Breslau 8 Thlr. 13 Sgr., in Löwenberg 13 Thlr., Roggen in Breslau 7 Thlr. 8 Sgr., in Haynau 10 Thlr. Aber auch in dem Normaljahre 1844 und an Hauptplätzen, die mindestens untereinander durch Straßen wohl verbunden waren, wertet der Scheffel Weizen: in Magdeburg 49 3/12, in Münster 67 8/12, in Elberfeld 75 1/12 Sgr. (nach Schneer, Zustände der arbeitenden Klassen in Breslau 1845, S. 7). (1880/81 dagegen kosteten 100 kg Weizen in der preuß. Provinz Sachsen 21,60 Mark, im Rheinland 23,90 Mark, d. h. in

[1]) Wie unfaßbar Verhältnisse wie diese für uns heute sind, dafür legt Faber in seinem sonst trefflichen und auch anderweitig von uns benutzten Buche „Entstehung des Agrarschutzes in England" 1888, S. 66 Zeugnis ab, indem er meint, die von Macpherson für 1288 (einem Jahre reichster Ernte) berichtete Thatsache, daß der Quarter Weizen in den westlichen und nördlichen Teilen des Landes mit 8 d., in London dagegen (also im Südosten) mit 40 d. bezahlt war, mache wahrscheinlich, daß im Königreich ein Verbot provinziellen Getreideverkehrs bestanden habe. Preisdifferenzen an den beiden Enden eines ausgedehnten Landes von 1 : 5 bedürfen im 13. Jahrhundert sicher nicht der Erklärung durch ein Verbot der Getreideausfuhr aus den Produktionsbezirken!

letzterem um rund 10 % mehr, während es 1844 noch eine Differenz von über 50 % zu Ungunsten des Rheinlandes hatte.)

Aber doch war um diese Zeit, um Mitte unsres Jahrhunderts, schon eine große Besserung in den Verhältnissen eingetreten, zusammenhängend 1. mit den Forttschritten im Straßenbau[1]), 2. mit der Etablierung des Handels, wo es früher keinen gab — auch dazu brauchte es Jahrzehnte[2]) —, 3. mit der wachsenden Bevölkerungsdichtigkeit und insbesondere der unendlichen Vervielfältigung der Zentren infolge des Anwachsens der Kleinstädte zu Mittelstädten, sodann auch der Mittelstädte zu Großstädten, wozu später noch 4. die Anlegung eines eigentlichen Netzes von Eisenbahnen statt der nur wenigen Strecken, die es bis ins sechste Jahrzehnt unsres Jahrhunderts gab, hinzukam.

Am meisten ist der erstangeführte Faktor einer näheren Betrachtung bedürftig. Denn nur zu sehr trifft jene Bemerkung von Sax in seinem Werke „Die Verkehrsmittel" zu (I. S. 203), daß die Leistungen des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete der „alten Transportmittel", das will heißen, insbesondere auf dem Gebiete des Straßenbaues gegenüber jener völlig neuen Errungenschaft der Eisenbahnen zu wenig gewürdigt — wir möchten sagen: förmlich nicht gekannt sind. Sax stellt gleichzeitig fest, „daß bis zu unserm Jahrhundert die Fortschritte des Landtransportwesens gegenüber dem Stand, welchen schon das Altertum erreicht hatte, geringfügig gewesen seien und sich „streng genommen auf die verbesserte Konstruktion der Vehikel beschränkt" hätten. In der That ist auf dem Gebiete des Straßenbaues seit der Römerzeit bis gegen Beginn unsres Jahrhunderts fast nichts geschehen, und das dichtmaschige Netz von Straßen jeder Ordnung, das sich heute über Mitteleuropa breitet, durchaus eine Leistung unsrer Zeit, nämlich der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts[3]). Das Mittelalter hat nicht allein keine

---

[1]) Man wird nicht übersehen, daß Thünen gerade damals, als der Straßenbau die bis dahin fehlenden Absatzmöglichkeiten schuf, während doch die Transportkosten noch außerordentlich hohe waren, seinen „Isolierten Staat" schrieb (1826).

[2]) Vielleicht darf man hier vom internationalen Getreidehandel seine Schlüsse auf den nationalen ziehen. Den ersteren schätzt Turgot gegen Schluß des vorigen Jahrhunderts für die ganze Erde auf 10—11 Millionen Hektoliter; 1887 umfaßte er 569 Millionen Hektoliter (Juraschek im Handwörterbuch der Staatswissenschaften III. S. 879.)

[3]) Das hindert nicht, daß in der Würdigung, die römisches Straßenwesen heute findet, wieder eine Ueberschätzung der antiken Errungenschaften liegt. Denn alle diese, häufig prächtigen Heerstraßen wollen im

neuen Verkehrsstraßen angelegt, sondern auch die alten, noch aus der Römerzeit herstammenden Verbindungen verfallen lassen. Wohl hatte Karl der Große sich hier wie überall bemüht, die Traditionen der Römerzeit zu beleben, aber mit keinem seinen Tod überdauernden Erfolg. Was darnach an Straßen im späteren Mittelalter bestand, waren — auch in der Ebene — nichts als breite Saumpfade, welche jedes Jahr neu ausgetreten und ausgefahren werden mußten. Vereinzelte rühmliche Ausnahmen abgerechnet, werden Kunststraßen erst in unsrem Jahrhundert gebaut. Böhmen beispielsweise, 1889 (nach dem Oesterreichischen Statistischen Taschenbuch 1891, S. 168) von 25307 Kilometern Straßen durchzogen (davon nur 4765 Kilometer Gemeindestraßen) hatte zu Beginn des Jahrhunderts (K. A. Neumann, Böhmens Produktion, Konsumtion und Handel im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts 1827? S. 8) jedenfalls noch keine 100 Meilen, Preußen, 1862 im Besitze eines Straßennetzes von 3791 Meilen, hat 46 Jahre zuvor, 1816, nur 522 Meilen gehabt (Schmoller, Z. Gesch. d. deutschen Kleingewerbe 1870, S. 168).

Die Verbesserung der Verkehrsmittel hat Wunder gewirkt. Während zu Beginn unsres Jahrhunderts der Bauer mit seinen Ueberschüssen fast nichts anzufangen wußte („dieselben Westerwälder Bauern — erzählt Löll, Der Getreideschutzzoll 1885, S. 5 —, welche im Jahre 1817 scharenweise

Verhältnis zu dem Areal, das sie aufschließen sollten, wenig sagen. Sicher ist, daß auf ihnen selbst vom italischen Binnenlande her der Getreidetransport derart eine Unmöglichkeit war, daß Columella die Nähe größerer Straßen, der Einquartierung und des Ungeziefers der Vagabunden wegen (es kamen auch Ausgesetzte jeder Art in Betracht), direkt als unerwünscht bezeichnet (M. Weber, Die röm. Agrargesch. 1891, S. 224)! Friedländer, der in seinen „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms" dem Straßenwesen der ersten römischen Kaiserzeit die eingehendste Darstellung widmet, meint zwar II. S. 3 mit Berufung auf „einen der größten Kenner des modernen Weltverkehrs", den nunmehrigen deutschen Generalpostmeister Stephan, der 1868 in Raumers Historischem Taschenbuche „Ueber das Verkehrsleben im Altertum" eine sehr gelehrte und anziehende Studie veröffentlicht hat, „daß weitaus die meisten Gebiete des alten Römerreiches einen solchen Verkehr, wie sie zu jener Zeit besaßen, in einer langen Reihe von Jahrhunderten noch nicht wieder erlangt haben und noch jetzt sehr fern davon sind." Aber weder haben uns die nachfolgenden Ausführungen Friedländers noch jene Stephans, auf die er sich stützt, diese Angabe glaubhaft machen können. Ein Landverkehr in Massengütern bestand nicht, und diese Massengüter sind uns Maßstab — der einzig brauchbare.

in das Dill- und Lahnthal kamen, um hier von der Mildthätigkeit ihren Hunger stillen zu lassen, warfen in den Jahren 1824—27 ihre überflüssigen Kartoffeln auf den Mist, und die Wetterauer Bauern boten sie den Branntweinbrennern unter der Bedingung umsonst an, daß sie dieselben auf ihre eigenen Kosten aus den Kellern tragen ließen"), ist heute der Kontakt zwischen dem einzelnen Landgut und den Wirtschaftszentren hergestellt, darum aber auch heute erst die Preisnotierung daselbst von irgend welchem Belang für die Bestimmung des dem Landwirt erlangbaren Preises geworden. Die Steigerung der Getreidepreise ist damit[1]) — das galt es darzuthun — seit dem

[1]) Um auch andren vorhin als für die Steigerung der Grundrente in stadtfernen Binnenbezirken wirksam genannten Entwickelungsmomenten gerecht zu werden, zitieren wir noch den lehrreichen Aufsatz von E. Witte im „Neuen Reich" 1874, II. „Ueber die soziale Lage Oberschlesiens" (S. 606): „Außerdem sind die Preise aller ländlichen Erzeugnisse hier (seit dem Ende der Vierzigerjahre) mehr als vielleicht an irgend einer andern Stelle unsres Staates gestiegen: die ungünstige Lage machte den Handel in diesen Produkten äußerst schwierig, und durch die Schienenwege ist für manche derselben ein Absatz geradezu erst geschaffen worden. Dazu kommt noch, daß im Industriebezirke hinsichtlich des Entstehens und Emporblühens der Städte fast amerikanische Verhältnisse herrschen, daß an Orten, wo noch vor wenigen Jahren elende Dörfer standen, Städte von 10—20000 und mehr Einwohnern aus der Erde gewachsen sind, welche, auf einem kleinen Raume nebeneinander liegend, in ihrer Gesamtheit hinsichtlich der Konsumtion ähnlich wie eine ausgedehnte Stadt wirken." Dem folgen nähere Ausweise über die Ortschaften des alten Beuthener Kreises, welche 1871 über 5000 Seelen zählten. Es waren dies:

	1855		1871	
Königshütte	mit	779	mit 19536	Einwohnern
Beuthen	„	7182	„ 17942	„
Siemianowitz	„	4050	„ 11419	„
Zabrze (Alt- und Klein-)	„	3357	„ 10654	„
Kattowitz	„	2945	„ 8132	„
Chropaczow	„	1777	„ 7031	„
Tarnowitz	„	4577	„ 6906	„
Piekar	„	2275	„ 6333	„
Myslowitz	„	3775	„ 6259	„
Schwientochlowitz . .	„	2006	„ 5200	„
Insgesamt		32723	99412	„

vorigen und dem Beginn dieses Jahrhunderts für den Landwirt außerordentlich viel gewaltiger gewesen als die Preistabellen, welche wir in der Regel zwecks Beurteilung der Entwickelung heranziehen, zeigen [1]).

Am meisten für die Aufhellung der Urgeschichte der Kulturmenschheit hat neben der vergleichenden Sprach- und überhaupt der Altertumsforschung bekanntlich das Studium der Naturvölker von heute gethan. In ganz gleichem Sinne können wir aus der Wirtschaftsgeschichte des jungfräulichen Amerika und Australien manches über die unsrer Anschauung bereits entrückte Bildung gewisser Wirtschaftsphänomene in unserm Weltteil erfahren. Dort wird noch heute unter Umständen ganz plötzlich eine Verkehrsgelegenheit geschaffen, „plötzlich" deswegen, weil das noch dünn bevölkerte Land nicht überall wie Europa kleinere und größere städtische Zentren kennt, und heißt es dann öfter, wie Sering einmal in seiner „Landwirtschaftlichen Konkurrenz Amerikas" 1887 S. 288 für einen speziellen Fall berichtet: „Die Weizenpreise in Walla-Walla stiegen infolge der Eröffnung

[1]) Verloren haben nur die Güter in der nächsten Nähe der Städte und der alten Wasserstraßen. Denn diese waren in früherer Zeit gegen die übrigen Produktionsstätten auf das außerordentlichste begünstigt. Ad. Smith erwähnt in seinem Hauptwerke (I. S. 160 der Löwenthalschen Uebersetzung): „Vor nicht mehr als fünfzig Jahren wandten sich einige in der Nähe Londons gelegene Grafschaften mit einer Bittschrift gegen die Ausdehnung der zu entfernteren Grafschaften führenden Kunststraßen an das Parlament. Sie behaupteten, daß diese entfernteren Grafschaften durch die dort herrschende billige Arbeit im stande sein würden, ihr Heu und Getreide auf dem Londoner Markt billiger zu verkaufen als sie selbst, und daß dadurch ihre Renten verringert und ihr Betrieb zerstört werden würden." Allerdings fügt Smith hinzu, jene Befürchtung hätte sich nicht erwahrheitet; statt zu sinken, seien die Renten der Leute gestiegen und ihr Betrieb sei ein besserer geworden. Aber ob es auch weiterhin, nach Ad. Smith so gegangen ist, steht dahin, und für die Umgebung der zweitgrößten Weltstadt, Paris, hat eine Enquête von 1866 über allen Zweifel hinaus festgestellt (vgl. Foville, Moyens de transport S. 258), daß dahier der Preis des landwirtschaftlich (aber wohl nicht gartenmäßig!) genutzten Bodens seit 1848 gesunken ist.

der Eisenbahn nach Portland von 27 auf 55 Cents pro Bushel; Grundstücke, welche sechs Jahre vorher entweder umsonst oder für 2½ Dollars per Acre erworben worden waren, wurden im Jahre 1883 für 25 bis 50 Dollars per Acre verkauft".

Wir wiederholen also, als das Ergebnis des ersten Stückes dieser Untersuchung: Die gewöhnlichen für das Studium der Preisentwickelung benützten städtischen Daten sind als Durchschnitte unbrauchbar; sie bezeichnen bloß die für die nähere Umgebung der betreffenden Stadt erzielbar gewesenen Preise und erfordern, um für unsern Fall einigermaßen brauchbar zu werden, einen (gegen unsre Jahre zu immer geringeren) Abschlag für Zufuhrkosten vom Gute zum Markte [1]).

II.

Als ein Zweites erwähnten wir zwecks Erklärung der Disparität von Preis- und Rentenentwickelung den Umstand, daß „aus rechnerischen Gründen jede Preissteigerung oder Preissenkung sofort zu einem Vielfachen sich auf die Rente und den Grund- oder Pachtwert aufträgt."

---

[1]) Wie die Entwickelung sich je nach der größeren oder geringeren Entlegenheit verschieden gestalten mußte, kann man schon aus der Vergleichung der Preisgeschichte verschiedener Länder entnehmen. Sax a. a. O. II. S. 21 bringt nach Bela Weiß eine Tabelle, derzufolge der Durchschnittspreis des Hektoliters Weizen in österreichischen Silbergulden gegangen wäre in

	England	Frankreich	Oesterreich	Ungarn	
von	10,25	7,35	4,81	3,33	im Jahrzehnt 1821/30
auf	8,80	8,59	8,33	7,70	„ „ 1861/70,

1821/30 also der ungarische Preis 32,5 % des englischen
1861/70 „ „ „ 87,5 „ „ „

betrug, und von 1821/30 auf 1861/70

in England eine Senkung von 14,1 %
„ Ungarn „ Steigerung „ 131,2 „

eingetreten wäre.

Potenziert man dieses Verhältnis, so hat man ein ungefähres Bild von dem Unterschied der städtischen (englischen) Preisentwickelung gegen die des offenen Landes (Ungarn).

Wir erinnern daran, daß in gegebener Zeit die Steigerung der Pachtrente in den altpreußischen Provinzen siebenmal so groß wie die Steigerung des Preises war, in Mecklenburg die Steigerung des Grundwertes die des Preises um das Achtfache überragte, und in Frankreich die Grundrentensteigerung das Fünffache der Steigerung des Preises erreichte. Wie erwähnt, wurde diese Disparität, wenn bemerkt, stets erstaunlich gefunden[1]), trotzdem aber nicht nachhaltig verfolgt und auf ihre Gründe untersucht. Und doch hätte es nur eines einfachen Rechenexempels bedurft, um der „merkwürdig" (E. Engel) genannten Erscheinung sofort vieles von ihrer Merkwürdigkeit zu benehmen. Jede Steigerung oder Senkung des Preises bedeutet nämlich für den Landwirt, so wie für jeden Produzenten, eine zwei-, drei-, vier- und mitunter zehn- und mehrfach stärkere Steigerung des Reinertrags. Man nehme den Fall, Weizen, der 14 Mark pro 100 Kilogramm gekostet und auf dem Markte mit 15 Mark notiert war, steige auf 20 Mark. Die Preissteigerung ist also $33\frac{1}{3}$ % gewesen. Wird darum auch die Steigerung des Reinertrags $33\frac{1}{3}$ % sein? Man rechne! Der Reinertrag war bei einem Preise von 14 Mark: 1 Mark, bei einem Preise von 20 Mark ist er 6 Mark. Die Steigerung des Reinertrags beträgt also nicht $33\frac{1}{3}$, sondern 500 Percent! Und dies höchst einfach aus dem Grunde, weil der Ueberschuß jeweils bloß einen Teil des Preises darstellt, so daß jede Preissteigerung weit über das Verhältnis der Preise hinaus den Ueberschuß steigert. Die Erscheinung hat also gar nichts Merkwürdiges. Wenn freilich in leiser Ahnung des Sachverhalts Conrad sich so darüber ausspricht (a. a. O. S. 210): „Verkauft ein Gut 1000 Zentner Weizen, so wird eben die Preisdifferenz pro Zentner mit 1000 multipliziert, so daß schon geringe Schwankungen die Gesamteinnahmen stark beeinflussen," so ist damit zur Erklärung der Disproportion noch gar nichts gesagt. Weil die regelmäßige Ernte auf einem Hektar nicht einen Metzen beträgt, sondern eine Vielheit von Metzen, kann unmöglich die Rentensteigerung über die Preissteigerung hinausgehen, und daß, weil eine solche Vielheit auf einem größeren Flächenraum geerntet wird, die Einnahme nicht von der Einheit, dem einzelnen Metzen gerechnet werden kann, das ist ein Faktum, welches ebensowenig der Erklärung bedürftig ist, wie es irgend etwas erklärt. Es ist also zweifellos, Conrad hat

[1]) Vgl. auch Ernst Engel im Jahrbuch für Statistik und Staatswirtschaft des Königreichs Sachsen, I. Jahrgang 1853, S. 291.

sich in der Erklärung „vergriffen", und darauf weist auch die sich mit jener ersten Aeußerung halb in Widerspruch setzende Warnung hin, daß nämlich „in der Beurteilung dieses Einflusses" doch „zu weit gegangen werde" [1]).

Dieser rein formale Umstand, daß, weil der Ertrag nur ein Teil des Preises, jede Steigerung des Preises dem Reinertrag zu einem Vielfachen zugute kommt, im Verein mit dem vorerwähnten materiell ins Gewicht fallenden, daß die Steigerung des Preises weit größer war als die gemeinhin benutzten Listen sie zeigen, sagen bereits Wesentliches zur Erklärung des überaus starken Wachstums, das bei scheinbar wenig gestiegenen Fruchtpreisen Grundrente und Grundpreis im Laufe des Jahrhunderts und weiter zurück erfahren haben.

III.

An dritter Stelle haben wir, wie man sich erinnert, die durch verbesserte Kulturtechnik gesteigerte Ergiebigkeit des Bodens — der Socialist würde sagen: die gesteigerte Produktivität der an den Boden gewendeten „Arbeit" — als Mittel der Rentensteigerung über das Maß der Preissteigerung hinaus angeführt. Diese verbesserte Kulturtechnik hat ebensowohl die Brotfruchterträge gesteigert, wie insbesondere auch die Landwirtschaft der Erzeugung animalischer Produkte in höherem Maße dienstbar gemacht. Für die letzteren ist überdies der Preis viel nachhaltiger als für die Brotfrüchte gestiegen.

Eine schon früher mitgeteilte Schätzung von Sir James Caird nimmt für England an

		1770	1850	1880
einen Brotpreis	per Pfund von	1 1/2 d.	1 1/4 d.	1 1/2 d.
„ Fleischpreis	„ „ „	3 1/4 „	5 „	9 „
„ Butterpreis	„ „ „	6 „	12 „	20 „
eine Landrente	„ Acre „	13 s.	27 s.	30 s.

[1]) Aehnlich meint Conrad im Vorwort zu Goertz, Die Entwickelung der Landwirtschaft ꝛc. S. IX für die Gegenwart, „die Bedeutung niedriger Getreidepreise werde gar sehr überschätzt". Wie wenig dies bei dauernd niedrigen Getreidepreisen der Fall ist, zeigen die Daten über den Rückgang des Grundwerts in solchen Zeiten bei Ucke, Agrarkrisis in Preußen 1888, S. 20 ff., und Rodbertus, Zur Erklärung und Abhilfe der heutigen Kreditnot des Grundbesitzes 1869, S. 1.

Aus dieser Zusammenstellung wäre zu entnehmen, daß in England eine Steigerung des Getreidepreises von 1770 auf 1880 überhaupt nicht stattgefunden hat, dagegen allerdings eine sehr erhebliche Steigerung des Fleisch- und Butterpreises. Nun dürfte freilich auch die erste Annahme zu korrigieren sein, insofern die mitgeteilten Preise wohl den Märkten allein entnommen sind, während für das einzelne Landgut die außerordentlich gesteigerte Abfuhrmöglichkeit, die Verminderung der Frachtkosten ihr Recht verlangen. Sie bedeuten eine Steigerung des Getreidepreises, wo er den Märkten nach zu urteilen gleichblieb. Immerhin wird durch jene Ziffern ins Licht gestellt, wie wenig der Getreidepreis brauchbar als Repräsentant für die Preisentwickelung der landwirtschaftlichen Produkte insgemein ist und daß also auch aus diesem Grunde Disparitäten der gezeichneten Art sich ergeben müssen. Fleisch und überhaupt tierische Produkte, Milch und Butter, Eier, Geflügel haben einen ganz andern Preisfortschritt aufzuweisen als Getreide. Foville in seinem Essai sur les variations des prix erwähnt für die 50 Jahre bis 1870 in Frankreich eine Preissteigerung für die Nahrungsmittel animalischen Ursprungs von 90, für jene vegetabilischen Ursprungs von bloß 30 %. Dort also das Dreifache! während allerdings der Grundwert auf das Fünffache stieg [1]).

Wenn wir dann aber auch den quantitativen Mehrertrag an Produkten jeder Art ein Mittel der Rentensteigerung genannt haben, so haben wir uns, um diese Behauptung halten zu können, allerdings auseinanderzusetzen mit jenem nie bisher mit Erfolg bestrittenen Satz der Grundrentenlehre, wonach mit gesteigerter Ergiebigkeit der Landwirtschaft die Grundrente sinkt. Diese Behauptung ist unter den Bedingungen, unter denen sie gedacht ist, in der That durchaus zutreffend. Wenn sich die Grundrente bemißt nach den Produktionskosten, die auf dem schwächsten Boden und dem entferntesten Gute noch aufgewendet werden müssen, um den Marktbedarf zu decken, so wird die höhere Ergiebigkeit des Durchschnitt-Hektars diese Grenze zurückschieben und die Grundrente reduzieren.

---

[1]) Graf Goertz a. a. O. S. 62 f. findet sich, wie er sagt, „der interessanten Thatsache gegenüber, daß in den letzten 30 Jahren die Butterpreise eine ebenso große Steigerung erfahren haben, wie vordem in einem Zeitraum von 250 Jahren". „Ein ähnliches Resultat ergab sich bei Betrachtung der Preise für Eier und Käse."

Trotzdem wird die höhere Ergiebigkeit von uns als ein Mittel der Grundrentensteigerung angeführt. Und die Erfahrung spricht allerdings nicht gegen uns. Niedrigere Preise wurden in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts, als die Produktivität der Landwirtschaft ganz unverhältnismäßig stieg [1]), allgemein

[1]) Vgl. beispielsweise für England folgenden Bericht aus der Edinburgh Review, übersetzt im Ausland 1835, Nr. 85: „Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß sich der Weizenbau seit 1780 in Schottland ums Zehnfache vermehrt hat. Im Jahre 1727 war ein Weizenfeld von 8 Acres in der Nähe von Edinburgh eine solche Merkwürdigkeit, daß es die Verwunderung der ganzen Nachbarschaft erregte, und viele weit herkamen, um es zu sehen. Noch größer ist die Veränderung, welche zu gleicher Zeit in der Viehzucht eingetreten ist. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wog das zu Smithfield verkaufte Hornvieh im Durchschnitt nicht über 370 Pfd., die Schafe nicht über 28 Pfd., die Kälber nicht über 50 Pfd., die Lämmer nicht über 18 Pfd., während jetzt das durchschnittliche Gewicht des Hornviehs auf 800 Pfd., das der Schafe auf etwa 80 Pfd., der Kälber auf 140 Pfd., der Lämmer auf 50 Pfd. geschätzt wird. Für die Landwirtschaft sind eine der Hauptursachen dieser Fortschritte wohl die Einhegungen und Gemeindeteilungen (enclosures) gewesen. Man kann die ganze Masse des seit 1760 eingehegten und geteilten Landes auf 600000 Acres anschlagen, und ohne Uebertreibung die Behauptung aufstellen, daß infolge dieser Einhegungen die Produktion dieser ungeheuren Strecke Landes wenigstens acht- bis zehnfach vermehrt worden ist. Eine zweite große Verbesserung war die Einführung der Brache; aber die Einführung von Futterbau statt der Brache auf allen Ländereien, die nicht aus steifem Thonboden bestanden, war der größte aller Fortschritte, die je im Ackerbau gemacht worden sind, und hat darin eine so große und wohlthätige Revolution hervorgebracht, als die Erfindung der Dampf- und der Spinnmaschinen bei den Manufakturen. Es ist genügend erwiesen, daß der Bau von Rüben auf ganzen Feldern schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in mehreren Grafschaften Englands betrieben worden ist. Aber dieser Gebrauch verbreitete sich nur sehr allmählich, und seine ausgezeichnete Wichtigkeit wurde erst allgemeiner bekannt, als dieser Anbau in der Grafschaft Norfolk unter Georg I. und II. von einigen reichen Güterbesitzern in großem Maßstabe betrieben wurde. Damals bestand der ganze nordwestliche Teil dieser Grafschaft, welche lange einer der bestangebauten Distrikte des Landes war, aus bloßen Sandwüsten, Schaftriften und Fasanerien, welche wenig oder gar keinen Wert hatten. Diese wurden in sehr produktives Ackerland umgewandelt, indem man sie einhegte, mit Mergel düngte und den Rübenbau einführte, der sozusagen der Eckstein der norfolkischen oder verbesserten Landwirtschaft geworden ist. Dasselbe Verfahren, das in Norfolk einen so glänzenden Erfolg gehabt, und aus sandigen Wüsten die üppigsten Getreide- und Gerstenfelder geschaffen hatte, dehnte sich allmählich auf viele andere Teile des Reiches aus und trug gleiche Früchte. Der Kornertrag in den leichten Bodenarten wurde dadurch in allen den mäßig gut angebauten Distrikten des Reichs mehr als verdreifacht, während zugleich eine ungeheure Menge grünen Futters für Hornvieh und Schafe gewonnen und ein höchst wertvoller Dünger erzeugt wurde, so daß in allem, was die Zucht von Hornvieh, Schafen, Pferden und Schweinen betrifft, die Engländer gegenwärtig den Schotten und allen andern Völkern überlegen sind.

erwartet. Sie haben sich nicht eingestellt. Und warum nicht? Offenbar aus keinem anderen Grunde, als weil mit jener wachsenden „Produktivität" die Nachfrage nach Produkten der Landwirtschaft Schritt hielt. Trotz gesteigerter Intensität des Landwirtschaftsbetriebs durften die alten Anbaugrenzen bestehen bleiben, die geringsten Böden, die in größter Entfernung gelegenen Ländereien waren nach wie vor benötigt und so erhielten sich die städtischen Preise auf ihrer früheren Höhe, die ländlichen stiegen sogar. Gleichzeitig war die Menge der auf dem gleichen landwirtschaftlichen Areal erzeugten Produkte eine größere geworden, und, was wohl bedacht sein will, von diesem Mehrprodukt konnte, da es Ueberschuß war, ein viel größerer Teil als von dem früheren Produkte an den Markt abgegeben werden. Daß diese größere, dem Markt zur Verfügung gestellte Produktenmenge aber den finanziellen Ertrag des Landguts außerordentlich steigern mußte, bedarf weiter keiner Erläuterung.

Hätte es sich nicht um landwirtschaftliche Produktion gehandelt, sondern um industrielle, in der die niedrigsten oder nahezu niedrigsten Produktionskosten einer Einheit den Ton angeben, den Preis bestimmen, so wäre mit gesteigerter Produktivität im Maße dieser Steigerung der Preis gesunken. Daß er in der Landwirtschaft stehen geblieben ist, und sich sogar erhöht hat, spricht die Vorzugsstellung aus, deren sich jene erfreut, bezeichnet die „Rente". Aber eben diese Stabilität verweist uns, um die Rentenerscheinung zu erkennen und in Hinsicht ihres Maßes festzustellen, auf die größere Menge der naturalen Erträge.

Freilich ist nun einem Gegner noch ein weiteres Geständnis nicht vorzuenthalten. Daß nämlich die Produktivitätssteigerung in der Epoche ihrer Kreierung jeweils nicht in die „Rente" fällt, sondern dem Unternehmergewinn des Landwirts, bezw. dem Geschäftsertrage des Pächters sich anschließt. Nur ist dies keine dauernde Erscheinung. Denn im Augenblicke, wo der Fortschritt dauernde und unverlierbare Errungenschaft, nach seinem jeweils gegebenen Stande gleichsam Voraussetzung jedes Landwirtschaftsbetriebes wird, ist er auch schon — bei stillestehenden

Während alle diese Veränderungen vor sich gingen, blieben die Preise des Getreides von 1760 bis 1795 beinahe stationär. Die Bevölkerung aber stieg um 2200000 Menschen. Dies würde den entschiedenen Beweis liefern, daß wachsende Kornpreise keineswegs nötig sind, um einen fortdauernden, raschen Fortschritt des Ackerbaues zu sichern, wäre dieser Satz auch nicht durch die Erfahrung der letzten zwanzig Jahre bestätigt."

oder gar steigenden Preisen — aus dem Unternehmergewinn in die Rente übersiedelt.

Mitteilungen über das Maß des Produktivitätfortschritts in der Landwirtschaft haben wir schon früher gemacht. Hier wurde gesagt, daß diese Steigerung der Produktivität hinter jener in der Industrie außerordentlich zurückgeblieben sei, und weiter dann, in Anlehnung an Liebig, daß Mehraufwand in der Landwirtschaft nicht proportionell oder gar progressiv, sondern nur bruchteilig einen Mehrertrag nach sich ziehe; aber immerhin ist einmal zu bemerken, daß wenn mittelst eines Aufwandes von 20 ein Nettoertrag von 6 Scheffeln erzielt ist, wo früher bei einem Aufwand von 10 ein Nettoertrag von 4 Scheffeln gewonnen wurde, doch eine wenn auch verhältnismäßig geringe Ertragssteigerung vorliegt, und sodann — was mit einiger Betonung auszusprechen ist —, daß in der Zeit des Uebergangs aus den primitiven Wirtschaftsformen des vorigen Jahrhunderts in die vorgeschrittenen des unsrigen ein Mehraufwand eine Zeitlang sogar einen proportionellen Mehrertrag und darüber hinaus nach sich zog [1]).

IV.

Wir gehen weiter. Noch haben wir ja die Erscheinung, um die es sich hier handelt, nicht erschöpft. In der Uebersicht, die wir eingangs gaben, nannten wir als ein ferneres, bei Erhöhung des Grundwerts wirksam gewordenes Hauptmoment die neu dem Boden einverleibten Kapitalien. Die Sache liegt auch hier ganz einfach. Jede Melioration des Ackers wirkt ertragsteigernd. Solche Meliorationen sind zu allen Zeiten bald hier bald dort, bald mehr bald minder ausgiebig erfolgt. Fraglich wäre nur, ob solche Kapitalzuschüsse an den Acker auch die Rente steigern. Die Frage scheint von vornherein mit Ja erledigt. Eine Ertragssteigerung sei selbstverständlich eine Renten-

[1]) Vgl. hiefür nebst den früher angeführten englischen Daten Passy im Dictionnaire d'économie politique II. 515, wo konstatiert wird, daß binnen 60 Jahren der Ertrag vom Hektar von 10 und 11 auf 18—20 Hektoliter gestiegen ist, was einen Mehrerlös von 140 Franken mit sich bringe, während die Mehrkosten bloß 70 Franken gewesen seien. — Aehnlich Mc. Culloch, Statistical Account of the British empire 1839 (2. Auflage), I an verschiedenen Stellen, beispielsweise S. 545 und früher.

steigerung. Indes, so wenig diese Feststellung einen Zweifel zuzulassen scheint — in gewissem Sinne ist sie doch anfechtbar. Was nämlich durch die Kapitalsaufwendung am Ertrag „gesteigert" worden ist, ist nicht Rente, sondern ist Zins, es ist Ertrag einer Kapitalsanlage. Aber in diesem Sinne wird gemeinhin nicht unterschieden, man spricht von „Rente" allein, und, wenn man diesen Gebrauch billigen will, so ist allerdings zu sagen, daß ebensowohl der Grundwert, wie die Rente durch Meliorationen mit darauf folgender Steigerung des Gutsertrags gewinnen.

V.

Und nun gelangen wir zu dem an letzter Stelle genannten Faktor der Renten-, bezw. Grundwertsteigerung, dem Sinken des Kapitalzinses. Daß im Laufe des Jahrhunderts ein solches Sinken stattgefunden hat, wurde oben des näheren ausgewiesen. Doch ist hinsichtlich dessen Einwirkung zwischen Grundwert und Grundrente zu unterscheiden. Eine Rentensteigerung findet bei solchem Sinken des Zinses von mobilen Kapitalsanlagen nicht statt. Der Prozeß, um den es sich handelt, ist nämlich der folgende. Man nehme an, der Mobilzins sei von 6 auf 3% gefallen, Getreide- ꝛc. Preis und Produktivität des Gutes aber gleichgeblieben. In solchem Falle erscheint der Wert des Grundstücks demjenigen, der sich vor die Wahl stellt, ein solches zu kaufen oder zinstragende Papiere zu erwerben, verdoppelt. Diese Erscheinung ist — wie gesagt — längst theoretisch aufgenommen und verarbeitet[1]). Eine Einwirkung auf die Rente aber ist nach der Natur der Dinge ausgeschlossen. Wohl mag man den Eindruck haben, daß der Gutsbesitzer, wenn er sein Gut früher zu

[1]) Zur Geschichte der Kapitalisierungsraten vom 16. ins 19. Jahrhundert vgl. insbesondere die hochinteressanten Mitteilungen bei Tooke und Newmarch in ihrer Geschichte der Preise II, S. 489. Nimmt man die Kapitalisierungsrate nicht als Verrechnungsergebnis von Grundrente und Kapitalzins, so wäre die Erklärung der hier mitgeteilten Schwankungen wohl unmöglich.

100000 Mark gekauft hat und nun (unter den vorbezeichneten Umständen) beim Verkaufe 200000 Mark dafür erhält, einen Rentengewinn einheimst. Da aber nicht die Ergiebigkeit des Landgutes, denn sie ist unverändert geblieben, sondern die — geringere — Ergiebigkeit der Mobilkapitalien, denn sie hat sich geändert, den Gewinn hervorgebracht hat, kann es sich um „Grundrenten" nicht wohl handeln[1]).

Wir haben zu Beginn bloß einige beiläufige Daten zur Geschichte der Grundrente gebracht. Dieselben fordern behufs Ersichtlichmachung der sozialen Funktion der Grundrente noch eine Ergänzung. Der Versuch einer solchen wird im folgenden unternommen.

Weiteres zur Geschichte der Grundrente.

Vorerst sei noch einiges Material zur Geschichte des (städtischen) Getreidepreises in dem exponiertesten und einem binnenländischen europäischen Kulturgebiete mitgeteilt. Der Preis des Quarters Weizen war (Schönbergs Handbuch II. S. 217) in England im Durchschnitt des 15. Jahrhunderts 6 s. 1712 d.; im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts (nach Paasche a. a. O. S. 22) 87 s. 6 d., im Durchschnitt des Jahres 1891 (nach der Commercial history des Economist) 37 s. Daß diese Entwickelung nun nicht die für Europa typische gewesen ist, wurde schon früher gezeigt. Immerhin denkt man, es müsse auf dem Festland in den Jahrhunderten der Neuzeit eine Getreidepreissteigerung allgemein stattgefunden haben. Durchschnittspreise, die uns für Zürich mitgeteilt werden, stellen dies in Zweifel. Der Durchschnittspreis von 100 kg Kernen soll in Zürich gewesen sein (nach Furrers Volkswirtschaftslexikon der Schweiz I. S. 718):

---

[1]) Wenn die Steigerung des Grundwerts eine stärkere als die der mit Grundrente in der Regel identifizierten Pachtrente (für Frankreich das Verhältnis der Steigerung beider von 1790 bis 1874 nach Foville $\frac{500}{2000} : \frac{1440}{3959} = 4 : 2{,}75$), so ist dies dem Sinken des Zinsfußes zu danken.

1540—1599	Fr. 31,20
1600—1699	„ 31,05
1700—1799	„ 31,10
1800—1877	„ 31,10.

Hier wäre also der durchschnittliche Preisstand während der ganzen Neuzeit und darüber hinaus bis ins achte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts völlig der gleiche geblieben! Freilich setzen sich aber jene merkwürdig übereinstimmenden Durchschnitte aus den größten Preisschwankungen zusammen. Am höchsten wäre der Preis 1624 mit 107,90 Fr. gewesen.

Geht man der englischen Grundrente in frühere Jahrhunderte nach — man hat hier wieder für England weit mehr Material als für irgend ein anderes Land —, so wäre sie (für England ohne Schottland und Irland) gewesen [1]):

1544	nach Haydn	1,5	Mill. Pfd. Sterl.
1600	nach übereinstimmender Schätzung von Haydn und Davenant	6	„ „
1660	nach Colbert	8,5	„ „
	und hätte sie erst		
1800	nach Mc. Culloch und Newenham . .	22,5	„ „
	erreicht; von hier aus wäre sie gestiegen bis		
1880	offiziell auf	51,8	„ „
	um sodann mit anbrechender landwirtschaftlicher Krisis eine Erniedrigung zu erfahren bis		
1888	auf	44,5	„ „

Graphisch stellt sich diese Entwickelung folgendermaßen dar (vgl. Fig. 8):

In diese Zeichnung sind zwei vorhin unerwähnt gebliebene Ziffern aufgenommen, wonach nämlich

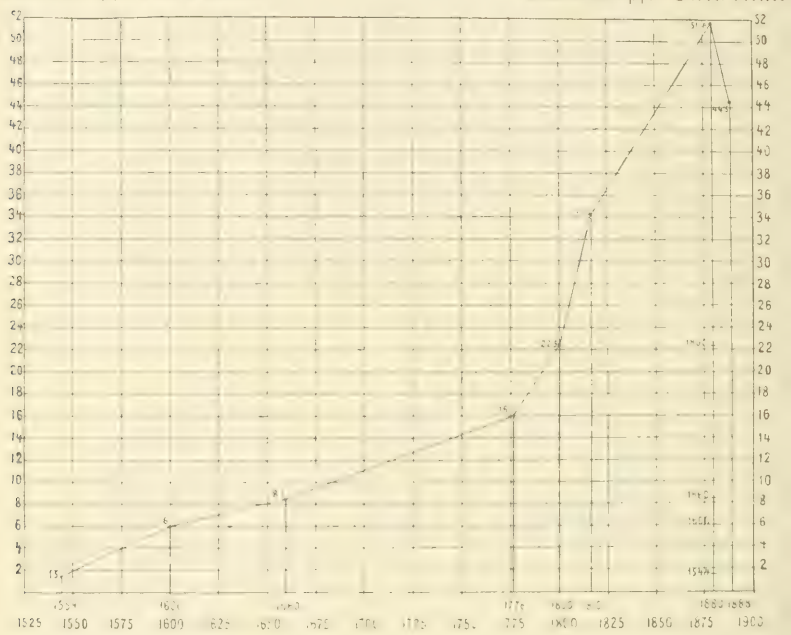
1776 die Rente in England 16 Mill. Pfd. Sterl. (Young),
1815 „ „ „ „ $34^1/_3$ „ „ (Mc. Culloch)

gewesen ist. Diese 40 Jahre sind die Epoche der in solcher Dauer rapidesten Rentensteigerung, die England kennt, gewesen. Es war die Zeit, von welcher Marx einmal berichtet (I. 617 Anmerkung 58): „Die Herren Landlords ‚indemnifizierten' sich nicht nur für den Antijakobinerkrieg, den sie im Namen Englands führten, sondern bereicherten sich enorm." Er zitiert hier einen Bourgeois-Schriftsteller jener Zeit, Ch. H. Parry, dem-

[1]) Die Daten nach Mulhall a. a. O. S. 341 und Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, § 156.

Fig. 8.

Zur Geschichte der Grundrente in England.



zufolge „ihre Renten sich verdoppelten, verdreifachten, vervierfachten und, in Ausnahmefällen, sich versechsfachten in 18 Jahren".

Diesem Zeitalter gelten auch die jüngst wieder [1]) einmal ausgegrabenen, von bitterstem Ingrimm gegen die alles ihrem Renteninteresse opfernden Grundbesitzer Englands triefenden Verse Byrons (im „Zeitalter von Bronze"):

> Der Friede that in Zorn die Freude wenden
> Der Teurungspatrioten — Krieg war Renten!
> Doch Lieb fürs Land, und dessen Schatz verschwenden,
> Wie reimt sich dies? — Der Reim darauf ist Renten!

[1]) Vgl. Brentano, Anfang und Ende der englischen Kornzölle, in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892, Nr. 15.

Und werden denn die Schuld zurück sie spenden?
Nein; nieder alles, nur hinauf die Renten!
Ihr Unglück, Glück, Wohl, Wehe, Anfang, Enden,
Sein, Hoffen, Andacht — Renten! Renten! Renten!

Für deutsches Gebiet und zwar speziell für das Moselland haben viel weiter zurückreichend die tiefgehenden Forschungen Lamprechts in seinem „Deutschen Wirtschaftsleben im Mittelalter" folgende Verhältniszahlen der Grundwertentwickelung zu Tage gebracht. Der Wert eines Morgens Ackerland ohne grundhörige Belastung

im 8. bis 9. Jahrhundert . . . . . mit 100 angesetzt, war
in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts . . . 1181, und
im 13. Jahrhundert auf 1671

gelangt. Lamprecht I. 2 S. 1509 bemerkt hiezu: „Es gibt kein Zeitalter deutscher Geschichte, in welchem eine auch nur annähernd gleich reißende Zunahme der Grundrente nachzuweisen wäre." Und zur Erklärung führt er an: „Gewiß wird auch vom 8. bis 13. Jahrhundert die Einverleibung von Kapital und Arbeit den Bodenwert wesentlich erhöht haben, wissen wir doch von einem Fortschritt der Wirtschaftsintensität dieser Epoche von einfachster Dreifelderwirtschaft bis zur Besommerung der Brache. Allein diese Erscheinungen erklären das außerordentliche Steigen der Grundrente nur zum geringsten Teile. Voll verständlich wird es erst im Lichte der Thatsache, daß das 11. und 12. Jahrhundert die letzte große Ausbauzeit jungfräulichen Bodens umschließt. Man kann sich diesen Ausbau kaum energisch genug denken. Nicht nur, daß er an sich bei steigender Bevölkerung selbstverständlich war — und die Bevölkerung vermehrte sich von 900—1100 um mindestens das Doppelte, bis 1200 um fast das Vierfache —; auch die im Verhältnis zu andern Preisen besonders hohen Getreidepreise der deutschen Kaiserzeit mußten ihn besonders begünstigen. So wurde denn in einem letzten großen Anlauf die Heimat endgültig erobert."

Lamprecht kann hier bloß für Westdeutschland gesprochen haben; denn die sogen. „endgültige Eroberung" der übrigen deutschen Heimat gehört nach dem 30jährigen Kriege erst den letzten Jahrzehnten des vorigen und den ersten unsres Jahrhunderts an; und jene Entwickelung der Grundrente im Moselland ist darum, wenn sie auch nicht völlig vereinzelt dasteht, weit entfernt, die durchschnittliche Entwickelung zu bezeichnen.

Und endlich handelt es sich doch um ziemlich lange Zeiträume. Während 450 Jahren, von 800 bis 1250, ist der Grundwert von 1 auf 16,7 gestiegen. In England stieg er in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit, von 1550 auf 1775, binnen 225 Jahren also, von 1,5 auf 16. Und doch wurde Erstaunliches darin nicht gefunden; im Gegenteil erscheint diese Entwickelung gegen die spätere außerordentlich langsam und unbedeutend. Im übrigen, um aus den deutschen Ziffern direkt eine Moral für England zu ziehen, so dürfte man in der Annahme vielleicht nicht fehlgehen, daß Gesamtengland um die Mitte des 16. Jahrhunderts ungefähr auf dem Kulturstande des Mosellandes in der Mitte des 13. Jahrhunderts war (keinesfalls darüber!) und aus der englischen Vorzeit bis 1660 die Rente ungefähr auch eine Verzwölf-, vielleicht eine Verfünfzehnfachung erfahren hat, wo dann die Linie des vorhin gebrachten Diagramms nach rückwärts angestückt, uns zeigen würde, wie außerordentlich unbedeutend die Entwickelung des Gesamtmittelalters gegenüber der Neuzeit und dem einen Jahrhundert neueste Zeit gewesen ist.

Lamprecht hat übrigens die Entwickelung im Mosellande noch über das 13. Jahrhundert hinaus verfolgt und gefunden, daß jene im 13. Jahrhundert mit 1671 gewerteten Ländereien

1301—1350 bei 2110
1351—1400 „ 3085

im Preise standen, so daß auch hier ein Jahrhundert allerdings glücklichster Entwickelung absolut nahezu so viel geleistet hätte wie das halbe Jahrtausend zuvor.

Lamprecht notiert weiterhin (S. 1238), des Vergleichs halber, aus einer schon erwähnten Arbeit des Grafen Goertz (S. 16) daß in Hannover sich der Bodenwert in der Epoche von etwa 1600—1860 vervierzehnfacht hat. Kaum dürfte diese Entwickelung über der durchschnittlichen deutschen stehen. Im allgemeinen ist ja anzunehmen, daß je weiter wir nach dem Osten Deutschlands fortschreiten, desto umfassender die Gebiete sind, welche die Grundrenten- und Grundwertentwickelung, die der Westen[1])

[1]) Vereinzelte Daten vgl. noch bei Paasche, Die Entwickelung der Preise und der Rente des Immobiliarbesitzes zu Halle a. S. 1875, wonach der Morgen mitten in der Feldflur bei Halle 1801 60 Thaler, 1875 300 Thaler wert war; für das vorige Jahrhundert sodann Ucke, Agrarkrisis S. 9. Weiters für eine Anzahl irischer Mustergüter Mitteilungen Michael Davitts in der Pall Mall Gazette vom 24. Juli 1885, reproduziert im Financial reform almanack 1892, S. 115. Hiernach betrug die Rente

binnen mehrerer Jahrhunderte, unter Umständen binnen eines Jahrtausends vollzogen hat, in Jahrzehnten oder doch nicht mehr als zwei Jahrhunderten nachgeholt haben.

Die stärkste Rentensteigerung hat in letzter Zeit selbstverständlich das neu aufgeschlossene Amerika erfahren. Sering (a. a. O. S. 466) bemerkt hierüber: „Wenn man in den Kolonisationsgebieten auf eine jährliche Steigerung der Bodenwerte um 10—15 % rechnet, so hat das seine vornehmste Ursache in der dort überall rapiden Volksvermehrung. Die fortschreitende Verbesserung der Kommunikationsmittel und ein

auf Gütern der		1691	1782 Tausende Pfd	1874 Sterl.
London Companies (Ulster)		6	8	71
Lord Conway (jetzt Sir R. Wallace)		2	25	74
Earl of Esser (jetzt Marquis of Bath)		1	?	20
Marquis of Donegal		4	44	?
Sir W. Courtney (jetzt Earl of Devon)		2	15	?
Earl of Cork		14	18 4 23 2,5	34 12 — 12
Lord Castlehaven (jetzt Lord Bantry)		—	1	15
Earl Fitzwilliam	(1729)	5	30	48
„ Annesley		—	2,5	29
„ of Caledon		—	1	20
Marquis of Conyngham		2	9	33
Earl of Kenmare		—	10	34
„ „ Kildare		3,5	—	48
Duke of Abercorn	(1729)	5	18	36

In Verhältniszifffern drückt sich die Steigerung folgendermaßen aus:

London Companies (Ulster)		100	333	1183
Lord Conway (jetzt Sir R. Wallace)		100	1250	3700
Earl of Esser (jetzt Marquis of Bath)		100	?	2000
Marquis of Donegal		100	1100	?
Sir W. Courtney (jetzt Earl of Devon)		100	750	?
Earl of Cork		—	100 100 — 100	189 300 — 480
Lord Castlehaven (jetzt Lord Bantry)		—	100	1500
Earl Fitzwilliam	(1729)	100	600	960
„ Annesley		—	100	1160
„ of Caledon		—	100	2000
Marquis of Conyngham		100	450	1650
Earl of Kenmare		—	100	340
„ „ Kildare		100	—	1371
Duke of Abercorn	(1729)	100	360	720

dadurch bewirktes Steigen der Getreidepreise kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Je weiter nach Osten, desto mehr verlangsamt sich sowohl die natürliche als die durch Einwanderung bewirkte Vermehrung der Bevölkerung, und dementsprechend ist die Wachstumsrate für den Wert des Nordens eine viel geringere." Die Bildung neuer Bevölkerungszentren, oder kurzweg die Städtebildung ist es, die der Rentenbildung derart am wirksamsten unter die Arme greift; doch ist dabei nicht zu vergessen, daß solcher Städtebildung geradezu allgemein die Schaffung der Verbindungen vorangeht und es danach schwerhält, auszusprechen, welchem der beiden Faktoren das größere Gewicht zukommt.

Wenn aber an dieser Stelle noch ein Wort über die Zukunft der Grundrente in den Kulturstaaten gesagt werden soll, so geht unsre hier nicht weiter zu belegende Meinung dahin, daß wir vor einer neuen Periode der Steigerung der Getreidepreise und damit der vervielfachten Grundrenten- und bei sinkendem Zinsfuß weiterhin vervielfachten Grundwertsteigerung stehen.

Soviel zum Thatbestand der landwirtschaftlichen Rente. Wir glaubten auch hier darauf halten zu sollen, die endgültige Auseinandersetzung mit der Wirtschaftserscheinung, um die es sich hier handelt, nicht bloß auf die Feststellung ihres Begriffs zu stützen, sondern, bevor wir das letzte Wort über sie sprechen, unsern Horizont geographisch und historisch möglichst zu erweitern und uns über ihre derzeitige verhältnismäßige Bedeutung im Wirtschaftsleben zu unterrichten. Jetzt mögen wir etwa soweit sein, ein Stück in der theoretischen Betrachtung wieder vorrücken zu können.

Wir sind bisher — mit der gegenwärtigen Theorie — stets davon ausgegangen, daß was wir hier unter dem Titel „Grundrente" beobachtet haben, in der That „Grundrente" sei. Aber die Bezeichnung als „Grundrente" kommt den Einkommenserscheinungen, um die es sich hier handelt, nur sehr bedingt zu, und dies hat seine große Bedeutung für die sogenannte ethische Beurteilung und sozialpolitische Behandlung der Grundrente. Diese lebt nämlich noch in anderm als dem vorbezeichneten Sinne ein Sonderleben. Sie ist nicht nur völlig individuell,

und ihre Extreme, wie die Anfangs- und Zielpunkte ihrer Entwickelung stehen weiter auseinander als beim Arbeitslohne, beim Kapitalzins; sondern sie ist vor allem – nur zu geringem Teile das, als was sie sich ausgibt. Die Thatsache, um die es sich hier handelt, ist bekannt. Und wenn wir sie hier nachdrücklich hervorheben, so sagen wir damit etwas, was durch das Bewußtsein jedes Betrachters nationalökonomischer Dinge schimmert, wenn auch bisher nur unzureichend vorgestellt, ungenügend bewußt geworden, und infolgedessen ungewürdigt geblieben ist.

Die Sonderlingsnatur der Grundrente besteht vorzüglich auch darin, daß der Grundrentenbezieher nach aller Erfahrung in seiner Rente nur zum kleinsten Teile Rente und zum weit größeren nichts als gemeinen Kapitalzins bezieht. Renten werden immer neu und neu kapitalisiert und in dieser kapitalisierten Form vom „Rentengut" weg, aus dem Gut hinaus bezahlt 1. an Miterben, 2. an Gutsverkäufer. Um den zweiten, den einfacheren Fall zu nehmen, so bemißt sich der Kaufpreis des Gutes unter den früher genannten Modalitäten in der That nach seiner Rente. Aber eben deswegen tritt nicht der Käufer und nunmehrige Besitzer des Gutes, sondern sein Verkäufer, sein alsbaldiger „Nichtbesitzer" in den Genuß der Rente, und dort, wo man weiterhin die Rente sucht, ist keine Rente mehr, sondern eben „gemeiner Kapitalzins". Die Zahl der Güter, welche durch lange Perioden der Rentensteigerung in der Hand einer Familie, ohne Verpflichtung für die die Erbschaft antretenden Söhne, an Miterben aus dem Rentenfonds etwas auszuzahlen, geblieben sind, ist sehr gering. Fast kommen hier nur die Fideikommisse in Betracht. Diese sind allerdings „Rentengüter" in jenem gewissen Sinne. In nahezu allen andern Fällen, und zwar ebensowohl für das Bauern- wie für das Herrschaftsgut, ist die Rente in Gestalt (höheren) Kaufpreises oder der Auszahlung von Miterben immer neu in das Eigentum andrer als des Besitzers des Grundstücks gegangen.

Das ist nun — wie eingangs bemerkt — eine im Grunde nicht unbekannte, da allgemein „geübte" Erscheinung. Das hindert

aber nicht, daß sie es zu irgend ausreichender Verwertung bei Beurteilung des Grundrentenphänomens bisher nicht gebracht hat. Und dies ist bedauerlich. Wäre sie mit allem Nachdruck entwickelt worden und unveräußerlich in unser Wissen von der Grundrente eingegangen, so hätte beispielsweise die moderne auf Verstaatlichung des Grundbesitzes gerichtete Bewegung nicht beiläufig bloß, sondern in steter Wiederholung den Einwand erfahren müssen: Diejenigen, die die Rente bezogen haben, sind längst in alle Winde, und diejenigen, die die Rente heute beziehen, haben sie bei Ankauf des Grundstücks oder bei Abfindung von Miterben voll oder nahezu voll ausgezahlt. Selbst die Annahme, daß im Preis des Grundstücks auch die Anwartschaft auf steigende Grundrente gezahlt wird, sogar die künftige Steigerung also in barem Gelde bereits, wenigstens zum Teile, „abgelöst" ist, dürfte sich „auszuweisen" in der Lage sein. Jedenfalls ist aber derjenige, den Henry George fassen will, der Besitzer der „Grundrente", beileibe nicht mehr Grundbesitzer, sondern ein ehrsamer Handwerker, oder kleiner Beamter, oder ein Rentner, der von den Zinsen seiner Staatspapiere und Aktien lebt. Auf diese Elemente hätte danach, kriegte man sie nur so leicht zu fassen, eine radikal vorgehende Grundverstaatlichung ihr Augenmerk zu richten, sie wären die zu expropriierenden, nicht aber die in der That größtenteils „unschuldigen" Grundbesitzer, an denen die Grundrentenexpropriation längst, durch eigenen Willen, freilich nicht zu Gunsten der Gesamtheit, vollzogen worden ist.

Die „Rente" des Grundbesitzers, wohl unterschieden von der Grundrente, ist stets niedrig gewesen. Bereits Friedrich der Große erwidert (1763) auf das Gesuch jenes Kommerzienrates, ein adliges Gut für 40000 Thlr. ankaufen zu dürfen: „40000 Thlr. im Negotio bringen 8%, in gühter nuhr 4, also verstehet er sein Handwerk nicht[1])". Aber Roscher (Grundlagen § 154, Anm. 4) findet schon bei den alten Griechen

[1]) Vgl. Jacobi, ländliche Zustände in Schlesien 1884, S. 110.

„Spuren", daß Grundbesitz sich zu niedrigerem als dem landesüblichen Zinsfuß fruktifizierte; dafür, daß es auch bei den Römern so gewesen, legt eine Bemerkung in Friedländers Sittengesch. Roms 1888, I. S. 368 nach Dio und Sueton Zeugnis ab, und am andern Ende der historischen Entwickelung, in unserm Jahrhundert, drängt sich die Beobachtung nur immer neu auf. Löll (Getreideschutzzoll S. 15) berichtet aus der ersten Hälfte desselben wie von später, daß die „tüchtigsten" unter den Gutsbesitzern „herzlich" froh waren, wenn es ihnen gelang, auch nur 3 % Zinsen von ihrem angelegten Grundkapital herauszuwirtschaften". Nasse beruft sich für England (Agrar. Zustände S. 134) auf den bekannten Sir James Caird, nach welchem man sich bei der Anlegung von Kapital in Grund und Boden mit einem Zins von $2\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{3}$ % begnüge, und wieder Roscher (a. a. O. § 154, Anm. 6) führt nach dem Journal des Économistes für Frankreich an, wie auch hier Grundstücke ihren Kaufschilling stets nur mit 2 bis 3% verzinsten.

Diese wiederkehrenden 2, 3 bis knapp $3\frac{1}{2}$ % sind offenbar nichts als durch die Länder hin ausgeglichener Kapitalzins. Man hat, wenn es ihrer überhaupt bedarf, noch andre Indizien dafür. So die Beobachtung, daß je größer die theoretische Grundrente sein sollte, desto kleiner die faktische ist oder doch sein kann. Engel im Jahrbuch der Statistik und Staatswirtschaft des Königreichs Sachsen von 1853 hat Auszüge aus einer in Belgien in den fünfziger Jahren unternommenen, auch sonst viel benutzten agrarischen Enquete mitgeteilt. Er verzeichnet u. a. folgende Tabelle (S. 290):

Oertlichkeiten Fruchtbarkeitsregionen	Kaufpreis eines Hektar	Pachtpreis des Landes	Grundrente per Hektar	Dichtigk. d. Bevölk. Auf 100 Bewohner kommen Hektar Bodenfläche
	Fr.	Fr.	%	
Fruchtbarste Region[1]	3538	88,79	2,50	53
Fruchtbare Sandgegend	2863	80,11	2,79	36

[1] Am linken Ufer der Maas.

Örtlichkeiten Fruchtbarkeitsregionen	Kaufpreis eines Hektar	Pachtpreis des Landes	Grundrente per Hektar	Dichtigk. d. Bevölk. Auf 100 Bewohner kommen Hektar Bodenfläche
	Fr.	Fr.	%	
Region der Polders [1]	2300	64,70	2,81	69
„ des Condroz [2]	1726	43,99	2,54	164
„ der Campine [3]	1115	34,50	3,09	184
Luxemburger Kalkgegend	928	36,12	3,88	145
Region der Ardennen	597	31,12	5,21	305

Wo die Grundrente am höchsten sein sollte, ist sie am niedrigsten, wo sie am niedrigsten sein sollte, am höchsten. Daraus geht unzweideutig hervor, daß die hier ausgewiesene Grundrente weit davon entfernt ist, die gesuchte Grundrente zu sein, sondern daß sie etwas ganz andres sein muß. Der Zusammenhang zwischen Grundrente und Grundpreis ist unzweifelhaft; nach letzterem gemessen sollte nun in der fruchtbarsten Region der Acker nahe das Siebenfache dessen in den Ardennen „tragen"; statt dessen trägt er an „Rente" nicht einmal die Hälfte. Die Abweichung der Bahn, die die Grundrente einschlägt gegen die von der Theorie berechnete geht also in die 1400 %.

Noch einige weitere Daten! Nach der Tübinger Zeitschrift 1855, S. 217 war die Grundrente in Belgien im Verhältnis zum Kapitalwert der Grundstücke

1830	2,62 %	1840	2,65 %
1835	2,62 „	1846	2,80 „

Der Kapitalist freilich, der 1830 gekauft, und der Bauer, der seit 1830 keine Zahlungen aus der Grundrente zu leisten hatte, konnte, wie weiter ausgewiesen wird, auf den Wert des Grund und Bodens von 1830 eine Durchschnittsrente von 3,94 % ver-

[1] Die weiten Ebenen in Belgien und Holland, die durch Dünen vor der Ueberschwemmung des Meeres geschützt sind. Die meisten und beträchtlichsten in der Provinz Antwerpen.

[2] Eine durch ihren Torfreichtum ausgezeichnete Gegend in der Provinz Lüttich.

[3] Eine ungeheure Ebene zwischen der Schelde und Maas, auf welcher Heide, Sümpfe und Teiche mit fruchtbaren Gegenden abwechseln.

zeichnen. (Es rechtfertigte sich daher, den Kauf trotz des niedrigen Anfangszinsfußes auszuführen.)

Zum Schluß sei aber noch darauf aufmerksam gemacht, daß in Zeiten stärkeren Steigens der Rente auch der Besitzwechsel in Grundstücken ein viel häufigerer ist als bei vergleichsweisem Stillstande jener. Bereits Weber, Ueber die Teuerung und Teuerungspolizei, Göttingen 1807, S. 58 f. macht darauf aufmerksam: „Es gibt Landgüter, die sonst 200 bis 300 Jahre bei einer Familie geblieben und mit ihrem Geldwert also in keine Zirkulation gekommen sind, und die in den letzten 10 bis 15 Jahren ihre Besitzer drei-, vier-, auch wohl sechsmal verändert haben." Aehnlich bemerkt Rodbertus (Kreditnot des Grundbesitzes I. S. 50): „Die Besitzveränderungen sind bei weitem zahlreicher, als man von vornherein anzunehmen geneigt ist." Er beruft sich hierfür auf Erhebungen der preußischen Regierung, die er dann auch vollinhaltlich mitteilt. Es geht daraus hervor, „daß auf 11771 Rittergüter der Provinzen Preußen, Pommern — mit Ausnahme von Neuvorpommern — Posen, Schlesien, den Marken, Sachsen und Westfalen während der dreißigjährigen Periode von 1835 bis 1864 23654 Besitzveränderungen kamen. Darunter sind 7903 Erbfälle, 14404 freiwillige, 1347 notwendige Verkäufe. Jedes Gut hat also (auf diesem oder jenem Wege) durchschnittlich zweimal den Besitzer gewechselt[1])."

Es leuchtet wohl ein, daß diese Feststellungen ihre Be-

[1]) Scheidet man den dreißigjährigen Zeitraum von 1835—1864 in drei Dezennien, so sind in dem ersten Dezennium von 1835—1844, in welchem die Wertsteigerung der Güter begann und gegen den Ausgang desselben verhältnismäßig am größten war, auch die meisten freiwilligen Verkäufe vorgekommen, nämlich 4976; im folgenden Dezennium fällt diese Zahl auf 4694; im letzten steigt sie wieder auf 4734. — Vgl. noch Adolf Wagner „Grundlegung der Volkswirtschaftslehre" 1879, § 355, und Nasse, Agrarische Zustände in England S. 135.

Daß mit dieser fortwährenden Rentenabgabe die „Kreditnot" des Grundbesitzes zusammenhängt, ist selbstverständlich. Daß diese Rentenabgabe kapitalisiert erfolgt (Rodbertus!), kommt erst in zweiter Linie in Betracht.

deutung haben für die Beurteilung des sozialen „Wertes" der Grundrente und weiterhin dann für die sozialpolitische Behandlung, die sie erfahren soll. Wir haben seinerzeit in rein theoretischer Erörterung bemerkt, daß die Rente, weil nicht nur arbeitslos erworben, sondern auch ohne die Unterlage volkswirtschaftlicher Funktionen, wie der Zins sie voraussetzt, geringeren Rechtes sei als dieser. Nun wurde aber gefunden, daß das, was uns unter dem Namen „Rente" begegnet, zum weitaus größten Teile in weitaus den meisten Fällen nicht Rente, sondern auch nur einfacher Kapitalzins sei[1]) und die Rente an Personen abgeliefert werde, die mit erfolgter Auslieferung nichts mehr mit Grundbesitz zu thun haben.

Vielleicht bedarf aber doch auch diese letztere Feststellung

---

[1]) Selbstverständlich hat unsre Auseinandersetzung nichts gemein mit der Theorie Careys und Bastiats, wonach die ursprüngliche Grundrente Kapitalsertrag sei, Ertrag des im Boden festgefahrenen, in denselben gleichsam eingepflügten Kapitals. Schon unser Begriff der Rente, weiterhin aber unsre Aussprache über die Entstehung und die Geschichte der Rente schließen ein solches Mißverständnis aus. Immerhin gilt aber auch von dieser Theorie, was Schleiermacher einmal in seiner „Christlichen Sitte" gesagt hat: „Der Irrtum ist nur an der Wahrheit." Die „Wahrheit" ist im vorliegenden Falle eine zweifache: die eine liegt darin, daß der Boden im Laufe der Jahrtausende, insbesondere aber des letzten Jahrhunderts Kapitalzusätze in kolossalen Beträgen empfangen hat; die zweite darin, daß der größte Teil der Rente aus dem Boden herausbezahlt ist und in vielen Fällen der Grundbesitzer von heute seinen Besitz als „Kapitalist" angetreten hat und in erster Linie „Zins" von ihm verlangt. Daß das Wahre am Irrtum aber trotz Rodbertus und so markanter Aeußerungen, wie (Kredit not I. S. 44): „das Kapital schöpft fortwährend das Fett von ihm (dem Grundbesitz) ab", die hundertfachen Widerhall in Gelegenheitsschriften finden, nicht erkannt und ausgehoben ist, legt neuerlich Zeugnis davon ab, wie wenig die Beobachtung gegen eine Theorie vermag, die einmal Fuß gefaßt hat. Nicht selten ist der richtige Beobachter gleichzeitig Zuhälter der diese Beobachtung auf den Kopf stellenden Theorie. So erklärt es sich auch, daß, wie Schäffle einmal („Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse" 1867, S. 37) bemerkt, „seit 1815 etliche zwanzig Bände über diese Rentenform geschrieben worden sind, um im Jahre 1867 noch aufs lebhafteste darüber zu streiten, ob die Grundrente überhaupt existiere!"

einer Modifikation. Wir haben bisher nämlich von der landwirtschaftlichen Rente allein gesprochen, während es neben dieser, wie wir bereits wissen, eine ganze Anzahl anderweitiger Rentenbildungen gibt. Für England ist beispielsweise erhoben, daß die sogenannte Hausrente ihrem Gewicht nach die landwirtschaftliche Rente außerordentlich überragt, und unsre Darstellung wäre daher im höchsten Grade unvollkommen, wollten wir nicht auch dieser Hausrente eine nähere Betrachtung gönnen. In das Gebiet dieser Hausrente verweist man zweckmäßig auch die Rentenbildungen auf städtischen unbebauten Grundstücken, sogenannten Baustellen. Und für diese Rentenbildungen liegt, weil es sich hier um Auffälligkeiten ersten Ranges — für den volkswirtschaftlichen Laien völlig um Naturwunder — handelt, eine größere Anzahl lokaler Daten vor.

Im allgemeinen ist zu bemerken, daß die Wanderung vom Lande in die Stadt, die unser Jahrhundert mehr als ein früheres kennzeichnet, und die heute sicher noch lange nicht zum Abschluß gelangt ist, jene erstaunliche Entwickelung der Hausrente erklärt.

Zur Geschichte der Hausrente.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts (1377) waren die größten Städte in England [1])

	mit Einwohnern:				
London	35200	Norwich	6300	Newcastle	4300
York	11400	Lincoln	5500	Oxford	3800
Bristol	9200	Lynn	5200	Gloucester	3400
Plymouth	7300	Canterbury	4700	Leicester	3200
Coventry	7100	Colchester	4500	Shrewsbury	3000

Im Jahre 1688 hatte England, abgesehen von den 530000 Einwohnern Londons, eine städtische Bevölkerung von insgesamt 870000 Menschen (bei im ganzen 5½ Millionen). Die größten Städte nach London waren [2]) Bristol und Norwich mit 29000 und 28000 Einwohnern, und insgesamt hatten — mit London — nur 12 Städte mindestens 4000 Einwohner. Auch zu Anfang unsres Jahrhunderts gab es außer London keine einzige

[1]) Vgl. Mulhall a. a. O. S. 445.
[2]) Aus Faber (a. a. O. S. 6) nach Macaulay.

Stadt in England (ohne Schottland und Irland), die 100000 Einwohnern zählte. Aber schon besaßen 5 mehr als 50000. Heute endlich, 1891, hat es solcher Städte von über 50000 Einwohner nicht weniger als 62. Und im ganzen besaß England (immer ohne Schottland und Irland) an Städten nach dem Zensus vom 1. April 1891[1])

6	mit	250000	Einwohnern und mehr
18	„	100—250000	„
38	„	50—100000	„
120	„	20— 50000	„
176	„	10— 20000	„
453	„	3— 10000	„

Während gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Zahl der Städte mit 3000 Einwohnern und mehr 15 war, hat es heute ihrer — bei einer Bevölkerung von insgesamt 29 Millionen — 811. Volle 71,7% der englischen Bevölkerung wohnen in Städten („städtischen Sanitätsbezirken")! Klar ist aber und weiter nicht beweisbedürftig, daß der Wert städtischer Grundstücke und Bauten unter solchen Umständen enorm steigen mußte.

Auf dem Kontinent allerdings ist die städtische Bevölkerung nicht so rapid gewachsen. Immerhin besaß auch Deutschland 1890 (bei einer Gesamtbevölkerung von 49,4 Millionen Menschen) nicht weniger als 47 Städte mit mehr als 50000 Einwohnern[2]). 1885 fanden sich hier 13,1% der Reichsbevölkerung[3]) zusammen, während vor einem halben Jahrhundert, 1834, die preußischen Städte dieser Größe erst 3,4% der (preuß.) Gesamtbevölkerung[4]) in ihren Mauern hatten.

Am deutlichsten können wir darnach die Steigerung der Hausrente wieder in England verfolgen. Die von Mulhall (a. a. O. S. 313) erwähnten Fälle höchsten städtischen Grundwertes von 300000, 330000, 820000 und selbst 1260000 Pfd. Sterl. per Acre (= rund 18,75, 20,6, 51 und 80 Millionen Franken pro ha) aus 1880—88 im Zentrum von London[5]) und

---

[1]) Vgl. Preliminary Report 1891, S. VII.

[2]) Stat. Jahrb. f. d. Deutsche Reich. Nach dem Verhältnis Englands sollte es ihrer 100 haben.

[3]) Stat. Jahrb. deutscher Städte I. S. 14.

[4]) Nach Schwabe, aus Schmoller, Deutsch. Kleingewerbe S. 193.

[5]) Den höchsten für landwirtschaftlich genutzten Boden bisher gezahlten Preisen dürften die in unsern Tagen für die Rebgelände des Wormser Liebfrauenstifts gezahlten angehören mit 28000 Mark für ¼ ha, also 112000 Mark für den Hektar (nach einer im Oktober 1890 durch die Zeitungen gegangenen Notiz).

der Steigerung des Wertes eines Hauses von 25 Pfd. Sterl. in 1665 auf 2600 Pfd. Sterl. in 1877, also auf das 104fache binnen 212 Jahren, seien hier nur beiläufig erwähnt. Der letztere Fall ist zweifellos sowohl in London wie anderweitig übertrumpft[1]). Was dagegen den Wert größerer städtischer Komplexe betrifft, so dürften die sogenannten Renten- oder Mietwertsteigerungen durchaus nicht auf Rechnung der „Rente" in engerem Sinne allein zu setzen sein, ja meist ist ihr nicht einmal der größere Teil des Zuwachses zu danken.

Am nachdrücklichsten wird die Antirentenagitation in England seitens der Gladstonianer betrieben. Ihr Jahrbuch, der Financial reform almanack, führt 1891, S. 22 an: „Die Jahresrente Großlondons war nach der Erhebung von 1886 ungefähr 37 Millionen Pfd. Sterl. (925 Millionen Franken), gleich einem Kapital von — wenn man eine Kapitalisierungsrate von nur 15 zu Grunde legt — 555 Millionen Pfd. Sterl. ($13^3/_4$ Milliarden Franken). 1870 war die Jahresrente nur 22 Millionen Pfd. Sterl. gewesen, gleich einem Kapital von 330 Millionen Pfd. Sterl. ($8^1/_4$ Milliarden Franken)." Daraus wolle man entnehmen, wie riesenhaft der jährliche Zuwachs ist. Weiterhin wird dann aber die verdiente und „unverdiente" Rentensteigerung geschieden, und berechnet, der jährliche „unverdiente" Rentenzuwachs in der Zeit von 1870 auf 1886 sei im Durchschnitt 305000 Pfd. Sterl. gewesen; derart betrage dieser Zuwachs insgesamt binnen 17 Jahren: 6093000 Pfd. Sterl., gleich $^1/_6$ der gegenwärtigen Londoner Gesamtrente. Kapitalisiert sei damit den Haus- bezw. Hausgrundbesitzern Londons ein Betrag von $4^1/_2$ Millionen Pfd. Sterl. (= $112^1/_2$ Millionen Franken) zugeflossen. — So die offiziöse Rechnung der englischen Liberalen. Aber so zuversichtlich sie auftritt, ihre Richtigkeit ist doch zu bezweifeln, und wir schenken der Schätzung Mulhalls als eines Unbeteiligten größeren Glauben, wonach nur 30% des jährlichen Renten- und Wertzuwachses auf Rechnung der Rente in engerem Sinne, d. h. des unverdienten Rentenzuwachses zu setzen seien. Immerhin würden danach von der Steigerung, die die Londoner Rente von 1801 auf 1888 aus 3,7 Millionen Pfd. Sterl. auf 37,4 Millionen Pfd. Sterl. erfuhr, 10 Millionen Pfd. Sterl. = 250 Millionen Franken auf Rech-

[1]) Oefter sind die Ziffern für das Haus, in welchem A. v. Humboldt geboren wurde, mitgeteilt worden: Wert 1746 4350, 1865 140000 Thlr. Dies ist eine Steigerung auf das 32fache binnen 119 Jahren.

nung des sogenannten „unearned increment" entfallen. Dies würde einer Separatverzinsung des Kapitals infolge des Rentenbezugs (Zinseszinsen bei halbjähriger Zinsverrechnung) von noch nicht $^1/_5$ (genau 0,19)% (nach dem Financial reform almanack angeblich — mit auch infolge unzulässiger Rechnungsweise — rund 1%!) entsprechen [1]).

Der städtische Hausbesitzer in einer Metropole wie London gewinnt infolge des Rentenzuwachses jährlich im Durchschnitt $^1/_5$% über den Zins. Nun entsteht aber auch hier die Frage, ob die Rente nicht immer neu durch Kapitalisierung und Verkauf des Rentenobjekts von dem letzteren abgelöst wird und dieses in der Hand des Käufers die Natur wieder einer mobilen Kapitalsanlage annimmt!? Und weiterhin, ob nicht Käufer und Verkäufer städtischen Grundes bezw. Hausbesitzes im Preis auf jene Rentensteigerung Rücksicht nehmen und darum das Kaufobjekt teurer bezahlt wird, als wenn jene Rentensteigerung nicht zu gewärtigen wäre! So daß der Zins, den der Besitzer von seinem Besitze zieht, im Maße des in seiner Gewärtigung gezahlten höheren Kaufpreises wieder eine Reduktion zu erfahren hätte! Allerdings sind das Fragen, welche sich nicht im Handumdrehen und mit dem bisher vorbereiteten Material überhaupt nicht beantworten lassen.

Sicher ist immerhin, daß wir im städtischen Bauplatz- und Hausbesitzer weit mehr einen wirklichen „Renten"Bezieher vor uns haben, als im Landwirt. Und noch ein andres Moment wirkt dabei mit. Der Hausbesitz kennt so gut wie keine Ertragsgefahr, während der Landwirt genötigt ist, wenigstens bisher genötigt war, aus seinem Einkommen einen Teil als Risikoprämie zurückzulegen. Für England ist beispielsweise konstatiert [2]),

[1]) In einer Versammlung des Berliner Vereins für Bodenbesitzreform vom April 1890 wurde der Mietszuwachs in einer Reihe von Straßen aus allen 18 Stadtvierteln für die Zeit von 1868 bis 1877 in Häusern, die keine baulichen Veränderungen erfahren hatten, mit 40—100% festgestellt! Diese Ziffer bezeichnet ganz entschieden nicht den Durchschnitt.

[2]) Vgl. Paasche 1892, S. 9. Viel weiter geht eine Berechnung Sir James Cairds, wonach in 10 Jahren (1875—85) der Verlust englischer

daß die jährlichen Einkommen der Grundeigentümer sich seit 1877/80 auf 1890 um 250 Millionen Franken vermindert haben, infolge der landwirtschaftlichen Krise, welche freilich mit besonderer Gewalt über England hereingebrochen war, aber trotzdem hier leichter getragen wurde, weil nicht Millionen Bauern, sondern neben den bloß vorübergehend etwas in Mitleidenschaft gezogenen Pächtern wenige Tausende Großkapitalisten sie auszukosten hatten. Aehnliche Fährlichkeiten drohen dem städtischen Grundbesitzer in der Regel nicht. Der Begriff der „verfallenden“ Städte ist ja unserm Jahrhundert für Kultureuropa unbekannt.

Wir wollen diese Erörterungen nicht weiterspinnen. Was an dieser Stelle darzulegen war, ist, hoffen wir, geschehen. Die Rente ist ein Einkommen noch geringeren Rechtes als der Kapitalzins. Aber dort, wo wir die Rente zu fassen suchen, ist häufig nichts als Kapitalzins, oder doch im Kern Kapitalzins mit einem leichten Rentenanflug. Henry George (a. a. O. S. 255) führt an: „Die Rente von Ackerland in England ist jetzt, Professor Rogers zufolge, in Geld gemessen 120 mal so groß, als sie vor 500 Jahren war, und in Weizen gemessen 14 mal so groß, während bei Rente von Baugrundstücken oder Bergwerksbesitz die Steigerung noch unvergleichlich größer ist.“ Viel mehr Ziffern als diese werden von H. George in seinem glänzend geschriebenen, aber durch Maßverschiebungen bei allen betrachteten Wirtschaftsphänomenen auch im theoretischen Ergebnis völlig verfehlten Werke nicht beigebracht. Solche „Maßverschiebungen“ machen auch in unserm Falle seiner Deduktion den Garaus. Bei jener 120fachen Vergrößerung nämlich, auf die er uns, gestützt auf Rogers, hinweist, übersieht er einmal die im Grund und Boden begrabenen Kapitalien (und die in ihm Kapital gewordene Arbeit), und weiterhin, daß von den 119 Ad-

Grundbesitzer am Werte ihrer Realitäten 14800 Millionen Mark gewesen wäre. Vgl. hierüber Philippovich, Zur gegenwärtigen Lage der britischen Volkswirtschaft, in den Preußischen Jahrbüchern Bd. LIX, S. 424 f.

denden, die binnen eines halben Jahrtausends zur damaligen Rente von 1 hinzugetreten sind, der weitaus größte Teil an Personen ausgeliefert worden ist, welche mit Ackerbau längst nichts mehr zu thun haben. Wie die Dinge heute liegen, ist es ein Kampf gegen Windmühlen, den die Grundverstaatlichungsaktion führt; denn jene, die sie als Rentner auf- und angreift, sind weit entfernt, die Rentner, die sie meint, zu sein. Es sind nichts als ehrbare Kapitalisten und ihr Einkommen nur etwa im Falle großstädtischen Hausbesitzes anders zu behandeln als jeder Kapitalzinsbezug.

Daß unsere Gesellschaft *Rente* schafft, bleibt selbstverständlich nichtsdestoweniger zu Recht bestehen. Ebenso, daß dieselbe der Allgemeinheit dienstbar gemacht werden könne.

F. Zur Einkommenslehre im allgemeinen.

Die äußere Anordnung, in der wir bisher die Einkommenskategorien abgehandelt haben, trägt ziemlich das Gepräge der klassischen Ueberlieferung. Seitdem die klassische Nationalökonomie die Unterscheidung der Einkommen in Grundrente, Arbeitslohn, Unternehmergewinn, Kapitalzins getroffen hat, kehrt sie in allen Lehrbüchern und Systemen wieder, und wenn einmal ein Nationalökonom sich einen Seitensprung erlaubt, wie es etwa Ad. Wagner (Konjunkturengewinn) oder Schäffle (größere Allgemeinheit der Rente) gethan haben, so stellt die Uebertretung für ihn selbst die Einkommenslehre nicht in Frage, und was die übrige Wissenschaft anbetrifft, so geht sie über diese ihrer selbst nur halb bewußt gewordenen Versuche, sie von den ausgefahrenen Geleisen abzudrängen, zur Tagesordnung über. Es ist die gewisse kosmische Kraft, welche bewirkt, daß sie, solange nicht ein ausdrückliches Veto eingelegt ist, immer neu in die vier Wände des liebgewordenen Systems zurückfällt.

Wir, im Interesse unsrer Aufgabe, glauben ihr auch hier die Gefolgschaft weigern zu sollen. Wir stellen also von uns aus die Frage: „Wie sind die Einkommen zu gliedern?“ Das heute rezipierte klassische System hat sich an die Berufe angelehnt:

Grundbesitzer, Kapitalisten, Arbeiter und später, in Unterscheidung von den Zweitgenannten, „Arbeitsherren". Die Scheidung der Berufe ist ein zu Tage liegendes Phänomen, und auf sie lassen sich daher ganz ohne Schwierigkeit Kategorien pfropfen. Vielleicht hätte darum, zur Kategorienbildung nach diesem Schema aufgefordert, die „klassische Nationalökonomie, mit der modernen Berufsstatistik in der Hand, an den vier Spezies sich nicht genügen lassen. — Sollen wir nun nachholen, was sie versäumt hat, und die Berufsstatistik also für uns der Grundriß sein, in welchen wir die Einkommenslehre einbauen?

Ein Zwei- und Dreifaches steht dem entgegen: 1. daß aller Erfahrung nach Einkommen gewonnen werden außerhalb des Berufs, von Angehörigen nichtwirtschaftlicher Berufe beispielsweise, und sodann: von Angehörigen eines Berufs wieder nicht *aus* diesem Berufe. Sodann kömmt 2. für uns in Betracht, daß hier keine theoretische Volkswirtschaftslehre (die in der That die Aufgabe hat, vollständig zu sein) zu schreiben ist, sondern nur die *sozial auffälligen* Einkommenserscheinungen verzeichnet werden sollen, d. h. jene, welche entweder durch ihre Massigkeit hervorragen und die mächtigen Quadern des Gesellschaftsbaues bilden, wie auch jene „vier" Einkommenskategorien, von denen bisher allein gesprochen worden ist, und sodann jene, welche durch ihre Eigentümlichkeit die Aufmerksamkeit des Sozialökonomen fesseln und verdienen.

Nur ist allerdings, auch in dieser Weise gefaßt, die Aufgabe nicht leicht. Sie wäre solches, besäßen wir neben der Berufsstatistik etwa eine „Einkommensquellenstatistik". Aber diese fehlt, und wird vermutlich immer fehlen, und am meisten dort, wo sie für uns am interessantesten sein müßte. Denn die Vermögensgeschichte ist meist eine Geheimgeschichte, und das Halbdunkel, in dem sie gespielt haben mag, wird nach „vollzogener" Entwickelung von demjenigen, „dem's geglückt ist", häufig genug mit den tiefen Schatten einer eigentlichen Nacht vertauscht.

Sind wir also doch auf die Berufsstatistik als Materialsammlung zurückgeworfen? Und weiterhin, da der Umgang mit

ihr uns mehr aus dem Standpunkte des theoretischen Forschers, als aus jenem, der das sozial in höherem Grade Merkwürdige ausheben will, Erfolg verspricht, zu einem Verzicht gedrängt? Wir schöpfen einige Hoffnung, daß uns nicht jeder Ausweg versperrt ist, daraus, daß Marx einmal zu dem Ziele, wovon wir hier zurückstehen sollen, nicht ganz erfolglos einen Anlauf genommen hat. Er hat in sein großes Werk ein Kapitel eingefügt über die „Accumulation des Kapitals“, und wie man sich erinnert, ist er darin zu scharf umrissenen Anschauungen über Vermögensentstehung im allgemeinen gekommen. Das Ergebnis seiner Untersuchung lautet, um das hier zu wiederholen: „Wenn das Geld, nach Augier, mit natürlichen Blutflecken auf einer Backe zur Welt kommt, so das Kapital von Kopf bis Zeh, aus allen Poren Blut und Schmutz triefend.“

Unter allen Umständen ist es unsere Pflicht, den Leser an dieser Stelle mit den Thatsachen, auf die Marx sich in der Darstellung beruft, die zu so entsetzlichem Resultat gelangt, bekannt zu machen. Vielleicht ergeben sich daraus sodann auch Anhaltspunkte, wie wir etwa die Aufgabe, die uns so viel zu schaffen machen will, anpacken konnten.

Das Feld, auf dem Marx sich in seiner Geschichte des Kapitals bewegt, ist wieder England. Er führt aus: „Die ökonomische Struktur der kapitalistischen Gesellschaft ist hervorgegangen aus der ökonomischen Struktur der feudalen Gesellschaft. Die Auflösung dieser hat die Elemente jener freigesetzt (S. 738).“ „Die Expropriation des ländlichen Produzenten, des Bauern, von Grund und Boden bildet die Grundlage des ganzen Prozesses (S. 740).“

In den letzten Dezennien des 17. Jahrhunderts war die unabhängige Bauernschaft in England der Zahl nach noch außerordentlich groß. Sie war durch die Steigerung der Grundrenten reich geworden und hatte die Hauptstärke der Heere Cromwells gebildet. Im 18. Jahrhundert mit der sogenannten Glorious revolution und der Einsetzung Wilhelms III. des Oraniers auf den Thron änderte sich dies: 1. hatten die Großgrund-

besitzer durch Schafzucht Barvermögen gesammelt und konnten kleinere Bauern ohne Schwierigkeit auskaufen; 2. wurden durch Wilhelm III. an seine Getreuen Staatsgüter verschenkt, d. h. so gut wie verschenkt, nämlich zu Spottpreisen verkauft, was diesen Großgrundbesitzern neuerdings ein übriges zukommen ließ, vermittelst dessen sie Bauern auskaufen konnten; 3. wurde unter Wilhelm Irland endgültig an Englands Größe verteilt; 4. wurden von den Grundherren wüste Gemeindelandereien, die Allmenden, eingezogen, aber neben wüsten Stücken gingen auch bebaute mit. Bis dahin hatte der Bauer Schafe, Geflügel, Schweine aufs Gemeindeland geschickt; jetzt mußte er dies alles bezahlen. Um so williger ging er auf das Kaufangebot des benachbarten Grundherrn ein.

Dabei schritt die Verwandlung von Ackerland in Schafweide immer fort. Ein nationalökonomischer Schriftsteller berichtet: Noch im ganzen 14. und großen Teil des 15. Jahrhunderts kam ein Acre Viehweide auf 2, 3 und selbst 4 Acres Ackerland, Mitte des 16. Jahrhunderts bereits 3 Acres Viehland auf 2 Ackerland, schließlich 3 Acres Viehland auf 1 Acre Ackerland(?).

Die glückliche Wollkonjunktur wurde abgelöst aber mit ihr schritt gleichzeitig einher die Ausbeutung reicher, neu aufgeschlossener außereuropäischer Länder, der „Kolonien". Mittel ihrer Ausbeutung waren Plünderung, Versklavung und Raubmord. Die derartig gewonnenen Schätze wurden schließlich im Mutterlande geborgen und verwandelten sich hier in regelrechtes Kapital. Es konnte seine Kapitalsfunktion ohne irgendwelche Schwierigkeit aufnehmen, da die vorerwähnten Latifundienbildung bei gleichzeitiger „Freisetzung", genauer „An-die-Luft-setzung" der Bauern vor sich gegangen war. Denn auch tüchtige Bauern vermochten nicht das ihnen für ihre Güter ausgezahlte Geld zu halten, da sie den neuen und schwierigeren Erfordernissen eines gewerblichen Berufs nicht gewachsen waren. Allmählich war derart ein Proletarierheer entstanden. Die Gesetzgebung faßte es nicht zärtlich an. Schon im 16. Jahrhundert war eine Reihe

von Gesetzen gegen die zur Vagabundage Gezwungenen erlassen worden, Gesetze von einer Brutalität, daß sie „heute, bloß drei Jahrhunderte später, bei uns den höchsten Abscheu erwecken". Seinen Höhepunkt erreichte dieses Verfahren unter Elisabeth. Später wurde die Strenge der Bestimmungen wieder gemildert. Immerhin hatte das Kapital, als es endlich die industrielle Verwertung zu suchen begann, eine Arbeiterarmee zu seinen Füßen. —

Dies im dürftigsten Umriß die Schilderung der ursprünglichen Accumulation des Kapitals bei Marx. Reichtumsbildner sind danach in der vorindustriellen Aera gewesen: 1. politisch oder auch nur sozial überlegene Stellung, Beziehungen zum Hofe — hieraus entsprang die Zuwendung von Staatsgütern an die Günstlinge (Schenkungen); 2. eine günstige, freilich nicht ungenutzt gelassene Konjunktur: gestiegene Rentabilität der Wollgewinnung für Rechnung insbesondere auch des Festlandes; 3. Ueberführung der in neu gewonnenem Unterthanenlande (Kolonien) vorgefundenen Schätze ins Mutterland, Erhebung von Tributen daselbst, Verkauf von Eingebornen als Sklaven.

Das wirtschaftliche Korrelat des Kapitals wurde gleichzeitig aufgebracht durch Produktion eines beschäftigungslosen Menschenüberschusses, der sich auf Gnade und Ungnade demjenigen, der ihm Fristung des Lebens verhieß, auszuliefern genötigt war. So blieb es dann bis heute. Vorausgegangen ist der Vergewaltigung am Volksgenossen, wie sie die moderne kapitalistische Wirtschaft bezeichnet, jene andre Vergewaltigung des eigenen Landes durch dürftig bemäntelten Raub des Staats- und Gemeindebesitzes, und Vergewaltigung der fremden unkräftigen Völker. Jedenfalls überall Vergewaltigung! Daneben ging einher der Glücksfall dauernd hoher Wollpreise bei vorteilhaftester Naturausstattung Englands für die Schafzucht.

Ob das Bild nun, auch nur für die den kapitalistischen Betrieb vorbereitende Epoche in der That charakteristisch, typisch ist? Sicher ist das Eine, daß mitten im europäischen Kontinente Oesterreich und Preußen das Bauernlegen verboten, Preußen und Oesterreich auch Kolonien nicht oder so gut wie nicht be-

sessen haben und ein Verschenken von Staatsgütern im Stile Englands hier nie stattgefunden hat, endlich die Schafzucht daselbst zu Rang und Ansehen erst gelangte, als sie längst nicht mehr die alte Ergiebigkeit besaß.

Die Darstellung von Marx kann also nicht genügen. Auch gilt das von ihm beigebrachte Material weit mehr der Darstellung der Entstehung des Proletariats als der Kapitalsentstehung in England. Für die Geschichte der letzteren reicht es lange nicht aus. Und die aufgegebene Arbeit ist uns derart von Marx *nicht* abgenommen. Wir äußerten Zweifel, ob sie überhaupt ausführbar sei angesichts der Thatsache, daß die Vermögensentstehung im allgemeinen weder Gegenstand der Statistik, noch anderweitiger Beschreibung sein kann, deswegen, weil nur bei wenigen, die Vermögen erwerben, die Verhältnisse offen liegen. Immerhin hat der Chronist, in unsern Tagen die Presse Aufzeichnungen über Auffälligkeiten in großer Zahl gemacht. „Ueber Auffälligkeiten." Und klar ist, daß solche Auffälligkeiten nicht die Durchschnitts-, sondern die Groß- und noch genauer die jederzeitigen Kolossalvermögen gewesen sind. Eine Geschichte der Großvermögen läßt sich daher am ehesten versuchen. Wir haben für sie im folgenden einige Daten, die uns benutzbar schienen, zusammengestellt. Vielleicht liefern sie ein vollständigeres Bild, als es von Marx uns vorliegt.

Aus der Geschichte der Groß-, insbesondere der Kolossalvermögen [1]).

(Eine Skizze.)

Die am frühesten auftretende Form des Erwerbs von Großvermögen ist die durch *Auswucherung* von Stammesgenossen. An der Schwelle der geschichtlichen Zeit, dort wo

[1]) Wir haben es nicht auf Anführung möglichst vieler Daten für unsern Gegenstand abgesehen und ebensowohl Dutzende von Vermögensschätzungen aus alter und neuer Zeit überschlagen, wie auf manche „pikante" Details verzichtet, in der Befürchtung, auf sie treffe zu, was für die historische Anekdote gilt — daß sie nämlich apokryph ist. Mit um so größerem Vertrauen dürfte das hier zur Mitteilung Gelangte aufzunehmen sein.

Mythe und Geschichte noch völlig ineinander fließen, tritt uns bereits die soziale Frage als Frage der Schuldknechtschaft des Volkes bei Schuldherrschaft der früheren Klanhäupter und nunmehrigen Aristokratie entgegen. Der Schulddruck in Athens und Roms frühesten Jahrhunderten spielt in der politischen Geschichte eine Rolle und ist darum bekannt. Aber die Annahme wäre gefehlt, als ob diese zwei im Vordergrund alles dem Altertum gewidmeten Interesses stehenden Staatswesen jener Heimsuchung allein verfallen wären. Diodor berichtet uns Gleiches aus dem ägyptischen Altertum. Ramses II. Sesostris, der Pharao des Alten Testaments, der im 14. Jahrhundert. v. Chr. lebte, mußte, um für die große Zahl jener seiner Unterthanen, die im Schuldgefängnis schmachtete, eine Erleichterung zu schaffen, einen teilweisen Hinfall der Schulden diktieren. Die Einrichtung des Jubeljahres bei den Juden, wo alle Schulden nichtig werden sollten, ist nichts als eine stetig wiederholte Seisachtaia in größtem Umfang statt jener partiellen und einmaligen des Solon. Und auch sonst treten fast immer mit dem Augenblick, wo die Völker ihren Einzug in die Geschichte halten, die Erscheinungen der Volksverschuldung, nicht immer auch gleich mehr oder minder wirksame Maßnahmen dagegen, auf. Cäsar schildert das gemeine Volk in Gallien als infolge seiner Schuldenmasse fast versklavt. Dies gilt auch für das angrenzende Helvetien. Orgetorix, der Mächtigste unter den Helvetiern, ist auch der Reichste unter ihnen, und er hält die Masse seiner Schuldner in großer Abhängigkeit. Ueber den Bereich der eigenen Volksgenossen hinaus erstreckt sich — nach Polybios — die Schuldherrschaft der Karthager ins innere Afrika [1]).

In jener Zeit der dürftigsten wirtschaftlichen Beziehungen fällt dieses Phänomen der nahezu allgemeinen Verschuldung in hohem Grade auf. Worauf mag es zurückzuführen sein? Unseres Erachtens steht es in naher Beziehung mit der allmählichen Auflösung der Gentilverfassung und dem Ersatze ihrer Gemeinwirtschaft durch „Einwirtschaften", wo der Eine, plötzlich auf sich gestellt, eine Wirtschaft besorgen sollte, ohne doch immer im Besitz der hiefür erforderlichen Begabung zu sein. Aehnlich wie die Bauernschaft in unserm Jahrhundert, als die Verschuldungsfreiheit für sie ausgesprochen war, alsbald in Schulden geriet, weil der Bauer die Bedeutung seiner Verpflichtungen nicht übersah,

[1]) Aus der ältesten Geschichte Chinas vgl. bei J. Singer, „Ueber soziale Verhältnisse in Ostasien", S. 11 die gleiche Erscheinung.

d. h. auf die Geldwirtschaft erst eingelernt werden mußte, ähnlich wie die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland als erste Folgeerscheinung die ärgste bäuerliche Unwirtschaft und Not mit sich brachte, genau so scheint vor Jahrtausenden der Uebergang aus der Sozial- in die Individualwirtschaft die Verschuldung der minder mit Scharfsinn oder Vermögen oder sonstiger Macht Begabten nach sich gezogen zu haben. Wir erinnern hier an die Bemerkung des Aristoteles über die Sklaverei, wo er die Menschen in solche, die selbständig zu handeln verstehen, und solche, die dies nicht können, förmlich einteilt. Man hat gleiche Beobachtungen auch aus anderm Munde, und sicher ist, daß der erste auf sich selbst gestellte Wirtschafter kein großer Rechenkünstler war, und die wirtschaftlichen Lasten, die er durch Kontrahierung einer Schuld auf sich lud, kaum hat übersehen können. Auch daran ist hier zu erinnern, daß in jener Zeit der Einzelne die Aufgabe, sich im Leben zu behaupten, unter Umständen drückender empfand als selbst die Sklavenfessel. Der Stoiker Posidonius erzählt, daß viele Leute, die wegen Geistesarmut außer stande waren, für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse aufzukommen, sich verständigen Personen als Eigentum überließen, um ihnen Dienste zu thun, und dafür der Sorge um ihre Selbsterhaltung überhoben zu sein. Dies stimmt dann durchaus mit der Darstellung des Verhältnisses von Sklaven und Herrn bei Aristoteles: der eine diene durch seine Intelligenz, der andre durch seine körperliche Thätigkeit der Erhaltung beider. „Der Sklave hat" — wir wiederholen früher Gesagtes — „die Anlage Sklave zu sein, weil er von der Vernunft nur so viel besitzt, daß er andrer Gedanken versteht, ohne selbst eigene fassen zu können. In der That hat die Natur die Körper und Geister der Freien und der Sklaven verschieden gebildet."

In jener ältesten Zeit trägt die Intelligenz also direkt Zinsen. Zur Verschuldung derer, die dieselbe nicht aufweisen können, wirkt aber nicht bloß dieser Defekt — die Unzurechnungsfähigkeit, der mangelhafte Haushältersinn, d. h. die ausgesprochenste Inferiorität der großen Zahl in Hinsicht ihrer wirtschaftlichen Begabung mit, sondern gleichzeitig die Unzulänglichkeit der Ziffernsprache, die Unsicherheit der Preisbestimmung und der überhohe Zinsfuß. Es ist bekannt, daß bei den Griechen die Namen der höheren Zahlen noch in späterer Zeit nur unbestimmte Mengen als relative Größe bedeuteten[1]).

[1]) Ohne hier in gelehrte Auseinandersetzungen eingehen zu wollen, sei das eben Gesagte dahin näher belegt, daß die Indogermanen in der Zeit

Nichtsdestoweniger wurde Handel getrieben und wurden Schulden kontrahiert.

Der Wert der Waren ist in jenen Zeiten durchaus unzuverlässig. Von einer „Wertkonformität" der getauschten Dinge kann keine Rede sein. Der Gewinnaufschlag ist enorm. Wenn Plinius berichtet, daß man ostindische Produkte in Rom mit einem Aufschlag von 100000%, d. h. zum 1000fachen des ursprünglichen Preises verkaufte, so wird dies angesichts der Schwierigkeiten und Kosten der Herbeischaffung vielleicht nicht zu sehr wunder nehmen. Diese Ziffer gehört denn auch einer Zeit der Hochkultur an. Ursprünglich aber bedurfte es sicher keiner ostindischen Provenienz, um den naiven Käufer übers Ohr zu hauen, insbesondere in der Zeit der Naturalwirtschaft; wie ja stets Tausch als ergiebiger gegolten hat wie das einfache Verkaufsgeschäft. Was den Zins betrifft, so stand er für kleine Leute noch im 1. Jahrhundert v. Chr. nicht unter 30%. Bloß der Großhändler konnte vom 4. bis ins 1. Jahrhundert v. Chr. zu 12% Geld bekommen. Uebrigens mußte noch in Ciceros Zeit die Stadt Salamis für ein Anlehen 48% pro Jahr entrichten. Die Niedrigkeit des gesetzlichen Zinsfußes wollte wenig sagen[1]), um so mehr das seit uralter Zeit[2]) in unerhörter Strenge stehende Schuldrecht.

ihrer Einheit nach Ausweis der Zahlwörter bis 100 zählten, weiter nicht. Für tausend haben die germanisch-slavischen Sprachen, die italisch-keltischen und die griechisch-arischen Idiome verschiedene Bezeichnungen, wobei aber beispielsweise bei Homer das spätere Zahlwort häufig ebensowohl und vielleicht nur die unbestimmte Vielheit bezeichnet. Sicher ist bei Homer das spätere „Zehntausend" überhaupt noch kein Zahlbegriff, sondern nur „sehr viel, unendlich viel" bedeutet. Selbst bei Hesiod scheint es nur die durch 3 gesteigerte Bezeichnung der unbestimmten Vielheit gewesen zu sein, und erst bei Herodot gewinnt es die genaue Zahlbedeutung. — Nach freundlicher Mitteilung von Prof. Nägi in Zürich.

Weiterhin ist wohl anzunehmen, daß das „Volk" in der Erfassung der Zahlbedeutung jener Worte den Schriftstellern nicht vorangegangen, sondern gefolgt ist, und diese die prägnante Vorstellung davon dem Horizonte der obern Klassen entnahmen.

[1]) Ueber die Unwirksamkeit der Zinsbeschränkungen und die Umgehungsmittel vgl. u. a. Mitis, Ueber Zinstaxen und Wuchergesetze 1859, S. 39 und früher. — Man wolle aus den damals üblichen Zinssätzen auch entnehmen, daß die soziale Bedeutung der Schuldentlastungen des Altertums nicht übertrieben werden darf. Wenn es zur Schuldentlastung kam, war die Schuld im Zins vielfach schon abbezahlt.

[2]) Das Schuldrecht ist weit mehr ein Unrecht, als die sogenannten Menschenrechte; es ist unendlich älter als jene. Vgl. Leist, Gräco-italische Rechtsgeschichte 1884, S. 581.

In Handelsübervorteilung und Zinswucher sind die ersten Großvermögen gesammelt worden. „Der kommerziell geschulte, mächtig übergreifende Pheidon von Argos ist," meinte Ranke[1]), „die erste chronologisch einigermaßen bestimmbare Persönlichkeit in der griechischen Geschichte." Auch von den Mitgliedern des grundbesitzenden Adels in Athen wird uns berichtet, daß sie schon in frühester Zeit sich Schiffe bauen und auf Reisen gehen, um Waren auf den heimischen Markt zu holen. Das griechische Altertum hat trotzdem übermäßige Reichtümer nicht hervorgebracht. Es scheint, daß sie, von einem tüchtigen Adelskaufmann etwa zusammengetragen, mit Kind und Kindeskind den Weg alles Fleisches gingen. Nur in vereinzelten Fällen war es anders.

Der reichste Grieche ungefähr zur Zeit des Perikles war Hipponikos in Athen[2]). Schon seines Vaters Vermögen war auf 1100000 Fr. geschätzt. 1½ Jahrhunderte hatten seine Vorfahren für ihn gesammelt, und der Grund des Vermögens war von einem solchen zur Zeit der Solonischen Schuld-erleichterung gelegt worden, indem er, kurz bevor alle Schulden teilweise nichtig erklärt wurden, Geld in Massen borgte, dafür Grundstücke kaufte, später aber seine Schulden nur unvollständig zurückzuzahlen genötigt war[3]). Für Alkibiades, der seinem Vermögen nach hinter Hipponikos rangierte — er war überdies dessen Schwiegersohn — hatte ein Vorfahr in gleicher Weise gesorgt.

Ungemein viel ausgiebiger als in Griechenland sind die Großvermögen des späteren römischen Altertums. Fried-

[1]) Weltgeschichte I. 1, S. 171.

[2]) Vgl. Büchsenschütz, Besitz und Erwerb im griech. Altertum 1869, S. 590.

[3]) Das 1891 aufgefundene Fragment des Aristoteles („Vom Staatswesen der Athener") berichtet ausführlich darüber. Man liest daselbst: „Als nun Solon von den Parteien unumschränkte Vollmacht bekommen, ward er der Gesetzgeber seines Volkes und der Befreier des gemeinen Mannes, indem er für jetzt und für immerdar die Schuldsklaverei abschaffte. Zudem verfügte er einen allgemeinen Schuldenerlaß, eine Entlastung, wie man es euphemistisch nannte, die in gleichem Maße die privaten wie die Staatsschuldner traf. Aber gerade bei dieser Maßregel haben manche den Solon zu verdächtigen gesucht. Bevor nämlich der Schuldenerlaß zur Ausführung kam, sprach Solon mit einigen Freunden davon, und die Freunde benützten diese Mitteilung zu einer Manipulation, die den guten Absichten Solons durchaus zuwider lief. Sie borgten Geld und kauften eine große Menge Landes auf, so daß sie, als gleich darauf der Schuldenerlaß sie der Rückzahlung überhob, reiche Leute waren. Das sind, wie es heißt, die Vorfahren der Familien, die in späterer Zeit auf ihren altererbten Reichtum pochten."

länder in seinen „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms“ macht einige Mitteilungen darüber, nur nennt er leider fast nirgends den Weg ihres Erwerbs. Crassus hatte kurz vor dem Partherkriege, in welchem er den Tod fand, 40 Millionen Franken, zuzeiten allerdings viel mehr. Seneca, der Lehrer Neros, verfügte über 80 Millionen. Die größten aus dem Altertum überhaupt bekannt gewordenen Vermögen besaß unter Augustus der Augur Cneius Lentulus, und später der Freigelassene Neros Narciß mit je 90 Millionen Franken. Von Crassus ist durch Plutarch bekannt geworden, daß er einen — kaum unbeträchtlichen Teil seines Vermögens durch eifrige Baustellenspekulation erworben hat; beim Vermögenserwerb der übrigen dürften eine politische Rolle oder doch politische Beziehungen derselben in erster Linie mitgewirkt haben. Ueberhaupt tritt von der römischen Zeit an die politische Stellung und Beziehung als Mittel des Reichtumserwerbs noch deutlicher als in Hellas in den Vordergrund, und sie bleibt es ein Jahrtausend lang, ja vieler Orten noch länger. Die Selbstbereicherung politischer Beamten, der Amtsmißbrauch lassen sich vom römischen Prokonsul auf dem Wege über die mit der Jurisdiktion betrauten Grundherren des Mittelalters und der Neuzeit, über die päpstlichen Nepoten, die spanischen Vizekönige, die schottischen Klanhäuptlinge und die Beamten europäischer Kolonialgesellschaften bis ins moderne Amerika und Rußland verfolgen. In erster Linie dürften im Altertum Aulus Gabinius, ein Zeitgenosse Cäsars, in neuerer Zeit Potemkin, der Günstling Katharinas II. zu nennen sein. Gabinius wurde später angeklagt, in Syrien 87½ Millionen Franken erpreßt, und für die Einsetzung des Ptolemäus Auletes in seine frühere Würde als König von Aegypten 58 Millionen Franken bezogen zu haben. — Was Potemkin betrifft, so hat er, trotz eines Prasserlebens in 16 Jahren ein Vermögen von wie es heißt[1]) — 360 Millionen Franken zusammengerafft, bei einer Jahreseinnahme des Reichs von 200 Millionen. Allerdings ist der Genauigkeit solcher Angaben immer zu mißtrauen[2]). Dafür, wie vag sie sind, mögen Schätzungen genannt sein, die für das Vermögen Mazarins, des Ministers Ludwigs XIII. von Frankreich und während der darauf folgenden Regentschaft, vorliegen. Nach dem einen Gewährsmann, Fouquet, hätte es sich auf 40 bis

[1]) Vgl. Sybel, Kleine histor. Schriften 1880, I. S. 175.
[2]) Sybel a. a. O. bringt die Ziffer übrigens ohne Verwahrung.

50 Millionen Franken, nach einem zweiten, St. Simon, auf weit mehr, nach Voltaire auf 200 Millionen, also das Vier- bis Fünffache jener erstgenannten Schätzung belaufen.

Der Nachweis der Ausnutzung einer politischen Stellung für Vermögenserwerb im großen hat uns bis in die letzte Zeit geführt. Nicht ganz in der gleichen Weise setzten sich andre aus dem Altertum angeführte Erwerbsmöglichkeiten bis in unsre Tage fort. Aber immerhin gilt für das Mittelalter, daß es wie in so vielen Stücken auch auf unsrem Gebiete die Entwickelung des Altertums nur wiederholt. Jene primitiven Verhältnisse der Schuldknechtschaft kehren zwar nicht wieder. Die besondere gesellschaftliche Organisation, das kirchliche Zinsverbot, die geringen merkantilen Anlagen des grundbesitzenden binnenländischen Adels verhindern solches. Nichtsdestoweniger nehmen Zwischenhandel und hoher Zins ihre alte Rolle als Reichtumsbildner wieder auf. Gleichwie von dem Herakliden von Argos der hellenische Chronist, berichten jene des Nordens von Thorhall, dem Vater des heiligen Thorlachs, Bischofs in Skalholt, von Aulver, Asmund, Odd Ofeigsson aus der Vikingerzeit. Die höchste Begabung berechtigte zum Kaufmannsstande. Klöden, Ueber die Stellung des Kaufmanns während des Mittelalters, besonders im nordöstlichen Deutschland, berichtet hierüber: „Kiartan, einer der namhaftesten Kaufleute, war aus königlichem Geblüt. Thortill Eyolfsson, den die Lardäla-Saga einen tapfern Mann aus vornehmem Geschlechte nennt, gelangte als Kaufmann zu großem Ruf. Thorstein erklärte: ihm schiene die Kaufmannschaft mehr Zierde und Glanz als die Tapferkeit zu gewähren. Der gelehrte Priester Ingemund treibt Handel nach England und Norwegen" [1]. Die im

[1] Was es damals heißen wollte, Kaufmann sein, erhellt man aus den Anweisungen, die der Königsspiegel jenen gibt, die sich dem Berufe widmen wollen. Es heißt hier (nach Schlözers Nordischer Geschichte): „Wenn aber dir, der in einem Handelsorte lebt, der Vorteil des Handels unbekannt ist, so achte wohl darauf, wie diejenigen ihren Handel einrichten, welche als die besten und größesten Kaufleute gelten. Lerne genau die Lichtwandlung der Hemisphäre, den Gang der Himmelskörper, des Wechsels von Tag und Nacht, und die Ordnung der Weltgegenden. Gleicherweise lerne die Art, gehörig zu beobachten, was die Unruhe des Meeres vermindert oder vermehrt; denn dieses Wissen ist den Schiffern höchst nötig. Und dann sollst du trachten, daß du zu der Stunde, die dir von andern Geschäften übrig bleibt, deine Lehre, besonders aber die Gesetze, dir in das Gedächtnis zurückrufest. Denn genau erwogen ist aller andern Wissen geringer als derjenigen, welche aus Büchern Wissenschaft schöpfen. Je gelehrter, je mehr Zeugen deiner Kenntnisse hast du in Bereitschaft, je mehr Gründe. Darum mache dir alle Gesetze geläufig, während du dem Handel lebst. Wer sich

Handel üblichen, als durchaus korrekt angesehenen Preisaufschläge sind wieder enorm gewesen. Nicht die Kapitularien Karls des Großen allein setzen 100, 200% Kaufmannsgewinn voraus, sondern noch im 16. Jahrhundert sind solche 100, 150, 200% Aufschlag für gewisse Handelswaren nichts Exorbitantes[1]). Was den Kapitalzinsfuß betrifft, so wurden für freie Darlehen in der späteren Zeit des Mittelalters in Frankreich, Deutschland, Oesterreich 30 bis 40%, in Italien 20% allgemein gegeben.

Aber die Kraft des Mittelalters konzentriert sich in dessen letzten Jahrhunderten. Das Leben nimmt einen Zug ins Große an, und an der Wende dieser Aera in die Neuzeit sammeln sich wieder Kolossalvermögen.

Die Wirtschaftsgeschichte kennt, um dies hier vorwegzunehmen, im ganzen drei solcher Knotenpunkte der Entwickelung, wo einzelne Menschen alle Säfte großer wirtschaftlicher Körper in einen Kanal zu leiten und sich dienstbar zu machen wissen. Jede dieser Kulminationsperioden dauert etwa ein Jahrhundert: die erste von 50 v. Chr. bis 50 n. Chr., die zweite von 1450 bis 1550; die dritte ist unser Jahrhundert. Zwischen ihnen liegen die Senkungen, wo die Entwickelungen sich der Bildung von Kolossalvermögen weniger günstig erzeigen.

Im Beginn jener mittelalterlich-neuzeitlichen Periode ragt ein Franzose, Jacques Coeur hervor; an ihrem Ausgang tritt uns die Gestalt eines Deutschen, Anton Fuggers entgegen. Beide sind Großhändler gewesen, J. Coeur auch von 1450 an Finanzminister des Königs von Frankreich für kurze Zeit. Mathieu de Coucy, ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, hat uns ein lebensvolles Bild seiner geschäftlichen Wirksamkeit entworfen. Er erzählt: „Der König hatte in seinem Reiche einen Mann von schlechter Abkunft, welcher durch seine Vernunft, Wachsamkeit und Klugheit sich in solchen Stand setzte, daß er eine Handlung von allerhand kostbaren Waren anlegte. Daneben ward er zum königlichen Schatzbewahrer bestellt. Er hatte viele Buchhalter und Faktoren unter sich, welche mit besagten Waren in allen Ländern und Reichen der Christenheit zu thun hatten. Auf der See unterhielt er verschiedene große Schiffe auf seine Kosten, welche mit Erlaubnis des Sultans und der Türken gegen Er-

der Kaufmannschaft widmet, muß sein Leben vielen Gefahren aussetzen, bald im Ozean, bald in heidnischen Landen, und immer bei unbekannten Menschen. Daher ist es nicht leicht zu erkennen, was ihm an jedem Orte dienlich ist."

[1]) Wie heute noch bei Hökern und überhaupt im Kleinhandel

legung des Schiffszolls nach der Levante, Aegypten und der Berberei gingen, die schönsten und reichsten Waren einzuladen. Von daher ließ er Gold- und Silberstoffe, seidene Tücher aller Arten und Farben bringen, ingleichen Pelzwerk von Marder- und Iltisfellen für Männer und Frauen, nebst andern fremden Sachen, die man von dort verlangen konnte, welche Waren er durch seine Kommissäre und Faktoren sowohl in der königlichen Residenz und den vornehmsten Städten des Reichs, als an fremden Höfen verkaufen ließ. Er hatte zum wenigsten drei- bis vierhundert Kommissarien oder Faktoren im eignen Solde, und er allein gewann jährlich *mehr als alle übrigen Kauf- und Handelsleute im Reiche zusammen.*"

Allmählich gesellte sich immer auffälliger dem Handel das Streben der *Monopolisierung* bei. Die Kaufleute trafen die Verabredung, sich keine Konkurrenz zu machen, sondern im Einvernehmen vorzugehen. Die Epoche der Reformation bietet zahlreiche solche Beispiele. Der Warenwucher erreichte um diese Zeit einen Höhepunkt. Der Polizeistaat der zunächst folgenden Jahrhunderte wußte ihm dann teilweise zu steuern. Von Reichswegen wurde zuerst im Jahre 1512 auf dem Reichstage zu Köln gegen die sogenannten „Handelsgesellschaften" eingeschritten. In dem Reichstagsabschiede von damals heißt es: daß seit kurzen Jahren „große Gesellschaft in Kaufmannschafften" im Reiche aufgestanden seien, welche allerlei Waren und Kaufmannsgüter, Spezereien, Erz, Wollentuch und dergleichen, in ihre Hände und Gewalt allein zu bringen unterstanden, um damit Verkauf zu treiben und nach eigenem Belieben zu eigenem alleinigem Vorteile die Preise solcher Güter zu bestimmen. Weil sie „damit dem heiligen Reich und allen Ständen desselbigen merklichen Schaden zufügen, wider gemein beschrieben kaiserliche Recht und alle Ehrbarkeit," so sei „zur Förderung gemeines Nutz und der Notdurft nach gesetzt und geordnet, daß solche schädliche Hantierung hinfür verboten und ab sei, und sie niemands treiben oder üben soll. Welche aber wider solches thun würden, deren Hab und Güter sollen konfisziert und der Obrigkeit jeglichen Orts verfallen sein." So streng diese Bestimmungen klingen, so wenig schafften sie doch Wandel. Die Kaufleute kannten die Hintertreppen, und unter den kaiserlichen Räten war so mancher für ihre „starken Handsalben" empfänglich.

Einkommen und Vermögen der Zwischenhändler war in einzelnen Fällen kolossal. Könige waren hier die *Fugger*. Eine Notiz des Fuggerschen Sekretärs Konr. Meyer eröffnet uns,

daß das Vermögen der Fugger sich einmal binnen 7 Jahren um 13 Millionen Gulden „gebessert" habe. Allerdings hatte sich ihr Reichtum von Sohn auf Sohn durch die Generationen gehäuft[1]), schon zu Beginn des 15. Jahrhunderts zählten sie zu den Reichsten. Die Tradition läßt sie abstammen von einem armen Weber, der 1370 in Augsburg einwanderte und durch Vertrieb von selbstgefertigtem Barchent ziemliches Vermögen erwarb. Das Geschlecht besteht heute noch in einigen mäßig begüterten Linien der Grafen und Fürsten Fugger. Auch sonst noch führen sich manche Mitglieder des älteren deutschen Adels auf Kaufleute des 15. und 16. Jahrhunderts zurück. Der oberitalienische Adel und Grundbesitz ist fast durchweg solchen Ursprungs[2]). Die Medici haben sich im Zwischenhandel die Mittel für ihre fürstliche Stellung verschafft. Ein Vorfahr der heutigen Fürsten von Monaco, Ansaldo Grimaldi, ist in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts der reichste Kaufmann Genuas gewesen. Die Fürsten und Herzoge Chigi führen sich auf einen Chigi, der Bankier des Papstes Julius II. war, zurück. Er hatte, erzählt Gregorovius, 100 Schiffe auf den Meeren, und Handelshäuser in Lyon, Konstantinopel, Amsterdam, selbst in Babylon, und verfügte über ein Jahreseinkommen von 800000 Fr., bei einem Vermögen, das zur Zeit seines Todes über 9 Millionen Franken betrug. Der Bologneser Pepoli, dessen Geschlecht mit dem Marquisat bekleidet, gleichfalls heute noch besteht, soll aus dem Zwischenhandels- und Bankiergeschäft jährlich 1½ Millionen Franken gezogen haben. Wenn diese Ziffer richtig, so dürfte er der reichste Italiener der Renaissance gewesen sein, ohne sich aber auch nur entfernt mit Anton Fugger messen zu können.

Aber die Zeiten allgemeinen Wohllebens, der Wiedergeburt auf allen Gebieten, gehen vorüber. Im 16. und 17. Jahrhundert geht die Konsumfähigkeit des Volkes zurück. Die privaten Handelsmonopole werden gebrochen, und staatliche Regalien füllen ihren Platz. Der politische Einfluß beherrscht wieder den wirtschaftlichen. In diese Zeit fällt die Bildung der meisten agrarischen Vermögen von heute. Fälschlich nimmt man oft an, daß ihr Ursprung viel weiter, etwa bis zur ursprünglichen Besitznahme des Bodens zurückgeht. Aber wir haben früher schon nach Marx gezeigt, wie die Bildung des heutigen englischen Großgrund-

[1]) Vgl. Kleinschmidt, Augsburg, Nürnberg und ihre Handelsfürsten 1881.

[2]) Vgl. Burckhardt, Kultur der Renaissance.

besitzes, des gewaltigsten von allen, vorzüglich der letzten Zeit des 17. und dem vorigen Jahrhundert angehört, und sich vollzog durch Auskauf der Bauern, durch teilweise widerrechtliche Einziehung des Gemeindelandes und durch Schenkungen von Staatsgut (auch ursprünglichem Kirchengut) an die Großen. Der schottische Latifundienbesitz hängt mit der ursprünglichen Geschlechtsverfassung des Landes zusammen, indem die Nachkommen der früheren Stammeshäuptlinge den Grund und Boden des Stammes, dem sie vorstanden, im vorigen Jahrhundert, von romanistischen Einflüssen im englischen Rechte unterstützt, völlig als ihr Privateigentum zu behandeln begannen. Was die Latifundien in Irland betrifft, so wissen wir, daß sie Beutestücke sind, die bei Eroberung der Insel durch die Engländer im 17. Jahrhundert an Militärs und politische Günstlinge verteilt wurden. Der ungarische Großgrundbesitz reicht weiter zurück, hat sich kaum aber wesentlich anders entwickelt als der schottische. Der böhmische hat das meiste dem dreißigjährigen Kriege zu danken, der den Bodenpreis derart sinken ließ, daß es nach seiner Beendigung nicht schwer hielt, für ein Geringes Latifundien zu erwerben. Der russische Großgrundbesitz ist verliehener (geschenkter) Grundbesitz eines Dienstadels (Pomestje) und unterscheidet sich durch die fast vollkommene Ausschließlichkeit dieses Ursprungs vom Großgrundbesitz der andren Länder. Als größten Schenkungen wird von jenen gesprochen[1]), die bei der Verlobung des minderjährigen Peter II. mit einer jungen Fürstin Dolgorukj, an den Vater der Braut mit 44000 Bauern und einer andren, die an den Schwiegervater des Zars Alexei Michailowitsch, einen Naryschkin, dessen Tochter die Mutter Peters des Großen wurde, mit 88000 Bauern erfolgte. Jener Naryschkin soll zu seiner Zeit der reichste Mann in Rußland gewesen sein.

Von dem auf diese Weise erworbenen Grundbesitz hat sich vieles in den Händen der gleichen Familie bis auf unsre Tage erhalten, bezw. nur im Wege des Erbganges die Hand gewechselt. Immerhin ist der Großgrundbesitz eine verhältnismäßig noch junge Bildung. Daß solches dann aber für die mobilen Großvermögen in noch weit höherem Grade gilt, ist selbstverständlich. Als Quellen, aus denen sie geschöpft haben, weisen

[1]) Vgl. Brückner, Russische Geldfürsten, in Raumers histor. Taschenbuch 1877 (Bearbeitung von Karnowitsch, Die bedeutendsten Privatvermögen in Rußland).

sich aus: 1. die Großunternehmung, 2. Privilegien, 3. Ausbeutung der Ohnmacht, des Leichtsinns, der Verstandesschwäche oder Unerfahrenheit andrer, 4. das Glück, 5. das (kaufmännisch verwertbare) Genie.

Auf den Nachweis der Vermögensbildung aus diesen Quellen wird nun mit einigen Worten näher einzugehen sein.

1. **Großunternehmung.** Hierher zählen einmal reich gewordene Industrielle, wobei aber zu bemerken ist, daß sich deren Reichtum ohne Zuthun des vierten Faktors, in welchem die sogenannte Konjunktur eine Partie ausfüllt, nie hat bilden können. Ihr Reichtum ist jüngeren Datums insbesondere auch deswegen, weil der erst durch die Verkehrsmittel unsres Jahrhunderts ermöglichte ungeheure Umfang des Marktes mit eine seiner Voraussetzungen gewesen ist. Dies erhellt unter andrem aus einer Schilderung, die für die Uebergangszeit aus den primitiven Verhältnissen der „verkehrslosen" Periode in die unsrige bereits früher von uns mitgeteilt worden ist. Wir meinen jene von Marx aufgenommene Ausführung des englischen Arztes Aikin, wonach die Industrie von Manchester ihre vier Zeitalter hat: In der ersten und zweiten Periode lebten die Unternehmer von der Ausbeutung der Lehrlinge und Arbeiter, aber der Ertrag dieser Ausbeutung war gering; sie waren genötigt, frugal zu leben; trotzdem kam es nicht zur Ansammlung erheblicher Vermögen. Es ist wahrscheinlich, meint Aikin, daß wenige oder keine Kapitalien von 3 bis 4000 Pfd. Sterl., in der Industrie erworben, vor 1690 existierten. Erst mit der dritten Periode, als die Industriellen berittene Commis voyageurs zu den Märkten zu senden begannen und daraufhin ihre Etablissements erweitern konnten, begannen die Verhältnisse langsam ein andres Gesicht anzunehmen. Es war an der Wende vom 17. ins 18. Jahrhundert. Die Industriellen hielten jetzt darauf, sich wohnlich einzurichten, insbesondere ihre Holzhäuser durch steinerne zu ersetzen. Aber „noch in den ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts setzte sich ein Manchesterer Fabrikant, der eine Pint fremden Weins seinen Gästen vorsetzte, den Glossen und dem Kopfschütteln aller seiner Nachbarn aus." „Erst 1758 sah man einen Industriellen in eigner Equipage."

Reiche Kaufleute, Zwischenhändler, hat es schon früher gegeben. John Stow in der Beschreibung, die er von London im Jahre 1598 entwirft, sagt ausdrücklich (nach Faber a. a. O.): „Was den Reichtum angeht, so nehmen die Kaufleute und einige der hauptsächlichsten Großhändler die erste Stelle ein;

der größte Teil der Händler und alle Gewerbtreibende die zweite oder mittlere Stelle." Aber doch erzählt Miß Martineau noch 1824: „Vor 40 oder 50 Jahren wohnten die Kaufleute von London in den dunklen Gassen, wo ihre Comptoire noch sind; nur wenige von den Reicheren konnten sich einen Ort der Ruhe von dem Getöse und den Sorgen der Hauptstadt in den umliegenden Dörfern Islington, Hakney oder Camberwell verschaffen." Erst die Zeit, die „im Zeichen des Verkehrs" steht, hat den Industriellen und Großhändler, der nicht gleichwie J. Coeur und Anton Fugger den Handel ganzer Staaten monopolisieren konnte, reich gemacht. Nur ist allerdings immer festzuhalten, daß speziell der industrielle Reichtum auch günstige Konjunktur (und weiterhin eine Beteiligung am Ertrag des technischen Genies? vgl. das Kapitel „Unternehmergewinn") zur Voraussetzung hat. Im Altertum ist von Industriellen modernen Stils nur Einer genannt, jener Firmus, der unter Aurelian die Hände nach der Kaiserkrone ausstreckte, und dem seine Papierfabriken so großen Gewinn abwarfen, daß er sich rühmte, von Papyrus und Leim eine Armee unterhalten zu können.

Vor Anbruch der industriellen Periode waren die Gelegenheiten zur Großunternehmung, wenn wir von jenen ganz vereinzelten Fällen der J. Coeur und Fugger absehen, sehr dürftig. Aus dem vorigen Jahrhundert sind die Zoll- und Steuerpächter zu nennen, allen voran die französischen und russischen. Von Franzosen hat der Steuerpächter Bretonvilliers den „besten Namen" (es wurden ihm 3 Millionen Jahreseinkünfte zugesprochen); von Russen Sawa Jakowlew, der mit einem halben Rubel in der Tasche nach Petersburg kam, Fischhändler wurde, dann Zölle pachtete und schließlich Bergwerke betrieb. Seines Urenkels Reichtum schätzte man auf 240 Millionen Franken.

Eine diesen Zollpächtern verwandte Thätigkeit entfalteten in einer uns näher liegenden Zeit eine Anzahl Bankhäuser durch Anlehensvermittlung. Die größten und langlebigsten europäischen Bank- und Börsenhäuser haben den Stock ihrer gegenwärtigen Vermögen auf diesem Wege gebildet, in einer Zeit allerdings, wo infolge der verhältnismäßigen Neuheit dieser Geschäfte die Kommissionsgebühren, bezw. die Zwischenhandelsgewinne noch ungemein viel höher waren als heutzutage. Seit den Fünfziger- und Sechzigerjahren haben die Staaten und Regierungen jenen Bankhäusern gegenüber an Selbständigkeit wesentlich gewonnen, und dementsprechend sind die Gewinne auf einen Bruchteil der früheren Verhältnisbeträge herabgesetzt.

Gentz, der Berater Metternichs und gleichzeitig vertrauter Freund der Rothschild, hat 1826 berechnet, daß binnen 12 Jahren seit 1814 jenes größte Bankhaus der Welt europäischen Staatsverwaltungen zwischen 1100 bis 1200 Millionen Gulden = rund 2250 Millionen Franken Anlehen vermittelte, bezw. Vorschüsse für Subsidienzahlungen machte, wovon ungefähr 500 Millionen auf England, 120 Millionen auf Oesterreich, 100 Millionen auf Preußen, 200 Millionen auf Frankreich, 120 Millionen auf Neapel entfielen u. s. f. Zu dieser Zeit hatte die finanzielle Macht der Rothschild, verhältnismäßig gesprochen, vielleicht ihre höchste Höhe erreicht, trotzdem ihr Vermögen seitdem eine weitere und sicher beträchtliche Vermehrung erfahren hat. — Genaue und zuverlässige Details sind über ein andres größtes Emissionshaus „Baring" anläßlich seines gegen Ende 1890 erfolgten Zusammenbruchs bekannt worden; so daß es binnen 6 Jahren (1883/88) Emissionen von 95 Millionen Pfd. Sterl. = 2425 Millionen Franken veranstaltet hat. Byron hat in einem bekannten Reime den Rothschilds die Baring und Lafitte & Co. als „wahre Herren Europas" zugesellt. In der That strahlte der Glanz auch dieser Bankiers an der Schwelle des zweiten Jahrzehnts zum dritten am hellsten.

Unter unserm Titel Großunternehmung sind weiterhin die Eisenbahnkönige anzuführen, nicht jene Amerikas, die nachdem sie auf noch zu erörternden Wegen zu Reichtum gelangt sind, sich der Eisenbahnlinien bemächtigten, sondern die europäischen, welche Eisenbahnen bauten. Notorisch sind die auf diesem Wege erworbenen Reichtümer des Engländers Brassey, des Oesterreichers Baron Hirsch und des anglisierten Deutschen Dr. Strousberg geworden. Brassey, Techniker, hat Eisenbahnen in England, Frankreich, Oesterreich, Canada und Indien gebaut, im Gesamtwerte, nach seiner Angabe, von 4 Milliarden Franken. Dr. Strousberg, Litterat und Kaufmann, hat seine Thätigkeit auf Preußen, Rußland, Ungarn und Rumänien erstreckt. Baron Hirsch hat sich hiefür den Osten, das damals türkische Reich ausersehen.

Zuletzt werden hier zu nennen sein, als Größt-Handel, die hauptstädtischen Groß-Magazine; am bekanntesten jene von Paris (Boucicaut u. a.) und das in Philadelphia von Wanamaker. Auch hier macht es die Masse, aber nicht diese allein, sondern die dem Detailhandel verbliebenen großen Vermittlergewinne. Der exorbitante Zwischenhandelsgewinn früherer Epochen hat sich jetzt auf das Detailgeschäft zurückgezogen,

und das in gigantischem Stile betriebene Detailgeschäft wird darum die Quelle gigantischer Gewinne. Doch ist es nicht das Privileg des Detailgeschäfts allein, das dabei in Anschlag kommt, sondern unter Umständen auch jenes andre, das sich in dem Wachstum der städtischen Rente ausspricht. Nur „unter Umständen" deswegen, weil Unternehungen dieser Art selbstverständlich nicht konkurrenzlos sind und die Verdoppelung in der Zahl der städtischen Käufer zu einer Verdoppelung der Magazine führen kann.

Ausschlaggebend werden die **Privilegien** bei den unter 2. zu nennenden Reichtumsbildungen. Doch ist auch hier das Wort Privileg ein Sammelname für eine Anzahl „Vorkommen", die im Leben wohl geschieden sind. Als die wichtigsten dürften persönliche Beziehungen „privilegierter" Art und staatliche Prämien anzusehen sein. Was die erstern betrifft, so fällt auch ihre „große Zeit" in die erste Hälfte unsres Jahrhunderts. Es handelt sich dabei um die durch persönliche Beziehungen vermittelte Priorität in der Kenntnis kommender Preisänderungen bei allverkäuflichen Waren.

Aus dem Altertum ist das Vermögen des Hipponikos hier zu erwähnen. In unsrem Jahrhundert zeigt die französische Geschichte einige hervorragende Fälle der Reichtumsbildung auf diesem Wege. Die Orléans verdanken ihr Vermögen nicht zum wenigsten ihrer Findigkeit in der Ausbeutung dieses Vorsprungs des Eingeweihten. Als Louis Philipp 1850 starb, hinterließ er neben einem enormen Schatz an Wertpapieren Grundstücke von dem Umfang des halben Kantons Zürich. Bekannt sind auch die Korruptionsprozesse gegen Minister der Julimonarchie. Sie hinderten freilich nicht, daß sich dieses Treiben fortsetzte in das zweite französische Empire. Mochte hier der Träger der Krone unberührt davon bleiben, so war seine Umgebung um so stärker infiziert. Der Nachrichtendienst der Regierung und die frühzeitige Kenntnis von in Vorbereitung stehenden Staatsaktionen wurde ohne große Scheu für Kauf und Verkauf von Börsenpapieren ausgebeutet.

Auch die Reichtumsbildung auf diesem Wege ist selten geworden. Allgemein hat ein strengeres Pflichtbewußtsein Platz gegriffen. Monarchen und leitende Staatsmänner suchen ihre privilegierte Kenntnis der politischen Lage nicht mehr auf solche Weise geschäftlich zu verwerten. Uebrigens ist auch früher solche Fruktifizierung nur in dem engen Kreise sehr weniger Fürstenhäuser erfolgt. Heute ist an die Stelle der politischen

Beziehung die zu Aktiengesellschaften, als zu Unternehmungen, deren Anteilscheine, eben die Aktien, an der Börse einen wechselnden Preis haben, getreten. Geschäftliche Transaktionen, die sich in der Aktiengesellschaft vorbereiten, oft schon das Bekanntwerden ihrer Bilanzziffern, all das hat Einfluß auf den Aktienkurs. Und der Versuch liegt nahe, aus der frühzeitigen Bekanntschaft mit diesen Dingen „Kapital zu schlagen". Immerhin werden überall dort, wo eine Aktiengesellschaft nicht einem übermächtigen Aktionär dienstbar ist, heutzutage auch einem solchen Treiben Riegel vorgeschoben, und wenn sie diese Riegel auch nur locker schließen, so wird doch der Spalt, den sie in der Thüre lassen, immer enger.

Daß staatliche Prämien dem Industriellen unter Umständen eine privilegierte Stellung zu schaffen vermögen, ist selbstverständlich, und als solche Prämien sind ebensowohl die sogenannten Steuerrestitutionen bei der Ausfuhr wie Schutzzölle anzusehen. Nur mißverstehe man uns dabei nicht: wir sind weit entfernt, zu behaupten, daß Regierungen und Parlamente mit Steuerrestitutionen und Schutzzöllen in unsrer Zeit Privilegien zu schaffen unternehmen; daß aber Prämien und Zölle häufig zu Privilegien ausgewachsen sind und für die Industriellen gewaltige Schätze gesammelt haben, ist unbezweifelt. Das Größte auf diesem Gebiete könnten die — heute abgeschafften — Zuckerprämien geleistet haben, und in erster Linie wird hier der Name des französischen Raffineurs Lebaudy (Gustave Lebaudy starb im Dezember 1889 mit Hinterlassung von angeblich ca. 100 Millionen Franken) genannt, ob mit Recht, vermögen wir nicht zu beurteilen.

Wir kommen zu den Vermögensbildungen der dritten Kategorie, deren Werkstatt in der Regel die Börse ist, in neuerer Zeit auch der Warenmarkt unter dem Zwange der sogenannten „Ringe". Zu Beginn ist hier ein berichtigendes Wort über den Charakter des Börsengewinns am Platze. Er wird vom gemeinen Leben als Spiel- oder Glücksgewinn, von der Nationalökonomie als Konjunkturalgewinn bezeichnet. Ersteres ist er nun sicher nicht. Von einem Glücksversuch ist an der Börse nicht die Rede. Niemand kauft eine Aktie auf „gut Glück", so wie er etwa ein Los erwirbt, sondern er kauft, wenn er zu Spekulationszwecken kauft, weil er glaubt, gegründete Hoffnung auf eine Preissteigerung zu haben. Bei der mangelnden Sicherheit hat allerdings, insbesondere wenn der sogen. Spieler mit den Verhältnissen nur wenig vertraut ist, der eventuelle Gewinn „etwas" vom Glücksgewinn. Aber nie sind diejenigen,

die derart wirklich nur ihr „Glück" versuchten, an der Börse zu Reichtümern gekommen. Was ihnen der eine Tag gebracht hatte, nahm ihnen der andre. Dies ist wenigstens die Regel; sie hat, wie am Spieltisch, ihre vereinzelten Ausnahmen: hin und wieder hat ein kühner Wager, völlig vom Zufall getragen, ein Vermögen von einigen Hunderttausenden zusammengerafft, und es sich erhalten. Letzteres bloß, wenn er sich rasch vom Schauplatze seiner Thätigkeit zurückzog, oder, was wahrscheinlicher, auf Grund seiner nunmehrigen Mittel in die Lage kam, mit geringerem Risiko, auf zuverlässigerer Basis sich am sogenannten Spiele zu beteiligen. Aber auch die eigentliche Konjunktur, d. h. das divinatorische Erkennen einer herannahenden günstigen Preisstellung ist die reguläre Quelle mindestens der Kolossalvermögen an der Börse nicht gewesen, sondern es war entweder eine Aktion, die den Thatbestand des Wuchers nach moderner Auffassung in sich trägt, oder die Berichtigung des Kurses mit den Mitteln, sie durchzusetzen. Die Linie der Operationen, um die es sich an der Börse bei Bildung von Groß- und Kolossalvermögen handelt, geht also an dem einen Ende noch in das Gebiet der Wohlanständigkeit hinein, an dem andern vollzieht sie sich in Formen, die in anderer, nicht „börsenmäßiger" Anwendung bereits als rechtlich anstößig erklärt sind. An diesem Ende spielt auch rechtlich unverantwortlicher Vertrauensmißbrauch eine Rolle. Wenn wir beispielsweise hören — von Struck in seinem Buche über die Effektenbörse — daß von 15 350 Millionen Franken, in welchem Betrage von Anfang der Zwanzigerjahre bis in die Mitte der Siebziger Staatsanleihen auf dem Londoner Markte aufgelegt und gezeichnet worden sind, rund 4 Milliarden infolge Bankerotts der betreffenden Staaten nichtig wurden, während auf weitere 4380 Millionen die Verpflichtungen nur unvollständig eingehalten worden sind, so leidet es nicht den geringsten Zweifel, daß hier in vielen Fällen seitens des die Titel auflegenden Bankhauses mit grober Leichtfertigkeit vorgegangen, ja häufig genug die Prüfung der Verhältnisse des Darlehnswerbers völlig versäumt oder nur scheinbar vorgenommen und hin und wieder direkt Dupierung des Publikums beabsichtigt gewesen ist. Allerdings waren es nicht die Bankhäuser allein, sondern auch die ihre Vermittlung suchenden Staaten, die der Selbsttäuschung des vertrauensseligen Publikums Vorschub leisteten oder die Täuschung direkt in Scene setzten. Das Ehrgefühl der Staaten, selbst mitteleuropäischer, zeigt sich hier öfter merkwürdig zurückgeblieben. Der Thatsache, daß Losanleihen eine Zeitlang sehr

begünstigt waren und sich als besonders vorteilhaft für Staaten und Vermittler erwiesen, lag die Beobachtung zu grunde, daß das Publikum den Wert der Gewinnchance in der Regel weit überschätzt, wie es überhaupt nicht in der Lage ist, denselben rechnerisch festzustellen, da ihm die Kenntnis der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der politischen Arithmetik fehlt. Wenn Losanleihen in letzter Zeit in sehr kleinen Stückbeträgen erfolgten, so liegt die Erklärung darin, daß die wohlhabenden Klassen für den Losankauf nicht mehr in gleichem Maße wie früher zu haben sind. Man ist an die Ersparnisse der eigentlichen Volksmassen gewiesen. Diese aber suchen Lose in kleinen „Appoints".

Erwähnung fordern hier auch die sogenannten Gründergewinne, die in den mit dem Namen des „volkswirtschaftlichen Aufschwungs" belegten Zeiten des wirtschaftlichen Sinnentaumels von Personen, die verschieden hoch in der gesellschaftlichen Hierarchie standen, häufig nicht nur ohne jede produktive Gegenleistung, sondern als Beteiligung an dem Geschäft der Irreführung des Publikums — meist sind kleinere Kapitalisten, eigentliche Sparer und Geschäftsleute die Opfer — realisiert worden sind. Von hier führt dann der Weg zu den durch Vergewaltigung von Börsengenossen, wo sich den Schlauen ein Schlauerer gewachsen zeigt, gebildeten Vermögen. Typisch für diesen Spezialfall ist die Geschichte des heute vielleicht größten Reichtums dieser Welt, jenes des amerikanischen Börsenmannes und Eisenbahnkönigs Jay Gould. Es sind Beutezüge im Stile des mittelalterlichen Raubrittertums, denen Gould den Stock seines ungeheuren Vermögens zu danken hat. Wir geben hier nach ziemlich zuverlässigen Quellen die Beschreibungen einer Episode aus seinem Leben, seiner Beteiligung am sogenannten Black Friday, und nach minder genauen die seiner Thätigkeit anläßlich der Börsenkatastrophe vom November 1890. Der Black Friday ist ein Septembertag des Jahres 1869. Während des amerikanischen Bürgerkriegs hatten die Nordstaaten Papiergeld emittiert. Dasselbe blieb, nach glücklicher Beendigung des Krieges, vorläufig in Verkehr. Doch hatte der Dollar in Papier jeweils einen geringeren Wert als der Dollar Gold, und 1867 war das Agio zu Gunsten des Goldes durchschnittlich etwa 30 %. J. Gould operierte damals an der New-Yorker Börse. Und 1867 hatte er sich mit einigen Genossen zusammen gethan, um das Goldagio in die Höhe zu treiben. Er und seine Verbündeten kauften das vorhandene Gold auf, und boten, als es immer weniger wurde, immer höhere Preise. Das

Agio, der Mehrwert des Golddollars, stieg auf 60, momentan auf 65 %. Im Augenblick, wo die Situation so weit gediehen ist, und während seine Freunde 160 für Gold bieten, entledigt sich J. Gould durch dienstwillige Agenten seines Goldvorrats. Er ist benachrichtigt[1]), daß die Regierung, um der sinnlosen Gold-Hausse zu steuern, im Begriffe ist, aus ihrem Schatze Gold auf den Markt zu bringen. Die Nachricht bestätigt sich alsbald, und das Agio fällt auf seinen alten Stand. Goulds Spießgesellen und geradezu die ganze Börse erleiden enorme Verluste; ein Falliment folgt dem andern — eine Krise bricht aus. Ein von Gould beschäftigter Makler, Speyer mit Namen, welcher über 250 Millionen Franken Gold an jenem Tage gekauft und noch im letzten Moment in wahnsinniger Aufregung den Kurs 160 für 25 Millionen geboten hatte, muß wenige Minuten später fliehen. Seine Auftraggeber haben ihn im Stiche gelassen. J. Gould aber hat sein Schäfchen im Trocknen. —

Die Geschichte des Gouldschen Vermögens leidet an solchen und ähnlichen Coups keinen Mangel. Meist ist sein Kriegsplan der folgende: Gould leistet nach Möglichkeit einer ungerechtfertigten Hausse-Bewegung Vorschub; wenn die Kurse einen unsinnig hohen Stand erreicht haben, insbesondere auch mit Hilfe der Spekulation, die für diesen Zweck Gelder borgt und die geborgten Gelder für eine Zeitlang in den gekauften (und später zu noch höherem Kurse zu verkaufenden) Werten festlegt, eröffnet Gould plötzlich eine Aera der Verkäufe; er berichtigt gleichzeitig die öffentliche Meinung hinsichtlich des den favorisierten Papieren zukommenden Wertes. Infolge seiner Verkäufe beginnt der Kurs zu *sinken*. Jetzt läßt J. Gould eine zweite Mine springen. Er und seine Freunde haben jederzeitig rückziehbare Gelder ausgethan, und diese werden nun eingefordert. Die Schuldner haben sich dessen nicht versehen, und sind genötigt, insoweit *sie* etwa Forderungen ausstehen haben, diese einzuziehen, im andern Falle Papiere zu verkaufen. Es geschieht das eine und das andere. Der Rückgang der Kurse pflanzt sich

[1]) Nach einer andern Version war Gould dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Grant, in einer Gesellschaft begegnet und hatte sich hier bemüht, von ihm zu erfahren, ob die Regierung die Absicht habe, durch Abgabe von Gold aus ihren Kassenbeständen das Agio zu beseitigen. Grant schwieg beharrlich und machte nur die allgemeine Bemerkung, das Agio-Fieber müsse zum Ruin führen. Diese Bemerkung genügte Gould. Er schloß aus ihr die Absicht der Regierung, wenn die Agio-Spekulation eine weitere sehr erhebliche Steigerung erfahre, durch Abgabe von Gold aus dem Schatze dagegen einzuschreiten, und hierauf richtete er sich ein.

auf der ganzen Linie fort. Er trägt einen weiteren Keim des Rückgangs, seiner Potenzierung also in seinem Schoße. Denn, da viele der Spekulanten nicht im stande sind, den bei sinkendem Kurse an sie ergehenden Zuschußforderungen (behufs Sicherstellung ihrer Gläubiger, denen sie die gekauften Papiere verpfändet haben) zu genügen, sind sie oder ihre Pfandgläubiger zu weiteren Realisierungen genötigt. Die Deroute wird allgemein, sie spitzt sich zur Panik zu; die Kurse fallen ins Bodenlose, nachdem sie vor kurzem noch hoch über dem wahren Objektwerte gestanden haben. Die Käufer fehlen. Aber nun tritt J. Gould zum drittenmal auf die Bühne und zeigt endlich sein wahres Gesicht. Gould wird Käufer. Er und seine Genossen benützen die eingezogenen Gelder und etwa noch weitere, die sie für diesen Zweck bereit gestellt haben, um zu kaufen, soviel sich kaufen läßt. Die Objekte fallen ihnen zu Spottpreisen zu. Ist dies geschehen, so erlangen die Effekten alsbald wieder den Preis, den sie verdienen. Jetzt können Gould & Cie. ihren Gewinn übersehen. In der Regel ist er enorm.

In dieser Weise ging es beispielsweise in der vorerwähnten Börsenpanik vom November 1890 zu. Sie spielte sich nach Zeitungsberichten wie folgt ab: Der Erlaß der Mac Kinley-Silberbill hatte in Amerika die verwegensten Hoffnungen geweckt. Man erwartete einen „volkswirtschaftlichen Aufschwung", die Kurse stiegen. Gould und Konsorten nährten diese Anschauung. Als mit ihrer allerdings nicht aktiven Hilfe die Kurse sich weit über das ihnen zukommende Maß erhoben hatten, begann Gould gegen Villard Aktien der North-Pacificbahn auszubieten. Sie sanken um 10 Dollars pro Stück, aber die von Villard beauftragten Makler kauften die auf den Markt geworfenen Aktien auf. Eine Zeitlang schien es, als ob Villard und Genossen stark genug seien, der von Gould eingeleiteten Baissebewegung stand zu halten. Aber als ein mit Gould verbündetes Bankhaus alle Forderungen auf Sicht einberief und selbst auf beste Papiere keine Vorschüsse geben wollte, mußten Decker Howell & Cie., die Makler Villards, ihre Zahlungen einstellen. Das war der erste „Chock", den der Markt erlitt. Eine haltlose Panik in Nord-Eisenbahnpapieren jeder Gattung war die nächste Folge, und nun brachen neben jener Maklerfirma ersten Ranges alsbald auch andre angesehene Häuser wie Whitney & Cie., David Richmond, Narrand Friend zusammen. Hier hat der Bericht eine Lücke. Es heißt nunmehr: J. Gould triumphierte vollständig. Nach erfochtenem Siege ließ sich Gould

interviewen. Dem Interviewer erklärte er, er halte jetzt die Preise für niedrig und die Lage der Eisenbahnen für höchst günstig. — Es ist berechnet worden, daß der durch jene Panik in amerikanischen Eisenbahnpapieren veranlaßte Wertverlust sich insgesamt auf 125 Millionen Dollars belief. Nun kamen selbstverständlich nicht alle Aktien auf den Markt, und die Operationen hatten für die Veranstalter ihre großen Kosten. Daß aber einige Dutzend Millionen Dollars von Gould und Konsorten bei dieser Gelegenheit verdient worden sind, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel.

Die Frage ist nun, inwiefern das von Gould in dieser Weise praktizierte Verfahren für überhaupt an der Börse gewonnene Vermögen typisch ist. Sind die an der Börse gewonnenen Reichtümer gemeinhin gleichen Schlages wie der Gouldsche, oder gehören sie einer andern Species an? Wir haben schon, als wir von den Reichtumsbildungen an der Börse zu sprechen begannen, die Wahrnehmung verzeichnet, daß die dahier gemachten Gewinne hinsichtlich ihres Ranges auf der Stufenleiter der Moral sehr verschieden zu klassifizieren sind. Und um dem darüber Gesagten noch einiges hinzuzufügen, so steht es allerdings fest, daß jenes von Gould geübte und von ihm zu einer gewissen Klassicität erhobene, aber doch lange nicht „erfundene" Verfahren auch in Europa manche Million in die Tasche größerer oder kleinerer Börsengewaltigen hat fließen lassen. Daß der Betrieb in Europa nicht mit gleicher Offenheit und Schamlosigkeit und Großartigkeit erfolgt, darf den Beobachter nicht beirren. Bekannt sind jene Praktiken diesseits und jenseits des Ozeans. Daß jedoch aller an der Börse erworbene Reichtum diesen Weg gegangen sei, läßt sich auch entfernt nicht behaupten. Zweifellos führen sich eine Anzahl Vermögen, welche die Etikette der Börse tragen, auf die richtige Voraussicht, die Unbefangenheit, das kalte Blut, den Scharfblick, die Schlagfertigkeit, den Wagemut ihrer Besitzer, ohne irgendwelche Beigaben zweideutigen Charakters, zurück.

Ein Wort nunmehr über den Warenwucher, der in Gestalt der Kartelle, Ringe, Trusts getrieben werden kann. Von ihnen gilt, was von der Börse: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte." Eine irgend abschließende Würdigung haben auch sie noch nicht erfahren. — Der hervorragendste Name auf diesem Gebiet ist der des Amerikaners Rockefeller, des Organisators und Leiters des Standard Oil Trust. Die Gründung Rockefellers, der

durch sie zu ungeheurem Reichtum gelangt ist, wird häufig günstig beurteilt. So meint selbst der Vorwärts (13. März 1892) „der Petroleumtrust habe die Preise nicht gesteigert, sondern von Jahr zu Jahr herabgesetzt". Wir vermögen diese Feststellung im Augenblicke nicht zu kontrollieren, und insbesondere nicht festzustellen, ob nicht noch weit mehr als die Preise die Produktionskosten herabgegangen sind, weiterhin ob dieser Rückgang der Produktionskosten etwa dem Trust zu danken ist oder auch unter andern Umständen erfolgt wäre. Immerhin steht fest, daß auf dem Wege der Trusts Warenwucher getrieben werden kann und getrieben worden ist, und daß, insofern solches der Fall, durch diese Vorgänge der Typus mit vertreten ist, den wir unter 3. zu zeichnen unternahmen.

Die vierte Kategorie nimmt jene Vermögensbildungen auf, in denen das Glück die große Rolle spielt. Sie teilt sich dabei in Vermögensbildungen durch reinen Zufall und jene durch glückliche Konjunktur. Adolf Wagner ist der Meinung, daß die quasi irregulären Vermögensbildungen insgesamt oder mit unbedeutenden Ausnahmen aus dem Konjunkturengewinn schöpfen. Aber bereits unsre bisherige Uebersicht dürfte deutlich gemacht haben, daß diese Klassifikation der Sache lange nicht gerecht wird. Was sodann den glücklichen Zufall betrifft, der die halbe Kategorie, um die es sich hier handelt, ausfüllt, so scheidet er sich in den unerwarteten und den gesuchten. Der Fund im Bergbau, die Entdeckung eines Gold haltenden Flußbettes kann ebensowohl die Frucht eifrigen Suchens, wie bloßes Ungefähr sein. Der Spielgewinn, das große Los fallen demjenigen allein in den Schoß, der das Glück gesucht hat. Nichtsdestoweniger bezeichnet die Sprache mit vollem Rechte das Ergebnis dieser Suche als einen Glücksgewinn. Daß das Glück à l'imprévu in noch höherem Grade Zufall und vermögenbildender Zufall ist, dürfte nichtsdestoweniger feststehen. Man kann wohl sagen, der Glückscharakter des Glücksgewinnes habe nicht weniger Abstufungen wie die Moralität des Börsengewinns. Groß- und Kolossalvermögen hat das „Glück" insbesondere im Wege des Bergbaues gebildet. Der Amerikaner Mackay, der mit den Rothschilds, mit J. Gould, Rockefeller und einigen andern noch zu nennenden Namen unter die reichsten Menschen der Welt gezählt wird, hat den größten Teil seines Vermögens als vom Glück in außerordentlicher Weise begünstigter Besitzer amerikanischer Silberminen erworben, obzwar weiterhin auch Großbetrieb und Börse redlich mitgeholfen haben. Die russischen Fürsten Demidow danken

ihren unermeßlichen Reichtum, wenn nicht allein, ſo doch vorzugsweiſe der 1725 erfolgten Entdeckung gewiſſer Minen in Sibirien durch Nikita, den erſten Demidow.

In das weitumfaſſende Gebiet der Konjunktur treten wir ein, indem wir den „Zufall“ des Anwachſens ſtädtiſcher Grundrenten verhandeln. Der Erſcheinung, um die es ſich hier handelt, und die eine eingehende Analyſe unſrerſeits bereits im Kapitel von der Rente erfahren hat, haben die Herzöge von Weſtminſter und Bedford, denen ein Teil des Bodens, auf dem London ſteht, gehört, und die Aſtors in Amerika, welche einen Teil des New-Yorker Territoriums ihr eigen nennen, ihre Koloſſalvermögen zu danken. Joh. Jak. Aſtor, ein gebürtiger Badenſer, der in London als Muſikinſtrumentenmacher begonnen hatte, begab ſich Ende des vorigen Jahrhunderts nach Amerika, und gewann im Pelzhandel außerordentliche Summen, die er ſchließlich in Grundeigentum, insbeſondere in der nächſten Umgebung der damaligen Stadt New-York anlegte. Als er 1848 ſtarb, repräſentierte ſeine Hinterlaſſenſchaft einen Wert von 80 Millionen Franken. Wenn heute das Vermögen der Aſtors auf ein Vielfaches jener Summe (über 300 Milltonen Dollars) angeſchlagen wird, ſo hat das ganze „naturgemäße“ Steigen des Grundwertes das meiſte dazu gethan. Vom Herzog von Weſtminſter heißt es, daß er demnächſt auf ein Jahreseinkommen von 25 Millionen Franken würde rechnen können. Das ihm gehörige Land, im Herzen Londons, wird heute den Hauseigentümern zu horrenden, aber den Verhältniſſen angemeſſenen Preiſen vermietet. Der dem Herzog von Weſtminſter als Landbeſitzer in London zunächſt ſtehende Herzog von Bedford erfreut ſich eines Jahreseinkommens von etwa 10 Millionen Franken [1]).

Die ſtädtiſche Grundrente iſt die in gewiſſem Sinne höchſtſtehende Varietät des Konjunkturaleinkommens, weil ſie die Gefahr der Niete weit mehr ausſchließt, als jede andre Konjunktur. Im übrigen ſpielt die Konjunktur in jedem kaufmänniſchen Betrieb eine Rolle. Sie liefert für jede kaufmänniſche Aktion den hellen oder dunkeln Hintergrund. Ihr kommt darnach überhaupt ein andrer und allgemeinerer Charakter zu als den übrigen „Quellen“ von Großvermögen. Sie bezeichnet das Riſiko, das jede Unternehmung läuft, und nur der Umſtand, daß ihr Erfolg weit hinausgehen kann über die ideal oder faktiſch eingelegte (Riſiko-) Prämie, ſtempelt den Gewinn aus ihr zum Glücks-

[1]) Vgl. a. u. Banfield, The great landlords of London. Dec. 1888?

gewinn. Doch kann vorerst in die Analyse des Wesens der Konjunktur nicht näher eingegangen werden. Wir müssen auch hier – wenn auch mit einigem Widerstreben — davon abstehen, uns in das Thema zu vertiefen.

Wir gelangen damit endlich an das andre Ende der langen Front der Reichtumsbildungen, die wir abzuschreiten hatten. Flankiert ist dieselbe zu beiden Seiten von „regulären" Bildungen und gleichzeitig in gewissem Sinne verwandten Phänomenen. Denn die Genie genannte Naturausstattung, die wir als letzte Nummer zu erörtern haben, hat mit der Groß-Unternehmung, mit der wir diese Uebersicht begannen, etwas gemein — die „Größe". Der Prozeß der Reichtumsgewinnung auf diesem Weg sei an der Geschichte des Hauses Krupp in Essen veranschaulicht [1]). Krupp hat seinen Reichtum der Erfindung des Gußstahls zu danken. In England war die Erfindung, bezw. Entdeckung schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht und Gußstahl wurde für die Fabrikation feinerer stählerner Werkzeuge verwendet. Die Kontinentalsperre, infolge deren Deutschland auf die Einfuhr englischer Fabrikate verzichten mußte, regte die Fachkreise dahier zum Nachdenken über das Geheimnis der Gußstahlfabrikation an. Seit dem Jahre 1810 hieß es bald hier, bald dort in Deutschland, daß jemand das Geheimnis besitze. Es war im Jahre 1815, als auch einem Nicolai in Essen das Patent auf einen Gußstahl erteilt wurde, der, wie die Patentschrift sagte, „dem besten bis jetzt bekannten Gußstahl in Rücksicht der Güte gleich gefunden ist." Zur Ausbeutung des Patents verband sich Nicolai mit dem Besitzer eines kleinen Hüttenwerkes, Friedrich Krupp, der der Erfindung gleichfalls schon seit Jahren nachgegangen war. Krupp wurde bald alleiniger Inhaber. Aber die Erfindung, so wie er sie übernommen hatte, zeigte sich schließlich doch nicht reif zu industrieller Verwertung. Friedrich Krupp starb 1826, in seinen Hoffnungen bitter getäuscht. Er hatte das Geheimnis seinem damals 14jährigen Sohn Alfred Krupp mitgeteilt. Es ist jener Inhaber der Firma, der sie zu ihrer heutigen Blüte und zu ihrem Reichtum gebracht hat. Lange Jahre jedoch ging es dem jungen Krupp als Leiter der Fabrik nicht besser als seinem Vater. Mehr als 9, 10 Arbeiter beschäftigte er nicht in der sogenannten Fabrik. „25 Jahre," so sagt er selbst, „habe ich gerade soviel erworben,

[1]) Vgl. Mitteilungen des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen Interessen in Rheinland und Westfalen 1887 Nr. 7 und 8, im Auszuge auch mitgeteilt in Schmollers Jahrbuch 1889, S. 1201 ff.

um den Arbeitern ihren Lohn auszahlen zu können. Für meine eigene Arbeit und Sorgen hatte ich weiter nichts als das Bewußtsein der Pflichterfüllung." Erst die Vierzigerjahre brachten einen Aufschwung. Krupp machte seine erste Erfindung. Sie galt einer Löffelwalze. Die Zahl der Arbeiter stieg daraufhin auf etwa 100. Die Fünfzigerjahre wurden durch Krupps zweite Erfindung eingeleitet. Sie betraf ein verbessertes Verfahren zur Herstellung gußeiserner Radbeschläge. Auch sonst zeichnete er sich bei der Erzeugung von Eisenbahnmaterial aus. Die Epoche des Eisenbahnbaues war aber gleichzeitig angebrochen. Und 1858 hatte Krupp bereits 1000 Personen in seiner Fabrik. Seit 1859 war es ihm gelungen, Geschütze aus Gußstahl mit Gewinn zu bauen. Auch hier hatte er eine günstige Zeit getroffen. Die Epoche der allgemeinen Wehrpflicht, der Volksheere brach an. Es regnete für Krupp Bestellungen. Bis 1887 hat er nicht weniger als 23000 Kanonen gebaut. An seinem Todestag war Krupp Arbeitgeber von im ganzen 21000 Leuten. Er besaß neben seiner Gußstahlfabrik Kohlen- und Eisengruben in großer Zahl. Seiner Fabrik standen 185000 Maschinenpferdekräfte zur Verfügung.

Sicherlich hat es zur Entstehung des Kruppschen Kolossalvermögens zweierlei gebraucht: das technische Genie und die günstige Konjunktur. Selten legt sich in der Geschichte eines industriellen Großvermögens die selbständige Bedeutung der beiden Faktoren so klar auseinander. Nichtsdestoweniger ist zweifellos, daß ganz im Stile des Kruppschen Reichtums eine sehr große Zahl moderner Kolossalvermögen entstanden ist. Ein geringer Anfang, eine glückliche Erfindung, die Gunst der Zeitumstände — das ist die Geschichte der reichsten Großindustriellen Europas und Amerikas.

Der Aufgabe, als Unterlage für eine weiter ausholende Einkommenstheorie einiges Material aus der Geschichte auffälliger und damit in ihrem Ursprung notorischer Vermögen zusammenzutragen, hätten wir uns nun entledigt. Nach der Art derselben konnte es unsre Absicht selbstverständlich nicht sein — abgesehen davon, daß sie kaum ausführbar gewesen wäre — ein mehr oder minder vollständiges Register der Kolossalvermögen in alter und neuer Zeit zu liefern. Eine bescheidenere Materialsammlung, ein Herbar, in dem jede Species durch

ein oder mehrere typische Exemplare vertreten ist, mußte genügen. Nun ist aber die theoretische Moral der „Fabel", die wir erzählten, zu ziehen.

Sie liegt zum ersten in der Einsicht von der Abhängigkeit der Vermögensbildung jeder Zeit von dem moralischen und ökonomischen Gepräge, das dieser eignet.

In jener ersten Kulminationsperiode, an der Schwelle von der römischen Republik ins Kaisertum und in der ersten Zeit des letztern, ist vorzugsweise Reichtum bildend politische Stellung und Beziehung, Volks- und Fürstengunst. Das Becken aber, aus dem geschöpft wird, sind die Provinzen, d. h. Reich und Arm dahier. Die Ausraubung der Provinzen häuft direkt oder indirekt durch das Medium der Beherrscher des Staates ungemessene Reichtümer in den Händen Einzelner an und daneben konstituieren sich einige abgeleitete Vermögen aus der Konsumbeschaffung für die Reichen. — In der mittelalterlich-neuzeitlichen Periode ist die politische Beziehung etwas zurückgetreten, Zins, Zwischenhandel, Monopole führen das große Wort. Der Fonds aber, der diesmal die Mittel liefert, ist durch die Steigerung der Produktivität der binnenländischen Landwirtschaft zusammengetragen. Hier sind die Werte erzeugt, von denen bei Einkauf fremdländischer Luxuswaren so viel zwischen den Fingern der Handelsherren hängen bleibt. Es ist die Zeit, wo der Ausspruch Richard III. als Gloster: „Lieber Hausierer als König sein" ernst hätte genommen werden können. — Durch die im Handel, in den Kolonien, gelegentlich aber auch durch politische Gewaltthat (agrarischer Großgrundbesitz) und die ihr verwandte Fürstengunst gewonnenen Vermögen bereitet sich unser Weltteil zum Eintritt in die dritte Periode vor. Diese steht im Zeichen der Maschine. Ueberall, wie immer auch dem Einzelnen der Reichtum zugeflossen sein mag, schöpft er aus der durch die Maschine geschaffenen Fülle. Die mäßige Zahl für technische und chemische Erfindung befähigter Köpfe und die diese Erfindungen vorbereitende Wissenschaft haben in Verbindung mit dem geweckten Unternehmertum die immense Wohlstands-

ſteigerung des letzten Jahrhunderts zuſtande gebracht. Aus der in dieſer Weiſe angeſammelten Maſſe beteilen ſich die einzelnen wieder mit verſchieden großem Löffel.

Aus dem Geſichtspunkte der Moral angeſehen, kann man im ganzen und großen mit der Entwickelung zufrieden ſein, die die Dinge genommen haben. Die Neigung auszubeuten, zu vergewaltigen, mit geringſter Arbeitsmühe den größten Leiſtungserfolg zu erzielen, iſt zwar geblieben; denn zu ſehr beruht ſie auf Trieben und Leidenſchaften, die tief in die Natur des Menſchen eingeſenkt ſind und nur in wenigen Vorzugsexemplaren fehlen. Aber die *Macht* des Menſchen über *ſich* hat zugenommen. Die Gewiſſensſkrupel fallen ihn früher an, und die *Geſellſchaft* hält ungeheuer viel ſtrengeres Vehmgericht als vordem. Endlich hat die Geſetzgebung ihren Steg viel weiter in den moraliſchen Sumpf hinausgebaut, womit wir nicht behaupten wollen, es ſei weit genug geſchehen. Sicher iſt jedoch, daß, was heute Monſtroſitäten ſind, in früheren Epochen Regelmäßigkeiten und mehr als das: auch Selbſtverſtändlichkeiten waren. Mit unſren Tagen hat nicht nur das Handwerk, ſondern auch das Abenteurertum ſeinen goldenen Boden eingebüßt. Der Amtsmißbrauch konzentriert ſich immer mehr nach rückwärts gegen Oſten, oder macht ſich in den Ländern, die es „noch grün hinter den Ohren haben", für kurze Zeit ein Plätzchen zurecht. Und der Tüchtigſte hat zwar keine Ausſicht, unter die Götter verſetzt zu werden, wie es im Altertum den Erfindern geſchah, aber ihm winkt dafür viel ausgiebigerer Lohn im Diesſeits.

Doch, wir dürfen uns an dieſer Stelle nicht auf *hiſtoriſche* Betrachtung beſchränken, ſondern worauf wir zielen, iſt vielmehr *dogmatiſche* Verwertung der kleinen von uns angelegten Sammlung typiſcher Reichtumserwerbe. Das ſoziale Kriterium jedes Erwerbs lugt nach zwei „Weltgegenden" aus! Nach dem (gemeinwirtſchaftlichen) Nutzen der Erwerbsthätigkeit, der ſich in der Produktion von Mehrwert (*unſres* Mehrwertes) ausſpricht, und nach dem Maße des Einſatzes an Arbeit. Bringen wir dieſe ſpeziellen Kriterien unſrer Materialſammlung gegenüber zur Anwendung,

so legen sich deren Thatbestände sofort zu folgenden Figuren auseinander. Man hat zu unterscheiden

1. Einkommen aus Arbeit, mit gemein-wirtschaftlichem Erfolge, darunter allen andern Arbeiten voran, weit voran: die schöpferische Arbeit;
   an zweiter Stelle die dispositive, an dritter die exekutive, welche ihrerseits sich einteilt in qualifizierte und nicht qualifizierte.
   Einkommen dieser Art führen die Namen Patentgebühr, Unternehmerlohn und Arbeitslohn.
2. Einkommen nicht aus Arbeit, aber mit gemeinwirtschaftlichem Erfolg. Hierher zählt der Kapitalzins und der Fund eines nicht verlorenen Wertobjekts.
3. Einkommen, verwandt den Glückseinkommen (vgl. 4), aus glücklichen Konstellationen, sogenanntes Konjunkturaleinkommen, für welches ein gewisser Wagesinn und ein Arbeitsaufwand schöpferischer oder dispositiver Natur notwendig ist, welchem aber gemeinwirtschaftlicher Wert in vielen Fällen nicht zukommt, für diese Fälle (die andern unter 1).
4. „Glücks"-Einkommen, d. h. Einkommen, errungen ohne Arbeit oder nahezu ohne Arbeit und ohne gemeinwirtschaftliche Bedeutung. Hierher zählt der Fund eines verlorenen Objekts, der Glücksfall (ein „Treffer"), das Geschenk, das Erbe; hierher zählen aber auch die in engerem Sinne sogenannten Renteneinkommen aus der ohne Zuthun des Beziehers anwachsenden Bodenrente, die Rente der „Kundschaft", die die Notorietät eines Geschäfts, die der Ruf der Firma trägt. Hier überall geht der durch die gemeinwirtschaftlichen Funktionen der Einkommen 1, 2 erworbene Wertbestand der Volkswirtschaft in Hände über, welche den Empfang nicht durch Arbeit bescheinigen können. Auch das Unterstützungseinkommen, das Einkommen aus Caritas andrer, gehört, insofern es nicht eine nachträgliche Leistung für

früher geleistete Dienste darstellt, prinzipiell hierher. Bei allen diesen Einkommen läßt der in ihren Genuß Gesetzte die Hände müßig im Schoße.

Sobald er Ausbeuter wird, aktiver Parasit, gehört er einer

5. Kategorie an. Hierher ist die „Fuggerei", ist die künstliche, den „bürgerlichen Gewinn" überschreitende Preissteigerung durch Warenwucher und vieles von den Gewinnen zu zählen, die an der Börse realisiert werden.

Durch eine unter Umständen sehr dünne Scheidewand sind diese Einkommen getrennt von den unter

6. anzuführenden, wo direkt Betrug, aber nicht gesetzlich zu ahndender Betrug, betrügerische Vorspiegelung im Werke ist. Ihm reiht sich endlich

7. an das Einkommen durch direkte, aber ungerügt gebliebene Rechtsverletzung, wozu vorzugsweise die politisch erworbenen Einkommen, der Amtsmißbrauch oder Mißbrauch andrer Gewalt gehören.

Die vorangeführten sieben Kategorien lassen aber eine Vereinigung nach Gruppen zu, nämlich: A. Einkommen aus eigner Arbeit (1); B. Einkommen nicht aus eigner Arbeit, aber auch nicht durch Arbeit Fremder, sondern durch solche unpersönlicher Objekte (2); C. Einkommen aus der Arbeit Andrer ohne etwelche Rechtsverletzung, unter Umständen nach ausdrücklichem Willen der Geber (3, 4); D. Beuteeinkommen, aus Vergewaltigung Andrer (5, 6, 7). Namen für die Begriffe A und D besitzen wir: „Lohn" und „Beute", für die Begriffe B und C werden sie zu schaffen sein. Denn Zins und Rente verraten nur undeutlich ihren Inhalt. Im weiteren ist natürlich nicht zu übersehen, daß es Mischgebilde und Uebergänge in allen Schattierungen gibt.

Der von uns unternommene Versuch einer Systematik der Einkommen aus sozialem Gesichtspunkte weicht in seinem Ergebnis erheblich ab ebensowohl von dem Bilde, das der Sozialismus, wie von jenem, das die „vulgäre" Nationalökonomie von den Mitteln der Vermögensgewinnung entwirft. Was die

nicht-sozialistische Nationalökonomie betrifft, so geht sie, wie bekannt, von den vier Einkommenskategorien als Vermögensquellen aus und fügt dem an, daß aus diesen Einkommen gespart werden müsse, um Vermögen zu bilden. Diese Auffassung hat ihre nachdrücklichste Vertretung bei den manchesterlichen und kleinbürgerlichen Nationalökonomen gefunden. Aber auch hier datiert von dem Auftreten Lassalles eine Wendung. Lassalle mochte nicht daran glauben, daß auf dem Wege des Sparens sich die Millionen häufen lassen. Die von ihm derart gegebene kritische Anregung fand ihre positive Erfüllung durch die kathedersozialistische Theorie — insbesondere durch Adolf Wagner. Dieser erklärte, daß nicht das Aufschichten von Ersparnissen allein, sondern insbesondere auch die Konjunkturalgewinne, d. h. 1. die vom Glück begünstigte Spekulation; 2. der natürliche Grundrentenzuwachs bei der Ansammlung von Vermögen die Hand im Spiele habe. Hier blieb man dann stehen und ließ es auch nicht zu einer ausreichenden Würdigung des Konjunkturalgewinns, im Unterschied vom Arbeitsgewinn, kommen.

Was die sozialistische Theorie betrifft, so ist nach ihr nahezu alles Kapital durch Vergewaltigung aufgebracht. „Wenn das Gold .... mit natürlichen Blutflecken auf der einen Backe zur Welt kommt, so das Kapital von Kopf bis Zeh, aus allen Poren blut- und schmutztriefend" — zu diesem entsetzlichen Ergebnis hat sein Rückblick in die Geschichte der Vermögen Marx geführt. Offenbar ist diese Erklärung genau so unvollständig und bei ihrem Anspruch auf Vollständigkeit genau so irrig wie die Spartheorie der Bastiat und Schultze.

Wir sind am Schlusse unsrer vorläufigen Würdigung der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung angelangt. Die Untersuchung ist, wie wir es ansehen, nicht fruchtlos verlaufen, sondern hat zu brauchbaren Ergebnissen geführt. Welcher Art aber diese ihre Brauchbarkeit für unsern Zweck ist, das will sagen, welche letzte theoretische (noch nicht praktische) Schlüsse aus ihr gezogen werden können, wird im nächsten Abschnitt näher anzudeuten sein.

Fünfter Abschnitt.

Gerechtigkeit.

I.

Die Erfüllung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag.

An der Pforte des Sozialistenstaates steht, wie uns verheißen wird, das erfüllte Recht auf den vollen Ertrag der Arbeit; ein Recht, unerfüllbar in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und doch das Recht. Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag begreift nach sozialistischer Auffassung alle Theorie und Praxis des Sozialismus in sich. In langen Fäden spinnt sich die eine und die andere aus ihm ab. Solange wir in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung verbleiben, ist es danach für den Sozialismus ein eigentliches Ideal, ein unrealisierbares Recht. Erst wenn wir über den Charon, aus unserer Welt der Schemen in die schönere, thaufrische, sozialistische Wirklichkeit gesetzt sind, wird es Fleisch und Blut. Mehr als den vollen Arbeitsertrag zu fordern, wäre dem Sozialismus nach nicht nur unbescheiden, sondern ungereimt; denn es hieße mehr fordern, als da ist.

Auch jene, die wir nach dem von Treitschke seiner Zeit verfrüht angewendeten Worte heute die „Gönner" des Sozialismus nennen möchten, wobei sie ihre Gunst allerdings keiner schlechten Sache zu leihen glauben, sondern in achtenswertem Idealismus einer Rechtsverkürzung wehren wollen, bezeichnen den vollen Arbeitsertrag als den Gipfel ihrer Wünsche. „Das Ideal eines Vermögensrechts vom wirtschaftlichen Standpunkte

wäre erreicht," meint Anton Menger, „wenn die Rechtsordnung bewirken könnte, daß jedem Arbeiter sein voller Arbeitsertrag (jedem Bedürfnis nach Maßgabe der vorhandenen Mittel die volle Befriedigung) zu teil wird." Indem Menger hier neben Erfüllung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag auch Befriedigung der berechtigten Bedürfnisse fordert, d. h. das Recht auf Existenz in weiterem Verstande betont, macht er sich nach sozialistischer Auffassung halbwegs eines Pleonasmus schuldig; denn zufolge letzterer schließt die Gewährung des vollen Arbeitsertrags ohne weiteres die Gewährung des Rechts auf Lebensgenuß in sich.

Man erinnert sich auch, daß nach der Theorie des Sozialismus es der Unternehmer ist, der dem Arbeiter im Lichte steht, indem rein der Umstand der Unternehmerexistenz die Idealität und Unrealisierbarkeit jenes höchsten aller Postulate mit sich bringt, und zwar deswegen, weil der Unternehmer, so überflüssig er ist, sich als Geschäftsteilhaber geriert, und mehr als das, wie ein Hamster zusammenscharrt, was in seinen Bereich kommt.

Wir nun, im Laufe unsrer Untersuchung, sind dazu gelangt, einmal gegen diese letztere Auffassung Stellung zu nehmen, und dem Unternehmer den Rang eines gleichfalls nützlichen Mitgliedes der Gesellschaft zuzusprechen. Wir haben, indem wir auf die „Funktionensuche" gingen, auch in ihm einen Funktionär erkannt und gefunden, daß, wenn man sein wahres Gesicht sehen will, man ihm nicht die Rentnermaske vorstecken dürfe — denn Unternehmer und Rentner seien zweierlei.

Was dann aber diesen Rentner, den müßigen Kapitalisten betrifft, so wurde festgestellt, daß sein spezifisches Einkommen der spezifischen Wirksamkeit des Kapitals zu danken ist, welche nichts mit der spezifischen Wirksamkeit des Arbeiters zu thun hat. Anton Menger meint zwar (S. 2): „Unser heutiges Vermögensrecht gewährleistet dem Arbeiter nicht den vollen Arbeitsertrag." Warum nicht? „Indem unser Privatrecht die vorhandenen Vermögensobjekte, namentlich die Produktionsmittel

einzelnen Personen durch das Privateigentum zu beliebiger Benützung überweist, verleiht es diesen eine Machtstellung, kraft welcher sie ohne eigene Arbeit ein Einkommen beziehen und zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse verwenden können. Schon die gesetzlich anerkannte Existenz des arbeitslosen Einkommens beweist, daß unser Vermögensrecht sich gar nicht den Zweck gesetzt hat, dem Arbeiter den vollen Arbeitsertrag zu verschaffen."

Wer uns in unseren bisherigen Darlegungen zur Kritik der kapitalistischen Gesellschaftsordnung gefolgt ist, wird keinen Augenblick im Zweifel sein, wo in dieser Argumentation, welche der Zustimmung der weitaus größten Zahl jener, die über wirtschaftliche Dinge sich Gedanken gemacht haben, gewiß ist, der Fehlschluß steckt. Er ist ein zweifacher. Er liegt 1. in der Annahme, daß die Thatsache arbeitslosen Einkommens (des Kapitalisten) die Rechtsverkürzung des Arbeiters implicite statuiere, und weiterhin bezeichnet er sich 2. darin, daß jene Schlußfolge den Unternehmer entweder unter den Tisch fallen läßt, oder (deutlich wird es nicht) zu einem bloßen Werkzeug des Kapitalisten stempelt. Denn unterschiedslos spricht Menger von allem nicht dem Arbeiter zufallenden Einkommen als solchem, welches die von der Rechtsordnung Begünstigten als Begünstigte empfangen, ohne persönliche Gegenleistung an die Gesellschaft; während die anderen mit den Brosamen, die von der Tafel, auf die sie alles tragen, fallen, abgefunden sind.

Aber indem wir hier neuerdings in Erinnerung bringen, unter dem Hochdruck welcher Irrmeinungen man im sozialistischen Lager und im benachbarten der „Halben", der „Dubiosen", die in großer Zahl mit sich zu Rate gehen, ob sie der „kapitalistischen" Gesellschaftsordnung oder dem Sozialismus glauben sollen, steht, verhehlen wir uns doch nicht, daß die Frage, ob dem Arbeiter heute bereits sein volles Recht wird, auch bei uns noch eine abschließende Antwort, eine Lösung, welche keinen Rest läßt, nicht erfahren hat. Denn darüber darf man sich

ja nicht täuschen, daß, wenn auch 1. der Ertrag des Kapitals sich auf eine dem Kapital und nicht dem Arbeiter eigentümliche Leistung basiert (und also nicht schon deswegen, weil arbeitslos dem Kapitalisten zufließend, vom Arbeiter erarbeitet und nur durch Rechtsverkürzung des letzteren in den Besitz des ersteren gelangt sein muß) und 2. der Unternehmer sich auf eine positive und schätzbare Mitwirkung am Ertrage des Unternehmens berufen kann, — darum noch lange nicht Gewähr dafür geleistet ist, daß diese beiden soviel und nicht mehr erhalten, als ihnen gebührt, daß nicht in ihrem Einkommen sich doch ein größeres oder kleineres Stück vom Arbeiter erarbeiteten Wertes findet.

In Hinsicht der quantitativen Verhältnisse ist unsere Untersuchung bisher entschieden unvollständig geblieben, was freilich nicht heißen will, daß sich aus allem bisher Gesagten nicht die Antwort auf diese letzte Frage, die uns gestellt ist, entwickeln ließe. Ganz einfach ist diese Entwickelung nicht — das ist zuzugeben. Daraus aber zu folgern, sie sei unmöglich, hieße die Flinte vorzeitig ins Korn werfen. Auf den ersten Blick scheint man allerdings zu einem Verzicht gedrängt: einmal, weil das Arbeitsprodukt eine komplexe und auch ideal unteilbare Leistung darstellt, von der sich nicht sagen läßt, was daran Funktion des Kapitals, solche des Unternehmers, die des Arbeiters ist, und sodann, weil Wert- und Preisbestimmungen nicht den Charakter von thatsächlichen Feststellungen haben, und die Erklärung, die Unternehmerfunktion ist so hoch zu werten, die des Arbeiters soviel höher oder niedriger, wenn apodiktisch vorgetragen, mit der Natur der Voraussetzungen aller Wert- und Preisfeststellungen im Widerspruch steht. Was das erste betrifft, so ist es eine gewissermaßen chemische Verbindung, die die Elemente, aus denen das Produkt sich zusammensetzt, eingehen, und so wie eine solche uns keinerlei Einsicht darein gewährt, wie viel von dem neu entstandenen Körper auf Rechnung jedes einzelnen der eingeschossenen Elemente kommt, genau so wenig gibt das Produkt kombinierter Arbeit Aufschluß über die Rolle, die in

seiner Bildung den einzelnen Faktoren zufiel. Und doch realisiert sich der Wert (der Thätigkeit) jedes der Faktoren eben erst in der Verschmelzung, also wenn er unsicht-, unscheid- und unfixierbar geworden ist. Die Verbindung ist dabei nicht nur eine solche zwischen der Arbeit des Arbeiters, des Unternehmers und des Kapitalisten, sondern auch zwischen der Arbeit der ganzen Zahl in einer arbeitsteiligen Produktion beschäftigten Arbeiter. Auch wenn man sich eine arbeitsteilige Produktion ohne Kapital und ohne Unternehmer zu denken vermöchte, würde das Produkt in nichts verraten, was davon auf Rechnung des einzelnen Arbeiters zu stellen ist.

Weiter dann! Der Direktor eines Unternehmens sei mit 100 x bezahlt; jeder Arbeiter empfängt 10 x. Klar ist aber, daß, wenn sich so viele taugliche, ihrer Aufgabe gewachsene Direktoren anbieten würden, als heute Arbeiter Arbeit suchen, der Direktor kaum mehr als auch 10 x empfangen würde, und wenn gar mehr Direktoren als Arbeiter zur Verfügung ständen, der Direktor um der höheren Genugthuung eines Direktorpostens willen sich geradezu einen Abschlag an den 10 x gefallen lassen müßte. Heute vermag man, wenn man unter 100 x bietet, einen Direktor von gleicher Tüchtigkeit nicht zu gewinnen. Die 100 x fruktifizieren sich in dem Produkt, das die Fabrik verläßt, sie repräsentieren vom Standpunkt des Kapitalisten, der den Direktor anstellt, einen Kostenwert, der unter dem Werte der Leistung des Direktors steht. Sie sind nicht zu viel gezahlt, sondern bringen sich im Preise der Produkte voll herein. Aber doch würde die gleiche Leistung unter andern Umständen nur mit 10 x bezahlt. Was geht daraus hervor? Daß über den Wert der Leistung (auch der richtig applizierten) durchaus nicht die Leistung allein entscheidet und der volkswirtschaftliche Begriff der Leistung ein von ihrem technischen Begriffe wohlgeschiedener ist.

An welcherlei Leistung ist nun gedacht, wenn das Recht auf den vollen Ertrag der „Arbeitsleistung" geltend gemacht wird! Heute ist eine bestimmte Art Arbeit im gleichen Unter-

nehmen höheren Werts wie eine andere; und der Sozialismus denkt diesen Unterschied in den sozialistischen Staat hinüberzunehmen, denn das Prinzip der Entlohnung nach der Arbeitsmühe ist das im Unterschied vom Sozialismus „kommunistische".

Jedenfalls meint der Sozialismus mit dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag nicht den Grundsatz der Entlohnung nach der Arbeitsmühe auszusprechen. Da aber die Höherschätzung dieser Arbeit gegen jene — man muß nicht bloß an Direktor gegen Arbeiter, sondern an spezielle Arbeiter gegen andere denken — auf durchaus schwankenden Grundlagen beruht, verliert man, wenn es gilt, den vollen Arbeitsertrag ausfindig zu machen, auch aus diesem Gesichtspunkte den Boden unter den Füßen, und muß seine Ohnmacht bekennen. Haben wir also den Rückzug anzutreten und ist unser letztes Wort bei diesem Versuch festzustellen, wie es heute um das Verhältnis des Arbeitsertrags und der Arbeitsleistung beim Arbeiter steht, Resignation? Nicht doch! Der Indizienbeweis dafür, daß der Arbeiter heute in der Regel über den Ertrag „seiner Arbeit" gelohnt ist, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit führen.

Das Nationalkapital Großbritanniens mit Irland vor Beginn der Maschinenära, 1750, blieb jedenfalls hinter 750 Millionen Pfund Sterling zurück; heute beträgt es jedenfalls über 10 Milliarden. Dieser ungeheure Aufschwung ist vorzüglich den Fortschritten der Technik, sagen wir kurzweg, der Maschine zu danken. Die Maschine ihrerseits leitet ihren Ursprung vom Erfinder ab. Vor der Aera der Erfindungen befanden sich alle Länder, und das europäische Festland noch weit mehr als Großbritannien, in so großer Kapitalsarmut, daß der Kapitalsbestand, mit dem sie in diese Zeit eingetreten sind, gegen den, der seitdem geschaffen wurde, fast überhaupt nicht in Betracht kommt. Der Arbeiter meint nun dauernd seit Einführung der Maschine in seinem Rechte verkürzt gewesen zu sein, und zwar deswegen, weil er den Ertrag der Maschine

nach Auszahlung etwa einer Abfindung an den Erfinder als sein Eigentum anspricht.

Nun denke man sich aber den Arbeiter von heute thätig ohne diese Kapitalien, außerhalb der Organisation, die der Unternehmer geschaffen hat, und der Leitung, die er oder in seiner Stellvertretung ein anderer besorgt. Hält man für möglich, daß ihm seine Arbeit mehr abwürfe, als ihm heute zufließt? Daß die Lage des Arbeiters in unsern Tagen so gut ist wie je, wie zu einer Zeit, wo die Natur noch in viel geringerem Grade in Besitz genommen und Naturprodukt beinahe noch occupatorisch zu gewinnen war, wurde vorhin im Wege einer historisch-statistischen Untersuchung nachgewiesen. Und da die Natur seitdem karger geworden ist, wenigstens der gleiche Bodenertrag, insbesondere auch an Viehprodukten, früher mit außerordentlich geringerer Mühe zu erlangen war als gegenwärtig, ist ihm im Arbeitslohn der Ertrag seiner Arbeit aller Wahrscheinlichkeit nach ausgefolgt.

Man wird aus dieser Darlegung den Schluß ziehen, daß wir das Recht auf den Ertrag der seit Beginn der Maschinenära geschaffenen Kapitalien für den Kapitalisten in Anspruch nehmen. Dem ist jedoch nicht so. Wenn wir den Kapitalisten und den Unternehmer aus dem Spiele gelassen haben, so ist dies nur vorläufig und im Interesse der Klarstellung des Gegenstandes geschehen, und um zu zeigen, daß, was der Arbeiter als Ertrag seiner Arbeit über den Arbeitslohn anspricht, jedenfalls nicht Ertrag seiner Arbeit, sondern der Ertrag schöpferischer und dispositiver Arbeit früherer Generationen, wie seiner Zeitgenossen ist. Was dann den Unternehmer und Kapitalisten angeht, so ist hier folgendes zu bedenken: Die technische Produktivität des Kapitals ist seit $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderten ungeheuer gewachsen — das steht fest. Ist der Kapitalzins in gleichem Maße hinaufgegangen?! Sicher nicht, sondern der Kapitalzinsfuß ist nie früher so niedrig gewesen wie gegenwärtig. Welchen Gang hat der Unternehmergewinn seit Beginn der kapitalistischen Aera genommen? Es hat der Zeug-

nisse nicht wenige, welche aussprechen, daß auch für ihn der Konkurrenzkampf von heute viel geringere Beträge übrig läßt als früher. Die Dividenden einzelner Jahre einzelner Unternehmungen beweisen nichts dagegen. Nach alledem können Kapitalist und Unternehmer unmöglich diejenigen sein, die aus einem von der sozialistischen Theorie als Gemeingut betrachteten Fonds den Löwenanteil an sich genommen haben. Einzig die Grundrente ist seit Beginn der Maschinenära auf ein Vielfaches gestiegen, auf durchschnittlich das Acht- und Zehnfache in Kulturеuropa, während Kapitalzinsfuß und Unternehmergewinn sanken. Immerhin hat der erzwungene Verzicht des Kapitalisten und des Unternehmers dieser Steigerung der Tribute an den Grund- und Hausbesitz dem Betrage nach die Wage gehalten, wie sich aus der Thatsache, daß die Lage des Arbeiters, also des Dritten, wenn man a) Kapitalist mit Unternehmer, b) Grundrentner, c) Arbeiter unterscheiden will, sich gleichzeitig gebessert hat, ergibt. Sie könnte sich nicht gebessert haben, hätte der Grundrentner nicht bloß vom Unternehmer und Kapitalisten, sondern auch vom Arbeiter genommen, bezw. hätte er mehr von ihm genommen, als ihm (dem Arbeiter) im Unterschied von Kapitalist und Unternehmer, deren Stellung sich geschwächt hat, während die des Arbeiters eine Besserung erfuhr, zugeflossen ist.

Daß nun die selbstthätige Steigerung der Grundrente zu Maßregeln sozialpolitischer Natur auffordert, ist nach allem bisher über sie gebrachten selbstverständlich. Aber darum handelt es sich hier noch nicht. Uns galt es festzustellen, ob die geläufige Annahme, daß dem Arbeiter der Ertrag seiner Arbeit heute vorenthalten sei, richtig ist, richtig sein kann. Davon ist nach dem Gesagten keine Rede. Der Arbeiter bekommt jenen Ertrag voll ausgefolgt und mehr als das. Wenn er aber neben dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag noch das Recht auf Mitgenuß an der Arbeitsleistung aller jener, die heute für dieselbe nicht mehr entschädigt werden (der Erfinder) zu gleichen Teilen mit allen andern, und auf Mitgenuß an dem reinen Kapitalsertrag anspricht, so handelt es sich immerhin um ein andres „Recht", und da dann vielleicht um ein solches,

welches ihm zum Teile vorenthalten ist, nicht jedoch durch Unternehmer und Kapitalist, sondern 1. von dem Grundrentner, oder genauer von der Legion jener, die entweder nach Ansammlung einer Rente aus dem Berufe geschieden sind oder anderweitig die Rente ausgefolgt bekommen und sich mit ihr „aus dem Staube" gemacht haben, 2. von Mit- und „Zuviel"-Menschen, die, indem sie den Anbau geringeren Bodens nötig machten und dem Viehstande die kostenlos zu erzeugende Weide entzogen, den Produktionsaufwand der Unterhaltsmittel gesteigert haben, 3. von in der That parasitischen Berufen, sowie von nicht beruflich, aber persönlich als solchen sich ausweisenden Parasiten.

Zuletzt kommen endlich die mannigfachen Wertzerstörungen und, volkswirtschaftlich gesprochen, Wertverschwendungen unsrer Wirtschaft als Subtrahend von der Summe der Errungenschaften in Betracht [1]).

Das ist dann der wahre Status der Bilanz der kapitalistischen Gesellschaft.

II.

Die Armen und die Reichen.

Die Auffassung, daß dem Arbeiter mindestens heute das Recht auf den vollen Arbeitsertrag noch nicht werde, ist die allgemeine, und Anton Menger weicht sogar der Antwort auf die selbst gestellte (S. 164) Frage aus: „Strebt unsre soziale

[1]) Nebenbei mag da erwähnt sein, daß insoweit die Krisen hierher gehören, dieselben hinsichtlich ihrer destruktiven Wirkungen heute allgemein überschätzt sind, da nicht bedacht wird, daß jede Krise die Keime gesteigerter Produktivität in sich trägt. Näheres im zweiten Bande.

Entwickelung der Verwirklichung des Rechts auf den vollen Arbeitsertrag entgegen?" Bloß die Behauptung, daß wir der Erfüllung des Rechts auf Existenz allmählich näher rücken, glaubt er wagen zu dürfen. Etwas zuversichtlicher tritt der offizielle Kathedersozialismus auf. Brentano meint[1]), „keineswegs sei es aussichtslos, innerhalb der bestehenden Gesellschaft mit der Zeit den Arbeitern den ihnen gebührenden Ertrag ihrer Arbeit" zuzuwenden. Er spricht zugleich davon, wie aus der Erscheinung, daß „täglich wachsende Massen sich von der bestehenden Ordnung abwenden", doch der Schluß zu ziehen sei, „daß in unserm Wirtschaftsleben etwas ist, was in Widerspruch steht mit" jenen „Ansprüchen der Arbeiter, welche die herrschende Auffassung von Gerechtigkeit und von der Bestimmung des Menschen als gerecht anerkennt." Wir halten dieses Vertrauen in die Witterung der Masse für zu weit getrieben, idealistisch und unwissenschaftlich, und für völlig unangebracht auch das Pathos, mit dem sich Brentano gegen den Schluß hin darüber ausläßt, wie an dem Glück eines jeden Arbeitenden „die Verbitterung nagt über die Lüge und Heuchelei, welche in dem heutigen Arbeitsverhältnis mit seinem Widerspruch zwischen Recht und Wirklichkeit, zwischen seinem rechtlich freien Arbeitsvertrage und seinem thatsächlichen Abhängigkeitsverhältnis" „zu Tage tritt". Der Vorwurf der Lüge und Heuchelei ist hier Brentano zu wohlfeil.

Immerhin wolle man festhalten daran, daß es sich für den Sozialismus bei der sozialen Frage um nichts als um Verwirklichung eines privatrechtlichen Anspruchs handelt. „Das Volk steht da," meint der Vorwärts in seiner Weihnachtsbetrachtung zu Schluß des Jahres 1891, „mit seinem tausendjährigen Schuldschein; es verlangt keine Gnade, keine Barmherzigkeit, keinerlei Geschenk, nur Gerechtigkeit," aber — damit wird offenbar Bezug genommen auf die Arbeiterversicherung,

[1]) Ueber die Fortbildung des Arbeitsvertrags. Deutsche Worte 1892. S. 67.

und das, was für den Arbeiterschutz geschehen ist, „man speist es ab mit schönen, nichtssagenden Worten.“

Wir haben zu der Vertrauensseligkeit, mit der Brentano die Instinkte der Masse betrachtet, unsre Glosse gemacht. Wir wollen dabei nicht mißverstanden sein. Die Akten über den Gegenstand sind nicht geschlossen. Volksstudien hat man bisher bloß in den antiken Demokratien, in modernen Republiken und Revolutionen anzustellen Gelegenheit gehabt. Das letzte Wort in der systematischen Verwertung des zur Volkspsychologie daselbst aufgebrachten Materials ist offenbar noch nicht gesprochen. Vielleicht auch das erste nicht!

Wir sind zu dieser Betrachtung aber nicht nur durch die gelegentliche Aeußerung eines geistvollen Fachschriftstellers angeregt, sondern unmittelbar durch den Inhalt der Frage, die wir hier behandeln. Mit der halben Antwort auf das suum cuique, das Paulinische „So gebet nun jedermann, was ihr schuldig seid“ ist nämlich die Frage nach Gebühr und Ungebühr in der Sozialwirtschaft noch lange nicht erledigt. Und wenn Forderungen mit solcher Miene erhoben werden, wie es heute durch den von Millionen als seinen Wortführer anerkannten Sozialismus geschieht, so sind wir allerdings verpflichtet, zu prüfen und zu überprüfen. „Gerechtigkeit!“ Das ist der Schatz, der gehoben werden soll; denn mit dem Recht ist die Gerechtigkeit noch nicht erschöpft. Wer aber soll Pfadfinder sein und uns den Weg zu ihr zeigen?!

Hegel erklärt (in verschiedenen philosophischen Schriften), „der Staat ist die selbstbewußte sittliche Substanz.“ Lassalle (System der erworbenen Rechte) meint, „die alleinige Quelle des Rechts ist das gemeinsame Bewußtsein des ganzen Volkes: der allgemeine Geist.“ — Aber trotz ihres Selbstbewußtseins entdeckt sich die sittliche Substanz uns nicht wie ein Phänomen der Naturwissenschaft, und was den „allgemeinen Geist“ betrifft — ist er der Geist der Majorität? oder der Erleuchteten? und wenn etwa letzteres, wer ist „erleuchtet“? Die Majorität läßt sich rechnerisch ermitteln, obzwar fraglich ist, mit welchem

Alter man urteilsreif, welches Geschlecht in höherem Maße urteilsbegabt ist. Aber die Erleuchteten, wer soll diese bezeichnen? Etwa die, die es nicht sind? Oder gar die, die es sind?! Es ist der Zirkel der ethischen Frage, in dessen Wirbel wir wieder gezogen werden.

Die soziale Frage ist die Frage der Armen und der Reichen. „Ein satter und ein hungriger Mann können aber," erklärt schon ein altes schottisches Sprüchwort, „schlecht einander verstehen." Macaulay, der in einer seiner Reden dieses Sprüchwort aufgreift, paraphrasiert es folgendermaßen: „Wir sollten nicht erstaunt sein, daß die Logik des reichen Mannes, der das Recht des Eigentums verficht, dem armen Mann, der seine Kinder nach Brot schreien hört, wenig bündig erscheint." Und die Beobachtung, die einmal Lamartine in seinen „Girondins" verzeichnet, daß nämlich „die Meinungen des Mittelschlags der Menschen nach der durchschnittlichen Masse ihrer Habe sich berechnen," ist genau auch die Auffassung der materialistischen Geschichtstheorie.

Sind danach die Armen oder die Reichen die Urteilsberufenen? Man sehe bei den Armen zu! Einer ihrer wärmsten Sachwalter, Rousseau, urteilt in seinen „Bekenntnissen": „Schwer ist es, adelig zu denken, wenn alles Denken der Lebenserhaltung gelten muß." Aus den Erfahrungen der atheniſchen Demokratie hat schon Euripides („Die Schutzflehenden") die Anschauung geschöpft:

„Wer nur sein Brot mit Thränen aß,
Vermag es nicht, und wäre kundig er, frei seinen Blick
Zu richten aufs Gemeinwohl, da die eigne Not ihn drückt."

Die Prädisposition des Armen ist also nicht untadelhaft. Gewinnt sie dadurch, daß er, der Arme, sich, wie dies heute die Meinung, vergewaltigt glaubt? Als in den Berliner Unruhen im Frühling dieses Jahres (1892) Scharen Arbeitsloser durch die Straßen zogen, gellte der erschreckten Bürgerschaft das Lied in die Ohren: „Wer schafft das Gold zu Tage?!" Für den 1. Mai 1890, den internationalen Arbeiterfeiertag,

war jene Parole ausgegeben: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will.“ Das deutsche Schauspiel hat sich dieses Motivs sofort bemächtigt: Fuldas „Verlornes Paradies“ läßt auf einen Wink des Arbeiters, der den Streik eröffnet, die Räder und Transmissionen, die im Werksaale der Fabrik eben noch mächtig durcheinander schwirrten, augenblicklich stille stehen. Und während im Hintergrunde das Leben aus dem Werksaale flieht, steht vor uns der Unternehmer mit verglasten Augen, tobend und verzweifelnd, ohnmächtig, an der Lage der Dinge, wenn er die Arbeiter nicht für sich hat, etwas zu ändern. Man sieht, sie haben das Heft in der Hand. Oder sollten es wenigstens haben! Das Bild ist vervollständigt, wenn Schippel (Die wirtschaftlichen Umwälzungen und die Entwickelung der Sozialdemokratie) nach Goethe die Antithese zimmert: „Wir schaffen 's Eisen, sie schmieden Ketten.“

Unsers Wissens ist, mit einer Ausnahme, nie zuvor in der Geschichte mit solcher Beharrlichkeit, so systematisch und bewußt und mit solcher Freiheit von allen Gewissensskrupeln die Verhetzung von Volksgenossen betrieben worden wie jetzt durch die Sozialdemokratie. Das ultrarevolutionäre Paris der großen Revolution war eine viel kürzere Episode. Einzig der englische Chartismus läßt mit dem deutschen Sozialismus einen halben Vergleich zu. Aber er trug keinen gleich prinzipiellen Charakter, und die Truppen, die ihm zur Verfügung standen, die englischen Arbeiter aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts halten auch nicht entfernt einen Vergleich mit dem Selbstbewußtsein und dem Doktrinarismus ihrer deutschen Genossen von heute aus. Wir verkennen dabei nicht den Idealismus, der die sozialistischen Führer beseelt, und daß sie im Dienste einer hohen Pflicht zu handeln glauben. Wir stellen bloß fest, daß sie es als ihre ideale Pflicht betrachten, Zwietracht zu säen und Haß aufzuhäufen, etwa wie man Pulvervorräte häuft, wenn der Kriegsausbruch bevorsteht.

Marx hat im Vorwort seines großen Werkes zwar erklärt: „Weniger als jeder andre kann mein Standpunkt, der die Ent-

wickelung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt, den einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, so sehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag." Das hindert aber nicht, daß er gegen den Schluß des Buches hin (S. 787) einer englischen Zeitschrift mit vielem Behagen jenen Beitrag zur „Psychologie" des Kapitals entnimmt, wo es heißt: „Für 100% stampft ‚das Kapital' alle menschlichen Gesetze unter seinen Fuß; 300% und es existiert kein Verbrechen, das es nicht riskiert, selbst auf Gefahr des Galgens. Wenn Tumult und Streit Profit bringen, wird es sie beide enkouragieren. Beweis: Schmuggel und Sklavenhandel." Diese Darstellung hat, wie schon früher erwähnt, guten Kurs in der sozialistischen Agitation. Nur werden die letzten Worte „Beweis: Schmuggel und Sklavenhandel", aus denen man auf ihren anachronistischen Charakter schließen könnte, dann in der Regel verschwiegen.

Uebrigens hat Marx noch andere Aeußerungen verwandten Inhaltes gethan. Er mochte den besten Willen haben, an sich zu halten und nicht persönlich zu werden. Zuletzt bricht aber der Haß gegen alles, was Unternehmer heißt, nur um so jäher los, und dann ist ihm „Monsieur Kapital" doch nichts andres als die „syphilitische und skrophulöse Ehrbarkeit".

Das Wort von der „Profitwut des Kapitals" ist längst dem deutschen Sprachschatz einverleibt, übt aber eben darum nicht mehr die alte Wirkung. Man thut daher mit „jener genugsam konstatierten diabolischen Kapitalistenselbstsucht", der „teuflischen Sucht des Unternehmertums, die Genußfähigkeit der Arbeiterschaft recht tief hinabzuschrauben" (Vorwärts, 17. Januar 1892), neue Projektile in den Lauf. Ist der Bourgeois gemeinhin „Pflastertreter, höherer Bummler, Couponabschneider von Profession, Börsenspieler und Ausbeuter" (Vorwärts, 26. Januar 1892), so ist der Unternehmer im besondern Händler in „Kinderfleisch, das eben billiger als das erwachsener Arbeiter oder Arbeiterinnen" (Vorwärts, 4. März 1892). Der Mord-

prozeß Heinze ist „ein Symptom des Verfalls der bürgerlichen Gesellschaft" (Vorwärts, 3. März 1892) und „das folgerichtige Ergebnis bürgerlicher Moral, bürgerlicher Sozialreform, bürgerlicher Gesetzgebung Hurenhaus und Lattenarrest" (Vorwärts, 3. März 1892).

Daß eine derartige Würdigung des Bürgertums und seiner letzten Absichten, zu der dann gelegentlich direkte Kriegserklärungen treten (vgl. Vorwärts vom 18. März 1892 und anderwärts), nicht geeignet ist, beim Arbeiter einer ruhigen parteilosen Beurteilung der Verhältnisse Vorschub zu leisten, ist selbstverständlich. „Der Menschheit ganzer Jammer" ist vom Sozialismus auf das Konto der Bourgeoisie geworfen, und so schwillt ihre Schuld ins Unermeßliche an.

Und doch ist der Arbeiter kaum aus besserem Holze geschnitzt als der Unternehmer, sein altruistischer Sinn kaum höher entwickelt als der des von ihm sogenannten Ausbeuters. Deutlich geht dies aus Beobachtungen hervor, die 1. hinsichtlich des Verhaltens spezieller Arbeiter gegen die „übrige Gesellschaft" und 2. hinsichtlich des Verhaltens des Arbeiters gegen untergebene Arbeiter sich sammeln lassen.

Seuchenherd in der bürgerlichen Gesellschaft ist dem Sozialismus zufolge das Kartell. Sicher mit vielem Rechte nimmt er Stellung gegen dieses. Aber er geht ein Stück zu weit, wenn er sich hinreißen läßt, darüber wie folgt zu urteilen (Vorwärts, 23. Januar 1892): „Unwillkürlich werden wir an das Bild erinnert, welches Hogarth in den ‚sechs Platten' von dem Weg der Buhlerin entwirft, wenn wir die Vorgänge auf wirtschaftlichem Gebiete betrachten. Hogarth schildert dort, wie die Buhlerin erst ihre Umgebung und ihren Anhang verpestet, dann aber, nachdem sie alles um sich herum mit Sumpfatmosphäre vergiftet hat, in dieser Umgebung selber zu Grunde geht. Die Rolle, die hier der Buhlerin für das gesellschaftliche Leben zugeschrieben wird, spielen bei uns für das wirtschaftliche Gebiet die ‚Bereicherer des Nationalwohlstandes', die Praktiker des Syndikatsschwindels." Als diese Worte fielen, wurden

jenseits des Kanals von englischen Kohlenarbeitern die ersten Schritte gemacht, um jede Kohlengrube, die sich der Vereinigung der Bergwerksbesitzer zwecks Höherhaltung des Preises und Auszahlung entsprechender Arbeitslöhne an die Arbeiter nicht anschließen wollte, der Arbeiter zu berauben. Im Januar d. J. wurde von dem Verband englischer Kohlenarbeiter eine Resolution angenommen, mittelst welcher er die Vereinigung der Grubenbesitzer angeht, „sich mit ihm sobald als möglich in London zu einer Konferenz zusammenzufinden, und darüber zu diskutieren und zu beschließen, welches der Minimalpreis der verschiedenen Klassen und Qualitäten von Kohle sein solle, und ferner zu bestimmen, daß entschiedene Schritte gegenüber jedem Grubenbesitzer unternommen werden, von welchem es sich herausstellt, daß er Kontrakte übernimmt oder Kohlen verkauft unter demjenigen Minimalsatze, welcher von der Konferenz beschlossen werden wird". Der Arbeiter glaubt dabei, durch die Unterstützung, welche er dem Grubenbesitzer anbietet — so erläutert dies uns ein Berichterstatter [1]) — die Konkurrenz zwischen den Arbeitgebern überhaupt zu beseitigen. Das Mittel dazu ist die Achterklärung der anders denkenden Grubenbesitzer durch eine Art Boykott; sie sollen der Arbeitskräfte beraubt werden, damit sie die unter der Preisvereinbarung abgeschlossenen Kontrakte nicht zur Ausführung bringen können. Das Unternehmen der englischen Bergwerksarbeiter hat die vollste Billigung seitens der deutschen sozialistischen Partei gefunden, während sie das gleiche Vorhaben deutscher Unternehmer als „cynische und freche Gaunerei" brandmarkte, und den erwähnten längeren Artikel, nachdem der „Syndikatsschwindel" wieder als typisch für den Kapitalismus als solchen erklärt worden war, mit der beliebten Wendung schloß: „Wie die Dirne schließlich in ihrer eigenen Verpestung untergeht, so wird auch der Kapitalismus an seinen eigenen Sünden verenden."

Als zweites Indicium, daß der Arbeiter an ursprünglicher

[1]) Vgl. auch „Vorwärts" v. 22. April 1892.

Begabung für die „Gerechtigkeit“ gegen den Unternehmer nichts voraus hat, haben wir die Behandlung, die der Arbeiter einem ihm etwa unterstellten Arbeiter zu teil werden läßt, angeführt. Man kann sich hier auf mannigfache Erfahrungen stützen: nicht nur auf die im Sprüchwort niedergelegte (Asperius nihil est humili, quum surgit in altum — Niemand härter als der Geringe, wenn er steigt) und auf das von Shakespeare in ganz gleichem Sinne angewandte Bild (König Heinrich VI., dritter Teil): „Beggars, mounted, run their horse to death“, sondern auf die in ihrer Konkludenz sicher nicht zu übertreffende Beobachtung an „Arbeitgebern“, die vordem Arbeiter gewesen sind. Ein eifriger Freund der Arbeiterschaft, Schulze-Gävernitz, in seinem Buche „Zum sozialen Frieden“ entwirft nach andern, die solche Freunde nicht minder waren, folgende Schilderung von der ersten Generation englischer Industrieller, die, „wie Gaskell bestätigt“, ursprünglich fast allgemein Arbeiter gewesen sind, „Arbeiter oder Hausindustrielle, welche durch Verstand und Energie über ihre Berufsgenossen hervorragten“. „Sie werden uns,“ teilt Schulze mit (I. S. 25), „als roh und brutal geschildert.“ Auch weiterhin (II. S. 189 ff.) sieht er sich veranlaßt, die Ausschreitungen des englischen Unternehmertums in der ersten Zeit der Industrie, seine Rücksichtslosigkeit und Hartherzigkeit und sein Banausentum auf die Unmittelbarkeit der Abstammung vom Arbeiter zurückzuführen: „Zur Zeit der Herrschaft der individualistischen Nationalökonomie war der Arbeiter für den Arbeitgeber thatsächlich nichts als ein Mittel der Gütererzeugung.“ „Die Hölle dieser Leute war,“ wie Carlyle es ausgedrückt hat, „keinen Gewinn zu machen. Auf ihre Söhne paßte die Beschreibung nicht mehr, soweit dieselben nicht in dem schnell erworbenen Reichtum ihrer Väter früh untergegangen, sondern durch Universitätsstudium, öffentliche Thätigkeit u. s. w. in Berührung mit dem Geistesleben der Nation getreten waren.“

Wir sind nicht gewillt, dieses Zeugnis im Interesse des Unternehmers gegen den Arbeiter zu verwerten, sondern uns

gilt es bloß darzuthun, daß an der Hand geschichtlicher Erfahrung im Arbeiter mindestens ursprünglich die moralische Anlage nicht in ungewöhnlich großem Umfange vorhanden und darum auch er nicht vorzugsweise zum Richteramt berufen ist. Nicht anders sprechen Erfahrungen, die aus dem Verhalten von Arbeitern, welche andre Arbeiter in ihren Dienst stellen, geholt sind. Man schlage hiefür etwa die Depositionen nach, die auf der Londoner Remuneration Conference 1885 gemacht worden sind (a. a. O. S. 115 f.). Endlich verweisen wir auf die vor nicht langer Zeit zum Gegenstand parlamentarischer Erörterungen gemachten Erfahrungen mit sächsischen, bayerischen und andern Unteroffizieren. Fast wäre man unter solchen Umständen versucht, den Arbeiter oder wenigstens sehr viele Arbeiter noch auf der von Schopenhauer (wenn auch nicht als ursprüngliche Anlage) statuierten, hinter dem Egoismus zurückstehenden Moralstufe der Bosheit stillgestanden anzusehen. Doch bedürfte es hierfür eingehenderer Untersuchungen, und viele Zeugnisse von heute (vgl. etwa Göhre, Drei Monate Fabrikarbeiter) sprechen aufs entschiedenste gegen die Einreihung einer großen Zahl Arbeiter in diese Kategorie.

Immerhin — und das wäre das Ergebnis des ersten Teiles dieser Untersuchung, jener, die den „Armen" galt — scheint der Arbeiter lange nicht auf der moralischen Höhe zu stehen, als daß, was er als gerecht empfindet, Anspruch hätte, ohne weiteres als gerecht ins Werk gesetzt zu werden. Schippel meint zwar (Die wirtschaftlichen Umwälzungen S. 32): „In seiner kulturellen Bedeutung ist das Proletariat heute schon ein Riese." Aber wir vermuten, daß er damit bloß seine ökonomische Bedeutung bezeichnen will, hinsichtlich welcher wir den Nachweis des Irrtums bereits früher angetreten haben.

Wird nun unser Mißtrauen gegen den Reichen ein geringeres sein?

Wir wollen hier die Untersuchung nach genau dem gleichen Schema führen, wie es oben bei dem Arbeiter geschehen ist, d. h. 1. psychologisch den Wahrscheinlichkeitsbeweis versuchen,

2. nach den Erfahrungen, die mit der Klasse auf altruistischem Gebiete gemacht worden sind, sehen.

Der Reiche mag denken und trachten — was bei dem Armen nur ausnahmsweise der Fall —, sich von Vorurteil und Voreingenommenheit freizuhalten. Ist damit aber auch schon das Gelingen ausgesprochen? Schopenhauer hat in seiner „Welt als Wille und Vorstellung" seinen Beobachtungen am Menschen durch folgende Aeußerung die Krone aufgesetzt: „Der Vorteil übt eine geheime Macht über unser Urteil aus: was ihm gemäß ist, erscheint uns alsbald billig, gerecht, vernünftig; was ihm zuwider ist, stellt sich uns, im vollen Ernst, als ungerecht und abscheulich, oder zweckwidrig und absurd dar. Daher so viele Vorurteile des Standes, des Gewerbes, der Nation, der Sekte, der Religion." Es gibt kein wahreres Wort als dieses[1]). Es ist der Schlüssel zum Verständnisse der Geschichte demokratischer Staaten und des Parteigetriebes überall. Das Urteil des Reichen mag, mit dem bißchen Selbstkontrolle, das sie üben, durchschnittlich etwas ruhiger, leidenschaftsloser, geklärter sein als das des Armen (der in seinem subjektiven Verhalten durch jenes Wort Rousseaus hinreichend entschuldigt ist); aber das Ziel der vollen Objektivität wird es, kann es nicht erreichen. „Gab es denn jemals eine Herrschaft," fragt J. St. Mill in seiner „Hörigkeit der Frau", „die denen, die sie besaßen, nicht natürlich schien?"

Beim Arbeiter haben wir als ein weiteres Moment zur Verfälschung des Urteils neben jener naturgemäßen Befangenheit angeführt, er sei verbittert, d. h. nicht nur intellektuell,

---

[1]) Aehnliche Wahrnehmungen bei der Beurteilung von Personen vgl. Macaulays Lord Bacon, zu Beginn. Darüber sodann, wie wenig sich die Arbeiter der Subjektivität ihres Standpunkts bewußt zu werden vermögen, Aeußerungen wie im „Vorwärts" vom 16. März, die neben die oben mitgeteilte, von Haß und Ingrimm triefende und zweifellos so empfundene Würdigung der Bourgeoisie zu stellen sind: „Die deutsche Arbeiterbewegung übt ihre grundsätzliche Kritik an den Thatsachen ohne Haß und ohne Neigung, kühl und unbefangen."

sondern auch gemütlich affiziert zu Gunsten seiner selbst und zu Ungunsten des Reichen. Das Pendant dafür beim Reichen ist die Abschwächung, die das Leid auf dem Wege zum Mitleid erfährt, wodurch, wenn der Arme seine Lage unter dem Einfluß der Verbitterung zu düster ansieht, sie dem Reichen zu harmlos erscheint. Er hat nicht selbst erfahren, was Armut heißt. Und das will erfahren sein. Goethe hat uns zu dem „Wer nur sein Brot in Thränen aß" der Hiketiden das Gegenstück geliefert:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Wenn Virgil seiner Dido die Worte in den Mund legt: „Non ignara mali, miseris succurrere disco", so setzt er genau die gleiche Bedingung für alle an die Elenden gewendete Hilfsaktion wie ein Allermodernster, Paul Desjardins, der in seinem Dévoir présent (1892) die Zeit kommen sieht, wo die Reichen und Vornehmen ihre Söhne, statt sie Lehr- und Wanderjahre in Italien und Indien zubringen zu lassen, in eine Armenwohnung schicken, nach Montrouge oder Ménilmontant.

Shakespeare hat uns den Wandel der Gefühle mit dem Wechsel von Reichtum und Armut sprechend in dem ausgesetzten König vorgeführt. Der gellende Aufschrei seines Lear tönt in die Worte aus:

„O daran dachte ich
Zu wenig sonst! Nimm Arzenei, o Pomp!
Gib Preis dich, fühl einmal, was Armut fühlt,
Daß du hinschüttst für sie dein Ueberflüssiges
Und rettest die Gerechtigkeit des Himmels."

Cynische Nichtachtung des Elends des Andern, wie Fichte es als nicht vereinzelte Erscheinung anführt, ist heute längst nicht

mehr die Regel. In seiner Rede „Von begünstigten Volksklassen" läßt der deutsche Philosoph den Vertreter dieser Klasse sprechen: „‚Solche Leute sind es gewöhnt; sie wissen's nicht besser', sagt mit stickender Stimme der satte Wollüstling, während er seinen köstlichen Wein schlürft." Entrüstet erhebt Fichte Protest dagegen: „Aber das ist nicht wahr; an den Hunger gewöhnt man sich nie, an widernatürliche Nahrungsmittel, an das Hinschwinden aller Kräfte und alles Mutes, an Blöße in strenger Jahreszeit gewöhnt man sich nie!" Woran man sich „gewöhnt", das ist, wie ein andrer, Tocqueville einmal, unser Thema noch ein Stück weiterführend, bemerkt, das Elend des Nächsten: „Der Gedanke des Elends wird uns so bald gewöhnlich, daß man nicht fühlt, wie ein Uebel, welches für den Betroffenen größer wird, je länger es dauert, dem bloßen Beobachter eben durch die Thatsache seiner Dauer geringer erscheint." In der psychologischen Beschwerde, das Leid des andern zu ermessen und das Mitleid — nicht etwa gleich dem Leid, aber verhältnismäßig zum Leid werden zu lassen, liegt also eine Seite der altruistischen Unfähigkeit der „Glücklichen"; und daß der eine ihrer nicht gewahr wird, der andre sie leicht beschönigt, der dritte pharisäisch die Augen verdreht, ein vierter sich trotzig und herausfordernd in die Brust wirft, bezeichnet bloß Typen (von verschiedener Frequenz), in welchen die Allgemeinerscheinung auftritt, und die Zuthaten, die sie nach der persönlichen Natur des empfindenden, bezw. nicht empfindenden Subjekts erfährt.

Weiterhin ergibt sich völlig automatisch, als Rückstoß auf die von den Armen gegen die Reichen ins Werk gesetzte und, wie oben gezeigt, durchaus nicht unpersönlich betriebene oder von Verunglimpfungen freie Bewegung, Gereiztheit auf Seite der Zweiten, und bei sittlich und ästhetisch Feinorganisierten Widerwille gegen jede auch nur ideelle Gemeinsamkeit. Die Begabung der Reichen, bei sich selbst Wortführer der Armen zu sein, in der Weise, wie ein gerechter Richter die Sache beider Parteien zu der seinen und doch nicht zu der seinen macht, erfährt dadurch eine weitere Schwächung.

Zuletzt haben die Reichen auch durch die That bewiesen, daß sie so wenig wie die Armen zum Urteil über Gebühr und Ungebühr in unsrer Gesellschaft berufen sind. Gelegenheit, Liebe nicht bloß zu verheißen, sondern zu üben, haben sie stets gehabt. Daß sie die Gelegenheit ausgenutzt hätten, läßt sich nicht behaupten. Wir besitzen ein Wort darüber aus dem Munde eines der vorurteilslosesten, besten und unterrichtetsten Männer des Jahrhunderts. J. St. Mill in jenem Kapitel seiner „politischen Oekonomie", wo er von der wahrscheinlichen Zukunft der arbeitenden Klassen spricht, hat die Summe seiner geschichtlichen Erfahrung in folgendem Satz niedergelegt: „Alle privilegierten und mächtigen Klassen haben als solche ihre Macht in ihrem eigenen selbstsüchtigen Interesse gebraucht und durch das gesättigte Gefühl ihrer Bedeutung sich bestimmen lassen, diejenigen, die ihrer Schätzung nach auf niedrigerer Stufe standen, zu verachten, nicht aber liebevoll für sie zu sorgen." Die geschichtliche Thatsache der Geringschätzung der unteren Stände durch die über ihnen gelagerten hätte allerdings noch eine nähere Analyse durch Mill verdient. Und dann wäre er vielleicht auf dem Wege über die „misera contribuens plebs" der römischen sog. Demokratie mit der Aristokratie im Nacken auf das so überaus charakteristische Wort Mirabeaus gestoßen: „Verachtet das Volk, und helfet ihm." Das will sagen: Verachtet, thut nichtsdestoweniger eure Pflicht. Der Bourgeois hat sich aber nur das erstere gesagt sein lassen.

Die „Verachtung" ist übrigens mit der Verächtlichkeit während des Jahrhunderts, seitdem jene Worte gefallen sind, auf ein Minimum gesunken, und keinesfalls ist heute mehr der Besitzende als solcher zur Verachtung im mindesten befugt. Ob jedoch die Opferwilligkeit an Stelle der Geringschätzung getreten ist, ist zweifelhaft im höchsten Grade. Neuere Erfahrungen, um auch hier solche heranzuziehen, lassen nicht den Glauben daran zu. Eine neue Einkommensteuer in Preußen hat den Besitzenden größere Pflichten an die Staatskasse auferlegt. Für die zuvor allgemein üblich gewesene Unterschätzung gab es (mit einer Um-

stellung der Worte) die Entschuldigung Domingos: „Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen.“ Das Bürgertum hat es aber auch jetzt als eine ungerechte Zumutung empfunden, sein Scherflein im Maße eines sicher nicht überfordernden Anspruchs auf den „Altar des Vaterlands“ niederzulegen, oder solches doch notorisch nur höchst widerwillig gethan. Eines seiner angesehensten Organe hat seinen Beruf soweit verkannt, sich darüber zu entrüsten, „daß der Bureaukratismus gleich von vornherein seine Fangarme auf die Selbsteinschätzung ausstrecke,“ und übel beraten, wie es war, die Drohung daran geknüpft, „daß dadurch in weitesten Bügerkreisen die schon vorhandene Verstimmung unleidlich vermehrt und vertieft werden würde.“ Aeußerungen wie diese, von denen wir übrigens so wenig, wie von jenen des „Vorwärts“ vermeinen, daß sie die Ueberzeugung aller Angehörigen der Klasse aussprechen, verraten zweierlei: den Mut der Immoral, um nicht von Verwegenheit zu sprechen, und jene nach Gneist den höheren Ständen stets eigen gewesene Befangenheit im Interesse des nächsten Tages, die das kleinere Opfer heute nicht bringen will und damit für morgen das größere auf sich lädt.

III.

Die Formel der „Gerechtigkeit“.

Was vorauszusehen war, ist eingetroffen. Wir können uns, wenn es gilt, die Grundsätze auszuheben, nach denen eine Gerechtigkeit höherer Ordnung zu verfahren hat, nicht an die Beteiligten wenden. Ebensowohl die psychologische Analyse, d. h. die Darlegung der Motive, von denen die Armen und die Reichen sich unwillkürlich leiten lassen, wie eine allerdings flüchtige Darlegung der Erfahrungen, die mit ihnen gemacht

worden sind, haben gezeigt, wie verfehlt es wäre, die Direktiven für das sozialpolitische Handeln von ihnen entgegennehmen zu wollen.

Es ist aber nicht bloß die für die große Zahl unüberwindliche Schwierigkeit des uninteressierten und stimmungslosen Denkens, sondern weiterhin noch die unerfüllbare Forderung einer ganz anderen Objektivation, die uns nicht gestattet, es bei dem Urteil einer der beiden Klassen bewenden zu lassen. Es handelt sich hier um eine Objektivation mehr, wenn wir so sagen dürfen, technischer Natur. Der Irrtum jenes Cynikers enthält ein Körnchen Wahrheit. Fichte selbst, in seiner Rede „Aus welchen Grundsätzen hat man Staatsveränderungen zu beurteilen?", verweist uns darauf. Es handelt sich um die Wohlthaten, die wir den andern erweisen wollen. Und hier meint er nun: „Wissen wir denn nun so ganz gewiß, was sein (des andern) Wohl oder sein Unglück befördere? Es kann wohl sein, daß wir uns in seiner Lage höchst elend befinden würden; wissen wir denn aber, ob er, seinen besonderen Eigenschaften, Kräften, Anlagen nach, sich ebenso elend befinde?" Tocqueville in seinem Buche über die Demokratie in Amerika macht die gleiche Feststellung für das Urteil, das die Lage der „höheren Stände" bei den Nichtbegüterten findet: „Le pauvre ne se fait pas une idée distincte des besoins que peuvent ressentir les classes supérieures de la société."

Alles dieses ist in unsrer Frage zu bedenken, und ist wohl schon gelegentlich, aber unsers Wissens noch nicht *systematisch* zu bedenken *gegeben* worden. Das Thema ließe übrigens noch eine weitere psychologische Vertiefung zu. Aber da nicht die Lehre vom Vorurteil, von den Urteils-„Trübungen" hier zu entwickeln ist, sondern unser Beruf sich darin erschöpft, Mißtrauen zu säen, jenes Mißtrauen gegen sich selbst, in dem alle Erkenntnis wurzelt, so müssen diese wenigen aphoristischen Bemerkungen genügen.

Für den einzelnen Menschen führt der Weg zur Objektivation selbstverständlich über die Erkenntnis des eigenen Vor-

urteils; denn das Vorurteil ist nichts anderes als konsolidierte Subjektivität. Und es ist zweifellos, daß viele, ja die meisten Menschen jenen Weg gar nicht zu nehmen vermögen, da sie die Kraft der Abstraktion zur, wenn auch nur vorläufigen Gewinnung des gegnerischen Standpunktes, trotz des Vertrauens zu ihrer „Objektivität", zur also vollzogenen Objektivierung nicht besitzen. Die Fähigkeit absoluter Objektivierung ist Gabe der auserlesensten Geister allein, und für die intellektuelle Fähigkeit des einzelnen, aber auch für die der Gesellschaft als Ganzes gibt es keinen bessern Maßstab als diesen. Die größten Philosophen, die größten Staatsmänner sind Meister der Objektivierung gewesen. Das Volk war stets Stümper darin.

Nach allem bisher gesagten werden wir bei Feststellung der „Formel der Gerechtigkeit" selbständig vorzugehen, d. h. wohl nach beiden Seiten hin zu horchen, keiner Partei uns zu verschreiben haben. Wir werden aber dankbar die Gelegenheit der Anlehnung benützen, die sich uns dadurch bietet, daß einer unsrer größten Psychologen die „Gerechtigkeit" im modernen Verstande zum Gegenstand erfolgreicher Bearbeitung bereits gemacht hat. Wir meinen Niemand andren als Schopenhauer. Man ist erstaunt, diesen vermeintlich subjektivsten Philosophen hier anführen zu hören. Aber er hat, das mag zu unsrer Rechtfertigung gesagt sein, unendlich mehr, als man es ihm allgemein zuspricht und als seine starke Empfindung und derbe Lebhaftigkeit es zu verraten scheint, jene Gabe der Objektivierung — außerhalb eines kleinsten Kreises von Beziehungen, wo er Beteiligter war — besessen.

Schopenhauer leitet (vgl. Die beiden Grundprobleme der Ethik, und Welt als Wille und Vorstellung) aus dem ethischen Urphänomen des Mitleides die zwei Tugenden der Gerechtigkeit und der Menschenliebe ab, als „Kardinaltugenden", „weil aus ihnen alle übrigen praktisch hervorgehen und theoretisch sich ableiten lassen." Die „Gerechtigkeit" ist „Negation des Bösen", die Absicht, „in der Bejahung des eigenen Willens nicht bis

zur Verneinung des in einem andern sich darstellenden zu gehen", oder, um den philosophischen Mummenschanz beiseite zu lassen: Gerecht ist, wer nicht, „um sein eigenes Wohlsein zu vermehren, Leiden über andere verhängt." Der Wunsch des Gerechten ist, „sich von dem Selbstvorwurf, die Ursache fremden Leidens zu sein, frei zu erhalten." „Die Ungerechtigkeit besteht demnach allemal in der Verletzung eines andern."

Weiter als die nackte Gerechtigkeit geht, eine höhere Potenz derselben ist die „Menschenliebe", oder, wie Schopenhauer es auch gelegentlich nennt, die „eigentliche Güte". Und diese bethätigt, wer über die Maxime der Gerechtigkeit hinaus, die da lautet „Neminem laede", dem Nächsten hilfreich beispringt. Während der Gerechte dabei stehen bleibt, nicht Leid zu verursachen durch sein Handeln, es aber nicht nötig findet, das von ihm unverschuldete Leiden des andern zu mildern, weil er selbst einige Entbehrung dabei übernehmen müßte, ist „jenem Edlen, den wir uns denken," der „Unterschied zwischen dem eignen Ich und dem fremden nicht so bedeutend." Er ist „nicht im stande, andere darben zu lassen, während er selbst Ueberflüssiges und Entbehrliches hat." Beiläufig bezeichnet Schopenhauer „die Gerechtigkeit" mehr als die männliche, „Menschenliebe" mehr als die weibliche Tugend. Zuletzt meint er: „Gerechtigkeit ist der ganze ethische Inhalt des Alten Testaments, und Menschenliebe des Neuen."

Dies im Succus Schopenhauers Ethik. Wenn wir sie für unsern Zweck hier herangezogen haben, so geschah es, weil sie uns als Sozialethik in jener Dreiteilung von Gut und Böse mit der Zwischenstufe der Gerechtigkeit vollkommener scheint als eine andre, und insbesondere auch vollkommener als die ihr zunächst stehende Kants. Wir wollen nicht für sie in Anspruch nehmen, daß sie irgend abschließend sei, sondern sie scheint uns nicht mehr als ein erster gelungener Anlauf zur Deutung des modernen altruistischen Gefühls. Aber als Etappe verdient sie hohe Anerkennung.

Wenn man es unternehmen wollte, mit Benutzung dessen,

was sie zur Systemisierung und Grundlegung der sozialethischen Fragen beigebracht hat, weiter zu bauen, so dürfte vorerst eine Fundamentverstärkung vorzunehmen sein. Nicht das Mitleid allein wird als Quelle altruistischen Handelns wirksam, sondern solches kann ebensowohl angeregt sein durch jene Seelenschwingung höherer Art, die wir als Großsinn und Hochherzigkeit begreifen. Dieselbe unterscheidet sich vom Mitleid, „wo das Leiden des andern uns fast so nahe geht wie unser eigenes," durch das Fehlen der Empfindsamkeit als Motor. Das Mitleid ist Stimmungssache und löst sich beim Kulturmenschen automatisch und unkontrolliert vom Willen aus, während Großsinn, Hochherzigkeit alle Merkmale des Selbstbewußtseins an sich tragen. Der Wurzelstock altruistischen Handelns ist also kein ein-, sondern ein zweifacher.

Im weitern ist Schopenhauer darin zu berichtigen, daß er zu freigebig mit dem Prädikat des Altruismus umgeht. Er erkennt dasselbe auch entschieden Unwürdigen zu. Ihm ist, so sahen wir eben, die eine der beiden Quellen des Altruismus verborgen geblieben. Er meint, der Fluß teile sich *späterhin*, und entsende als einen seiner Arme die Gerechtigkeit, als den andern die „eigentliche Güte" in das Meer der teilnehmenden Hilfeleistung. Aber sollte die *Gerechtigkeit* in Wahrheit eine That des *Altruismus* sein?! Wir meinen nicht. Die Gerechtigkeit hißt bloß die neutrale Flagge auf, wo der Altruismus Farbe bekennt und *Partei* nimmt. Die Gerechtigkeit entwindet dem Räuber seine *Waffe*, der Altruismus drückt dem Mildthätigen eine *Gabe* für den Nächsten in die Hand. Schopenhauer thut darum auch sicher Unrecht, von beiden, *Gerechtigkeit* und Menschenliebe, als Tugenden zu sprechen, als „sozialen" Tugenden. Er ist damit genau so sehr zu *anspruchslos*, wie Kant, wenn er sie beide als Pflichten statuiert, zu *anspruchsvoll* sein dürfte. Die beiden sind eben nicht von einem Holze: Gerechtigkeit ist Pflicht, Menschenliebe Tugend. Die Rangerhöhung, die Schopenhauer der „Gerechtigkeit" i. e. S. zu teil werden läßt, setzt um so mehr in Erstaunen,

als er die Gerechtigkeit sichtlich mit dem bereits formulierten, gesetzlich deponierten Rechte identifiziert, während offenbar ist, daß heute das Recht auch nur jenes „Neminem laede" noch lange nicht in vollem Ausmaße sichert. Neben dem straffälligen gibt es immer noch straffreies Unrecht, das Vertrauen aber in den Menschen, wie es von jener Straffreiheit stillschweigend vorausgesetzt wird, ist weit entfernt davon, sich zu bewähren. Es liegt hier also eine Pflichtversäumnis der Gesellschaft vor, und die Erstreckung des geschriebenen Rechts auf alle Handlungen, welche Nichtachtung jener Maxime der Gerechtigkeit in sich schließen, ist noch eines der zu realisierenden Postulate unsrer Zeit.

Wir vindizieren der Sozialpolitik zunächst also zwei Aufgaben: eine pflichtmäßige und eine tugendgemäße. Die pflichtmäßige betrifft den Ausbau des Rechts gemäß jener Maxime: „Suche deinen Vorteil nicht in der Schädigung des Andern"; die tugendgemäße hat zum Inhalt: Zuwendungen aus dem rechtmäßig gewonnenen Ueberfluß der Reichen an die Armen. Die Gerechtigkeit hat ihre Stelle vor der Thüre des altruistischen Heiligtums, während in dessen Innerem die Standbilder der Caritas und der Glücksteilnahme thronen.

„Glücksteilnahme"! Wir werden ihren Begriff noch näher zu entwickeln haben. Hier mag aber das bereits ausgesprochen sein, daß sie keine eigentlich altruistische Verpflichtung, sondern eine solche aus dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher Billigkeit, in Analogie zur juristischen Billigkeit darstellt. Diese wurde schon von Aristoteles (Nikomachische Ethik) so definiert, daß sie sei die „Verbesserung des Gesetzes in Fällen, wo dieses wegen seiner Allgemeinheit das Rechte nicht treffen kann". „Der Grund," führt Aristoteles dies näher aus, „liegt darin, daß jedes Gesetz allgemein lautet, manches aber in allgemeine Fassung sich nicht bringen läßt". Und weiterhin: „Wer nicht auf seinem strengen Recht zum Schaden andrer besteht, sondern etwas nachläßt, obgleich ihm das Gesetz zur Seite steht, der handelt billig." Nur wenig, fast nur im Tone abweichend hiervon,

aber ohne irgend welche Bezugnahme auf seinen großen Vorgänger, meint Bluntschli (Recht und Billigkeit 1873, in den „Kleinen Schriften"): „Man darf den Gegensatz von Recht und Billigkeit nicht mit dem Gegensatz von Recht und Moral verwechseln. Wer sich auf die Billigkeit beruft, will nicht bloß ein moralisches Verlangen stellen, sondern wirksames Recht behaupten." „Der Grund liegt in der Unvollkommenheit des menschlichen Rechts, insbesondere darin, daß der Geist desselben nicht immer von der Form desselben richtig dargestellt wird." Dem Wortsinne nach ist „billig" (vgl. Heynes deutsches Wörterbuch) das nicht nur dem „Rechtlichen", sondern auch dem „Freundlichen" gemäße; der deutsche Wortsinn liegt danach näher der aristotelischen als der Bluntschlischen Sachdefinition und an das „Freundliche" ist auch das (von Schopenhauer übergangene) sozialethische Postulat der Billigkeit anzuknüpfen.

Dies jene Forderungen, die auch ohne Kenntnisnahme von den Uebeln, an welchen unsre Gesellschaft krankt, von der Seite der sozialen Ethik her entwickelt werden können. Ob Uebel und Forderungen in jener Weise zusammenstimmen, wie der Stift, der in das Ohr fällt? Welches sind die Gravamina, die die Gesellschaft nicht zur Ruhe kommen lassen? Von dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag haben wir bereits gesprochen. Aber dieses ist eine gelehrte Konstruktion. Dem Volke als Ganzem ist es bisher nicht nahegegangen. Auch nur die anschauliche Vorstellung davon hat ein größerer Volksteil erst im Laufe der letzten fünf und zehn Jahre gewonnen. Es ist derart ein Eindringling und Emporkömmling gegenüber anderen, unendlich älteren, im Boden des allgemeinen Rechtsgefühls seit jeher wurzelnden Beschwerden. Auch diese wurden von uns gelegentlich früher gestreift. Hier ist der Faden wieder aufzunehmen. Der offenen Fragen, die das Gewissen der Zeit belasten und mit denen es sich nicht rundweg abfinden mag, hat es zwei:

A. den geschäftlichen Erfolg der Immoral;

B. das wirtschaftliche „Glück".

A. Das Feld der primitiven Gerechtigkeit.

Ueber den „geschäftlichen Erfolg der Redlichkeit" liegen zwei Meinungen im Streite. Von Juvenals „Probitas laudatur et alget" — „Rechtschaffenheit wird gelobt und friert dabei" — und den mannigfachen Aussprüchen des Alten und des Neuen Testaments über die bedenklichen Mittel aller Reichtumsgewinnung bietet die satirische und Morallitteratur eine reiche Zahl Bemerkungen in ähnlichem Sinne, bis auch hier der Sozialismus die Reihe mit einer Aeußerung von kraftvoller Bedingungslosigkeit schließt, indem er durch den Vorwärts das Wort: „Ehrlichkeit währt am längsten" als „eines der verlogensten erklären läßt." Die Bibel versichert einige Male, daß der Weg zum Reichtum nicht mit guten Vorsätzen gepflastert sei. „Siehe, das sind die Gottlosen, die sind glückselig in der Welt und werden reich," gibt der Psalmist zu bedenken. Die Sprüche lehren uns: „Wer eilet reich zu werden, wird nicht unschuldig bleiben" (Sprw. v. 20). Und drei Evangelisten (Matthäus, Markus, Lukas) fallen mit der Warnung ein: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme" u. s. w. Daß die Antike und das mittelalterliche kanonische Recht mindestens von dem Kaufmannserwerbe nicht viel besser dachten, ist bekannt. Die „Fuggerei" zu Beginn der Neuzeit war nicht geeignet, die öffentliche Meinung zu berichtigen. Und ein Jahrhundert darauf urteilt La Bruyère bereits ganz im Stile des Vorwärts: „In allen Verhältnissen steht der Arme dem rechtlichen Menschen sehr nahe und der Reiche ist nicht weit entfernt von Spitzbüberei (Gewandtheit und Geschicklichkeit allein führen nicht zu unermeßlichen Reichtümern)." Schließlich gesellen sich dem modernste Aeußerungen bei aus dem Lager der Bourgeoisie, wie jene aus dem Munde eines vielgenannten Eisenbahnmannes (Ofenheim) vor Gericht: „Mit Sittensprüchen baut man keine Eisenbahnen"; die eines Wiener Börsengewaltigen: „Man erwirbt die Millionen nicht, ohne mit dem Aermel ans Zuchthaus gestreift zu haben",

und einige andre, mehr oder minder anekdotischen Charakters, die aber darum nur um so besser brauchbar für die Kennzeichnung der herrschenden Auffassung sind. Ihnen steht berichtigend das Sprüchwort gegenüber: „Ehrlich währt am längsten“ in einer Anzahl Varianten.

Macaulay hat sich einmal in seinem Essai über Clive der Frage bemächtigt. Er meint daselbst: „Daß Ehrlichkeit sich als die beste Politik bewährt, ist ein Grundsatz, von dessen allgemeiner Richtigkeit wir in Bezug auf die weltlichen Interessen der einzelnen unverbrüchlich überzeugt sind.“ Ihn macht in dieser Auffassung nicht irre, daß immerhin „Beispiele von Personen sich anführen lassen, die großes weltliches Gelingen durch den Bruch persönlicher Treue erzielten.“

Dies einige Urteile aus alter und neuer Zeit über den Thatbestand. Wie man sieht, widersprechen sie einander. Widersprüche dieser Art deuten aber immer darauf hin, daß der eine und der andre Teil eine größere oder kleinere Zahl von Einzelfällen unbilligerweise verallgemeinert, daß also keiner in der Unbedingtheit seiner Formulierung Recht hat. Daß sittlich anstößige Handlungen den Einzelnen auch heute noch zu fördern vermögen, hat vorhin die Geschichte der Großvermögen ausgewiesen. Daß darum aber, wie der „Vorwärts“ meint, die Redlichkeit den Erfolg völlig unwahrscheinlich mache, davon ist keine Rede.

An den Prägestätten „falschen“ Geldes hat die (primitive) Gerechtigkeit nun einzuschreiten. Wo die Unredlichkeit ihr Handwerk treibt, es treiben kann, ohne mit dem geschriebenen Rechte in Widerspruch zu geraten, ist der Widerspruch durch „Schreibung“ des Rechtes, durch Ausfüllung der Gesetzgebungslücken herzustellen. Paart sich hiermit eine Vorbeugethätigkeit, die dem Unrecht auch die objektive Gelegenheit und subjektive Neigung entzieht und weiterhin eine Berichtigung der öffentlichen Meinung, so daß sie weit strenger als bisher Uebung des Unrechts auch gesellig ahndet, so bricht für das erste der Postulate, das „Neminem laede“ die Zeit der Erfüllung an. —

Wir gelangen zum zweiten, zum Glücke — des Andern, einem verwickelten und mehrgliedrigen Phänomen, für welches trotzdem die wirtschaftswissenschaftliche Analyse bisher nahezu nichts gethan hat. Wir denken denn auch nicht, bei seiner Betrachtung irgend vollständig zu sein, sondern werden uns begnügen, zwei große, das Phänomen beherrschende, wenn auch nicht erschöpfende Glückserscheinungen vorzuführen.

B. Berichtigung des Glückes I.

Auf Einen Glücks„fall" hat J. St. Mill, wenn auch nicht unter dem Titel „Glück" als den anstößigsten Thatbestand in unsrer Gesellschaft aufmerksam gemacht: auf die gewisse Polarität von Arbeitserfolg und Arbeitsmühe. Mill hat sich unter dem Eindruck dieser Thatsache trotz hartnäckigen Widerstrebens bis zum Sozialismus überredet. Es war in jener dritten Periode seines Lebens, wo er ganz dem „Einfluß seiner Freundin (aber noch nicht Gattin) hingegeben", jener Frau von „leidenschaftlicher Gerechtigkeit", die „Brille der alten Nationalökonomen-Schule" „von sich warf", um endlich, wie er meinte, mit der selbstbewußten Naivität des zur Reife gediehenen Geistes aus dem Vollen zu gestalten. Damals schrieb er für die dritte Auflage seiner Politischen Oekonomie die bittere Betrachtung nieder: „Wenn man wählen müßte zwischen dem Kommunismus mit allen seinen Chancen und dem gegenwärtigen Gesellschaftszustande mit allen seinen Leiden und Ungerechtigkeiten, — wenn die Institution des Privateigentums es als notwendige Folge mit sich brächte, daß das Ergebnis der Arbeit so sich verteile, wie wir es jetzt sehen, fast im umgekehrten Verhältnis zum Betrage der Arbeit, — daß die größten Anteile denjenigen zufallen, welche überhaupt nie gearbeitet haben, die nächstgrößten denen, deren Arbeit beinahe nur nominell ist, und so weiter hinunter, indem die Vergütung in gleichem Verhältnis zusammenschrumpft, wie die Arbeit schwerer und unangenehmer wird, bis endlich die ermüdendste und aufreibendste körperliche

Arbeit nicht mit Gewißheit darauf rechnen kann, selbst nur den notwendigsten Lebensbedarf zu erwerben; wenn, sagen wir, die Alternative wäre: ein fortdauernder Zustand solcher Art oder Kommunismus, so würden alle Bedenklichkeiten des Kommunismus, große wie kleine, nur wie Spreu in der Wagschale sein." Später hat er es noch in den „Chapters on Socialism", publiziert in der Fortnightly Review, Februar 1879, als ein nacktes Gesetz unsrer Wirtschaftsordnung hingestellt, daß „der Lohn, statt proportional zu sein der Arbeit und Selbstüberwindung (abstinence) des Individuums, meist in umgekehrtem Verhältnis" dazu stehe: „Die das wenigste erhalten, arbeiten und leiden (abstain) in der Arbeit das meiste[1])."

Mill hat die Sonde in den Thatbestand, den er hier zeichnet, nicht tief genug eingesenkt. Sonst hätte er 1. auf das über dem Menschen und damit auch über dem Sozialismus stehende Gesetz der Verschiedenheit der Begabungen aufmerksam werden und 2., mindestens als er die Chapters schrieb, wahrnehmen müssen, daß selbst der Sozialismus als solcher nicht das Recht auf Entlohnung nach der Arbeitsmühe, sondern nach dem Arbeitserfolg verficht. Immerhin hat er, und das ist sein Verdienst, die Erscheinung plastisch wie Niemand herausgehoben. Von andern vor und nach ihm ist bloß der Müßiggänger mißliebig bemerkt und moralisierenden Tons die Arbeitspflicht betont gewesen. So, im Jahrhundert der Arbeit!, von Rousseau, Fichte, Tolstoi. Rousseau stellt in seinem „Emil" fest: „Arbeit ist also die unumgängliche Pflicht des Gesellschafts-

[1]) Wenn Gustav Cohn in seiner Grundlegung der Nationalökonomie 1885, S. 616 von Stuart Mill aussagt, er falle, „trotzdem er die Bedeutung der Sitte so oft und auch bei dem Kapitel des Lohnes betont", doch in den Irrtum der „herkömmlichen Doktrin", daß „in Gewerben, welche als sehr ungesund bekannt sind, der Arbeitslohn immer besonders hoch sei", zurück, und wenn Cohn darauf seine Polemik gegen die klassische und nachklassische Theorie des Arbeitslohnes begründet, so scheint ihm jenes Bekenntnis Mills, das sein letztes und, wie oben gezeigt, nicht unwiederholt gebliebenes Wort war, und das zum erstenmal in der dritten Auflage seiner „Politischen Oekonomie" erscheint, entgangen zu sein.

menschen. Reich oder arm, mächtig oder schwach, jeder müßige Bürger ist ein Schelm.“ Bitterer meint der deutsche Philosoph („Von begünstigten Volksklassen“): „Daß nicht essen solle, wer nicht arbeitet, finden die Begünstigten naiv; man erlaube uns, nicht weniger naiv zu finden, daß allein der, welcher arbeitet, nicht essen, oder das Uneßbarste essen solle.“ In bedenklichster Vergröberung endlich wird die Pflicht von Tolstoi gepredigt, der[1]) nur körperliche Arbeit gelten lassen will. Freilich präsentiert er uns die nichtkörperliche Arbeit in merkwürdigen Typen: „Niemals wird ein Mensch, dessen Sinn darauf gerichtet ist, seinen Mitmenschen zu dienen, glauben können, daß er denen, die Hungers und vor Kälte sterben, einen Dienst leiste, wenn er Gesetze verfasse, Kanonen gieße, Luxusartikel herstelle, Violine oder Klavier spiele.“ Im übrigen erklärt Tolstoi mit jenem Bauern Bondereff, dem er den Weg zur Druckerpresse gebahnt hat, es sei nicht erlaubt, sich von dem göttlichen Gesetze der Arbeit „durch Geld loszukaufen“, so wenig wie das öffentliche Gewissen den Loskauf vom Militärdienst gestattet.

Vernünftiger hat Schopenhauer (Parerga) über die Frage der Arbeitspflicht geurteilt: „Wer hingegen nichts von dem allen, auch nur einigermaßen, oder versuchsweise, leistet, ja, nicht einmal, durch gründliche Erlernung irgend einer Wissenschaft, sich wenigstens die Möglichkeit eröffnet, dieselbe zu fördern, — ein solcher ist, bei angeerbtem Vermögen, ein bloßer Tagedieb und verächtlich.“ Schopenhauer will sich damit abfinden, daß die Aufforderung

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen“

nicht für jedermann geschrieben sein kann. Die Begabung aber, irgend etwas Nützliches zu thun, bringt jeder mit.

Der Millsche Text bedarf auch weiterhin noch eines Kommentars. Ein Mißverhältnis zwischen Arbeitsmühe und

[1]) Vgl. Gide a. a. O.

Wirtschaftserfolg ist festgestellt. Führt es sich auf die Verschiedenheit der Begabungen allein zurück? Geht es nicht tiefer? Oder ist der Riß etwa bei Heranziehung noch der Zins- und Rentenerscheinung, die arbeitsloses Einkommen bedingungsweise schaffen, ausgefüllt? Mill hat eine andere Antwort zur Hand. Für ihn löst jene schärfste Dissonanz im Tongefüge unsrer Gesellschaft sich in der einen Thatsache auf, die da heißt: „Erblichkeit der Berufe". Schon in der zweiten Auflage seiner Politischen Oekonomie in dem Kapitel, das die Ueberschrift trägt „Von der Verschiedenheit des Arbeitslohnes in verschiedenen Beschäftigungen", läßt er sich darüber wie folgt vernehmen (I. S. 399 f.): „Jede Beschäftigung wird hauptsächlich rekrutiert aus den Kindern derer, die mit derselben oder mit Geschäften, welche nach der allgemeinen Schätzung in gleichem Range stehen, zu thun hatten, oder aus den Kindern von Personen, denen es, obschon sie ursprünglich von niedrigerem Stande waren, gelungen ist, durch ihre Anstrengungen höher zu steigen." „Die gewöhnlichen Arbeiter bleiben, abgesehen von gelegentlich vorkommenden Ausnahmen, von Vater auf Sohn in ihrer bisherigen Lage." „Zwischen den verschiedenen Graden (Rängen) der Arbeiter aber ist bisher die Absonderung so vollständig, die Scheidungslinie so streng gezogen gewesen, daß sie fast von gleicher Bedeutung ist wie eine erbliche Unterscheidung in Kasten." Noch prägnanter hat sich Mill in den vorerwähnten Chapters on Socialism ausgesprochen: „Der mächtigste von allen Rang bestimmenden Faktoren ist die Geburt. Die große Mehrheit ist, was zu sein sie geboren wurde. Einige sind als ‚reich ohne Arbeit' geboren, andre sind geboren zu einer Stellung, in der sie arbeitend reich werden können, die große Mehrheit ist geboren zu harter Arbeit und Armut (poverty) ihr Leben lang, und nicht wenige zum Mangel (indigence)."

Daß die Interpretation, die Mill hier der Einkommenshierarchie in unsrer Gesellschaft gibt, im höchsten Grade unzulänglich ist, wurde von uns vorhin schon angedeutet. Mill überschlägt Natur- und Wissenschaftsthatsachen, die zur Er-

klärung des von ihm als solchen formulierten Widerspruchs heranzuziehen gewesen wären. Mill unterscheidet nicht zwischen Arbeitsmühe, Arbeitsleistung, Arbeitspreis, während klar ist, daß er 1. um der Erscheinung als solcher gerecht zu werden, 2. um einen Maßstab für den Umfang ihrer moralischen Halt- oder Unhaltbarkeit zu gewinnen, die Frage nach der Arbeitsleistung sich hätte stellen müssen. Die Gesellschaft, wenn sie das Recht auf den vollen Arbeitsertrag zugesteht, macht damit bereits einen moralischen Maßstab zu dem ihren, der die fühlbarsten Inkonsequenzen der von Mill bezeichneten und anstößig befundenen Art in sich trägt. Im weiteren hätte unsern Autor die Zins- und Rentenerscheinung in ihrer Beziehung zu dem Problem, das er aufwirft, beschäftigen dürfen.

Mills Erklärung ist also sicher unzulänglich. Ohne gesunden Kern aber ist sie darum nicht. Und an diesen wollen wir uns wenden. Mill hat sicher Recht, wenn er meint, daß die Klassierung der Gesellschaft nicht nach Verdienst *allein* vor sich geht, und die „Beziehungen", in die man von Haus aus eintritt, die soziale Schicht, der man angehört, für die Gestaltung der ökonomischen Lage des einzelnen mindestens so schwer wiegen wie das zum Gegenstand von Anfechtungen weit mehr gemachte Erbrecht[1]). Und im besondern dürfte, was er anführt, in der Weise zu präzisieren und wissenschaftlich zu bezeichnen sein, daß eine Anzahl Stellungen, die *über jenem Preis gezahlt sind, der sonst Leistungen ihres Gehalts auf dem Markte zugesprochen ist*, heute einer kleinen Zahl Auserwählter reserviert bleiben; obzwar auch dies von Land zu Land wechselt und nicht die Wirtschaftsordnung, sondern politische Verfassung, historische Tradition und Konvention den Ausschlag geben; woraus der Schluß zu ziehen ist, daß nicht eine andere Wirtschaftsform, sondern Evolutionen politischer und in engerem Sinne gesellschaft-

[1]) Aus diesem materiellen Grunde haben wir auch die Betrachtungen über diese wie noch über andre Glücksfälle für den zweiten Band zurückstellen zu dürfen geglaubt.

licher Natur die Mittel zur Behebung dieses Uebelstandes wären. Zuletzt hätte Mill auch das bedenken dürfen, daß nicht Millionen gut dotierter Plätze in der Gesellschaft den Millionen „Zurückgesetzter" vorenthalten werden, sondern jene halben und Viertels-Sinecuren selbst in Staaten wie England, Frankreich höchstens nach Tausenden zählen, daher auch nicht jene Millionen, immer angenommen sie besäßen die entsprechende Begabung, unter andern Klassierungsverhältnissen die Plätze einnehmen könnten, die heute wenigstens in einigen Staaten das Monopol von vornherein Bevorzugter sind. Aber trotzdem derart die Erscheinung durch Mill ebensowohl quantitativ wie qualitativ eine Ueberschätzung erfährt, bleibt sie doch eines der umfänglich gewaltigsten Glücksphänomene in unsrer Gesellschaft, und darum zieht sie nach erledigter primitiver Gerechtigkeit ein weiteres soziales Postulat nach sich. Um dasselbe mit aller Prägnanz formulieren zu können, dürfte es ratsam sein, vorerst die Verteilungsmaßstäbe überhaupt, die möglich sind und deren Zahl größer ist als man gemeinhin gewahr wird, ins Auge zu fassen.

Die Verteilung der Güter in der Gesellschaft kann erfolgen

1. nach einem Maßstabe, der geeignet sein soll, jedermann im höchsten Grade wirksam werden zu lassen (Maßstab höchster Produktivität, Kultur);
2. nach dem Bedürfnis (Kommunismus I);
3. egalitär (Kommunismus II);
4. nach dem Werte der Arbeitsleistung (Sozialismus I, in der kapitalistischen Gesellschaft angeblich nur sehr mangelhaft realisierbar, für den Arbeiter thatsächlich schon — mit wenig Ausnahmen — realisiert);
5. nach dem Maßstab anderweitiger Ueberlegenheit, dem „Recht" des Stärkern (Beute-„Recht"); (Maßstab früherer Zeiten, korrigiert durch 1 und teilweise ergänzt durch 4 nach der sozialistischen Theorie auch heute wirksam);
6. nach der Arbeitsmühe (Sozialismus II).

Aber selbst dieses Schema ist noch unzulänglich. Es setzt an verschiedenen Stellen fixe Größen voraus, wo die Welt der

Thatsachen uns höchst arbiträre Grenzen, ja etwa gar ein Gesetz der Grenzverschiebung aufweist. So steht beispielsweise gerade jener Verteilungsmaßstab, der uns am nächsten geht, der unter 4 nach dem Werte der Arbeitsleistung, völlig im Flusse der Entwickelung, und zwar gemäß jenes obersten Wertgesetzes, das ausspricht, daß der Wert unmeßbar ist — nicht etwa infolge der subjektiven Natur des Wertes, sondern infolge seiner Abhängigkeit von der Seltenheit, von der Proportion in Angebot und Nachfrage, die durchaus nicht allein auf den Preis einwirkt, sondern auch unser Wert-Urteil durchdringt, beherrscht.

Unter Umständen tragen diese Veränderungen in der Bewertung der Arbeitsleistung gesetzmäßigen und entwickelungsgeschichtlichen Charakter. So ist heute, seit begonnener Demokratisierung der Gesellschaft, wahrnehmbar eine Bewegung, die vermittelst verhältnismäßig stärkeren Zuflusses zu den Stellen dispositiver Arbeit zu Ungunsten der Wertung dieser letzteren sich vollzieht. Es handelt sich dabei um ein sozial bedeutsames Phänomen. Denn es ist nichts andres als die halbe Erfüllung des Postulates, das im Grunde der von Mill angehobenen Klage über die „Erblichkeit" der Berufe ruht.

Nach Mill sollen die bevorzugten Ränge der Gesellschaft weit mehr zum Gegenstand des freien Wettbewerbs gemacht werden als es bisher der Fall war, wo das formale Recht durch die Tradition die wesentlichste Einbuße erlitt. Daß die Sitze in diesen „Rängen" aber, wenn sie dem Kreuzfeuer der Konkurrenz ausgeliefert sind, sofort eine Wertverminderung erleiden müssen, ist bei dem Umstande der übergroßen Zahl der Bewerber nicht zu bezweifeln. Die Bewegung, die wir hier — ziffermäßigen Nachweis für den zweiten Teil vorbehalten — konstatieren und die nur etwas modifiziert ist durch die Einwirkung eines Faktors, der für Mill deshalb nicht bestand, weil für ihn die Bewegung als solche nicht da war und er sie in der kapitalistischen Gesellschaft seltsamerweise für unmöglich hielt, läßt sich dann auf den mathematischen Ausdruck eines der vorhin formulierten

Rechte bringen. Sie bedeutet die Verwirklichung des unter 1 genannten Verteilungsprinzips, welches besagt: „Verteilung nach einem Maßstabe, der geeignet sein soll, jedermann im höchsten Grade produktiv werden zu lassen."

Dieses letztere Prinzip widerstrebt allerdings bis zu gewissem Grade dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag im gemeinen Verstande, indem der Ertrag der Arbeitsleistung nach dem gültigen Wertmaßstabe durchaus nicht derjenige sein muß, der der Verdienstlichkeit der Leistung aus dem Standpunkte des Allgemeinwohls bezw. der Absicht produktivster Verwendung des Menschen entspricht. Aber in diesem Falle scheint nur der „gültige Wertmaßstab" seine Geltung nicht zu verdienen. Und so würde die Verteilung nach dem Maßstabe der höchsten durch den einzelnen zu realisierenden Produktivität doch die Verteilung nach dem vollen, aber hinsichtlich des Leistungswertes berichtigten Arbeitsertrag in sich schließen, jenes Recht also in vervollkommneter Form sein. Daß weiterhin dieses Verteilungsprinzip eine entschiedenere Verwirklichung der gesellschaftlichen Freizügigkeit bedeutet, als sie insbesondere in den alten Staaten heute besteht, wurde bereits ausgesprochen. Endlich zieht es aber auch mit ihrer Invalidierung die Ausstoßung der gemeinwirtschaftlich wertlosen oder direkt gemeinschädlichen Glückserscheinungen nach sich. Es ist also in weit höherem Sinne die Erfüllung der Gerechtigkeit als das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, und bedeutet die Zusammenfassung der sozialen Postulate in die einfachste Formel. Denn es begreift in sich: das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, Berichtigung der Arbeitswerte, Zulassung jedermanns zu seiner „Bestimmung" und Verminderung der „Glücks"bestände.

Man darf hier nicht aus dem Auge verlieren, daß unsre Gesellschaft heute in ihren Bewegungen, weit mehr als die Thatsache des Umsichgreifens des Sozialismus es ahnen läßt, durch das Bedürfnis individueller und individualistischer Geltendmachung, in Auflehnung gegen den Zwang societärer Organi-

fationen bestimmt wird. Und darum hat es nicht nur aus dem Gesichtspunkte jener höheren Gerechtigkeit, die sich die Glücksberichtigung I zur Aufgabe macht, sondern weiterhin aus dem politischen, der es (im Wege der vollen Rechtsverleihung an Jedermann) dahin bringen muß, daß der Sozialismus schließlich auf das zusammenschrumpft, wozu er den Beruf in sich trägt, als was er sich heute aber nur unklar bezeichnet — auf einen Kampf der von der Natur Zurückgesetzten gegen die Befähigten — seine hohe Bedeutung, das Recht auf sich selbst, das Recht der Persönlichkeit auf den Vollgenuß ihrer spezifischen brauchbaren Begabung zu realisieren. „Der Untergang der Lebenskeime, das Fehlschlagen des Begonnenen ist die Regel in der tierischen Welt. Die naturgemäße Entwickelung ist ein Spezialfall unter Tausenden," meint einmal (in antiteleologischem Sinne) der Geschichtschreiber des Materialismus. Für die Menschheit den „Spezialfall" zur Norm zu erheben, dem einzelnen nicht nur den Ertrag seiner Arbeit schlechthin, sondern den Ertrag jener Arbeit, die ihm die naturgemäße ist und die seine höchste Leistungsfähigkeit ausspricht, soweit irgend möglich zu gewährleisten — das soll neben der Erfüllung anderer Pflichten mit ein Strebensziel unserer Zeit sein. Es heißt, dem Menschen die Selbstfreude zu vermitteln, deren er eben fähig ist nach der Natur der Anlagen, die er in dieses Leben mitgebracht hat.

C. Berichtigung des Glückes II.

Hat sich die Wissenschaft mit dem „Glück" noch nicht beschäftigt, so haben sich dafür Volksgeist und Beobachter des Menschen längst Gedanken darüber gemacht und ihre Meinung gebildet. Diese Meinung aber stand die Jahrtausende lang fest, bis der Sozialismus kam und sie umwarf.

Diesem letztern zufolge schöpft das Glück der einen aus dem Unglück der anderen. Der Barde des Sozialismus (Karl Henckell) singt:

„Alles Einzelglück ist nur Verschulden
Aus des Lebens allgemeiner Not."

Hiermit sind zu vergleichen die völlig zu Volkssprüchwörtern ausgewachsenen Sentenzen Pseudo-Sallusts: „Jeder ist seines Glückes Schmied", und des Lafontaineschen Kärrners im Morast: „Aide-toi, le ciel t'aidera", die vom Unglück des andern kein Wort sagen, aber auf die entschlußbereite Hand, auf moralische und intellektuelle Fähigkeit als den besten Glücksfang weisen.

Energische Völker und energische Menschen haben stets eine bessere Meinung vom „Glück" gehabt als die mattgestimmten und ideenlosen.

„Kein Müßiggänger wurde reich durch Flammenschau,
Geist ist der beste Seher und Besonnenheit"

meint bei Euripides der Bote, der das Spiel der Götter mit Helenen enthüllt, und der Chor ist gleicher Meinung. Von Modernen ist allen andern voran Goethe ein Skeptiker des Glücks gewesen:

„Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein."

Und etwas derber:

„Daß Glück ihm günstig sei,
Was hilfts dem Stöffel;
Denn regnets Brei,
Fehlt ihm der Löffel."

Der Gedanke wird von dem Dichter des Manchestertums noch des öftern geliebkost. Und in der That ist das Glück jedenfalls nicht so unpersönlichen Charakters, wie es das Wort besagt[1]).

[1]) In seiner ursprünglichen Bedeutung trägt dasselbe so sehr die Bedeutung des durch die Götter bewirkten Schicksalschlusses, daß die christlichen Missionare seinem Gebrauche wehrten und es erst wieder zu Ehren kam, als die ursprüngliche Beziehung auf die heidnischen Gottheiten nicht mehr aufgenommen werden konnte, da diese selbst aus dem Gedächtnis des Volkes geschwunden waren (vgl. Heynes Deutsches Wörterbuch I, S. 1210).

Wir wissen nicht, welcher englische Moralist einmal die Zähigkeit als weitaus den mächtigsten Glücksvermittler hingestellt hat. Sicher ist, daß die Eigenschaften des Charakters und Temperaments Staffeln sind zur Ersteigung des Postaments, auf welchem das Glück steht. Und ebenso, daß sie hinsichtlich ihrer nicht nur moralischen, sondern auch wirtschaftlichen Bedeutung viel zu sehr über die Achsel angesehen werden. Von den Fähigkeiten des Menschen, die auf den Wirtschaftserfolg Einfluß nehmen, steht die Intelligenz vielleicht nicht einmal in erster Reihe; jedenfalls kommt lange nicht sie allein in Frage. Denn der Charakter ist, wie Kuno Fischer es einmal überaus glücklich ausgedrückt hat, der „größte Multiplikator menschlicher Fähigkeiten".

Glück ist danach vor allem die Begabung und im besondern jene, die ein Ziel wie mit eisernen Klammern festzuhalten und sich für die Entscheidung des Augenblicks parat zu machen weiß. Moltke, einer der feinsten Beobachter menschlichen Lebens, meinte einmal: „Nur der Tüchtigste hat auf die Dauer Glück." Das Glück heftet sich dem Beharrlichen an die Fersen. Nicht mit unbedingter Gesetzmäßigkeit, selbstverständlich! Aber jedenfalls ist das Unglück der weit größere „Zufall" als das „Glück". Darum wäre auch das Unglück in höherem Grade zur Hülfeforderung berufen als das Glück zur Hülfeleistung — eine aus dem sozialpolitischen Standpunkt fatale Disparität, da das Glück die Mittel aufbringen soll für Aufrichtung der vom Unglück Betroffenen.

Indes! So wenig wir die Auffassung vom Glück des Tüchtigsten preiszugeben vermögen, und so sehr unter solchen Glücks-„Umständen" das Prinzip der Vergeltung nach dem vollen Arbeitsertrag jede Kürzung des Glückseinkommens zu verbieten scheint, ist in Wahrheit die letztere Forderung gerade durch unsre Glücksauffassung vorbereitet. Denn wenn auch jene sozialistische Glückserklärung „aus dem Unglück der andern", d. h. durch Strandraub abzuweisen ist, so ist doch das ins Auge zu fassen, daß jede Begabung, um wertvoll zu werden, eine Nachfrage zur

Voraussetzung hat. La Bruyère meint einmal: „Il n'y a au monde que deux manières de s'élever: ou par sa propre industrie, ou par l'imbécillité des autres.“ In jener drastischen Wendung von der „imbécillité des autres“ ist weniger an das Phänomen der Ausbeutung gedacht, wie an den auserlesenen Glücksfall überragender Begabung. La Bruyère bezeichnet einfach den Revers der Medaille, die man, wenn vom Glück des „Tüchtigsten“ die Rede ist, nur in ihrem Avers vor sich hat. Denn die Konjunktur, die aus dem Bedarf der andern entspringt, oder die Inferiorität von deren Begabung sind die objektiven Bedingungen für die Wirksamwerdung jener Glücksausstattung. Den letzteren Fall betreffend, greifen wir ein Stück weiter zurück und erinnern an unsre Ausführungen (und die Schäffles) über die Allgemeinheit der Rentenerscheinung. Jede Vorzugsbegabung schafft sich — auch wenn die Entlohnung nach dem Recht auf den Arbeitsertrag erfolgt — eine Rente, wobei ihr aber Mittel die minderen Begabungen sind, ohne deren Minderwertigkeit sie ihre Vorzugsstellung nicht besäße. Die höhere Begabung dankt dem Umkreis niedrigerer Begabungen um sie herum die Thatsache von deren Konkurrenzlosigkeit.

Der Höherbegabte ist also in dieser oder jener Weise in der That Verpflichteter der Minderbegabten und eine Leistung an sie ist teilweise Rückgabe ihnen zu dankenden Gutes.

D. Caritas.

Das vorhin entwickelte „Recht auf den vollen Ertrag der potentiellen Energie“ oder (synonym) „der spezifischen Begabung“, wie die Forderung mit leider wenig packendem Ausdrucke sinngemäß zu nennen ist, birgt keinerlei caritative Elemente in sich; selbstverständlich ist dies nach dem Gesagten bei dem einfachen Recht auf den vollen Arbeitsertrag (Modus 4) noch weniger der Fall, und tritt bei dem Recht des Stärkeren (Modus 5), das sich übrigens teilt in das Recht der Vergewaltigung (gegen den Willen des Vergewaltigten) und der bloßen Ausbeutung (mit Zu-

stimmung, mindestens ohne Widerspruch des Ausgebeuteten) der positiv anticaritative Standpunkt in die Erscheinung. Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag und das auf den Ertrag der spezifischen Begabung sind also die caritativ neutralen „Rechte", während die Rechte auf Befriedigung des subjektiven Bedürfnisses, auf Befriedigung des Durchschnittsbedürfnisses und auf Güterzuweisung gemäß der Arbeitsmühe durchweg caritativen Charakter an sich tragen, was freilich nicht hindert, daß sie alle kulturwidrig sind, da sie der qualitativ höheren Leistung nicht die höhere Würdigung zu teil werden lassen.

Die Neutralität, deren sich das Recht auf den Ertrag der potentiellen Energie befleißigt — wir sprechen weiterhin von diesem allein, obzwar die Ausführungen über seine Beziehungen zur Caritas ebensogut auf das Recht auf den vollen Arbeitsertrag Anwendung finden —, wäre nun ein Verhältnis, mit dem man sich zufrieden geben könnte, wenn alle Menschen „wirtschaftliche Potenz" besäßen. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall, und zweifellos ist ein sehr großer Teil des Elends um uns herum durch wirtschaftliche Impotenz verschuldet. Das „Recht", selbst mit Einschluß der Billigkeit, versagt hier. Nun wurden aber von uns noch weitere, auf privatrechtlichem Boden stehende Verpflichtungen in der Gesellschaft entwickelt. Wir sprachen von der Verpflichtung der Begabten gegenüber den Minderbegabten. Fraglich ist es aber, ob diese Verpflichtung auch gegenüber den jeder Begabung Baren sich behaupten läßt. Manches ist für und wider anzuführen. Aber wie dem auch sei — jedenfalls ist noch neben jener „Verpflichtung" die Caritas eine Rolle zu spielen berufen, das will sagen: die privat- und öffentlich-rechtlich nicht verpflichtete Barmherzigkeit. Auch in den Streit, ob es sich hier, sobald dem einzelnen ein Recht auf Existenz zuerkannt wird und innerhalb dieses Rechts etwa auch ein Recht auf Arbeit, wenn nicht um privatrechtliche Ansprüche, so um menschliche Grundrechte, welche auf der andern Seite Grundpflichten bedingen, handle, wollen wir hier nicht eintreten. Nur freilich, daß es sich um menschliche Ur-

rechte nicht handelt, zeigen Geschichte und Ethnographie ganz deutlich, und weiterhin der Umstand, daß ein Urrecht Gegenstand der Kontroverse überhaupt nicht werden kann, nämlich die Eigenschaft der Evidenz besitzt, wie ja auch beispielsweise über die Schutz- und Hegepflicht der Eltern dem Neugeborenen gegenüber nie gestritten wurde.

Im übrigen gehört die Frage, ob das Recht auf Existenz ein Urrecht sei oder nicht, eben zu jenen ausgewählten Vexierspielfragen, über welche sich die Jahrhunderte in den Haaren liegen[1]), ohne ihnen darum von dem ursprünglichen Reize der Jungfräulichkeit viel zu nehmen. Sicher ist, daß die Griechen, ohne sentimental zu sein, das Elend häßlich fanden und es sich daher aus den Augen schafften, und daß die Völker, welche der „Natur" am nächsten stehen und besser als wir Kulturmenschen ihren Pulsschlag fühlen, die Elends- und Naturrechtsfrage durch Ueberantwortung der Elenden an die „Natur" höchst einfach lösen; bekannt endlich und bedeutsam, daß jener Graf von Argental dem Unterhalt fordernden Abbé (Desfontaines) auf den Vorwurf: „Aber ich muß doch leben" erwidern konnte: „Je n'en vois pas la nécessité", ohne von ihm mit Gründen der „absoluten Vernunft" widerlegt werden zu können.

[1]) Man ist versucht, aus dem Umstande, daß den Eltern das Recht zu zeugen, d. h. Menschen in die Welt zu setzen, nie abgesprochen wurde, ein Urrecht für die „Rechtsfolgen", d. h. die Kinder abzuleiten. Da steht dann aber der Malthusianismus auf und spricht von Rechtsmißbrauch, wo ohne die Sicherheit, den Kindern Brot schaffen zu können, solche in die Welt gesetzt werden. Worauf allerdings die Eltern entgegnen dürften, daß jene Möglichkeit oder Unmöglichkeit nicht von vornherein feststeht, sondern ganz und gar von der nicht vorauszusehenden Begabung des zu zeugenden Kindes abhänge, da erfahrungsgemäß bloß die Unbegabten das Recht auf Existenz und innerhalb desselben das Recht auf Arbeit geltend zu machen haben. Ist damit der Streit geschlichtet? Nein. Denn gerade jenes scheinbar so unwiderlegliche Argument aufgreifend, wird der Malthusianer replizieren, daß nicht die Gemeinschaft, sondern die nunmehrigen Eltern das Schicksal versucht haben, und wenn sie eine Niete ziehen, ihnen als den Spielern die Last zufällt. Was die Eltern zu der Duplik veranlaßt, daß die ersten Regreßrechte heute schon an die Eltern gehen.

Will man die gelehrten Ableitungen des Rechts auf Existenz als eines Naturrechts einen Augenblick ernst nehmen, so dürften, wie man weiß, deren zwei zu unterscheiden sein: einmal jene Lockes und Fouriers, welche beide von einem ursprünglichen Rechte des Menschen an die Mutter Erde, Fourier etwas detaillierter von einem Recht zu jagen, zu fischen, Früchte zu pflücken und das Vieh zu weiden, sprechen; sodann jene im Stile Fichtes, wonach niemand auf der Erde mindern Rechtes sei als der andre, jeder genau das gleiche Recht habe zu leben, wie der nächste. „Die Teilung muß daher zuvörderst so gemacht werden, daß alle dabei bestehen können."

In wie hohem Grade aber der Hinweis auf die ursprünglichen Kräfte der Natur und deren Ueberantwortung an den Menschen die Existenz desselben in unsern Kulturstaaten sicherstellt, geht aus der einfachen Mitteilung einiger Ziffern, die wir Ratzels Anthropogeographie (S. 261 f.) entnehmen, hervor. Es sind die folgenden:

	Die Quadratmeile Landes vermag Menschen zu ernähren
bei Jägervölkern der Steppengebiete	0,1—0,5
„ Fischervölkern an Küsten und Flüssen . .	bis 100
in Ländern europäischer Großindustrie . . .	über 1500

Man sieht nun, wie weit man mit der Aufteilung der ursprünglichen Kräfte der Natur an die Menschen kommt, die heute die Erdkugel bewohnen. Das „Naturrecht" auf Existenz, die „Mutter Erde" sichert dem Menschen die Existenz für — seien wir liberal — eine Woche im Jahr.

Das „Recht" auf Existenz und innerhalb desselben das „Recht" auf Arbeit ist also nicht Naturrecht, sondern — Kulturpflicht, Pflicht vornehmlich der christlichen Kulturgemeinschaft. Paulus mahnte die Korinther: „So diene euer Ueberfluß ihrem Mangel." Das Recht auf Existenz, die knappe Lebenssicherung der Nichtsvermögenden darf völlig eine Rechtsfrage nicht sein, sondern nur eine Empfindungsfrage, eine Frage der aus der

Empfindung geschöpften Pflicht inmitten einer Gesellschaft, die in ihrem Siegel als die „Hauptsumma aller Gebote", als das „königliche Gesetz", als das „Band der Vollkommenheit" das Bekenntnis der bedingungslosen Nächstenliebe trägt. Die große That des Neuen Testamentes ist die Erhebung dieses Gebots zur Ebenbürtigkeit mit dem Gottesglauben: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn! Dies ist das vornehmste und größeste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten."

Das ist die „eigentliche Güte". In ihrem Namen ist zu leisten, was das Gewissen der Zeit über Gerechtigkeit und Billigkeit hinaus verlangt. Sie ist der ungelöste und theoretisch unlösbare, in dauernder Entwickelung und Fortbildung befindliche und nur abschätzungsweise der Fixierung und praktischen Verwirklichung fähige Rest des sozialethischen Programms. Hier hat unsre Arbeit vorläufig daher ein Ende.

Anhang.

Wir hatten die Absicht, anhangweise das in Erfurt beschlossene Programm der deutschen sozialdemokratischen Partei vollinhaltlich mitzuteilen. Da aber in dieser „Grundlegung" bloß der allgemeine Teil desselben von Interesse ist und dieser schon vorhin (S. 136 f.) eine Wiedergabe nach den zwei Fassungen, zwischen denen der Parteitag zu wählen hatte, erfahren hat, wäre ein nochmaliges Zurückkommen darauf, wenn nicht besondere Gründe dafür vorlagen, von Ueberfluß gewesen. Wir haben uns zuletzt entschlossen, nach dem Protokoll des Parteitags einige Stellen aus der Rede des Referenten zum Parteiprogramme, Liebknecht, mitzuteilen, und dem dann allerdings die Einleitung des Parteiprogramms nach dessen endgültigem Texte anzuhängen. Wir verfolgen damit den Zweck, hier zum Schluß, wo manchem Leser rückblickend die Frage Sozialismus oder kapitalistische Gesellschaftsordnung sich neuerlich aufdrängt, an dessen geistigem Auge die grundsätzlichen Auffassungen des Sozialismus nochmals Revue passieren zu lassen.

Aus der Rede Liebknechts zum Parteiprogramm,

nach welcher letzteres ohne weitere Diskussion einstimmig genehmigt wurde.

„Und nun will ich in die Hauptgrundsätze des Programms eingehen." „Von dem Moment an, wo das Privateigentum an den Produktionsmitteln entsteht, beginnt auch die Ausbeutung und die Spaltung der Gesellschaft in zwei durch Interessen einander feindlich entgegenstehende Klassen." „Mit der Konzentration der Kapitalien, der Produktionsmittel nimmt auch in gleichem Maße zu einerseits die größere Intensität der Produktion, die ins

Unendliche gesteigert wird, und anderseits die Intensität der Ausbeutung, die Aufsaugung der Mittelschichten, die Unsicherheit der Existenz des Proletariats, der Grad des Elends, des Druckes, der Knechtung."

„Die Spaltung der Gesellschaft wird immer tiefer und vollständiger — was zwischen beiden Extremen: Kapitalist und Proletarier steht, die sogenannten Mittelschichten, verschwinden mehr und mehr, und der ganze Entwickelungsprozeß der heutigen Gesellschaft geht mit Naturnotwendigkeit kraft des innersten Wesens dieser Gesellschaft darauf hin, daß die Produktionsmittel sich in wenigen Händen konzentrieren und daß die Besitzer, die Monopolisten der Produktionsmittel, die Nichtbesitzer enteignen, ihres Eigentums berauben, so daß die ganze Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft eine Geschichte der Expropriation ist, die Expropriation in Permanenz. Der Besitzer der Produktionsmittel expropriiert den, der keine besitzt und gegen Lohn für ihn arbeiten muß; er bezahlt in dem Lohn nur einen Teil der ihm geleisteten Arbeit; der Mehrwert, die nicht bezahlte Arbeitsleistung, wird in seiner, des Besitzers der Arbeitsmittel, Hand zum Kapital und setzt ihn in stand, dem Arbeiter die Fesseln enger und fester zu schnüren, seine Knechtung und Ausbeutung zu vollenden. So schmiedet der Arbeiter, indem er arbeitet und Reichtum schafft, sich selber die Sklavenkette. An diesem Prozeß können fromme Wünsche nichts ändern. Alle Kritiken des Kapitalismus, welche nicht auf den Kern gehen, sind unfruchtbar — alle Versuche, unter Beibehaltung der Grundlagen des Kapitalismus, dessen „Auswüchse" zu beseitigen, sind Utopisterei. Diese „Auswüchse" sind die logische Folge, die unvermeidliche Konsequenz des kapitalistischen Systems — wer sie beseitigen will, muß die Ursache, muß das kapitalistische System beseitigen. Durch diese Forderung unterscheidet sich die Sozialdemokratie von allen übrigen Parteien und kennzeichnet sich als revolutionäre Partei."

„Da gibt es kein Paktieren, kein Kompromittieren; zwischen uns und der Armee unsrer verbündeten Gegner ist eine breite Kluft, eine täglich breiter und tiefer werdende Kluft, die allerdings, weil das jenseitige Ufer höher, von drüben her wirtschaftlich übersprungen werden kann, denn täglich, stündlich werden ja aus den Reihen unsrer Gegner durch die Wucht und Logik der ökonomischen Entwickelung Scharen, die bisher dort kämpften, herübergeschleudert in das Proletariat – wobei freilich Tausende und Hunderttausende in den Abgrund stürzen und elend verkommen. Aber diese bodenlose Kluft, sie wird durch ihre Leiber nicht ausgefüllt, und besteht – es ist die Grenzlinie, welche uns von allen andern Parteien abscheidet; und jeder, der über diese Grenzlinie gehen will, sich kleinbürgerlichen Utopistereien hingibt, der nicht jeden Augenblick klar vor Augen hat, daß nur die Beseitigung der Ursache die Aufhebung der ganzen heutigen Produktions- und Warenerzeugungsweise allein dem Elend, der Ausbeutung, der Knechtung ein Ende machen kann, wer da wähnt, allmählich auf dem Wege der Kompromisse mit kleinbürgerlichen Salben und Palliativmittelchen ließen sich die Uebel der heutigen Gesellschaft so mildern, daß man sie wenigstens auf eine Zeitlang noch ertragen könne — welcher solchen Anschauungen huldigt, verläßt den revolutionären Boden der Partei. Das haben wir zu bedenken, wenn wir fragen: gehörst du zu uns oder nicht? Die schönste Phrase von Verbesserung des Arbeiterloses nützt nichts, dadurch kann uns nicht geholfen werden."

„Die Gesellschaft läßt sich nicht in frühere, geschäftlich überwundene Produktionsformen zurückzwängen, und die neuen führen mit Naturnot-

wendigkeit zu immer größerer Konzentration der Produktionsmittel, zu immer größerer Ausbeutung und Knechtung, zu immer massenhafterer Proletarisation der Gesellschaftsglieder. Darum fordert die Sozialdemokratie, daß hier am Grunde, an der Wurzel zugegriffen, die Ursache dieser Zustände beseitigt wird. Das fordert sie nicht nach Laune, sondern vollbewußt, weil sie auf der Höhe jener Weltanschauung steht, welche die Gesellschaft als Organismus auffaßt, der mit Naturnotwendigkeit wächst und sich fortentwickelt. Sie sieht, daß die heutige Gesellschaft Zustände geschaffen hat, welche dieselbe zerstören müssen; sie sieht — was in allen unsern Programmentwürfen ausgedrückt ist — daß die heutige Gesellschaft mit eherner Logik hineintreibt in eine Katastrophe, in ihren eigenen „Weltuntergang", der nicht abzuwenden ist. Der Sozialismus ist keine willkürliche Erfindung. Der sogenannte Zukunftsstaat, mit dem wir gehöhnt worden sind, und dessen Grundlage wir selbstverständlich nur in allgemeinen Umrissen bezeichnen können, ist die notwendige, unvermeidliche Folge des kapitalistischen Gegenwartsstaates, wie die sozialistische Produktion die notwendige Folge und Konsequenz der heutigen kapitalistischen Produktion ist. Der kapitalistische Gegenwartsstaat ist der Vater wider Willen des Zukunftsstaates."

„Darum haben wir denn auch in unsrem Programmentwurf nicht irgend ein nebelhaftes Ziel hingestellt, das in der Luft schwebt. Wir haben gesagt, was ist und was wird! Wir haben gesagt: so ist die Gesellschaft, das sind ihre Gesetze, die wir nicht ändern können, so wenig wie der heutige Staat sie ändern kann — sie führen mit Notwendigkeit zur sozialistischen Gesellschaft und, weil der Sozialismus eine gesellschaftliche Notwendigkeit ist, deshalb streben wir ihm zu und fordern die Arbeiter auf, sich zu stellen unter das Banner der Sozialdemokratie, und zu treten in den Ring — wie weiland die revolutionären Bauern das Wort brauchten — in den Ring des sozialdemokratischen Programms!"

„Wir wissen, daß die bürgerliche Gesellschaft, sie mag thun, was sie will, in ihr Verderben rennt. An ihr vollzieht sich das Verhängnis. Es ist wie eine Schicksalstragödie des Altertums: der Held, das Opfer weiß, er ist verurteilt, es besteht ein Schicksalsspruch, den er erfüllen muß. Er wehrt sich dagegen, er sucht dem Verhängnis zu entrinnen, aber jeder Schritt, den er thut, um seinem Verhängnis zu entgehen, führt ihn der Katastrophe näher, bis der Tag des Untergangs, des Verderbens, des Gerichts hereinbricht. So ist es mit unsrer Bourgeoisie. Sie bietet alles auf, um dem Schicksal zu entrinnen; aber jeder Versuch, dem Verhängnis auszuweichen, führt sie der Vollstreckung des Urteils, des Schicksalsspruches bloß näher. Sie mag gegen uns thun, was sie will, sie thut es für uns; sie mag für sich thun, was sie will, sie thut es für uns; und wir, wir mögen thun, was wir wollen, die Verhältnisse arbeiten uns in die Hände; alles in Staat und Gesellschaft, Verfolgungen, Konzessionen, einerlei: alles schlägt uns heute zum Vorteil aus — uns, der aufsteigenden, siegenden Sozialdemokratie. Mögen unsre Gegner versuchen, was sie wollen, sie können nur für uns arbeiten."

„Wir sind jetzt im Begriff, uns ein neues Programm zu geben." „Aber das schönste Programm nützt uns nichts, wenn nicht der echte lebendige Geist hineingelegt wird." „Das Programm hat nur das Eine zu erfüllen, klar und verständig die Ziele unsrer Partei hinzustellen, den Entwickelungsprozeß der bürgerlichen Gesellschaft zu zeigen und die Naturnotwendigkeit, mit welcher sie sich selbst tötet, und in welchem sie selber den Moment herbei-

führt, wo die kapitalistische Produktion im Interesse der menschlichen Gemeinschaft ersetzt werden muß durch die sozialistische Produktionsweise. Diesen Entwickelungsprozeß mit aller Macht zu beschleunigen und alle Kraft daran zu setzen, daß dieser Moment möglichst bald eintrete, das ist unsre heilige Pflicht. Sorgen Sie dafür, daß das neue Programm, welches wir heute schaffen werden, die Partei von Siegen zu Siegen führe, wie das alte — von Sieg zu Sieg bis zum endgültigen Sieg! Legen Sie den richtigen Geist in das neue Programm! Kämpfen Sie in dem richtigen Geist unter diesem neuen Banner! Tragen Sie es, eingedenk der erhöhten Pflichten, die aus der Größe und dem Wachstum unsrer Partei für uns entspringen, mannhaft und begeisterungsvoll voran, — kämpfen Sie furcht- und rastlos, wie Sie unter dem alten Banner, unsrer alten, zerfetzten Sturmfahne gekämpft haben. Setzen Sie Ihre ganze Kraft, Ihre ganze Persönlichkeit an die Verwirklichung dieses Programms und sorgen Sie so dafür, daß die Zeit bis zu dem Tag, wo die heutige bürgerliche Gesellschaft fällt, möglichst abgekürzt werde — denn der Fall dieser Gesellschaft hängt wesentlich ab von der Summe der Kraft, die gegen sie eingesetzt wird. Je mehr Kraft wir in die Agitation, in unsern Agitationskampf legen, je rücksichtsloser wir unsre Persönlichkeit in die Wagschale werfen, desto rascher werden wir am Ziele sein, und desto eher das Banner der Sozialdemokratie auf den Zwingburgen der heutigen Gesellschaft aufpflanzen!"

(„Stürmischer, lang anhaltender Beifall.")

Aus dem „Programm der sozialdemokratischen Partei Deutschlands",

beschlossen auf dem Parteitag zu Erfurt 1891.

„Die ökonomische Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnotwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebs, dessen Grundlage das Privateigentum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln bildet. Sie trennt den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln und verwandelt ihn in einen besitzlosen Proletarier, indes die Produktionsmittel das Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern werden.

„Hand in Hand mit dieser Monopolisierung der Produktionsmittel geht die Verdrängung der zersplitterten Kleinbetriebe durch kolossale Großbetriebe, geht die Entwickelung des Werkzeugs zur Maschine, geht ein riesenhaftes Wachstum der Produktivität der menschlichen Arbeit. Aber alle Vorteile dieser Umwandlung werden von den Kapitalisten und Großgrundbesitzern monopolisiert. Für das Proletariat und die versinkenden Mittelschichten — Kleinbürger, Bauern — bedeutet sie wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung.

„Immer größer wird die Zahl der Proletarier, immer massenhafter die Armee der überschüssigen Arbeiter, immer schroffer der Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, immer erbitterter der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat, der die moderne Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager trennt und das gemeinsame Merkmal aller Industrieländer ist."

„Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln – Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel – in gesellschaftliches Eigentum, und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger, harmonischer Vervollkommnung werde."